This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08249972 8

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von

August von Kotzebue.

Zweyter Band.

Zweyte Auflage.

Weimar 1819

in der Hof-Buchhandlung der Gebrüder Hoffmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. I. Rede wahr, scheue Niemand. 1818. 2. Bd.

Die edle Turnkunst.

Ein gewisser Herr Passow hat ein Turnziel für Turnfreunde und Turnfeinde aufgesteckt; das heißt: die Freunde werden bis in die Wolken erhoben, und die Feinde werden mit Füßen getreten. Eine Mittelstraße giebt es bekanntlich auf dem Turnfelde nicht. Wir aber wollen diese Mittelstraße nicht verlassen, sondern ganz ruhig erzählen, was Herr Passow meint.

Er meint: „daß die Fürsten seit Jahrhunderten schwere Verschuldungen auf sich geladen" welches, ihnen vorzurücken, er sich berufen fühlt.

Er meynt: „das selbstische Trachten und Treiben habe unter den Preußischen Fahnen begonnen", worüber die alten Preußischen Militairs ihm ihr Kompliment machen mögen.

Er meint: „Preußen sey nur darum so tief gefallen, weil es, den erhabensten Beruf verfehlend, von höherer Stufe gestürzt sey, als irgend eine Macht der neuern Zeit erstiegen hatte." Die Preußische Regierung kann hier von Herrn Passow lernen, was sie verfehlt hat.

„Die Schlechtigkeit der Menschen" nennt der Verfasser eine „sittliche Triebfeder."

„Rings umher, in minder als Preußen bedrängten Landen, hatte sich allgemeiner Verfall ächter Bildung kund gegeben." Die Sachsen gehören auch zu diesem Ringsumher und mögen sich bedanken.

„Das gesammte Schulwesen, mit seltnen Ausnahmen, krankte entweder an eingerostetem Zunftzwange, oder an leichtfertiger, undeutscher Seichtigkeit." Der Ausnahmen sind nur zwei, die später nahmhaft gemacht werden, nemlich Klosterbergen, wo vermuthlich der Verfasser erzogen worden, und Jenkau bei Danzig, wo er Lehrer war. Alle übrige Schulen, die nicht so glücklich waren, die werthe Person des Hrn. Passow zu besitzen, gehören unter die erkrankten.

„Fichte trat auf wie von göttlichem Wahnsinn angehaucht und wurde den Zwingherren selbst durch seine Furchtlosigkeit furchtbar." — Diese Furchtsamkeit hätten die Zwingherren sich sparen können, denn Fichte's philosophische Speculationen haben keinen ihrer Schritte aufgehalten; auch hat, außer Hrn. Passow, Niemand bemerkt, daß die Franzosen sich vor Fichte gefürchtet.

„Eine zusammengeschmiedete Schaar von Knechten kann die erhabene Volksbegeisterung nicht begreifen." — Es ist sehr schmeichelhaft für das deutsche Militair, (welches hier doch wohl nur gemeint seyn kann) daß es einer zusammengeschmiedeten Schaar von Knechten verglichen wird. —

„Alle Erziehung war mit einseitiger Ungebühr auf das Innere zurückgezogen. In unedlem Hintrachten nach einem Platz in der bürgerlichen Gesellschaft, vergaßen die Meisten vor Allem Menschen zu seyn und Deutsche. — Durch verächtliches, ungesundes Jagen nach todtem Bücherwissen wurde man um Jugend und Frische, um Würde und Ehre und wahre Brauchbarkeit schändlich betrogen." — Wie werden sich die lieben Schüler freuen, zu vernehmen, daß das Jagen nach Bücherwissen verächtlich und ungesund ist! wer kann es ihnen nun verdenken, daß sie lieber turnen, als um Jugend, Frische u. s. w. sich schändlich betrügen lassen? —

„Das Bedürfniß eines tüchtigen Gegengewichts gegen verbildende Verflüchtigung des Menschlichen im Menschen war längst gefühlt, aber nichts der Rede werthes geschehen. Denn von einem deutschen Volke wollten jene Erziehereien (von Basedow, Campe und Salzmann) überall nichts wissen. Die (gymnastischen) Uebungen waren willkührlich zusammengerafft und konnten keine tiefere Bedeutung gewinnen, weil sie an nichts Dauerndes geknüpft waren; das Wort Gymnastik war ein sinnloser Fremdnahme — (ungefähr so wie Philosophie?) — Ohne Verbreitung begann und beschloß sie ihr kümmerliches Daseyn."

Die Macht der Wahrheit drängt uns hier, wenigstens in Hinsicht auf Schnepfenthal, dem Verfasser sehr bestimmt zu widersprechen. Der älteste Sohn des Herausgebers, der durch die Erzieherei in Schnepfenthal zu einem der ausgezeichnetesten Jünglinge gebildet worden war, und der sein Leben als russischer Obrister im Generalstabe auf dem Felde der Ehre mit Ruhm bedeckt endete — dieser junge Mann rettete einst, als die Franzosen ihn mit seinem Haufen bei Preßburg

über eine Brücke trieben, die er plötzlich in der Mitte abgeworfen fand, sein Leben dadurch, daß er mit der größten Besonnenheit, mitten unter einem feindlichen Kugelregen, an einem Brückenpfahl hinabkletterte, und dann durch die Donau schwamm. Dieses Klettern, dieses Schwimmen, diese Besonnenheit, hatte er in Schnepfenthal gelernt, freilich nur in willkührlich zusammengerafften gymnastischen Uebungen, und ohne die tiefere Bedeutung der edlen Turnkunst zu verstehn; aber genug, durch jenes verkehrte Erziehungswesen wurde in diesem verzweifelten Augenblicke ein junger Mann erhalten, den die Vorsehung bestimmt hatte, bei Polozk eines der bedeutendsten Werkzeuge des tapfern Grafen Wittgenstein zu werden, ja, der zu Riga mit dem Feldherrn der heran rückenden finnländischen Armee den Plan zu Vertreibung der Franzosen von Polozk verabredete; der diesen Plan noch gelingen und Petersburg gerettet sah, wodurch Napoleon's Lage weit schwieriger und die erste Hoffnung der Deutschen gebohren wurde. Mögte doch die Turnkunst, mit ihrer tiefen Bedeutung, recht viele solche Beispiele aufzustellen haben; bis jetzt ist uns keines bekannt geworden. —

„Jahn durchzog sein Vaterland scheinbar planlos, aber er faßte die beiden Endpunkte der Geschichte seines Volks zusammen" und so entstand die Turnkunst. Hat der Leser nun einen Begriff von ihrer Entstehung?

„Erwachen des Gemeinsinn's war der erste und höchste Gewinn derselben." — Viele werden bisher mit uns irrig geglaubt haben, dieser Gemeinsinn sey aus ganz andern Ursachen erwacht. —

Die waffenfähigen Turner haben mit gekämpft, „es war ihnen aber wenig Kriegsfreude beschieden." — Ey nun, desto mehr Friedensfreude haben sie jetzt.

„Vom Niemen bis zum Rhein, von den Ostseeküsten bis zum Fuße der Schweizer-Alpen werden schon 60 gedeihende Turnplätze gezählt, die fast alle unmittelbar aus der Berliner Mutteranstalt hervorgesproßt sind." — Mögen sie in Gottes Namen als gute gymnastische Anstalten fort gedeihen, wenn auch das deutsche Volksheil, welches heraus geturnt werden soll, durch sie eben so wenig erlangt werden wird, als durch die neue Fahrmaschine des Hrn. v. Drais, von welcher sich eben so leicht als vom Turnen beweisen ließe, daß sie eine tiefe Bedeutung hat; denn man denke nur, welch' ein schönes, öffentliches Zusammenleben sich dadurch bewürken läßt!

„Je klarer die Fürsten es erkennen, daß sie ihres Volkes wegen eingesetzt sind von Gott — je kräftiger fördern sie selbst diese Pflanzschulen der Freiheit und Stärke." — Allerdings werden sie wohl thun, die gymnastischen Uebungen wie vormals zu begünstigen, wenn sie auch gerade nicht klar erkennen, daß sie deshalb von Gott eingesetzt sind. —

Wer dagegen spricht, „ist ein Marterknecht der Wahrheit, dem man um sein Schergenhandwerk nicht zürnt." — Warum zürnt denn aber Hr. Passow so gewaltig? —

Weimar wird „an immer neuen Gestaltungen unerschöpflich" genannt. Captatio benevolentiae, denn noch hat es keinen Turnplatz.

Die Franzosen sollen, bei Jahn's erstem Hervortreten, gewaltig „durcheinander gelaufen und die Köpfe zusammen gesteckt, am Ende jedoch der Sache als einer unschädlichen, von deutschen Gelehrten ersonnenen Lächerlichkeit, freien Gang gelassen haben." — Daran thaten sie sehr wohl. Hätte man überall dieses Beispiel befolgt, so wäre wohl vom Turnen kaum mehr die Rede. So viel ist gewiß, daß noch jetzt kein Franzose auf den Einfall gerathen ist zu glauben, das Turnen habe zu ihrer Vertreibung mitgewürkt. —

„Nach abgewendeter dringendster Noth" sollen nun manche gemeint haben, man bedürfe der Mittel nicht mehr „durch die das Gewonnene errungen worden, (als ob es durch Turnen und von Turnern erruugen wäre!) ja, sie sollen viel Ungemach besorgt haben von einer so geweckten, zu Männerleistungen (!) berufenen Jugend, mit der gleichen Schritt zu halten sie theils zu geistesfaul (!) theils unfähig waren." — Also der Kletterbaum ist eine Männerleistung, und wer nicht turnen mag, ist geistesfaul! Man kann doch fürwahr bei solchen Behauptungen nur die Achseln zucken. —

„Andere hatten sich zur Zeit der Noth kaum entschließen mögen, der allgemeinen Landesbewaffnung zu folgen, und sollten nun, wo nichts zwang, ein solches Uebergewicht der Einsicht (!) durch die That anerkennen. Freilich ist diese niedrige Eifersucht die allerschlechteste u. s. w." — Eifersucht auf das Turnen! welche Einbildung! — Am unversöhnlichsten sollen diejenigen das Turnwesen hassen und verfolgen, die die Franzosen nur zu vertreiben gewünscht, um die Vorrechte des Verbrechens auf sich selbst überzutragen (welche gehässige, durch nichts auf der Welt bewiesene Anschuldigungen!) — „Diese kennen jetzt nichts entsetz-

licheres als durchgreifende, fortrückende Erhebung des gesammten Volkes zur höchsten Bestimmung des Menschen," (nemlich zum Turnen!) Vor diesem allmächtigen Turnen sollen nun auch alle „heimliche Vergatterungen, lichtscheue Plane u. s. w. zerstieben. Und darum fürchten die Schmalzgesellen, was das Volk zur Wiedergeburt führt, weil sie wohl wissen, daß sie sich dem Teufel ergeben haben!" — (wie zart! wie menschenfreundlich!) „Das Volk an seine Rechte und Kraft erinnern, das verspart man lieber, bis man einmal wieder Schlachtopfer haben will für die Altäre der Selbstsucht." (wie liebenswürdig dieser Jugendlehrer der ihm anvertrauten Jugend die Regierungen zu schildern weiß! was für herrliche Wirkungen es in jugendlichen Gemüthern hervorbringen wird, wenn sie so durch ihre Lehrer überzeugt werden, daß, wer dem Turnen nicht geneigt ist, nothwendig ein selbstsüchtiger Schmalzgeselle seyn muß.)

„Die nichts dagegen hatte, daß alles Menschliche in leerem Wissenschafts- und Kunstgeschwätz unterging. Nun aber soll der große Bildungskreis dadurch beschlossen und vollendet werden, daß auch dem menschlichen Leibe seine Ehre wird" — (nemlich durch das Turnen) — „es soll der Mensch endlich einmal etwas Ganzes seyn." (Es ist doch zum Erstaunen, was die bisherigen Halbmenschen in den letzten Jahren vollbracht haben! was wird man nicht künftig von den ganzen Menschen, nemlich von den Turnern, erwarten dürfen! —

„Da bäumt sich denn die tausendköpfige Otter auf, und zischt den Fürsten von Fürstenrechten vor, um sie der Fürstenpflichten vergessen zu machen, und sie zum Verrath gegen ihr Volk zu verlocken." (Herr Passow kämpft gegen Ottern, wie Don Quixotte gegen Riesen)

Von den Zeitungen sagt er: sie sollten das öffentlichste seyn und wären das heimlichste. Allein für schlimmer noch hält er „die verächtlichen Klatschblätter für weibische Männer und mitschwätzende Weiber, die unter allerley zierlichen und gefälligen Benennungen aller Orten wie die Pilze hervorsprießen zur Schande unsers Vaterlandes — die über Staats-Einrichtungen und bedeutende Männer so aburtheilen, wie es ihnen vorgeredet war."
(Gerade so wie die Turner es machen, wenn Hr. Passow ihnen etwas vorredet.)

Diejenigen, die vor der Turnkunst warnen (doch nur wenn sie die Grenzen der Gymnastik überschreitet?) sind nur ein kläglicher Schwarm Krüppel an Leib und Seele." In etwanigen Flegeleyen der Turner, über die so häufig und mit Recht geklagt worden, sieht Hr. Passow weiter nichts, „als daß einmal ein Knabe in frohem Muthe übermüthig seines Turnlebens sich erfreut; darüber laute Worte machen, sey so kleinlich als unverständig. Denn wenn zum Exempel ein rüstiger Lehrling für den Homer zu sehr begeistert werde, solle man deshalb die griechische Sprache aus den Schulen verjagen? u. s. w."

Alle Einwendungen gegen die Turnkunst sollen nur auf zufälligen Aeußerlichkeiten beruhen. Jahn's Einseitigkeit stehe ihm wohl an. Welchen großen Mann der Vorzeit habe nicht die Halbheit unserer Zeitgenossen angefeindet? Hier werden Carl der Große, Heinrich IV. und Gustav Adolph neben — Jahn gestellt. (!!!) Für die geistige Entwickelung der Jugend sey nichts zu fürchten. Ueberhaupt sey die vorgebliche Ueberschätzung und Uebertreibung der Turnkunst eben nur ein leeres Vorgeben. Das Turnen allein könne das kranke Geschlecht ergreifen, umgestalten und zur Genesung zurückführen. Die Knaben und Jünglinge wären die Reinsten der Zeit. (Solche Versicherungen sollen die Jugend nicht übermüthig machen!) Ehe ein Menschenalter vergehe, würden Turnen und Leben, Leben und Turnen wahrhaft Eins seyn. (Wir beneiden unsere Nachkommen nicht um diese Turnwelt.) Ein Vater, der einst sein 9jähriges Söhnlein mit Schrecken auf der Spitze eines Kletterbaumes erblickte, und solches in den Zeitungen bekannt machte, bekommt hier eine derbe Zurechtweisung. Er war ein unverständiger Mann, der noch obendrein seinen Sohn zum Ungehorsam gegen dessen Lehrer verführt hat. Auch den Turnübungen ein Maaß zu wünschen, ist „vernunftlose Willkühr, die nur von Unvernunft gewünscht werden kann."

Hr. Passow meint auch, wenn etwa die Turner und Turnfreunde hier und da ungebührlich sich benommen hätten, so wären nicht sie, sondern blos der zu überwältigende Widerstand Schuld daran. Vom Knaben und Jüngling könne man nichts anders wünschen, als daß er die unvernünftigen Gegenreden trotzig verachte. (Also der Knabe, der Jüngling soll beurtheilen, was unvernünftig ist, und Trotz und Verachtung werden ihm von seinem Lehrer empfohlen, der noch hinzu fügt: „den Turnern gebühre Ehre und Lob, ihre gute Sache nicht aus feiger Mäßigkeit verrathen zu haben." Bravo! Mäßigkeit (soll wohl heißen Mäßigung) wird dem Knaben von seinem Lehrer als etwas Feiges dargestellt!!

Mit Seiltänzern will Hr. Passow die Tur-

Digitized by Google

her durchaus nicht verglichen wissen. Alles was den Leib entwürdigt, soll vom Turnen ausgeschlossen bleiben. (Also das Aufhängen bei den Beinen entwürdigt den Leib nicht.) Der Teufel der Eitelkeit plage den Turner nicht, sondern er fühle blos edlen Wetteifer, daß er stets bedenke, „wie er tadellos und seiner würdig da stehe vor dem Volke." (Gerade das bedenkt auch der Seiltänzer.) „Darum soll man es keinem Turner verargen, der sich höher gestellt fühlt, als der Nichtturner." (Wiederum eine saubere Lehre für die, ohnehin zum Uebermuth geneigte Jugend). Man soll nur nicht mehr dem Turnen entgegen streben, so werde auch der kecke turnerische Trotz verschwinden, der jetzt nicht blos abwehre, sondern auch nachhaue." (Schön!)

„Der einfachste Turnplatz sey herrlicher und ehrwürdiger, als (vormals) die prachtvollste Turnierbahn, weil er von reiferer Volksentwicklung zeige." (?!)

Wer da verlange, daß der Turner nur zum Kriege abgerichtet werden soll, der „wolle nur Söldner und Miethlinge für die Blutbank der Willkühr"

Der Staat soll die Eltern zwingen, ihre Söhne turnen zu lassen. (!)

In frühester Jugend soll das Turnen angefangen, und nur mit dem gänzlichen Erlöschen der letzten Leibeskraft im höchsten Greisenalter aufgegeben werden.

(Schluß folgt.)

Religion, Kirchenthum und Konkordate.

Drei Worte von solchem Gewichte verdienen nicht blos, weil sie an der Tagesordnung sind, sondern auch, weil sie auf Kultur überhaupt, und auf unsere Zukunft einen großen Einfluß haben, einer Erwähnung in unserm Wochenblatte; und um so mehr, da wir uns schmeicheln, viele Leser in den gebildeten Ständen zu haben.

Leider! müssen wir eine bittere Wahrheit vorausschicken, die aber aus der Tagesgeschichte, wie aus dem Alterthume hervorleuchtet, daß nämlich unsere Bildung mehr intellectueller als moralischer Natur sey; und daß also, bey dem alten Spiele, das Leidenschaft und Egoismus mit uns treiben, die sanguinische Hoffnung zu einem raschen Fortschritte, gerade bei den wichtigsten Interessen der Menschheit, sich am Ende mit der Frucht einer schalen Mittelmäßigkeit werde begnügen müssen. Unsere Zeit führt ja den bündigsten Beweis gegen sich selber, wenn die weltliche Macht einen Theil ihrer Rechte, und selbst die Gewissensfreiheit, einer fremden, menschlichen Autorität unterwirft, und Konkordate schließt, nachdem die gelehrtesten Katholiken, selbst Kardinäle und Geistliche voriger Jahrhunderte, mit einer unsere Zeit beschämenden Einsicht, Folianten und Quarkanten zu hunderten geschrieben haben, die den Irrwahn aufdecken, die Verhältnisse der Kirche zum Staate biblisch, historisch und philosophisch beleuchten, die den Papismus vom biblischen Katholicismus gründlich unterscheiden, und die Unnöthigkeit aller Konkordate und monarchisch geistlichen Primate darthun. Kaum wird die Nachwelt unsere Rückschritte mit dem Ruhme unserer Aufklärung vereinbaren können, wenn sie den Schlüssel dazu nicht in einer hinter der bessern Einsicht zurückbleibenden, und nicht sehr edeln Politik aufsucht.

Auf diese nicht eben erfreuliche Gedanken hat uns eine neuerlich zu Paris erschienene kleine Schrift gebracht, die den Titel führt: „De la liberté des Cultes et des Concordats" und die, wie uns dünkt, den Gegenstand von einer öfters übersehenen Seite auffaßt. Die Anfangsworte nimmt der Verfasser aus Rousseau's Briefe an den Erzbischof von Paris; sie lauten so: „Warum muß ich Ihnen was zu sagen haben? welche gemeinschaftliche Sprache könnten wir reden? wie können wir uns verständigen?" Wir getrauen uns zu behaupten, daß die nämlichen Fragen gegen die Römische Curie statt finden; daß alle Konkordate bis jetzt bittere Früchte einer intellectuellen Ueberlegenheit Roms, und blos auf Mißverstand und Menschenfurcht gebauet gewesen sind, daß bis heute noch kein Laie die Kirchensprache mit ihren Consequenzen im ganzen Umfange verstanden hat, daß eben darum die Regierungen immer den kürzern gezogen, und einer einsichtigern Nachwelt Rechte im voraus gekränkt haben, ohne es selbst zu ahnden. Wie krebsartig ist nicht z. B. mit den gallicanischen Kirchenfreiheiten, von der sogenannten pragmatischen Sanction an bis hieher verfahren worden? Und doch zeigten die Franzosen in vorigen Jahrhunderten mehr Energie und Kenntniß ihrer Rechte, wenn man das Benehmen der Parlamente, die Reden des gelehrten und beherzten Generaladvokaten Talon gegen den päpstlichen Stuhl liest; wenn man liest, wie zu Paris im J. 1401. ein paar Römische Bullisten, welche scharfe Censuren überbracht hatten, durch die Häscher aus dem Gefängniß geholt, mit lächerlicher und bemal-

ter Kleidung und närrischen Priesterputzen (mitris) versehen, mit dem umgekehrten päpstl. Wappen auf dem Karren verhöhnend herumgeführt worden sind. — (v. Acta et regesta Parlamenti etc.) —

Unser Autor zeigt vornämlich, daß die religiöse Macht keine sey, und nie das Recht habe, mit der weltlichen auf gleichen Fuß zu unterhandeln. In Ansehung ihrer rein geistlichen Zwecke sey sie unabhängig: aber in ihren äußern Mitteln stehe sie unter dem Gesetz des Landes. Auch ein Kirchenoberhaupt sey als Repräsentant der religiösen Gesellschaft nichts als ein Unterthan, und habe keine andere als gesellschaftliche Rechte unter der Staatsregierung. Wenn der Staat nur eine moralische Person ist, sagt er weiter, deren Leben in der Einigung ihrer Glieder besteht, so ist die Religion nicht das Princip, weil man alle Hoffnung aufgeben muß, daß eine Uebereinstimmung der religiösen Meinungen je möglich sey. (Sehr wahr; denn selbst die Apostel und Kirchenväter stimmen nicht unter sich überein.) Es gebe daher keine Staatsreligion, oder mit andern Worten, der Staat habe keine Religion. (Uns dünkt, es setze sehr irrige, wo nicht unwürdige Begriffe von der äußern wie von der innern Kirche und Religion voraus, wenn man Verträge schließt, also einen Kriegsstand mit dem Heiligsten voraussetzt, wozu durch die Verträge selbst wieder ein neuer Keim gelegt wird; denn wir dürfen prophezeihen, daß die jetzigen Konkordate nicht die letzten seyn werden, so lange es Päpste giebt, da diese im Grunde immer ihr abweichendes Interesse über das Interesse jeder Landeskirche stellen müssen. Uebrigens zweifeln wir sehr, daß in katholischen Ländern, Jahrhunderte lang an Autorität, abgeschlossene Denkform und Schreckbilder blinden Glaubens gewöhnt, die Denkkraft sich schon jetzt allgemein zu einem solchen richtigen Standpunkte erheben könne. Nicht einmal das Beispiel der protestantischen Länder wird überzeugend seyn; obgleich dort die Kirche bei aller Gewissensfreiheit in Glaubenssachen und ohne alles Supremat, ohne zwängende Concordienformeln, in und unter dem Staate recht gut fortbesteht, und sogar in ungezwungener Einigung über die wichtigsten Punkte herzerhebende Fortschritte macht.) Der Verf. erwähnt noch eines frühern Beispiels, wie König Ludwig XI. selbst, aus übelverstandener Politik, den Staat (wir möchten lieber sagen, die Civilisation seines Volks) an den Papst verrathen, und die gallicanischen Freiheiten heimlich mit untergraben habe. (Die vertriebenen Stuarte sagten auch immer: „kein Bischof; kein König"! und auf uns Deutschen lastet der Vorwurf der Neutralität zur Zeit des Basler Conciliums.)

Der Verfasser schließt mit den Worten: „Die Gesetze der Religionen sind nichts als moralische Rathschläge unter der Sanction eines andern Lebens (und einer würdigen Erkenntniß der Gottheit). Der Staat allein hat Gesetze, weil er allein Gewalt hat. Es kann also nicht zwei Gewalten im Staate geben." — Wir fügen noch einige Fragen für unsere Zeit bey. Wenn man sieht, daß Pius VII. Triumphe feiert, die Innocenz XII. in Frankreich nicht erlangen konnte, so muß man fragen: in welchem Säculum leben wir denn? Man muß fragen: Wie kann ein Vertrag rechtsgültig seyn, wo nur ein Theil ein legitimer Contrahent ist, und wo sich beide Theile in den Grundbegriffen und Ausdrücken mißverstehen, wo also die Nullität aus dem Irrthum über das Object entspringt? Hat man die Römischen Mentalreservationen, die Befugniß, sich von Eid und Wort loszählen zu dürfen, vergessen? Hat man vergessen, was Papst Calixtus III. dem Kaiser schrieb: „Aus Freigebigkeit wollen wir die Konkordate gelten lassen?"

Möge es denen, die jetzt Konkordate schließen, nie gereuen, die erst neubefestigten Monarchien abermals in Dyarchien zu verwandeln, und außer den unvermeidlichen intellectuellen und moralischen Rückschritten, auch politische Krebsschäden auf die Nachwelt zu vererben!

Eine Reise der Nase nach.

Dritter Brief. (Mainz den 3. Mai.) Man glaubt gewöhnlich — und vermuthlich, liebe Freundin, glauben Sie es auch — der nächste Weg führe zum Ziele; allein ich möchte wohl wissen, ob, das Ziel beim Scheibenschießen ausgenommen, noch jemals ein Ziel auf dem nächsten Wege erreicht worden ist? — Von Natur besitzt der Mensch nicht die Gabe, den nächsten Weg sich vorzuzeichnen, wenn auch das Ziel nicht weiter als hundert Schritt vor ihm läge. Man bemerke nur jeden Fußsteig, der etwa nach einem Dorfe über eine Wiese oder durch ein Feld führen soll: der Mensch, der ihm zuerst austrat, wollte gewiß den geraden Weg gehen, und nun betrachten sie das ewige Zickzack, was daraus geworden ist. Eben so jede Landstraße, der die Kunst nicht nachgeholfen

hat. Alle Naturwege der Menschen sind und bleiben krumm, führen aber eben darum bisweilen um so sicherer zum Ziele. Der krumme Weg, zum Exempel, den Napoleon einschlagen wollte, die Engländer zu ruiniren, (nämlich der Weg durch Rußland nach Indien) hätte ihn wahrscheinlich zum Ziele geführt, wenn er nur nicht den geradesten Weg nach Rußland eingeschlagen hätte. — Lieber Gott! was muß man nicht meistens für Umwege machen, um eine schöne Frau, ein einträgliches Amt zu erhalten! Haben Sie mir nicht selbst erzählt, Sie hätten ihren ersten Freier abgewiesen, weil er mit der Anwerbung, gleichsam wie mit der Thüre in's Haus gefallen wäre? — und ich selbst in diesem Augenblicke, mache ich nicht possierliche Umwege, um zu verhüten, daß Sie mich nicht auslachen sollen, wenn ich Ihnen sage, daß ich von Frankfurt nach Maynz über Darmstadt, Heidelberg, Mannheim und Worms gegangen bin? Da ich doch in gerader Linie über Höchst in 4 Stunden hätte in Maynz seyn können? — Das macht, ich freie jetzt auch um eine schöne Braut, oder eigentlich um eine schöne Frau, die mir davon gelaufen ist, sie heißt Gesundheit; und ich glaube zu bemerken, daß ich auf dem freundlichen Umwege ihr beträchtlich näher gerückt bin. Gewiß gehört folgendes Heilmittel zu den wirksamsten: Recipe einen bequemen Wagen mit Postpferden, täglich eine Portion in freier Luft in reizender Natur-Umgebung zu gebrauchen. Probatum est.

Und so bin ich denn gestern den schönen Weg über Worms nach Maynz gefahren, und hab' ich gleich in Worms das Gemälde von Seekatz nicht gesehen, auf welchem Luther vor dem Reichstage steht, so hat doch Luther sehr lebendig vor meiner Seele gestanden, und ich habe versucht, das Gefühl nachzufühlen, welches ihn ergriffen haben muß, als er, gleich mir, die Thürme von Worms erblickte. Dann habe ich auf der Ebene, unweit Guntersblum, wo Conrad II. vor 800 Jahren zum Kaiser erwählt wurde, seiner und meiner Gisela gedacht, und einen dankbaren Blick auf meine Reisegefährtin werfend mich gefreuet, daß auch mir eine der besten deutschen Frauen beschieden worden; dann wieder mit den feuchten Augen in der paradiesischen Gegend umherschweifend, hat es mich entzückt, daß dieser Boden nun wieder ein deutscher Boden ist, und fast wie ein Traum ist es mir vorgekommen, daß ich, dem noch vor wenigen Jahren jede Hoffnung auf ewig benommen schien, jemals wieder das linke Rheinufer zu betreten, jetzt so frei und frank daher rollen durfte, ohne durch eine Französelei in meinem Genuß gestört zu werden. — Doch halt! eine Spur derselben fand ich doch in Oggersheim. Während des Pferdewechsels vor dem Posthause bemerkte ich lauschende Köpfe hinter den mit Eisen vergitterten Fenstern eines Thurmes, und fragte die Frau Postmeisterin, eine artige deutsche Frau, was für Leute es wären? da antwortete mir die deutsche Frau: „es sind Prisoniers." Das klang recht widerlich. Auch die Bayrischen Uniformen hatten mancherlei französische Zierrathen. Ich dachte mir geschwind den ächtdeutschen Herzog von Bayern auf der Ebene von Guntersblum bei der Wahl Conrad des Zweiten, und so vergaß ich die französischen Klunker-Mützen sammt der undeutschen Postmeisterin. —

Wie verändert fand ich Mainz, das ich seit 27 Jahren nicht gesehen hatte! Dieses verödete, sogar zugemauerte Schloß, in welchem damals einer der ältesten und edelsten deutschen Churfürsten wohnte — diese abgebrannten und abgerissenen Kirchen und Gebäude, die noch alle in ihrem Schutt liegen — jene prächtigen Alleen um die Stadt von majestätischen Bäumen, die mein Auge nun vergebens suchte — hingegen weit hinaus vermehrte Festungswerke aller Art, und statt jener friedlichen Mainzer Helden, Preußen und Oestreicher, die erstaunt schienen, hier zusammen zu treffen. — Die feisten Domherren und ihre prunckenden Equipagen sind verschwunden — mit ihnen der Adels-Hochmuth, der damals die Festungswerke entbehrlich zu machen schien. — Kurz, liebe Freundin, gleichwie ein alter Bekannter nach einer schweren Krankheit bisweilen kaum wieder erkannt wird, so hatte ich Mühe das alte Mainz zu erkennen, wo ich einst drei Monate zugebracht hatte. Nur der ehrwürdige Drususstein steht noch immer wie damals, und auch die schönen Ruinen der römischen Wasserleitung sind verschont geblieben, indessen das weit jüngere deutsche Reich bis auf den letzten Pfeiler zu Grunde gieng. Wer weiß, wie manche Constitution jene Ruinen noch überdauern werden! — Man hat überall viele junge Bäume wieder angepflanzt. Möchten diese Pflanzungen wenigstens so lange als die vorigen ungehindert wachsen! Aber ist das zu hoffen? — Da haben wir den Hypochondristen! höre ich Sie ausrufen. Nun, ja, es mag seyn, daß mein Blick noch trübe ist. Ich will es glauben, daß die französische Eitelkeit ihre Beschämung uns verzeihen werde; ich will es glauben, daß die französischen Marschälle ihre Dota-

tionen aus die Soldaten die Fleischtöpfe des linken Rhein-Ufers vergessen werden; ja ich will es glauben, was auch verflossene Jahrhunderte mir zurufen, daß der ganze französische National-Character, unsern Träumen zu Liebe, umgewandelt sey, und, wenn etwa alle diese Wunder nicht geschehen sollten, so will ich wenigstens glauben, daß die Deutschen immer so einig seyn werden, wie in den letzten Jahren. Mehr können sie doch nicht von mir fordern, als daß ich glauben wolle? ob ich es könne, das steht ja nicht in meiner Macht, am wenigsten hier in Mainz, wo mich Alles an die Zerstörungs- und Plünderungs-Wuth, wie an den Uebermuth der Franzosen erinnert, sogar das Zollhäuschen an der Brücke, wo die Unverschämten nicht blos Zöllner, sondern auch Zöllnerinnen besoldeten, die jedes, auf einem harmlosen Spaziergange begriffene Frauenzimmer schaamlos entblößen und entkleiden mußten, um vielleicht für einige Gulden Contrebande zu entdecken. Pfui! welche Schmach haben wir erlitten! und es giebt doch noch Menschen, die fragen können: was wir gewonnen haben!

Mainz hat jetzt auch ein stehendes Theater. Ich habe ein paar Acte von Schillers Räubern spielen sehen, kann Ihnen aber nichts weiter davon sagen, als daß das Theater steht. Von den Füßen, auf welchen es steht, lassen Sie mich lieber schweigen. —

Eine Spazierfahrt nach Wisbaden habe ich von hier aus gemacht. Das Wetter war aber den Weinstöcken günstiger als mir; denn schon das dritte Gewitter, seit drey Tagen, hatte der Himmel in der vorigen Nacht mit einem derben Regenguß herabgesendet; nun kletterten die Wolken an den Bergen herum, oder lagerten sich in den Schluchten, oder zogen graue Vorhänge vor die Bergspitzen, theilten mir auch bisweilen von ihrem Wasservorrath noch etwas mit; kurz der Himmel war hypochondrisch, und ich? — nun ich würde, trotz seines grämlichen Gesichts, seine graue Wange dochwohl für rosenroth gehalten haben, wenn nicht eine wehmüthige Erinnerung sich mit mir in den Wagen gesetzt, und mich auf der ganzen Fahrt begleitet hätte. Schon einmal, vor 27 Jahren, fuhr ich von Mainz nach Wisbaden mit zwei der geistreichsten, liebenswürdigsten und gemüthlichsten Männern, mit Forster und Huber. Ohne andere Gesellschaft hielten wir drei ein fröhliches Mittagsmahl und kehrten in der Dämmerung sehr heiter in Forster's Wohnung zu seiner geistvollen Gattin zurück, derselben, die noch jetzt als Therese Huber, dem gebildeten Publikum lieb ist, von der auch Sie, liebe Freundin, so manches und so gern gelesen haben. Es war ein froher Abend nach einem frohen Tage. Nun sind Forster und Huber beide todt! Jener, aus dessen Hand ich noch eine schöne Uebersetzung der Sacontala besitze, wurde zu Pichegrü's Zeiten in die Begebenheiten der Revolution verwickelt. Er, mit dem wohlwollendsten Herzen, gewiß nur Volksglück wünschend und befördern wollend, wurde ein thätiges Mitglied des Mainzer Jacobiner-Klubs, sah sich am Ende schmerzlich getäuscht und starb, vermuthlich ein Opfer dieser Täuschung. Welchen gutgearteten, lebhaft fühlenden Menschen konnte damals nicht dasselbe Schicksal treffen? Es hat wohl mancher höhnend einen Stein auf des edeln Forster's Grab geworfen; mancher, der ihm den Schuhriemen aufzulösen nicht werth war, und den vielleicht nur der Zufall oder eine eiskalte Vernunft vor Abwegen bewahrte. Nimmer soll mir das Andenken jenes redlichen Mannes darum minder heilig seyn, weil er in seinen letzten Tagen das stürmische Meer der Revolution nicht so glücklich durchschiffte, als einst mit Cook den stürmischen Ocean. — Und mein guter Huber! der helle Kopf, der gemüthliche Mensch! auch er ist todt! Seine Freundschaft, sein offnes Herz, seine Geistesfülle haben manche Blumen auf meinen Weg gestreut, Blumen, die mir nicht ganz verwelkt sind, deren verblichene Farben ich gern noch heute durch eine Thräne wieder auffrische. — O es ist ein trauriges Gefühl, wenn die alten gleichgesinnten Freunde uns nach und nach verlassen, und wir endlich allein in einer fremden Welt stehen bleiben, die ihre Begriffe wie die Kleidermoden gewechselt hat, und mit der wir uns nicht mehr befreunden können! — Ruhet sanft, ihr Edlen! auf deren Geist Deutschland, so wie ich auf Eure Freundschaft stolz seyn durfte!

In dieser Stimmung, liebe Freundin, werden Sie nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen den prächtigen Kursaal in Wisbaden beschreibe.

St. Helena.

Der gewesene Gouverneur dieser Insel, General Brakson, der sich fünf Jahre daselbst aufhielt und manches Gute dort stiftete, hat seine während dieses Aufenthalts gemachten Bemerkungen in englischer Sprache herausgegeben. Die ungünstigen Vorurtheile zu widerlegen, die so allgemein über die natürliche Beschaffenheit von St.

Helena verbreitet worden, war der Hauptzweck des Verfassers, und es ist ihm gelungen, auf eine unwiderlegliche Weise darzuthun, daß die Insel nicht, wie man gewöhnlich glaubt, ein nackter Felsen, voller Ratten, ohne hinreichendes Wasser und daher zur Cultur beinahe durchaus untauglich sey, sondern daß ihre bisherige geringe Fruchtbarkeit nur in der Trägheit und den Vorurtheilen der Einwohner ihren Grund gehabt habe. Der Verfasser gab sich, während der fünf Jahre, die er als Statthalter auf der Insel zubrachte, außerordentliche Mühe, durch Belehrung und Aufmunterungen jeder Art, die Einwohner zu größerer Betriebsamkeit zu vermögen, indem zugleich der Verkauf geistiger Getränke auf der ganzen Insel durchaus untersagt war, und dieß alles würkte so wohlthätig, daß am Ende des Jahres 1812 die Production, hauptsächlich durch Einführung des Pfluges, statt der bisher gebräuchlichen Hacke und Schaufel, nicht nur außerordentlich zunahm, und dadurch die Hauptbestimmung der gesammten Niederlassung, die anlegenden Schiffe mit frischen Lebensmitteln zu versorgen, vollständig erreicht ward, sondern daß auch die Ausgaben der ostindischen Compagnie in gleichem Maaße sich verminderten. Statt der gewöhnlichen Meinung, welche die Insel für das Product irgend eines vulkanischen Ausbruchs erklärt, nimmt Beatson die entgegengesetzte Hypothese an, nämlich sie sey der Ueberrest eines größeren Landes, welches durch einen solchen vulkanischen Ausbruch vom Meer verschlungen worden. Aus manchen Aehnlichkeiten zwischen St. Helena und den Inseln Ascension, Saremberg, Tristan d'Acunha und Grugh, ist er geneigt, den Schluß zu ziehen, daß alle diese Inseln nur die höchsten Punkte eines und desselben versunkenen Landes seyen; vielleicht der Atlantis der Alten. Der Boden von St. Helena selbst ist an den mehrsten Stellen äußerst fruchtbar, so bald man sich nur die Mühe giebt, ihn zu bearbeiten. Auch Wasser ist überflüssig vorhanden, und könnte leicht durch angelegte Teiche über die ganze Insel verbreitet werden. Das Clima fand der Verfasser der Gesundheit äußerst zuträglich, wiewohl Regen und Nebel sehr häufig sind. Ratten dagegen giebt es, seiner Behauptung zufolge, auf St. Helena nicht mehr, als in England, so bald man sich nur die Mühe nicht verdrießen lasse, ihre zu große Vermehrung zu verhindern.

Papyrus.

In der Versammlung der Göttinger Societät der Wissenschaften hat der Hofrath Tychsen eine interessante Abhandlung über den Gebrauch des Papyrus im Mittel-Alter vorgelesen, aus welcher wir folgendes ausheben: Die Bemerkung, welchen vergänglichen Stoffen, sowohl im Alterthum als jetzt, die edelsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes anvertraut werden, führt auf die Frage, ob der Papyrus der Alten, oder das unsrige dauerhafter sei. Papyrus dauert unglaublich lange. Nicht zu gedenken der Urkunden des Mittelalters, die darauf geschrieben sind, zeigen das Borgia'sche Fragment, die Herkulanischen Handschriften und die aus den Catacomben bei Theben mitgebrachten Rollen, daß es 1500, 1700, ja gegen 3000 Jahre daure. So lange dauern kaum Stein- und Metallschriften. Unsere ältesten Bücher auf Papier sind noch nicht 400 Jahr alt, und vielleicht ist nach 1000 Jahren keines der jetzt gedruckten Bücher mehr vorhanden. In wärmern Gegenden wird das Papier durch Würmer zerstört, und in den kältern durch Feuchtigkeit. Auf der andern Seite sprechen die Alten von der Vergänglichkeit des Papyrus, und der Anblick zeigt, wie zerbrechlich es ist. Dieser Scheinwiderspruch löset sich auf durch Beobachtung der Natur dieser Masse. Papyrus ist eine Sumpfpflanze, die ein poröses Gewebe von weichen und härtern, holzigen Fasern hat, daher man daraus Stricke, Matten, Segel, sogar Schiffchen verfertigte. Eine daraus zusammengesetzte Masse erträgt die Feuchtigkeit, und kann unter der Erde oder in Gewölben Jahrhunderte dauern; aber an der Luft wird sie dürre und spröde, und durch den Gebrauch brüchig und rauh, so daß die Schrift abspringt und vergeht. Auch in Bücherform gebunden bricht sie, daher man im Mittelalter, um den Papyrus zu erhalten, Pergamentblätter dazwischen legte, dergleichen Handschriften noch vorhanden sind. Papyrus geht also durch den Gebrauch zu Grunde, den unser Papier besser erträgt; nur leidet letzteres durch Nuhe und Feuchtigkeit. Vielleicht entdeckt unsere Chemie einst ein Mittel, dem Papier eine längere Dauer zu geben, wie die Alten ihre Rollen mit Cedernöhl bestrichen. Es wäre sogar möglich, daß einst der ägyptische Papyrus wieder hervorgesucht und zum Schreiben bereitet würde, wozu vor einigen 30 Jahren der Ritter Landolina mit der sicilianischen Papyruspflanze einen Versuch machte.

Nachricht.

Der Preiß des zweiten Bandes dieses literarischen Wochenblatts ist ebenfalls Vier Thaler sächsisch Vorausbezahlung, und man kann es durch alle Postämter und Buchhandlungen beziehen. Hauptversendungen haben übernommen:

Das hiesige Großherzogl. Sächs. Fürstl. Thurn- und Taxische Postamt; das Königl. Preuß. Grenz-Postamt in Erfurth, und die Königl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig.

Defecte, welche nicht mit der ersten Post angezeigt werden, können wir künftig nicht gratis verabfolgen lassen, vielmehr berechnen wir für jede Nummer zwei Groschen.

Weimar, den 24. Mai 1818.

Hoffmannische Hofbuchhandlung.

(Hierbei ein Intelligenzblatt No 1.)

Neue Verlagsbücher,

welche bei Heinrich Remigius Sauerländer in Aarau zur Leipziger Ostermesse 1818 erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Candolle, A. P. de, Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit den äußern Formen und der natürlichen Klasseneintheilung derselben. Nach der zweiten französischen Ausgabe übersetzt, und mit Zusätzen begleitet von Prof. Dr. K. J. Perleb. gr. 8. 3 fl. oder 2 thlr.

Christ, der, vor Gott; Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit. Unveränderte wohlfeile Ausgabe. gr. 8. 3 fl. oder 2 thlr.

Erheiterungen; eine Monatsschrift, herausgegeben von H. Zschokke, achter Jahrgang 1818. 8. brosch. 8 fl. 15 kr. oder 4 thlr. 20 Gr.

Erzählungen, kleine, und Gedichte für Erholungsstunden. Aus den beliebten Erheiterungen besonders abgedruckt. 4 Bände. 8. 12 fl. oder 8 thlr.

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige und wahrhafte Geschichte, vom Verf. des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten. Zweite Auflage. 8. broschirt. 48 kr. oder 12 Gr.

Handbuch der neuern deutschen Literatur bis zum Ende des Jahrs 1817. Eine Auswahl der in den jüngstverflossenen Jahrzehnten erschienenen vorzüglichsten und besten Werke, nach wissenschaftlichen Fächern systematisch geordnet. gr. 8. in Pappbd. 1 fl. oder 16 gr. netto.

Kasthofer, K., Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Bernerischen Hochgebirgs. Ein Beitrag zur Bestimmung der Vegetationsgrenze schweizerischer Holzarten, des Einflusses der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirges, des Verhältnisses der Forstwissenschaft zur Landwirthschaft, und der Bedinge für Verbesserung der Alpenwirthschaft; zweite vermehrte Aufl. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 thlr. 4 gr.

Kortüm, Fr., Kaiser Friedrich der Erste mit seinen Freunden und Feinden; ein geschichtlicher Versuch. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 thlr. 4 gr.

Starklof, von, die Prinzessinnen. Zwei Theile. 8. 4 fl. 12 kr. oder 2 thl. 18 gr.

Es ist keine gewöhnliche Empfehlung, wenn ich hiermit versichere, daß diese neue Erscheinung zu einer der interessantesten im belletristischen Fache gezählt zu werden verdient, die ganz besondere Aufmerksamkeit erregen wird. Man findet darin ein vollendetes und höchst anziehendes Gemälde des Lebens und Wirkens in den höhern Ständen, und dabei scheint im Ganzen mehr Wahrheit als Dichtung zu liegen, so daß man sich von der Lektüre dieses im eigentlichen Sinne politischen Romans eine ungemein interessante Unterhaltung versprechen darf.

Stunden der Andacht, zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. 8 Bde. Dritte umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. Ordinäre und gute Ausgabe, mit einem Kupfer. gr. 8.

Dieses treffliche Buch wird in einer neuen zweckmäßigen Eintheilung binnen kurzer Zeit wieder vollständig und vermehrt zu haben seyn, und auch unter folgenden besondern Titeln in verschiedenen Abtheilungen erscheinen:

Andachtsbuch einer christlichen Familie zur häuslichen Gottesverehrung und Erweckung eines frommen Sinnes. Erster bis vierter Band. gr. 8. Ordin. und gute Ausgabe, mit einem Kupfer.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend bei ihrem Eintritt in die Welt. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Gott in der Natur. Ein Andachtsbuch für Freunde und Freundinnen Jesu in Betrachtungen der Werke des Schöpfers. Ordin. und gute Ausgabe. gr. 8.

Der Christ und die Ewigkeit. Ein Andachtsbuch zur Beruhigung im Leiden und zur Befestigung im Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Das Reich Jesu auf Erden. Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion, seit ihrer Stiftung bis zu unsern Zeiten. Ein Andachtsbuch zur Beförderung wahren Christenthums. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Tacitus Agricola. Deutsch, nebst Rechtfertigungen von Professor Ludwig Döderlein. gr. 8. broschirt. 32 kr. oder 8 gr.

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Gesammelt von H. Zschokke. Zweiter Jahrg. 1818. gr. 4. 11 fl. oder 7 thl.

Vogel, W., kleine dramatische Spiele für stehende Bühnen und Privattheater. 8. broschirt. 2 fl. oder 1 thl. 6 gr.

Zeitung, Arauer. Fünfter Jahrgang 1818. gr. 4. 8 fl. 15 kr. oder 4 thl. 20 gr.

Zschokke, H., der Baierischen Geschichten vierter Band. gr. 8.

Digitized by Google

Ueber die neuen Theorieen des Criminalrechts und der gerichtlichen Medicin, mit Vorschlägen zur Verbesserung beider Disciplinen. Nebst einem Anhange über den practischen Unwerth sämmtlicher höheren speculativen Theorieen von D. J. J. Kausch. gr. 8. Züllichau. Darnmann.

Allerdings hat die Justizbehörde den gerichtlichen Aerzten zu bestimmen, was sie bei legalen Obductionen zu wissen verlangt, und welche Fragen die Aerzte zu beantworten haben. Da aber der Umfang des Wissens der Letzteren, seinem Terrain nach, beschränkt ist, so nimmt die Gesetzgebung, welche nur das Ausführbare im Auge haben kann, gern mit den Medicinalpersonen hierüber Rücksprache; ja sie ertheilt auch wohl ihren Anträgen, wenn sie solche der Sache angemessen findet, Kraft des Gesetzes. Des Herrn Regierungs-Medicinalrath D. Kausch, in seinem Journal: Geist und Kritik u. s. w., aufgestellten Vorschläge zu besonderen bei jeder Obduction vom Obducenten zu beantwortenden, Fragen, wurden in der neuen Preuß. Criminal-Ordnung wirklich sanctionirt, und unter einigen Modificationen ist hierin auch die Baiersche Gesetzgebung nachgefolget.

Neuerlich ist dieser Gegenstand von den erleuchtesten Criminalisten in ihren Schriften ventilirt worden; sie haben nach der Individualität ihrer Theorieen neue Ansichten dargeboten. Die gerichtlichen Aerzte haben zum Theil den letztern, nach dem Grundsatze, daß dem Juristen hierüber die Bestimmung allein zustehe, beigestimmt, ohngeachtet an eine Unanimität auf Seiten der Rechtslehrer noch gar nicht zu denken ist. Es frägt sich nun: ist die Jurisprudenz als Wissenschaft so weit vorgerückt, daß sie unbedingt als Gesetzgeberin allein für sich hier auftreten könne, welches von jenen Aerzten vorausgesetzt worden? Nach neuen Studien über die Hastrung dieses Theils der gerichtlichen Medizin auf jene Wissenschaft, nach angestrengter Prüfung der Grundfesten der heutigen Criminaljustiz, überzeugte sich der gedachte Herr Reg M. Rath Kausch, daß jene Voraussetzung in keiner Art hinreichend begründet sey; dieser Gegenstand und vorzüglich die wechselseitige Beziehung der Criminalwissenschaft und der gerichtlichen Medezin bedurfte also jetzo zu einer Zeit, wo die juristische Gesetzgebung in mehreren Staaten so sehr mit Reformen beschäftigt ist, einer neuen Revision unterworfen zu werden, und diesem Geschäfte hat sich der mehrgedachte Herr Reg. Med. R. Kausch, aufgemuntert durch seinen bisherigen Erfolg, in dieser Parthie, unterzogen. Ohngeachtet einiger Schüchternheit, mit welcher er als Laye den Tempel der Themis zu betreten scheint, können wir versichern, daß er es nicht ohne Erfolg gethan hat, und so verdient es die vorliegende Schrift, empfohlen zu werden, welche den Juristen eben so, wie den Arzt, interessiren wird.

Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneiwissenschaft und Thierheilkunst von D. J. J. Kausch. 2r Bd. gr. 8. Züllichau. Darnmann. 1 thl. 12 gr.

Der Krieg hatte den Herrn Regierungs-Medicinalrath Kausch an der frühern Herausgabe dieses 2ten Bandes seiner Memorabilien verhindert, der sich eben des Beifalls zu erfreuen haben wird, den der erste in allen kritischen Blättern erhalten hat. Den Reihen der Aufsätze führt in vorliegendem Bande eine Anleitung zu Untersuchungen des Gemüthszustandes, zu gerichtlichen und policeylichen Zwecken, an; hierauf folgen mehrere Symptome für interessanten, kurzen practischen Erfahrungsnotizen aus Sanitätsberichten, nebst mehreren practischen Ausarbeitungen von Aerzten und Wundärzten aus verschiedenen Provinzen, worunter die Thierheilkunde und Medicinalpolicey, eben so wie im ersten Bändchen, reichlich bedacht sind. Den Beschluß machen Richteriana den Wunderdoctor von Reyn in Schlesien betreffend, zu dem in wenig Monaten an funfzigtausend Hülfesuchende aus vielen Ländern gewallfahrtet sind. Die Sache wird hier faktisch und theoretisch, in letzterer Beziehung im höheren Sinne der medicina magica, endlich auch medicinisch-policeylich als Phänomen unserer mystischen Zeitepoche behandelt. Die Verhältnisse des Herausgebers, welcher diesen Gegenstand, nach dem wichtigern Theile selbst bearbeitet hat, und auch schon sein Ruf berechtigen zu der Erwartung, daß man etwas Erschöpfendes in mehr als einer Hinsicht über diesen Gegenstand finden werde, und man wird sich bei Lesung des Aufsatzes gewiß nicht getäuscht finden.

Für diejenigen, welche etwa mit dem ersten Bändchen der Memorabilien nicht bekannt sind, dürfte es nicht uninteressant seyn, die Hauptmomente seines Inhaltes hier anzuführen, sie sind: Knochenkaries, Opisthotanik, fructus granii, Arsenik im Wechselfieber, die Flinsberger Mineralquelle, Brusterschütterung, Bruchoperation, Pseudo-Organisationen, Rinderpest von 1811, Schädlichkeit kupferner Ofentöpfe, Quecksilber im Magnesium, Todesfall auf gerichtige Veranlassung, Frühlingskuren, Milzbrand und Maskirung rheumatischer Krankheiten, nebst einer Menge von praktischen Miscellen.

Der Preis des ersten Bändchens mit 1 Kupfertafel ist 1 thl. 4 gr.

Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege von Eroberung und Behauptung der Stadt Brandenburg bis auf gegenwärtige Zeiten. Aufgesetzt für jüngere Krieger vom Obrist-Lieuten. Seydel. 1r Bd. gr. 8. Züllichau in der Darnmannschen Buchhandlung. 1 thl. 16 gr.

In diesem Werke finden angehende Krieger das, was der Titel anzeigt: Nachrichten über Festungen und Festungskriege; Gebildeteres aber manche schöne Lehre, Meisterwerke und Erfahrungen geachteter Vorgänger, zweckmäßig zu benutzen. Ob außer dem Ingenieur nicht auch der Taktiker und Stratege Materialien zur Erweiterung des bearbeiteten Feldes antreffen würde, mögen Kenner entscheiden.

Bei Joh. Fr. Baerecke in Eisenach ist erschienen:

Carové, Fr. W., Entwurf einer Burschenschafts-Ordnung und Versuch einer Begründung derselben. 8. 1 thl. 4 gr.

Die Burschenfahrt auf die Wartburg am 18. Oct. 1817. Fol. Preis 8 gr.

Dies Kupfer stellt den merkwürdigen Zug der Studenten auf die ehrwürdige Wartburg dar. — Der Preiß ist gering gestellt, damit sich dieses Denkmal auch Unbegüterte kaufen können. —

Harmlose Einwendungeu gegen die Harmfischen Behauptungen; oder: Auch 95 Gegensätze. Von einem fränkischen Theologen. gr. 8. brosch. 8 gr.

Diese mit eben so viel Bescheidenheit als Gründlichkeit geschriebene Widerlegung der bekannten 95 Sätze von Harms kann als Beschluß des interessanten Streits angesehen werden. Hier trifft Witz auf Witz, und Schlag auf Schlag.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 2. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Erklärung.

Das Oppositions-Blatt No. 106 beschuldigt mich, durch den Hamburger Korrespondenten, durch die Allgemeine Zeitung und durch den Freimüthigen Nachrichten in Umlauf gesetzt zu haben, durch welche Weimarische Behörden in ein falsches Licht gestellt, Se. Königl. Hoheit der Grosherzog zu compromittiren beabsichtigt worden u. s. w., und wundert sich mit Recht um so mehr darüber, „da ich in Weimar großer Gnade und Nachsicht gewürdigt worden sey.“ — Allerdings bin ich in Weimar mit großer Güte aufgenommen worden, (ob ich gleich der Nachsicht daselbst nie bedurft habe) ich genieße noch jetzt einer, nie unterbrochen gewesenen, ehrenvollen Aufnahme, und es wäre daher abscheulich von mir, wenn ich alle diese Güte durch schnöden Undank zu vergelten im Stande wäre. Aber das Oppositionsblatt wird ohne Zweifel mit Schmerzen erfahren, daß es eine der nichtswürdigsten Verleumdungen gegen mich hat drucken lassen.

Ich fodere die Herren Redactoren der Hamburger und Allgemeinen Zeitung auf, mich ohne Schonung öffentlich zu nennen, wenn sie jemals ein Wort über Weimar von mir erhalten haben.

Aber das Oppositions-Blatt liefert sogar einen Brief aus Weimar vom 12. Februar, der in No. 38 des Freimüthigen gestanden haben soll, und fügt hinzu: „es sey völlig klar und entschieden, daß ich die Quelle dieses Artikels sey.“

Ich fordere den Herrn Redacteur des Freimüthigen auf, zu erklären, ob der Artikel von mir sey? — Bis diese Erklärung erscheint, wird das Publikum mir auf mein Ehrenwort glauben, daß er nicht von mir ist, ob ich gleich die darin sich aussprechende Gesinnung recht gern unterschreibe.

Doch das Oppositionsblatt hat sich auch sehr schlau eine Hinterthür offen gelassen, indem es mich nicht den Verfasser, sondern die Quelle des Artikels nennt. Diese Quelle soll nun ein Brief von mir seyn, den Hr. Doctor Kuhn, der Herausgeber des Freimüthigen, selbst gesehen hat, und die Frankfurter Zeitung bemerkt dabei in No. 139: man traue ihm zu, daß er meinen Brief nöthigenfalls werde aufweisen können, da er sonst schwerlich diesen Schritt gethan haben würde. Allein der Herr Doctor Kuhn kann meinen Brief nicht aufweisen, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil keiner an ihn geschrieben worden. Vermuthlich ist ihm aber ein Brief zu Gesicht gekommen, den ich ungefähr um jene Zeit an einen Correspondenten in Berlin, der kein Zeitungsschreiber ist, habe abgehen lassen. Und welches sind denn nun die abscheulichen Nachrichten, welche „die Weimarischen Behörden in ein falsches Licht gestellt, und Se. Königl. Hoheit den Grosherzog compromittirt haben?“ — Der Professor Luden sey beym Prorectorat übergangen worden — der Doctor Wieland habe Weimar verlassen — den Hrn. Bertuch und v. Froriep sey der Hof verboten — die Preßfreiheit werde eingeschränkt werden. Das ist Alles, was Hr. Doctor Kuhn, mit dem besten Willen mehr zu sagen, gegen mich aufbringen kann; das sind aber vier Neuigkeiten, die sich damals in Weimar Jedermann erzählte, und die auch — die zweite ausgenommen — Alle recht guten Grund hatten, wenn sie gleich nicht ganz sich so verhielten, wie man anfangs glaubte.

Aber gesetzt auch den Fall, diese vier, in einem meiner Privatbriefe enthaltenen, Neuigkeiten wären alle viere falsch gewesen, in wiefern wären denn die Weimarischen Behörden, und der Grosherzog dadurch angetastet worden? Was machen sich denn diese Behörden daraus, ob Herr Luden Prorector ist oder nicht? Was macht sich der Grosherzog daraus, ob Herr Wieland in Weimar ist oder nicht?

Ganz Weimar wird mir bezeugen, daß jene Gerüchte damals allgemein waren, warum hätte ich sie denn nicht einem Correspondenten mittheilen sollen? warum hätte er nicht, wenn es ihm beliebte, für den Freimüthigen Gebrauch davon machen sollen? — Man muß in der That gar nichts gegen einen Menschen, den man haßt, aufzubringen wissen, wenn man genöthigt ist, ein paar unbedeutende, größtentheils wahre Tagesneuigkeiten aus seinen Privatbriefen mit einem Pompe auszuheben, als ob von Hochverrath die Rede wäre. Die Herren möchten mich gar zu

gern auf einem fahlen Pferde ertappen, aber es ist vergebens! ich reite solche Pferde nun einmal nicht.

Ich wiederhole: daß ich nie in irgend eine Zeitung einen Artikel über Weimar eingesandt, und überhaupt nie einen Artikel gegen Weimar geschrieben habe, daß folglich alle Conjecturen des Oppositions-Blattes falsch und verleumderisch sind. Das ehrliebende Publikum, an welches jene Zeitung sich wendet, und an welches auch ich diese Erklärung richte, möge nun entscheiden, wer sich zu schämen hat. Bad-Ems, den 19. Mai 1818. Kotzebue.

Die edle Turnkunst. (Beschluß.)

Nur Unverstand und böser Wille lästern die Burschenversammlung auf der Wartburg, die stets ein Ehrentag der Deutschen Jugend bleiben wird. (Nämlich in den Augen des Herrn Passow.) Die neumodische deutsche Tracht nimmt er natürlich auch in Schutz, und findet auch in ihr eine sehr tiefe Bedeutung. Auch meint er, gerade die Jünglinge hätten den Beruf dazu, eine neue Tracht einzuführen, so wie es überhaupt Beziehungen und Angelegenheiten im Leben gebe, wo wir besser thun würden, von der Jugend zu lernen, (die auch sehr erbötig ist, unser Lehrer zu werden) als sie mit dem Dünkel unsrer Erfahrungen und Weltansichten zu überschütten. (Also den Dünkel der Erfahrung sollen wir vertauschen gegen den Dünkel der Unerfahrenheit! Ein Dünkel gegen den andern abgewogen, scheint uns doch immer der erste noch etwas sicherer.)

Vom Turnplatze soll auch die Reinigung der deutschen Sprache ausgehen, kurz, Hr. Passow „gesteht gern, daß er von der Turnkunst das Höchste und Größte für das deutsche Volk erwarte.“ Wir wollen ihm das nicht verargen, denn wir haben ja selbst manchen Tanzmeister und Fechtmeister gekannt, die da meinten, ihre Künste wären die Angeln, um die sich die Welt drehe.

Unsere Schaubühnen kommen auch sehr übel weg. Es ist nichts so schlechtes, was sie nicht befördern sollen, und Herr Passow hofft noch zu erleben: „daß das ganze Volk sich schaamroth von jenen Tummelplätzen verlarvter Sünden wegkehren, und den höhern Genuß auf dem Turnplatze suchen wird.“ Wir fürchten doch, daß es noch sehr lange Leute geben wird, die ein Schauspiel von Göthe, Schiller, Lessing u. s. w. lieber sehen werden, als einen an den Beinen aufgehängten Knaben. Doch diese Heroen der Bühne meint er auch wohl nicht, denn er fügt in einer Note hinzu: für die Langeweile wäre Kotzebue, Müllner und Werner gut genug.

Auch gegen die Verlängerung der Flegeljahre, die man der Turnkunst vorgeworfen, findet er gerade nur in ihr ein Mittel. Wer sich überhaupt bei etwanigen Flegeleien der Turner ängstige, der lege nur ein Bekenntniß seiner verzagten Schwäche ab. Der Turner trete freilich mit einem Nachdruck auf, von welchem der, durch französische Tanzmeister verschnirpelte (?) Zierbold nichts wisse. Dieser Nachdruck könne auch wohl in Derbheit und Plumpheit ausarten, aber das sey doch besser als glatte Leichtigkeit u. s. w. Denn nur die gesättigte Kraft kehre zur Anmuth zurück. (Es ist nur fatal, immer mit Leuten zu leben, deren Kraft noch nicht gesättigt ist.)

Uebrigens solle das Turnen mit der Schule eng verbunden werden, dann werde alles gut gehen. Man müsse nur den Turnwart auch als Lehrer im Gebiete der Wissenschaften anstellen; man müsse ihm den vollständigsten, unmittelbarsten Ueberblick über das ganze Schulwesen zugestehen — (Merkt nun der Leser, wohin das Büchlein zielt?) — einen solchen Turnwart bilde der Turnplatz selbst; (?) man solle nur damit anfangen, solche Männer ernstlich zu fodern, so würden sie bald gefunden seyn. (Uns dünket, Einer derselben sey bereits in Herrn Passow gefunden, wenn er nur erst gefodert wird.)

Kurz, alles was gegen das Turnen gesagt wird, ist „weibisches Gewäsch, lustige Schwindelei, nichtswürdige Lästerung von kleinen Seelen; denn Keiner könne leugnen, daß die Tugenden, die der Turnplatz entwickele, unerschütterliche Stützen des Staates und des Thrones seyen;“ — Und selbst jenes berüchtigte Jahnsche Turngesetz, welches Klatscherei empfiehlt, ist vortrefflich und nur von einem Sudler angegriffen worden; denn es macht die Gegner furchtsam. (Das müssen auch erbärmliche Gegner seyn, die sich vor dem Schimpf und Glimpf der Turner fürchten.) Dem Kotzebue wird gesagt, es sey eine Lüge, daß der Krieg ohne die Turnkunst geführt sey, denn die waffenfähigen Turner wären mitgezogen. Eben so gut könnte man sagen, der Krieg sey auch nicht ohne die Tanzkunst geführt worden, denn eine Menge guter Tänzer wäre mitgezogen. Daran haben wir nicht gezweifelt, wir meinten nur, daß weder die Turnkunst, noch die Tanzkunst den Feind geschlagen habe.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die Seltsamkeiten, und noch weniger, alle die Derbheiten auszeichnen wollten, die Hr. Passow keck turnerisch sich erlaubt hat. Schwerlich wird er auf

diese Weise Proselyten machen. Was uns betrifft, wir bleiben nach wie vor der Meinung, daß das Turnen, als gymnastische Uebung, recht ersprießlich seyn mag, daß aber Alles, was man sonst davon erwartet, entweder in das Reich der Träume gehört, oder eben so gut, auch wohl besser, wenigstens gefahrloser, auf andern Wegen erreicht werden kann und täglich erreicht wird. Die Herren Turner schwatzen gar viel vom öffentlichen Zusammenleben, als einer zum Volksglück unerläßlichen Bedingung, und thun als ob dieß öffentliche Zusammenleben nun zum Erstenmale unter den Deutschen gesehen würde. Die liebe Jugend hat aber längst auf gleiche Weise, zum Exempel beym Ballspiel, öffentlich zusammengelebt, und fürwahr, in dieser Hinsicht, wie auch in Hinsicht auf Schnelligkeit und Geschwindigkeit, leistet das herrliche Ballspiel Alles, was man nur immer vom Turnen erwarten kann, ohne irgend eine Gefahr zu veranlassen, oder eine Aufsicht, oder zweideutige Gesetze nöthig zu machen. Wir haben noch in diesem Frühjahr täglich Hunderte von Knaben und Jünglingen Ball spielen sehen, und wollten wetten, daß sie Alle, wenn es gilt, den Glücksball des Vaterlandes zu werfen oder zu fangen, den Turnern nicht nachstehen, nur vielleicht in der Virtuosität des jugendlichen Uebermuthes ihnen weichen werden. Für Männer haben auch schon längst die Schützen-Gilden u. dgl. ein öffentliches Zusammenleben veranstaltet.

Zum Schluß möchten wir Hrn. Passow noch fragen: ob er im Ernst glaube, daß sein pöbelhaftes Schimpfen der Turnkunst und seiner eigenen Ehre förderlich seyn werde? Hat er denn gar nicht gefürchtet, den Verdacht zu erregen, daß er eine schlechte Sache vertheidige? weil gewöhnlich nur schlechte Sachen so vertheidigt werden? Hat er denn nicht bedacht, daß es einem Doctor und Professor der alten Literatur, einem Director des philologischen Seminariums, einem Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission keine Ehre bringt, ja daß es den gelehrten Stand überhaupt schändet, wenn er auf Männer wüthig schimpft, die ihm durchaus nichts weiter zu Leide gethan haben, als daß sie über das edle Turnen nicht seiner Meinung sind? Was kann wohl die Prüfungs-Commission von einem so prüfenden Mitgliede erwarten? — oder hat er sich blos das Vergnügen machen wollen, einen harmlosen Gegner des Turnens zu ärgern? Aber wie schwach müßte ein Mensch seyn, der sich über Gemeinheiten ärgerte, die nur Mitleid und Verachtung einflößen können! — oder hat er die Leser belustigen wollen? mit seinen Turnschülern mag ihm das wohl gelungen seyn, denn sie finden in diesen rohen Kraft-Aeußerungen eine fertige Entschuldigung für ihre eigenen Derb- und Plumpheiten; warum sollten sie nicht das Beispiel ihres Lehrers nachahmen? Aber die Eltern, die dem Herrn Passow die Erziehung ihrer Söhne vertrauten, werden die auch mit Vergnügen sehen, welch' ein Geist den Jünglingen eingehaucht wird? und der Staat, der ihn als Lehrer an einer berühmten Universität anstellte, wird es dem auch gleichgültig seyn, zu sehen, wie dieser Lehrer Anstand und Schicklichkeit so gröblich verletzt? — Wir kennen Herrn Passow's gelehrte Verdienste nicht, so wenig als er die unsrigen kennt, wir wollen aber gern glauben, daß sie zu den ausgezeichneten gehören, und um so mehr wünschen wir von Herzen, daß er künftig seine Galle der Vernunft unterordnen, und nicht so wüthig über Männer herfallen möge, die ihn nie beleidigt haben, auch jetzt noch ihm als einem, mit einer fixen Idee behafteten Geisteskranken gern verzeihen. Der Himmel verleihe ihm Besserung! Wir sind fertig mit ihm; und ob er gleich verspricht, seine Meinungen auch künftig noch kräftigst zu verfechten, so können wir doch, als solcher Kraft nicht gewachsen, mit einer Antwort ihm nicht weiter dienen.

Eine Reise der Nase nach.

(Vierter Brief.) In den schönen Rheingau, liebe Freundin, würde meine Nase mich geführt haben, wenn der Regen-Gott nicht alle seine Finger geschüttelt, und aus jedem Finger einen Strom hätte herabstürzen lassen. Das niedliche Städtchen Ellfeld wollt' ich besuchen, was so ruhig und freundlich im Rhein sich spiegelt, und jedem Reisenden lächelnd zuzuwinken scheint: komm, wenn du Ruhe suchst, bewohne mich! — Hat es doch für mich, den Verehrer Ludwig des Baiern, noch einen besondern Reiz, denn durch ihn wurde es zur Stadt erhoben. In Hattenheim wollte ich Markebrunner trinken; dann auf dem Johannesberge mich freuen, daß er seinen Herrn, den französischen Marschall, gegen einen Deutschen und deutschgesinnten Fürsten vertauscht hat; dann wollte ich, von seinem Labetrunk erfrischt, nach Rüdesheim taumeln, und unterwegs das ehemalige Frauenkloster Eubingen besuchen, um mich dort einer gewissen Hildegard von Sponheim zu er-

innern, einer Frau v. Krüdener ihrer Zeit, die auch vieles prophezeiht hat, was nicht eingetroffen ist, und die einen Ring mit der Innschrift trug: Ich leide gern. — Zu Rüdesheim wollte ich die Gesundheit des Konrad Brömser trinken, der so gescheit war ein Fräulein zu heiraten, welches im zehnten Jahrhundert Burg und Flecken ihm zum Heirathsgut brachte. Die Chronik schweigt von ihrer Schönheit. Vermuthlich war es damals wie jetzt: der Besitz von Rüdesheim verlieh ihr unvergängliche Reitze; denn schon damals wuchsen hier die Trauben, welche Carl der Große aus Orleans dahin verpflanzen ließ, und die daher noch jetzt Orlänner heißen. — Was wollte ich nicht alles! wenigstens auf drei Tage hatte meine Einbildungskraft mir eine reiche Tafel gedeckt, die nun der Regen überschwemmte. Und wenn er auch, wie wirklich geschah, nach zwei Tagen wieder aufhörte, so war doch an das Herumspazieren zu Fuße vor vier oder fünf Tagen nicht zu denken. Darum setzte ich nunmehr meinen Reisemarschall, die Nase, förmlich ab, und steuerte geradesweges nach Ems.

Da kam ich denn zuerst nach Nieder-Ingelheim, dem Ajaccio des achten Jahrhunderts; wenigstens behaupten manche Schriftsteller, Carl, der sogenannte Große, sey hier geboren worden — für mich eine schauderhafte Merkwürdigkeit! Schelten Sie nicht, liebe Freundin; ich bin schon genug darüber gescholten worden, daß ich Carl dem Großen die eigentliche Größe nicht abmerken kann. Alle die Abscheulichkeiten, die er begangen, entschuldigt man kurz weg mit dem Geiste der Zeit, in welcher er gelebt, und lächelt spöttisch über meine Einfalt, daß ich das nicht begreifen kann. Aber ich kann mir nicht helfen: für mich ist nur das Gerechte groß. Außerordentliche Thaten können Bewunderung verdienen, groß sind sie nur, wenn sie auch gerecht waren, und es giebt zu allen Zeiten nur eine Gerechtigkeit. Oder es müßte zweierlei Größe geben: eine Mitwelts-Größe und eine Nachwelts-Größe, und die letztere müßte der Gerechtigkeit nicht mehr bedürfen. So meinen es vermuthlich die Herren, die Carln den Großen nennen. Was kümmert es sie, was die Zeitgenossen dieses Carls gelitten haben? Darum schmeckt ihnen ja keine Pfeife Toback schlechter. Manche weinen vielleicht über das Schicksal eines Romanhelden, der da hätte existiren können; aber das schreckliche Schicksal eines Volkes, wie die Sachsen zum Exempel, welches wirklich existirt hat, läßt sie kalt, und der Mörder dieses Volkes war ein großer Mann. Weil Carl auch manches gethan, was der Nachwelt Nutzen gebracht, war es ihm erlaubt, ja es war groß, die Mitwelt mit Füßen zu treten. Ich bitte Sie, liebe Freundin, lesen Sie doch Carl's Geschichte, und fragen Sie sich selbst auf jeder Seite, ob Sie unter seiner Regierung gelebt haben möchten? und wenn Sie die Zeitgenossen noch befragen könnten, würden nicht von der Elbe bis zum Tajo Millionen Ihnen dasselbe antworten, was sie jetzt auf die Frage: ob sie unter Napoleon glücklich waren? antworten würden? Ist es nicht augenscheinlich, daß, wer Carln den Großen nennt, auch Napoleon so nennen müsse? — und was ist denn damit gewonnen, daß man den Zeitgeist zum Sündenbocke macht? nichts weiter, als daß man allenfalls beweißt, der Zeitgeist war schlecht. Ein wirklich großer Mann soll aber über den Geist seiner Zeit erhaben seyn, er soll ihm auch in der Sittlichkeit vorausschreiten. Kurz, ohne Gerechtigkeit keine Größe, das können mir die Herren Carlianer mit allem Schelten und Spotten nicht widerlegen. — Und welch ein Beispiel hat dieser Grausame allen Tyrannen zu allzeit fertiger Beschönigung hinterlassen! Napoleon würde nicht in Egypten 2000 Türken mit kaltem Blute niedergeschossen haben, wenn Carl nicht an der Aller bei Verden 4500 Sachsen mit kaltem Blute niedermetzelt hätte.

Doch wo gerathe ich hin! geschwind zu der freundlichen Postmeisterin in Nieder-Ingelheim, die unter allerlei pikanten Kupferstichen die Reisenden herzlich aufnimmt. Man schien hier mit dem neuen Herrn, dem Großherzog von Hessen, sehr zufrieden, nachdem man 20 Jahre lang das französische Joch hatte tragen müssen. Die Abgaben, hieß es, sind zwar nicht verringert, aber es sprechen doch keine Receveurs mehr bei uns ein, die von jeder Bouteille Wein ihren Theil haben mußten. Unwillkührlich dachte ich dabei wieder an die wunderliche Frage: „Was haben wir gewonnen?“ und doch waren die Receveurs nur Mücken gegen die großen Vampyren. —

Wer durch Bingen kommt, und seinen Beinen oder seiner Brust es nur irgend zumuthen darf, der unterlasse ja nicht, das sogenannte Haus Klopp (eine herrliche Ruine) zu besteigen, und er wird sehen, wie die Nahe in den Rhein fällt, wie über dem Bingerloche sich die Wellen kräuseln, und am Fuße des Mäusethurms sich brechen, kurz er wird sehen, was sich nicht beschreiben läßt. Und nebenher mag,

er noch recht ernste Betrachtungen anstellen, über die erbärmlichen Zufälligkeiten, von welchen der Nachruhm abhängig ist. Es gab eine Zeit, wo das Bingerloch gefährlicher war als jetzt, weshalb ein menschenfreundlicher Bischoff, Namens Hatto, einen Wartthurm daneben bauen ließ, wofür mancher, dem Schiffbruch Entronnene, ihn gesegnet haben wird. Weil aber derselbe Bischoff auch streng auf klösterliche Zucht hielt, so haßten ihn die Mönche und ersannen das alberne Mährgen von den Mäusen, die ihn, seines Geizes halber, bis in diesen Thurm verfolgt, und gefressen haben sollen. Wenn auch die Nachwelt das Mährgen nicht geglaubt hat, so hat sie doch den Bischoff Hatto für keinen Ehrenmann gehalten. Und solche lustige im Guten wie im Bösen leichtsinnig nachgeplapperte Urtheile sind es, liebe Freundin, die zu erlangen oder zu vermeiden, man oft die schönste Zeit des Lebens und die besten Kräfte opfert! während man allein dem Richter in sich zu genügen trachten sollte; denn den eigentlichen Ruhm und Nachruhm nimmt man mit ins Grab, und er wird nicht eher leuchten, bis Gott das Grab öffnet, Gott, der allein die Motive und folglich den Werth der Handlungen kennt. Ich muß immer lachen, wenn wir Tages-Insekten von Nachruhm sprechen, weil wir Geschichtsbücher haben, die ein paar tausend Jahre hinauf reichen. Was sind denn ein paar tausend Jahre? thun wir noch ein paar tausend dazu, so sind alle unsere Helden nur noch fabelhafte Personen.

Herrlich ist nun der Weg am Rhein von Bingen bis Coblenz. Man kann viel Schönes in der Welt gesehen haben, und man wird hier noch immer überrascht werden. Die Menge der Ruinen zerstörter Burgen, in welchen einst die gemüthlichen Räuber wohnten (wie der Verfasser von Welt und Zeit sie von einem modernen Handwerksburschen sehr drollig nennen läßt), trägt allerdings mit dazu bei, die, bald schauerlich wilden, bald freundlichen Ansichten noch malerischer zu machen. Also sind wir diesen Rittern Dank schuldig, denn sie haben für das Vergnügen der Nachwelt gesorgt; und ihre Räubereien — je nun, die entschuldigen wir mit dem Geiste der damaligen Zeit. Sind wir doch sicher vor ihnen.

Noch weit genußreicher würde diese herrliche Rheinreise zu Lande seyn, wenn die Chaussée — eines von dem wenigen Guten, welches man den Franzosen verdanket — besser unterhalten würde. Man hört überall klagen, daß lästige französische Einrichtungen beibehalten werden; nun so sollte man wenigstens auch die guten nicht eingehen lassen. Es hatte kaum 24 Stunden geregnet, und schon waren die Wege abscheulich. Dazu kommt noch, daß man fast immer sehr nahe am Strome her fährt und, während sich linker Hand die Felsen wie eine Wand erheben, schaut man rechts in den Abgrund der Wellen, ohne daß auch nur ein gebrechlicher Stecken, als Geländer hingepflanzt, wenigstens der schüchternen Einbildungskraft einen Anhalt gäbe. Es ist jedoch in der Gegend von Coblenz jetzt der Anfang gemacht, ein recht solides Geländer aufzustellen, und ich höre, daß der ganze Weg so eingefaßt werden soll. Eine große Wohlthat, nicht allein für furchtsame Reisende, sondern für die Unglücklichen, die, ohne dieselbe, gewiß von Zeit zu Zeit hinabgestürzt wären.

Wenn gleich Pabst Pius II. (Aeneas Sylvius) sich jährlich ein Fuder Bacharacher Wein hat nach Rom bringen lassen, und wenn gleich Kaiser Wenzel für 4 Fuder dieses Weins der Stadt Nürnberg ihre Freiheit gegeben hat, so kann ich doch nicht viel Rühmliches davon sagen; vermuthlich wurde aber sowohl dem Pabste als dem Kaiser besserer Wein vorgesetzt als mir. Auch zu St. Goar, wo ich abermals vom besten dortigen Weine foderte, wurde ich an die Zöllner im Brasilien erinnert, die allen Rheinwein als Essig um geringen Zoll passiren lassen. Dennoch rathe ich Ihnen, liebe Freundin, wenn Sie einmal des Weges kommen, in St. Goar zu übernachten; denn man wird, in einem freundlichen Wirthshause, Ihnen ein Zimmer mit der köstlichen Aussicht auf den Rhein geben; man wird sie dabei nicht köstlich, aber recht artig bewirthen, Sie auch nicht prellen, und so werden Sie am andern Morgen so vergnügt als ich weiter fahren. Wenn Sie dann, unweit St. Goar an der Landstraße sehen, was ich gesehen habe, so wird es Ihnen eben so neu seyn als es mir war. Es wurden nämlich preußische Rekruten, theils von Officiers theils von Unterofficiers, einexercirt, wobei man sich zwar nicht des Stocks bediente, aber diejenigen, die es nicht recht machten, an den Ohren zupfte. Anfangs mußte ich lachen, denn es fiel mir ein: ob wohl jenes Volk, von dem die Alten erzählen, es habe so lange Ohren gehabt, daß es sich in die Ohrenlappen wie in Mäntel gehüllt habe, nach und nach, durch vieles Zupfen und Zausen es mit seinen Ohren so weit gebracht? und ob nach zehen oder zwanzig Generationen nicht auch unsere Ohren schon ziemlich lang seyn werden? Hernach wurde ich doch etwas verdrüßlich, als ich

Digitized by Google

mich erinnerte, daß Napoleon die Gewohnheit hatte, die Leute bei den Ohren zu zupfen. Und wirklich habe ich nachher erfahren, daß dieses neue Stock-Surrogat aus Frankreich herstammt, wo man es ohne Zweifel als eine Galanterie für Napoleon eingeführt hat. Es thut mir aber weh, daß Deutsche es nachmachen: freilich nicht aus demselben Grunde. Auch ist nicht zu leugnen, daß das Ohrenzupfen große Vorzüge vor den Stockprügeln hat.

Hier, liebe Freundin, schließt mein Reisejournal, welches vor den 10 Bänden der Nicolaischen Reise wenigstens den Vorzug der Kürze behauptet. Am 6. May bin ich glücklich in Ems angekommen, und gebe mir alle Mühe, auch hier Alles rosenroth zu sehen. Freilich ist das Aeußere nicht mit unserm lieben Liebenstein zu vergleichen; die Natur ist hier gar zu engherzig und die Kunst hat gar zu wenig, oder eigentlich noch gar nicht nachgeholfen, denn außer einer Reihe Bäume am Ufer der Lahn, unter welchen ein Weg von 6 bis 7 Fuß Breite, den sie hier Promenade nennen, 500 Schritte lang, sich hinzieht, und außer einer krummen Allee, gleichfalls an der Lahn, die nicht viel über 200 Schritte lang ist, giebt es hier durchaus gar keine Spaziergänge, Sie müßten denn die steilen Berge dahin rechnen, die zu erklettern nicht Jedermanns Sache ist. Noch fühlbarer wird dieser Mangel dadurch, daß der Brunnenarzt, der wackere Hofrath Thilenius, in seiner Beschreibung von Ems ausdrücklich warnt, man solle vor 9 Uhr Morgens nicht am Ufer der Lahn lustwandeln, wegen der kühlen feuchten Zugluft. Zugleich empfiehlt er aber auch das frühe Aufstehen, Baden, Trinken und sich bewegen. Nun giebt es aber durchaus keinen andern Platz, auf dem man sich bewegen könnte, als eben diesen einzigen Gang an der Lahn. Wer folglich, wie ich, um 6 Uhr den Brunnen trinkt, der muß entweder zu Hause bleiben, oder, wie ich, der Lahnluft zum Trotze, doch nicht ohne einige Aengstlichkeit, längs dem Ufer auf und nieder traben.

Gleichviel! wenn nur die Nymphe der Emser Quelle mir hold ist! wenn ich nur nach 4 Wochen Ihnen aus freier Brust wiederholen kann, daß ich Sie herzlich liebe und hochschätze.

Deutschlands Magna Charta aus dem funfzehnten Jahrhundert. (Aber nur ein freundlicher Traum.)

Herr D. Böhmer in Göttingen hat ein urkundliches Denkmal unserer Vorfahren wieder aufgefischt, das unserm Reformations- und Verfassungsluftigen Zeitalter eine interessante Erscheinung seyn muß.

Weder die frühere deutsche Geschichte seit Carl dem Großen, noch die spätere, haben etwas aufzuweisen, das dem Entwurfe jener sogenannten Reformation ähnlich wäre, welche im Namen des Kaisers Friedrich (III.) dem Reichstage zu Mainz 1441 vorgelegt worden ist. Sie unterscheidet sich besonders dadurch: daß sie nicht blos den geistlichen, sondern auch den weltlichen Stand umfaßt, und für beide die Grundlinien einer Magna Charta enthält. Diese der Einsicht ihres kaiserlichen Beförderers Ehre machende, und für uns belehrende Urkunde hat Herr D. Böhmer in lesbare Schreibart übergetragen, mit einer geschichtlichen Einleitung und erläuternden Bemerkungen versehen, und unter folgendem Titel herausgegeben: „Kaiser Friedrichs III. Entwurf einer Magna Charta für Deutschland, oder die Reformation dieses Kaisers vom Jahr 1441, mit einem Kupfer. (Friedrichs Brustbild.) Göttingen 1818. Auf Kosten des Verfassers. CXXVIII. und 366 S. 8.“ Ehe wir des Inhalts dieser merkwürdigen Urkunde gedenken, dürfte es vielen unserer Leser angenehm seyn, etwas über des Kaisers Friedrich Person und Zeitalter zu vernehmen. Friedrich stand 54 Jahre (von 1439 bis 1493) an der Spitze des deutschen Reichs. Er bedachte sich anfangs, die Regierung eines Reichs anzunehmen, das voller Verwirrung und Gebrechen war, das seine Lebenskraft in innern Befehdungen vergeudete, das von dem Schisma in der Kirche litt, und noch mehr durch den ärgerlichen Lebenswandel einer meist unwissenden Clerisei, sonach aber für Friedrichs Ruheliebenden Charakter abschreckend war. Die Vorwürfe der Langsamkeit und Unthätigkeit, die man ihm bis diese Stunde macht, kommen daher wenigstens zur Hälfte auf sein Zeitalter, dessen Hindernisse auch der feurige und thätige Geist seines Sohnes, des Kaisers Maximilian, nicht gewältigen konnte. Für seine Erblande hat er dennoch mit standhafter Klugheit und Umsicht, gleichsam zögernd, den Grund zur Macht der folgenden Zeiten gelegt. Er erhob Oesterreich zum Erzherzogthum, und erwarb, durch die Vermählung seines Sohnes mit Maria von Burgund, jene ansehnlichen Lande, die soviel spätere Staatshändel von Europa veranlaßt haben. Unter seiner Regierung schien die Grenze des Mittelalters und der neuern Zeit sichtbarer zu werden. Uns dünkt aber dabei am merkwürdigsten, daß sein Reforma-

tions-Entwurf erhalten, ehe noch die Folgen einer mehr verbreiteten Aufklärung theils durch die zu seiner Zeit erfundene Buchdruckerkunst, theils durch die aus dem Orient vertriebene Gelehrsamkeit darauf einwirken konnten. Rechts- und Wahrheitsgefühl ist immer ein sicherer Leitstern. — Nur etwas von dem Inhalte des Reformations-Entwurfs, den Friedrich durch seine Räthe 1441 in Mainz vorlegen ließ.

Die Grundidee war, dem ächten Christenthum einen mehrern Einfluß im Staate, nach vorgängiger Selbstreformation der Geistlichkeit, dem Sinne seines Stifters gemäß, zu verschaffen. Der Entwurf enthält ein Eingangsgebet, das als drei Hauptmittel, brüderliche Liebe, Gehorsam gegen die Obern und Festhalten an guter Ordnung und Recht hervorhebt. Dann folgen 12 Haupt- und ein Schlußartikel, nebst sogenannten Declarationen. Wir heben nur Einige ganz, und von andern den summarischen Inhalt aus, um die Leser für das Ganze zu interessiren. „Erster Hauptartikel geht dahin, daß Geistliche geistlich seyen, und ihre Anzahl auf die Nothdurft beschränkt werde. Die Declaration hierzu enthält unter andern folgendes: „Das Uebermaaß der Mönche, Pfaffen und Nonnen, Nelharden *) und anderer Bettler, wollen unter einem geistlichen Schein die Welt betrügen, womit der arme Mann auf dem Lande so hart beschwert wird, daß ihre Weiber und Kinder oft an ihrer täglichen Nahrung Mangel leiden, damit sie das faule, müßiggehende Volk nähren mögen u. s. w." Zweiter Hauptartikel. „Alle Fürsten im Römischen Reich — mit andern Grafen, Freien, Herren, Rittern und Edlen, sollen alle, ein jeder nach seinem Stande und Herkommen, seinen Stand und Wesen halten — damit sich ein jeder in seinem Stand selbst erkenne und der arme Mann auf dem Lande unbeschwert bleibe und ihm seine menschliche Freiheit auch erhalten werde." (Nach heutiger Sprache, damit er weder Sclav, Maschine, noch alleiniger Steuerlastträger sei.) Dritter Hauptartikel will, daß die Städte und Communen eine auf Vernunft und Freiheit gegründete Verfassung erhalten. In der Declaration steht: „Den Eigennutz will dieser Zeit alle Welt für Weisheit achten, und des gemeinen Nutzens ist ganz vergessen." (Wie siehts wohl damit jetzt in den einzelnen Ländern und beim deutschen Bunde aus?) Die Declaration trösstet aber: „Doch kann er nicht erdrückt werden, er, (der gemeine Nutzen) muß wieder erstehen." (Guter Friedrich! Gebe Gott, daß deine Prophezeihung wenigstens nach 377 Jahren, und nach der neuesten Reformation Deutschlandes, am Bundestage wahr werde! —) Vierter Hauptartikel. Ganz Deutschland soll eine, auf das gemeinschaftliche Wohl seiner Bewohner berechnete Verfassung erhalten, nämlich: „Alle Fürsten, vom Römischen Kaiser an bis auf den niedrigsten u. s. w. sollen mit rechter Ordnung — nach eines jeden Nothdurft versehen werden, ohne männiglichs Beschwerung." Im fünften Hauptartikel kommen die Doctoren der fremden (Römischen) Rechte schlimm weg. „Sie sollen in keinem Fürsten- oder andern Rathe mehr gelitten, sondern ganz abgethan werden; die fremden Rechte sollen ganz ab und todt seyn, weil sie, die Doctoren, nach der Declaration „Stiefväter und nicht die rechten Erben des (vaterländischen, deutschen) Rechts sind. Denn sie nehmen ihm den Grund der Wahrheit und bringen durch ihren unordentlichen Geiz das Recht zu einem solchen Unglauben, daß kein frommer Mann mehr sein Vertrauen darein setzen mag. — Sie sind nicht anders Räthe, denn des Soldes und des Geitzes." (Diese vorgeschlagene Abthuung des Römischen Rechts ist sehr merkwürdig. *) Es war aber schon viel zu eingewurzelt und viel zu günstig für Fiscalität und Regentengewalt, als daß der Vorschlag durchgehen konnte, da über dieses die deutschen Schöffen den Verwickelungen einer vorschreitenden Civilisation nicht gewachsen seyn mochten, und es selbst in ihren Weisungen zu Hülfe nahmen. — Sollte man nicht h. z. T. den Vorwurf des Geitzes in den Vorwurf einer zu subtilen Kritik der sogenannten historischen Schule unserer Doctoren verwandeln, woraus so viele subjective Varietäten und gelehrte Meinungen entstehen, die irgend einer alten Pergamenthaut zu liebe das Recht oft ungewisser machen, als ein allbekannter Gerichtsbrauch? und woraus abermals ein Unglauben am Rechte entstehen muß, der wichtiger für den Staat ist, als der Stolz einer zu weit grübelnden Schultheorie?) Sechster Hauptartikel will weder in den Reichsräthen noch ständischen Versammlungen Geistliche leiden. „Denn ihnen will nicht gebühren,

*) oder vielmehr Lollharden, eine Art mystischer Schwärmer.

*) Durch das Röm. Recht wurden die deutschen Staatsgeschäfte Proceßmäßig, und mit dem kleinlichen Geiste der Chikane behandelt. —

in weltlichen Sachen zu handeln, wiewohl sie sich darum zeigen wollen, um merklich großer Ursachen willen." Declarationen: — Sie werden träge das Lob Gottes zu halten und verlassen sich mehr auf die weltliche Ehre und Lob. — „Sie erfahren der Laien Heimlichkeit u. s. w. Aus solchen Heimlichkeiten haben die Bischöfe sich selbst zu Herren gemacht, und die Fürsten, Grafen und Herren zu Knechten und Dienern u. s. w." Achter Hauptartikel. Gemeiner Nutze soll die Hauptrücksicht bei öffentlichen Abgaben seyn. — Die Stände sollen sich hüten, durch Mißbrauch und Eigennutz den Zorn der Völker nicht zu reizen. — Wie es jener Zeit zuging, entnehme man aus folgender Anrede an die Fürsten in den Declarationen: „Führwahr, ihr Fürsten, ihr stellet sehr nach unrechtem Gut, wollet dem Armen seinen Schweiß und Blut wieder recht aussaugen. Es ist wahrlich genug, ihr seid gewarnt. Wo sind nun euere ehrbaren und tapfern Räthe, die euch dem gemeinen Nutzen zu Gute rathen?" (vergl. Tapferkeit ist wohl immer selten gewesen, auch bei Adrigens wohlmeinenden Räthen.) „Viel Schmeichler, Heuchler und Suppenesser*) habt ihr an euern Höfen, denn ihr mögt die Wahrheit nicht leiden. Welcher euch aber euer Amt bessert mit der Nutzung, das ist ein geschickter Gesell, niemand frägt, ob es rechtlich daher komme, so wir's nur haben. Als ob Gott die Seinen euch zu Narren geschaffen habe! Hättet ihr ein recht christlich Gemüth, ihr würdet die göttlichen Creaturen besser bedenken!" 9ter und 10ter Hauptartikel will gleichförmiges Maaß und Gewicht einführen. (!) — Dem Beschlußartikel folgen ausführliche Dispositionen über die Organisation sämmtlicher Streitkräfte des Reichs. Allezeit 5 große Läger, 1 für das Innere, 4 für die Grenzen u. s. w. Dann folgt noch eine Anrede an alle Stände Christen haben und niedern Standes, worin es heißt: „Es liegt am Tage, daß uns die Geweihten (Papst und Geistlichkeit) um unser recht Patrimonium gebracht haben, auch unsere Vorältern so verblendet, sie sollten mit ihrem väterlichen Erbe das Himmelreich erkaufen. — Ich wollte gern wissen, wem die großen Pfaffen nütz wären, denn daß sie uns Weib und Kind zu ihrem Gefallen nehmen, und viel H — — n machen? Ich wollte gern hören, von einem der mir sagen könnte, wo Christus unser Erlöser, dieweil er auf Erden ging, je von Mönchen oder Nonnen gesagt hätte. Wem mag dasselbige Volk nütz seyn? — Gott wird euch nach euern Verdienst lohnen; denn wie ihr die ganze Gemeinde im Reich beschwert habt, also wird sie auch über euch aufstehen, daß ihr keine bleibende Statt mehr wisset. Nach diesen Dingen werden erst die 12 Hauptartikel ihren Anfang nehmen mit einer rechtmäßigen Ordnung und Reformation." Wer muß nicht hier den tiefen und noch für uns lehrreichen Blick des Kaisers oder seiner Räthe bewundern, wenn sie merken lassen, daß an jeder durchgreifenden Reformation zu zweifeln sei, so lange die Geistlichkeit nicht völlig in ihre Schranken gewiesen worden! Wie scharfsinnig ist Christenthum und Kirchenthum geschieden, und letzteres untergeordnet! Auch der Staat soll, Friedrichs christlicher Grundidee ungeachtet, keine klösterliche Zwangsanstalt seyn. Aus Ordnung, Gerechtigkeit, als der Grundlage, soll vielmehr das Gedeihen des Christenthums folgen, und wie der Beschluß-Artik. sagt: „der christliche Glaube in recht brüderlicher Liebe erhalten und gemehrt werden." Leider war Friedrichs Zeitalter für eine Reformation dieser Art nicht empfänglich; es blieb beim Entwurfe; wiewohl einzelne Punkte späterhin allerdings zur Ausführung gekommen sind.

Verdienstlich genug dünkt uns nächst dem hohen Willen, die offene und tapfere Kraftsprache. Wie weit steht unser heutiges glattes und behutsames Diplomatenwort dahinter; möge es nicht eben so matte oder halbe That erzeugen! Die literarischen Untersuchungen des Hrn. D. Böhmer über die Urkunde und ihren Verfassen werden wißbegierige Leser in dem Werke selbst aufsuchen. Auch der Freund geschichtlicher Unterhaltung wird in demselben mannichfache Nahrung antreffen.

*) Friedrich spricht wohl aus eigner Erfahrung über den vergeblichen Aufwand für entbehrliches, parasitisches Hofgesinde. Auch seinem Sohne, Kaiser Maximilian, (von den Italienern Spottweise pocodenar genannt) ging es so, daß ihn die Hofschranzen arm machten, wie uns sein Beichtvater Gründbeck erzählt. — Sollte nicht auch heutiges Tages das unter Schulden versinkende Staatsschiff durch Ausladung des entbehrlichen Hofstaats eine große Erleichterung erhalten? so wie der Oberstenmann den brißen Bank der Mehrzahl und den edlen Lohn des Bewußtseyns? — Die Herausschneidung nur weniger Blätter aus jedem der vielen deutschen Hof- und Staatskalender würde schon einen ansehnlichen Fonds für den gemeinen Nutzen liefern der in unsers Friedrichs dritten und achten Hauptartikel mit Recht so hoch empfohlen wird.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt.

Zweiter Band. No. 2.

Ueber
das repräsentative Geldsystem,
oder:
In wie fern ist das Papiergeld ein stellvertretendes Mittel, die edlen Metalle zu ersetzen?
Ein auf Geschichte und Erfahrung gegründeter staatswirthschaftlicher metrologischer Versuch
von
Johann Isaak Berghaus.
gr. 4. Leipzig in der Gräffschen Buchhandlung.
Preis 1 thlr.

Diese Schrift verdient die Aufmerksamkeit eines großen Publikums. Sie ist für den Staatsmann und den ganzen Handelsstand gleich wichtig. Obige Schrift ist in allen soliden Buchhandlungen von ganz Deutschland zu haben; ja sie verdient in allen Welttheilen gelesen zu werden, denn jeder findet seinen Platz darinn.

An Bibel-Leser und Geistliche.

Rosenmüller Prof. L. F. K., das alte und neue Morgenland oder Erläuterungen der heiligen Schrift aus der natürlichen Beschaffenheit, den Sagen, Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes. Mit eingeschalteter Uebersetzung von Sam. Burders morgenländischen Sitten; und Will. Wards Erläuterung der heiligen Schrift aus den Sitten und Gebräuchen der Hindus. gr. 8. Preis 1 thlr. 8 gr.

Jedem aufmerksamen Bibel-Leser und Ausleger der heiligen Schrift ist des Herrn Rosenmüllers Werk ein unentbehrliches Buch. In England wurde das Buch von Burder in kurzer Zeit fünfmal gedruckt. Da Asien die Wiege der Menschheit genannt wird, so muß es auch die Wiege der Religion seyn, welches sich vorzüglich aus Wards Werk beweisen läßt. — Obiges Buch ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Baumgärtnerische Buchhandlung.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Voß, Julius von, Sendschreiben eines Brandenburgers an die Bewohner Rheinpreußens, bei Gelegenheit der Sr Durchl. dem Fürsten Staats-Kanzler übergebenen Adresse. gr. 8. geheftet 10 gr.

Der Herr Verfasser spricht hier wie ein geborner nicht wie ein gewordner Preuße, nimmt den Zeitgeist neben dem Staatsgeist ins Auge, meynt: der Zeitgeist müsse als Geist aller Zeit bis hieher betrachtet, und aus den neuesten Erfahrungen aller Wahn sorasam geschieden werden. So würdigt er nun — als Märker — was man in den Rheingegenden an unserer Staatsform umwandelt sehen will. Die Freymüthigkeit dieser Schrift geht daneben bis zum Kühnen hin.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung hat die Presse verlassen und ist versandt:

Systematischer Grundriß des praktischen europäischen Völkerrechts, zum Gebrauche bey Universitäts-Vorlesungen und zum Selbstunterrichte entworfen, vom Dr. Julius Schmelzing ꝛc. Erster Band, gr. 8. Ladenpreis 1 thlr. 12 gr oder 2 Fl. 42 Kr.

Der Hr. Verfasser, durch seine staatswissenschaftlichen uud militairrechtlichen Schriften schon hinlänglich bekannt, übergiebt hiermit dem literar. Publikum ein Werk, welches zu akademischen Vorlesungen und zum Selbst-Unterrichte brauchbar, einem längstgefühlten Bedürfnisse abhelfen wird. Er hat alle brauchbaren Materialien seiner Vorgänger in dieser Doctrin mit reinwissenschaftlicher Sorgfalt gesichtet und benutzt, und nichts unterlassen, um diesem Werke, — bei einer gediegenen und durch edle Freymüthigkeit anziehenden Sprache, durch ununterbrochene Allegation der einschlägigen literar. Hülfsmittel, durch Erläuterung der völkerrechtlichen Grundsätze mit den treffenden Daten aus der ältern und neuesten Zeitgeschichte und Politik, endlich durch eine neue systematische Anordnung und ausführliche Behandlung des Ganzen — eine ausgezeichnete Stelle in der Bildungs-Geschichte dieser praktischen Wissenschaft zu sichern.

Dieser erste Band handelt in 212 §§. von der rechtlichpolitischen Persönlichkeit der europäischen Völker, und in der Vorrede zu demselben ist vorläufig schon die generelle Uebersicht des ganzen Systems enthalten. Der Zweite Band, welcher alsbald nachfolgen wird, handelt vom Sachen- und Obligationen-Recht der europäischen Völker.

Rudolstadt, den 12. August 1818.

F. S. R. privil. Hof- Buch- und Kunsthandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und versandt:

Einige Betrachtungen über den Begriff und die Wirksamkeit der Landstände, nach den Prin-

zipien des allgemeinen und natürlichen Staatsrechts; vom Dr. J. Schmelzing. gr. 8. geh. 5 gr.

Rudolstadt, den 12. August 1818.

Fürstl. privl. Hof- Buch- und Kunsthandlung.

Neue Bücher der Baumgärtnerischen Buchhandlung in Leipzig.

Rosenmüller, Prof. E. F. K., das alte und neue Morgenland, oder Erläuterungen der heiligen Schrift aus der natürlichen Beschaffenheit den Sagen, Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes. Mit eingeschalteter Uebersetzung v. Sam. Burders morgenländischen Sitten und Will. Ward's Erläuterungen der heiligen Schrift aus den Sitten und Gebräuchen der Hindus. Zweiter Band. gr. 8. 1 thlr. 12 gr.

Das goldne Buch für hohe und niedere Stände, oder Grundregeln, gut, klug und leicht durch die Welt zu kommen. Zweite verbesserte Auflage, aus dem Englischen nach der eilften Ausgabe. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.

Erinnerungs-Almanach, täglicher, historisch-politischer. Eine Taschenbibliothek der wissenswürdigsten Ereignisse aus 27 Jahrhunderten. kl. 8. 1 thlr. 8 gr.

Märtyrerthum, das christliche, oder Geschichte von dem Leben, den Leiden und dem Tode der christlichen Märtyrer in allen Theilen der Erde. Nach dem Englischen des John Fox und des John Milner. Zweiter und letzter Theil mit 8 Kupfern. gr. 8. 1 thlr. 16 gr.

Jörg, Dr. und Prof. J. C. G., Anleitung zu einer rationellen Geburtshülfe der landwirthschaftlichen Thiere. Zweite sehr vermehrte und mit 14 Kupfern versehene Auflage. gr. 8. 3 thlr.

Dasselbe ohne Kupfer. 1 thlr. —

Denkmal der Reformation Luthers beim dritten Jubelfeste am 31 October 1817 aufgestellt und herausgegeben von F. R. Lenke. Dritte Auflage mit 7 Kupf. allegor. Titel und Umschlag. gr. 8. 1 thlr 12 gr.

Ameise, die, oder Bemerkungen, Charakterzüge und Anecdoten, auch Schlachtberichte vom Kriegsschauplatze in den Jahren 1812 bis 15. Herausgegeben von L. Hußell. 27. Sammlung. 8. 12 gr.

Magazin der neuesten Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. Herausgegeben vom Dr. und Prof. Poppe, Dr. F. G. Kühn und Dr. F. G. Baumgärtner. Neue Folge No. 3 mit 4 Kupfern. 4. 16 gr.

Gartenbaukunst, neue, oder Sammlung neuer Ideen zur Verzierung der Parks und Gärten. Herausgegeben von Dr. F. G. Baumgärtner. Zweite Lieferung mit 8 Kupfern. Folio. 2 thlr.

Rockstroh, Dr. H., der Architect im Kleinen, oder Zeichnungen von mit Beyfall aufgenommenen größtentheils ausgeführten einzelnen Gegenständen an und in Gebäuden und Gärten. Als Muster für Baulustige, Tischler und Zimmerleute, 2s Heft mit 15 Kupfern. gr. 8. 1 thlr.

Echo aus den Sälen europäischer Höfe und vornehmer Zirkel. 8. Zweites Heft. 12 gr.

England und die Engländer. 1 thlr. 8 gr.

Anzeige
für Apotheker und Chemiker.

Den Käufern des Taschenbuchs für Scheidekünstler und Apotheker, können wir versichern, daß der seel. Herr Hofrath Buchholz in Erfurt den Jahrgang 1819 dieses Taschenbuchs noch vor seinem Hinscheiden größtentheils ausgearbeitet hat, und daß dieser Jahrgang im November wie gewöhnlich erscheint.

Den Freunden des verstorbenen Herausgebers, welche sämmtliche von ihm bearbeitete Jahrgänge dieses Taschenbuchs, sich anzuschaffen wünschen, bieten wir solche für die Hälfte des zeitherigen Ladenpreises an. Es sind dieses die Jahrgänge von 1803 bis 1818, welche zusammen 13 thlr. — kosten, und die wir bis Ende dieses Jahres für 6 thlr. 12 gr. sächß. erlassen. Wer indessen 7 thlr. — sächß. bezahlen will, dem liefern wir zu seiner Zeit den neuen Jahrgang 1819 gratis nach.

Die frühern vom verstorbenen Professor Göttling in Jena herausgegebenen Jahrgänge von 1780 bis 1802, (exclusive 1784 und 1792, welche fehlen) erlassen wir zu 4 thlr. 9 gr. oder jeden Jahrgang für 5 gr.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands besorgen diesen Almanach zu den angegebenen Preisen.

Weimar d. 30. August 1818.

Hoffmannische Hof-Buchhandlung.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 3, Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Merkwürdige Prophezeihung.

Aus einem Schreiben des Herrn v. K. in D. an den Herausgeber.

Die Geschichte der letztvergangenen Viertelhundert Jahren war so außerordentlich, und die Welt ist nun in ihrer politischen Gestalt so verändert, und ihr physisches Wesen so in Bewegung, daß jeder denkende Mensch Neigung fühlt und Perspective sucht, in die fernere Zukunft zu schauen. Bibelforscher nehmen, und das nicht ohne Grund, ihre Zuflucht zu den alten Propheten. Sie sind freilich sicherer, als unsere neueren; aber sie sind so dunkel, daß ihre Ausleger insgemein noch mehr schwärmen als unsere neueren Seher. Die Offenbarung Johannis schien mir immer noch die deutlichste zu seyn und mehr in die neuere Zeit zu gehen. Ich nahm mir die Mühe, von der ungeheuern Zahl der Ausleger die meisten und neuesten zu lesen, und hatte davon den Vortheil, daß, indem ich ihnen auf ihren Irrwegen nachspürte, ich den zeither noch von keinem betretenen richtigen Gang und den wahren Sinn der Offenbarung entdeckte.

Ich warf nun alle bisherigen Ausleger auf die Seite, und, indem mich die neuere Weltgeschichte zuerst auf die Spur brachte, und ich nur in der Urkunde selbst forschte, auch dabei auf andere so deutlich einstimmende Propheten zurücksahe, fand ich, daß die Offenbarung Johannis fast ganz nur die Ereignisse unserer neueren Zeit und der wenigen, welche nun noch folgen wird, und, so wie Daniel und andere, die endliche Wiederherstellung des Israelitischen, des alten Bundes-Volkes und die Vereinigung ihrer Stämme mit den Nationen, Völkern, Heiden und Sprachen in einer gemeinsamen Christlichen Heerde, verkündige.

Ferner fand ich, daß alle unsere Chronologen, und zwar zum Theil sehr stark, und fast bei allen Zeiträumen irren, daß aber die richtigste Zeitrechnung bis zum Ende der Zeiten in den Propheten selbst, so zuverlässig und vollständig enthalten sey, daß von der durch Moses beschriebenen neuen Schöpfung oder Weltumwandlung an bis zum Jahre der Welt 7000, Zeiten und Zeiträume sich so genau treffend an einander anschließen, daß darüber gar kein Zweifel mehr übrig bleiben kann, und also die richtigste Chronologie ganz vollständig in der Offenbarung liege. Weiter, daß nicht die päpstliche Hierarchie, wie allgemein behauptet wurde, — dann es ist eines Menschen Zahl, Offen. 13, 18. — sondern, daß nur in dem Sinne Johannis, 1. Epist. 2, 18. ältere Päpste, so wie auch künftig gegen die Zeit des wahren Antichristes geschehen wird, widerchristlich gehandelt haben, daß aber der im Jahr 1823 unfehlbar, wie durch ein Wunderwerk wieder zum Vorschein kommende Napoleon als König von Rom auftreten, die vormalige Römische Hauptmonarchie in Anspruch nehmen, seine Herrschaft, besonders im Orient weit ausbreiten werde; daß von 1817 an, auf Veranlassung der Ukase des Kaisers Alexander, die Juden anfangen werden, sich zu Christo zu bekehren, daß endlich 2 Zeugen oder Propheten, 3, 1/2 Jahr lang umherziehen, weissagen, Wunder thun, und einen gereinigten evangelischen Gottesdienst lehren, hierauf gefangen, zu Rom getödtet, aber nach 3, 1/2 Tag wieder werden belebet und sichtbar in den Himmel aufsteigen werden, daß zu gleicher Zeit durch ein Erdbeben der zehnte Theil der Stadt Rom verwüstet werden wird, 7000 Menschen dabei umkommen und Napoleon hierauf im Jahr 1833 als erklärter Antichrist anstreten, sich mit Unterstützung von einem unter dem Bild eines Lammthieres vorgestellten falschen Propheten oder geistlichen Oberhauptes des Occidentes und Orientes, welcher an die Stelle der gefallenen Babel tritt, göttlich wird verehren lassen, aber nach einer großen Niederlage bei Jerusalem, zu Harmageddon nebst dem falschen Propheten wird ergriffen und in einen Feuerpfuhl geworfen werden. Off. 16, 16. Psalm 110, 6. Joel 2. Dan. 11, 45. — Ende des Napoleon!

Durch Ausrechnungen mittelst der prophetischen Schlüsselzahlen — anderen als denen von Jung-Stilling und seinen beiden Vorgängern Bengel und Crusius angegebenen, — fand ich folgende Hauptepochen:

1) Jahre vor der Geburt Christi 3940
2) Von da bis zum Untergange des Antichristes — — — — 1836
3) Das große Sabbathjahr, gleich

Digitized by Google

dem vorbildlichen Ruhejahr allen Testam. 3. Mos. 25, 8 — 10. — — — 1000

4) Die fortgeschobene kleine Zeit des Satans, da Gott um der Auserwählten willen die letzte äußerst trübselige Zeit der 6000 Werkejahre abkürzet und fortschiebet, Matth. 24, 22. Marc. 13, 20. Off. 20, 3. 7. — — — 224

Sind die 6 großen Werktage — — 6000

Hierzu das große Sabbathjahr — — 1000

Beträgt die ganze Weltzeit — — 7000

Sowohl die Weltzeit, als das Jahr 1836 ist durch mehr als 30 Ausrechnungen bewährt. Die Schlüsselzahlen zu allen Berechnungen der Zeiten sind die von den Propheten selbst angegebenen Zahlen, der Zeitraum und das Jahr jedes wichtigen Ereignisses der Vergangenheit und der Zukunft ist damit erwiesen. Nur die Zahl 666, wodurch der Antichrist kennbar gemacht ist, liegt in dem Schriftzeichen der Lateinischen, als der Römischen Curialsprache so wie auch in unserer bis zu Ende der Zeiten lebendigen Teutschen Sprache. Der Seher sagt, Off. 13, 18.: Die Zahl 666 ist eines Menschen Zahl, wer den Verstand hat, der rechne die Zahl des Thieres. Also:

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	20	30	40	50	60	70	80

s	t	u	v	w	x	y	z.
90	100	200	300	400	500	600	700.

Ganz natürlich bezeichnet sich hiermit der

K ö n i g v o n R o m
100 5 50 1 50 100 | 666.

K a i s e r A l e x a n d e r d e r E r s t e
100 1 8 100 1 50 5 100 8 100 | 1811

war es, welchem das Thier im Jahr 1811 zu verschlingen drohete.

Nur noch, als Muster, eine von den Berechnungen des Jahres 1817, welches in der jetzigen stillen halben Stunde im Himmel, merkwürdig wurde. Nehmen wir von den 490 Jahren, welche die 70 Wochen Daniels enthalten, nach welchen, auf Cyri Edict, das Jüdische Volk sollte wieder hergestellt werden, und hergestellt wurde, die letzte 7 Jahre enthaltende prophetische Woche ab, so wie Daniel, C. 9, 25. sie selbst abgesondert hat, so haben wir — — — 483

und ziehen wir diese ab von den — 2300

in welchen, nach Dan. 8, 14. neuer Aufruf, Stadt, Tempel und Gottesdienst wieder herzustellen, erfolgen solle, so haben wir das Jahr — — — 1817.

Jenes Thier, welches im Jahr 1814 an seinem siebenden Haupt eine tödtliche Wunde vom Schwerd, Off. 13, 10. 14. empfing, nach 10 Jahren, 1823, aus seiner Gefangenschaft wieder hervorbricht, dessen Wunde also zum Erstaunen der ganzen Welt wieder heil ist, Off. 13, 3. 13, 14. wird 10 Hörner haben (Statthalter und ihm untergeordnete Häupter) welche ihm ihre Macht und Gewalt übergeben, Off. 17, 13. bis sie sich endlich auch zu Christo bekehren, Off. 12, 14. sich unabhängig machen, Rom plündern und verbrennen, und also zum zweitenmal zerstören, Off. 17, 16. C. 18. 8. Daß nicht Jerusalem, noch weniger Paris, sondern Rom diese große Stadt, die Babel, die Jesabel, die auf dem Thier reitende Hure sey, habe ich vielfältig dargethan und außer allen Zweifel gesetzt.

Gehen wir dem Gange der Offenbarung genau nach, so finden wir, wie ich deutlich zeige, sehr vielfach den Napoleon ganz unbezweifelt als den künftigen Antichrist dargestellt. Vor 1814 hat dieses Thier — das vierte Thier Daniels — 7 Häupter, die 7 Regierungsformen des Römischen Hauptreiches: Das siebende Haupt, Napoleon als König von Rom, erhält die tödliche Wunde vom Schwerdt, Off. 13, 10. 14. und nachdem das Thier nach 10 Jahren wieder geheilt zum Vorschein kommt, als nunmehr rothes Thier, das da war und nicht ist (von 1814 bis 1823) und doch ist (von 1823 bis 1836) Off. 17, 8. 11. entsteht solchergestalt aus den 7 Häuptern ein Achtes. Off. 17, 11. Einige Zeit vor 1823 war er noch nicht gekommen; und in dieser Zwischenzeit ist der eine, Off. 17, 10., nämlich das Sechste Haupt, die päpstliche Regierung herrschet inzwischen wieder. — Die Art der Befreiung des Napoleon von St. Helena ist von den Propheten sorgfältig verschwiegen. Sie geschiehet durch ein Wunder: das Wunder durch Erdbeben kommt sonst in der Offenbarung mehrmals vor. — Die 7 Posaunen in derselben verfolgen nur die Weltgeschichte von 1788 an, und besonders das Leben und die Kriege des Buonaparte, hernach Apollyon von 1796 an, wie auch die Geschichte der Bekehrung vieler Israeliten und deren Verbindung mit Nationen, Völkern, Heiden und Sprachen zu

einer gemeinsamen und einförmigen Christlichen Gottesverehrung. Die 7 Siegel gehen auch auf die ältere Zeit des neuen Testamentes und den Zustand des Jüdischen Volkes.

(Der Verfasser wird seine großen Entdeckungen nächstens durch den Druck bekannt machen.)

Bonaparte auf St. Helena.

Das in England öffentlich zur Sprache gekommene Verfahren gegen den französischen Exkaiser auf der Insel St. Helena, hat eine Schrift veranlaßt, welche unter folgendem Titel ins Teutsche übersetzt worden ist: „Bemerkungen aus St. Helena über Lord Bathursts Rede, gehalten im Oberhause am 18. März 1817. London 1818.“ Auf dem Titel befindet sich zugleich folgende Note: „Ich billige diese Bemerkungen. Ich wünsche, daß sie dem Beherrscher und dem Volke von England vorgelegt werden. Longwood den 9. October 1817. (Unterz.) Napoleon.“ Der Inhalt besteht aus vier Abtheilungen. Die Erste enthält den Auszug aus Lord Bathursts Rede und die (von Bonaparte gebilligten) Bemerkungen über dieselbe. Die zweite besteht aus (Gegen-) Bemerkungen. Die dritte füllt der Brief des Kaisers an den Grafen Lascases. In der vierten Abtheilung sind die amtlichen Beweisstücke zur Erhärtung der Bemerkungen über die vom Lord Bathurst gehaltene Rede. Bonaparte's oder seines Wortführers, Beschwerden gehen eines Theils wider den Parlamentsschluß vom 11. April 1816, andern Theils wider die von dem neuen Statthalter auf St. Helena, Sir Hudson Lowe, unternommenen Beschränkungen.

Was den Parlamentsschluß betrifft, so wurde darin festgesetzt: 1) Napoleon solle behandelt werden, als sey er Kriegsgefangener. 2) Die Englische Regierung solle das Recht haben, alle die Beschränkungen zu treffen, welche sie für nothwendig erachte.

Diesen Beschluß bestreitet der Exkaiser, weil er weder als Gesetz noch als Urtheilsspruch gelten könne, und weil die Person des Fürsten Englands erhabener Gast gewesen, er sich freiwillig ergeben habe. (Wenn Bonaparte die Rolle des gefährlichsten aller Feinde Englands, aus äußerster Noth plötzlich und ohne Unterhandlung, in die eines erhabenen Gastes verwandelte, konnte er wohl nicht auf die Einwilligung seiner Feinde rechnen, noch weniger auf ihre Verpflichtung, den dienstfertigen Wirth bei einem solchen Gaste zu machen. Es ist merkwürdig, wie dieser Mann alle Grundsätze der Moral jetzt in Anspruch nimmt, nachdem ihn die factische Hintansetzung derselben bis zu dieser Catastrophe gebracht hat.)

Die Beschränkungen, die sich in der Hauptsache auf die Haft in St. Helena, auf den Namen General Bonaparte, die Aufsicht beim Ausgehen und die Offenheit der Correspondenz beziehen, sollen, nach Napoleonischer Meinung, mit dem Völkerrechte streiten, und nun durch den neuen Statthalter durch Zusätze sehr erschwert, und für die Gesundheit und das Leben B. nachtheilig werden.

(Man kann nicht annehmen, daß Sir Hudson Lowe ohne alle Veranlassung von Seiten B. und ohne alle Vorschrift von Seiten der Englischen Regierung verfahren habe. Einigen Beschwerden liegt ein großer Stolz zum Grunde, wodurch sich B. selbst schadet; andern aber der durchscheinende Verdruß, besonders über die bewachte und verhinderte heimliche Correspondenz. Unsers Bedünkens ist strenge Aufsicht um so nöthiger, und B. kann blos verlangen, daß alle mit der Sicherheit sonst verträgliche Schonung seines Lebens und seiner Gesundheit auf St. Helena beobachtet werde.) — Eine Probe des den meisten Franzosen so eigenen gasconischen Styls glauben wir in unsern Blättern aufbehalten zu müssen. In der Nachschrift des im Namen B. an den Statthalter Lowe am 23. Aug. 1816 erlassenen, sonst schon bekannten Briefs, schreibt der Herr Graf Montholon: „Wußten Ihre Minister nicht, daß der Anblick eines mit dem Unglücke kämpfenden großen Mannes, (wir dächten, außerordentlichen, sey das rechte Wort,) das erhabenste Schauspiel der Welt ist; wußten sie nicht, daß Napoleon in St. Helena — größer,(?) heiliger,(?) ehrwürdiger ist,(?) als auf dem ersten Throne der Welt? u. s. w. Reno!

Polen.

Wir haben unsern Lesern mitgetheilt, was bei Eröffnung des Polnischen Reichstages gesprochen und gefühlt worden, jetzt eilen wir auch den Schluß desselben anzuzeigen, der nicht weniger herzerhebend war, wie aus den drei kleinen Druckschriften erhellt, die aus Warschau uns zugesandt worden. Die erste ist eine Adresse des Senates an S. M. den Kaiser und König. Hier

wird in den feurigsten Ausdrücken anerkannt, daß die Polen Alles, was sie sind und haben, dem Kaiser Alexander verdanken; daß es in seiner Macht stand, eine edle, aber unglückliche Nation Preiß zu geben, daß er aber vorzog, sie zu erheben und glücklich zu machen. „Er" — so heißt es — „stellte sie auf den höchsten Punkt, den zu erreichen, Menschen, in Gesellschaft vereinigt, vernünftigerweise begehren können. Indessen werde es seiner hohen Weisheit nicht entgangen seyn, daß nur durch Beharrlichkeit ein so großes, schwieriges Resultat erlangt werden könne, und daß die liberalsten Einrichtungen nur durch stufenweise, systematische Entwickelung Festigkeit und Bürgschaft gewinnen; daß nur das Reife wahrhaft nützlich sey, daß man, um mit Erfolg vorzuschreiten, mit der Zeit vorschreiten müsse; weshalb Se Majestät beschlossen habe, nur nach und nach diejenigen Absichten zu enthüllen, deren gänzliches Vollbringen die Wünsche der Polen krönen solle. Die schönsten Theorien hätten in unsern Tagen großes Unglück herbei geführt; man nahe der Vollkommenheit nur mit Hülfe der Fackel der Erfahrung, und diese habe Alexander zu seinem Führer gewählt."

Hierauf verbreiten sich die Senatoren über das Glück, durch die natürlichen Gesinnungen des Monarchen in den Stand gesetzt zu seyn, ihm Wahrheit sagen zu dürfen, Wahrheit, die sonst überall und zu allen Zeiten so viele Hindernisse zu überwinden hatte, um bis zu den Stufen des Thrones zu gelangen. Sie übergeben ihre Bemerkungen über den Gang, den das Gouvernement, seit Einführung der Constitution befolgt hat, und ihre Wünsche über den Gang, den es künftig befolgen möge. Sie fügen hinzu, daß, indem sie diese Wünsche aufzeichnen, sie nie aus den Augen verlohren haben, daß, selbst zum Besten der Einrichtungen, welche ihre Rechte verbürgen, die Entwickelung derselben klüglich abgestuft werden müsse (prudemment gradué.) Sie bekennen sich glücklich durch das was sie schon besitzen und durch Alles was die Güte und Weisheit des Monarchen sie noch hoffen läßt. Wohl galt Vielen bis jetzt ein Souverain wie Alexander, der nur für das Glück der Völker athmet, als ein schöner Traum der Menschenliebe; Ihm war es aufbehalten, diesen Traum in's Leben zu rufen; darum sey es nun an der polnischen Nation, zu beweisen, daß er Sein Glück nicht in Gefahr gesetzt, indem er das ihrige so großmüthig begründet habe.

Die zweite Druckschrift ist eine Adresse der Deputirten-Kammer an den Monarchen, gleich der ersten von der feurigsten Dankbarkeit beseelt. „Sire!" heißt es da, „Sie haben ein Werk geschaffen, würdig Ihres Nahmens und Ihres Jahrhunderts, ja wir glauben gern, würdig der Nation, der es bestimmt ist." Auch die Deputirten übergeben Bemerkungen über den, beiden Kammern vorgelegten, Rapport des Staatsrathes. Sie schwören feyerlich, all' ihr Blut für die Vertheidigung des Thrones, und die, ihrem alten Vaterlande geschenkte, neue Bestimmung zu vergießen. „Unverletzliche Dankbarkeit hat uns diesen Schwur dictirt. Sie ist unsterblich, Sire, denn ihre Dauer wird der Ihres Nahmens, Ihrer Thaten und Ihres Ruhmes gleich kommen."

Die dritte Druckschrift endlich theilt uns die beim Schluß des Reichstages gehaltene Rede des Monarchen selbst mit, welche mehrere Zeitungen schon geliefert haben. Die erhabenste Stelle in derselben hat uns folgende geschienen: „Unter den Gesetzentwürfen, die Euch beschäftigt haben, war nur ein einziger, der die Zustimmung der Majorität der Kammern nicht erhalten hat. Ueberzeugung und Redlichkeit haben bei diesem Resultat den Vorsitz geführt. Ich habe ihm meinen Beifall gegeben, weil es die Unabhängigkeit Eurer Stimmen in ein helles Licht stellt. Frei wurdet Ihr erwählt, frei müßt Ihr auch berathschlagen. An diese zwiefache Unverletzlichkeit wird der wahre Character einer National-Repräsentation stets gebunden seyn; jene habe ich vereinen wollen, um durch das Organ von diesen, den freimüthigen, vollständigen Ausdruck der öffentlichen Meinung zu vernehmen. Eine so constituirte Versammlung verbürgt allein der Regierung die Gewißheit, der Nation nur solche Gesetze zu geben, deren Nutzen das wahre Bedürfniß der Nation erheischt. Diese Aufgabe ist übrigens nicht leicht. Nur mit der Zeit kann sie durch vollständigern Erfolg gelöst werden; denn die Zeit reinigt die Meinungen und bildet Obrigkeiten in der Schule der Erfahrung."

Herrlich sind die Ermahnungen, mit welchen der Monarch die Deputirten entläßt. „Mehr noch als in den öffentlichen Versammlungen" sagt er, „müßt Ihr in Euren Privat- und häuslichen Verhältnissen aufgeklärte Bürger, Freunde Eurer Brüder wie Eurer selbst seyn, unablässig bemüht allen Classen, und besonders derjenigen die das Staatsgebäude trägt, die Vortheile fühlbar zu machen, die mit einer constitutionellen Ordnung verbunden sind. Aber diese Ordnung wird nur dann eine festgegründete Wohlthat für Euch seyn, wenn

die Macht der Gesetze ihre Gewalt über Eure Herzen ausübt, noch ehe sie Eure Handlungen bestimmt. Das ist die Höhe, zu welcher die Civilisation den Aufflug nehmen soll, und dahin gelangt sie, wenn sie wahrhaft ist, das heißt: wenn sie vorzüglich auf Reinheit der Sitten sich gründet."

Welch ein großes, erhabenes Beispiel! Wie siegreich hat der Monarch durch die That bewiesen, daß seine Weisheit eben so reich war als sein Herz! Der schönste Traum ist in Würklichkeit übergegangen! Und was würde uns hindern, auch in Deutschland solche erfreuliche Resultate zu hoffen und zu erwarten, wenn die Deutschen, gleich den Polen, nur Eine Nation ausmachten? wenn Deutschland nicht einem zerschnittenen Polypen gliche, dessen Theile zwar Alle einzeln fortleben und Alle von Einem Körper getrennt wurden, aber nie wieder mit diesem Körper zusammen wachsen können.

Memoiren und Briefwechsel der Madame d'Epinay.

Diese interessante Frau war eine der berühmten, und auch galanten Damen des 18ten Jahrhunderts; sie stand in Verbindung mit Duclos, Rousseau, Grimm, Diderot, St. Lambert u. s. w. und man findet in den drei vor Kurzem erschienenen Bänden ihrer Memoiren noch viele ungedruckte Briefe von Grimm, Diderot und Rousseau, welche letztere besonders zur Erläuterung seiner berühmten Confessionen und auch wohl zum Temperir-Mittel derselben dienen So wird wenigstens auf dem Titelblatte versichert. Die eigentlichen Memoiren der Madame d'Epinay enthalten freilich nur die kleinen Begebenheiten einer unglücklich verheiratheten, anfangs in ihren Mann verliebten, bald von ihm vernachlässigten und zuletzt ihn verachtenden, auch sich rächenden Pariser Dame, allein alles das ist so lebendig erzählt, und es sind so viele bekannte Personen hinein verflochten, daß man das Werk mit großem Vergnügen liest; nur müsse man nichts als Pariser damalige Moral darinn erwarten.

Da unter allen den vorkommenden Personen ohne Zweifel an Rousseau unsere Leser den meisten Antheil nehmen, so wollen wir unsern Auszug blos auf einiges, was ihn betrifft, beschränken. Er erscheint hier zum Erstenmale bei Gelegenheit eines Gesellschaftstheaters, auf welchem ein neues Stück von ihm, l'engagement témeraire, aufgeführt wurde, und in welchem er selbst mitspielte. „Der Verfasser" schrieb Madame d'Epinay, „ist ein geistreicher Mann und vielleicht ein Sonderling. Ich weiß nicht recht, ob Er oder sein Stück mir dieses Urtheil einflößen. Er macht viele Komplimente ohne doch höflich zu seyn, oder wenigstens ohne höflich dabei auszusehn. In den Weltgebräuchen scheint er unerfahren, aber daß er sehr viel Geist hat, unterscheidet man leicht. Seine Gesichtsfarbe ist braun, und feurige Augen beleben seine Physiognomie. Wenn man ihn ansieht, indem er spricht, so scheint er hübsch zu seyn; aber wenn man abwesend an ihn denkt, so sieht man ihn nur häßlich. Man sagt, er sey kränklich und leide an Gebrechen, die er aus einer Art von Eitelkeit sorgfältig verberge; darum sieht er auch wohl manchmal so wild aus."

In dem folgenden Briefe heißt es: „Wir haben das neue Stück wirklich aufgeführt, und Francueil (der gute Freund der Dame d'Epinay) hat den armen Teufel von Verfasser der Gesellschaft vorgestellt. Arm ist er wie Hiob, aber Geist und Eitelkeit besitzt er für viere (comme quatre). Aus Armuth ist er genöthigt gewesen, Francueil's Stiefmutter (Madame Dupin) einige Zeit als Schreiber zu dienen. Seine ganze Geschichte soll so bisarr seyn, als seine Person, und das will viel sagen. Ich hoffe, wir werden sie einst erfahren. Die kleine M. und ich vermaßen uns gestern, ihn zu durchschauen. Trotz seiner Gestalt, sagte sie, (denn fürwahr er ist häßlich, obgleich Emilie ihn hübsch findet) verrathen seine Augen, daß die Liebe eine große Rolle in seinem Romane spielt. Nein, antwortete ich, seine Nase sagt mir vielmehr, es sey die Eitelkeit. — Immerhin! beides. — So weit waren wir, als Francueil hinzu trat, und uns belehrte, es sey ein Mensch von großen Verdiensten. Das mag seyn, indessen — wahr ist es, sein Stück, ohne eben gut zu seyn, verräth keinen gemeinen Kopf u. s. w.

Es ist interessant, die Urtheile einer geistreichen Gesellschaft über Rousseau zu vernehmen, aus einer Zeit, wo er erst in die Welt trat und noch Niemand ahnte, wie berühmt er sich machen würde Später räumte Madame d'Epinay ihm die aus seinen Confessionen bekannte Hermitage ein, und er gehörte zu ihrem engern Cirkel, erwarb sich aber weder Liebe noch Achtung. Ein Brief, in welchem er einst seine Grundsätze über Freundschaft entwickelte, verdient ausgehoben zu werden. „Tadeln Sie freimüthig" sagte er, „was Sie tadelnswerth darin finden, allein glauben Sie nicht, daß ich diesen Grundsätzen leicht entsagen werde, denn sie sind aus meinem Character geschöpft, den ich nicht zu ändern vermag."

„Erstens" fuhr er fort, „verlange ich, daß meine Freunde nur meine Freunde und nicht meine

Herren seyen; daß sie mir rathen ohne mich beherrschen zu wollen; daß sie jedes Recht auf mein Herz, aber keines auf meine Freiheit haben. Ich finde es sehr sonderbar, daß Menschen, unter dem Titel von Freunden, sich in meine Angelegenheiten mischen, ohne mir die ihrigen mitzutheilen. — Sie mögen stets freimüthig zu mir reden; sie können mir Alles sagen; Verachtung ausgenommen, erlaube ich ihnen Alles. Die Verachtung eines Gleichgültigen ist mir gleichgültig, aber wenn ich sie von einem Freunde ertrüge, so hätte ich sie verdient. Hat er das Unglück mich zu verachten, so sage er mir es nicht, er verlasse mich, das ist eine Pflicht, die ihm gegen sich selbst obliegt. Uebrigens, wenn er mir Erinnerungen macht, in welchem Ton es auch geschehe, so bedient er sich seines Rechts. Hab' ich ihn angehört, und thue doch was mir beliebt, so bediene ich mich des meinigen; und ich kann es nicht leiden, daß man geschehene Dinge immer wieder aufwärmt. — Die Zudringlichkeit, mir eine Menge Dienste zu erweisen, die ich nicht begehre, ist mir zur Last. Ich finde darin eine gewisse Superiorität, die mir mißfällt. Ich verlange nichts weiter, als daß meine Freunde mich lieben und sich von mir lieben lassen, das ist alles was sie thun können. — Vorzüglich empört es mich, wenn die erste beste neue Bekanntschaft mich ihnen ersetzt, während ich nur mit ihnen mich beschäftige. — Ihre Wohlthaten können mir nur durch ihre Liebkosungen erträglich werden; aber wenn ich mich entschließe, sie anzunehmen, so verlange ich, daß sie meinen Geschmack dabei zu Rathe ziehen und nicht den ihrigen; denn wir denken über viele Dinge so verschieden, daß oft das, was sie hochschätzen, mir schlecht vorkommt. — Entsteht ein Hader zwischen uns, so meine ich freilich, daß derjenige, der Unrecht hat, zuerst wieder anknüpfen muß; weil aber Jedermann immer Recht zu haben glaubt, so werde darüber nicht gestritten, sondern der, der den Streit anfing, müsse ihn auch endigen. — Nehme ich des Freundes Tadel übel auf, werde ich empfindlich ohne Ursache, gerade ich in Hitze, wo es nicht seyn sollte; so muß er nicht dasselbe thun, oder er liebt mich nicht. Vielmehr muß er mich recht sehr liebkosen, und mich küssen. Verstehn Sie mich, Madame? Kurz, er muß damit anfangen, mich zu beschwichtigen, wozu er nicht viel Zeit brauchen wird, denn im Grunde meines Herzens gab es noch nie einen Brand, den nicht eine Thräne ausgelöscht hätte. Dann, wann ich gerührt, beruhigt, beschämt, verwirrt da stehe, dann scheite er mich tüchtig aus, und sicherlich wird er zufrieden mit mir seyn. Ist aber die Rede von einer Lumperei, die nicht die Mühe verlohnt, sich deshalb zu explicieren, so lasse man sie fallen. Der Angreifer spreche zuerst, und suche nicht einen albernen Ehrenpunkt darin, immer Recht zu behalten. Das ist das Betragen eines Freundes, wie ich es verlange, und wie ich es jederzeit zu erwiedern bereit bin."

Als Grimm einst bedauert wurde, daß bei einem ihm zugestoßenen Unglücke ihn niemand tröste, sagte Rousseau: „Warlich! das Unglück macht nicht am unglücklichsten, sondern die Wuth zu trösten, die jedermann ergreift. Warum überläßt man ihn nicht sich selbst? was mich betrifft, so erkläre ich, daß, wenn mir ein Unglück widerfahren sollte, welches meine Freunde bemerken zu müssen glauben, man die Gattung des Trostes, die mir anstehe, meiner Wahl überlassen soll; denn ich muß am besten wissen, was mir gefällt."

Madame d'Epinay schrieb an Rousseau: „Ich halte für sehr schwer, in der Freundschaft Regeln vorzuschreiben; denn jeder macht sie ganz natürlich nach seiner Art zu denken. Aber es giebt zwei wesentliche Erfordernisse, deren Unentbehrlichkeit in der Freundschaft Jedermann anerkennen muß: Nachsicht und Freiheit; ohne diese reißt endlich das stärkste Band, und diese sind es, auf die mein ganzer Codex sich beschränket. Ich kann nicht fodern, daß mein Freund mich heiß, zart, vernünftig oder offenherzig liebe, sondern nur, daß er nach seiner Weise mich liebe, so viel er kann; denn all mein Wünschen und Fodern wird ihn nicht umändern, wenn er nun einmal leichtsinnig oder ernst oder verschlossen ist; und wenn ich nun halsstarrig immer nur diejenige Eigenschaft bei ihm suche, die er nicht hat, die er aber nach meiner Ansicht durchaus haben soll, so wird er mir freilich am Ende unerträglich werden. Mich dünkt, man müsse seine Freunde lieben, wie Dilettanten ihre Gemälde: sie sehen immer nur das Schöne und blicken über die Fehler hinweg."

„Ich weiß nicht, was das sagen will: mein Freund hat sich eines Unrechts gegen mich schuldig gemacht. In der Freundschaft kenne ich nur Ein Unrecht: das Mißtrauen. Aber wenn Sie klagen: Er hat mir ein Geheimniß aus etwas gemacht — oder er hat dem Vergnügen bei mir zu seyn, das oder jenes vorgezogen — oder er hat eine Aufmerksamkeit gegen mich vernachlässigt — und nun wird geschmollt — o lieber Freund! lassen Sie diese Kleinlichkeitskrämerei leeren Herzen und Köpfen, gemeinen Liebeleien! Freundschaft heischt ein unbefangenes Vertrauen u. s. w." —

Digitized by Google

Mein Rousseau befolgte diese goldene Regel nicht, verlohr vielmehr durch Mißtrauen, Zweizüngigkeit und Undankbarkeit nach und nach die Freundschaft und Achtung von Madame d'Epinay, von Grimm, Diderot und St. Lambert. Die erstere fand sich endlich genöthigt, von ihm zu sagen: „Seine Narrheit flößt mir Mitleid, aber seine Falschheit die tiefste Verachtung ein.“ Und nach allem, was man hier liest, hatte sie ein Recht, so von ihm zu urtheilen. Mit seinen Confessionen stehen viele seiner eigenen, hier mitgetheilten Briefe im schneidendsten Widerspruche.

Als Madame d'Epinay einige Zeit, ihrer Gesundheit wegen, in Genf zubrachte, lernte sie auch Voltairen kennen, der ihr sehr schmeichelte; auch gefiel es ihr sehr wohl bei ihm. Dennoch schrieb sie an Grimm: „Ich möchte doch nicht immer mit ihm leben. Er hat keinen einzigen festen Grundsatz. Er verläßt sich zu sehr auf sein Gedächtniß und mißbraucht es oft. Dadurch schadet er bisweilen der Unterhaltung. Er wiederholt mehr fremde Gedanken, als er eigne sagt, und läßt andern nie etwas übrig. Er demüthigt die Eigenliebe, spricht pro und contra so viel man will, zwar immer mit neuer Grazie und Wahrheit, aber doch immer so als ob er über alles spottete, auch über sich selbst. In seinem Kopfe ist keine Philosophie; von kindischen Vorurtheilen ist er vollgepfropft. Das ließe man ihm vielleicht hingehen, um seines Geistes und seiner Originalität willen, wenn er nicht immer die Miene annähme, als ob er sie alle abgeschüttelt hätte. Er macht drollige Inconsequenzen, und bei alle dem ist es sehr amüsant, ihn zu sehen. Aber ich liebe die Menschen nicht, die mich blos amüsiren. Was seine Frau Nichte anlangt, so ist sie durch und durch eine sehr komische Person.“

Wir wollen diesen Auszug mit einer Stelle über den berühmten Geschichtschreiber, David Hume, beschließen. Madame d'Epinay erzählt von dem Sprüchwörterspiel, welches damals in guten Gesellschaften sehr Mode war, und fährt also fort: „Der berühmte David Hume, grosser und dicker Geschichtschreiber von England, hat nicht das Talent für diese Art von Unterhaltung, welches alle unsere hübschen Weiber bei ihm zu finden vermutheten. Sein erstes Probestück machte er bei Frau v. T., wo man ihm die Rolle eines Sultans zutheilte, der, zwischen zwei Sclavinnen sitzend, alle seine Beredsamkeit aufbietet, um ihre Liebe zu gewinnen. Man wieß ihm seine Stelle auf einem Sofa an, und setzte zwei der schönsten Pariser Damen neben ihn. Er sah sie beide mit großen Augen an, schlug sich mehreremale auf den Bauch und auf die Kniee, konnte aber durchaus nichts anders hervorbringen als: Wohlan meine Damen — wohlan — da sind Sie ja — und weiter kam er nicht. „Das dachte ich wohl“ sagte eine der Damen, indem sie ungeduldig davon lief, „der Mensch taugt zu nichts als Rostbeef zu essen.“ Seitdem ist er unter die Zuschauer verwiesen worden, wird aber darum nicht minder geliebkost und geehrt. Die Rolle, die er hier in Paris spielt, ist in der That drollig. Zu seinem Unglück, oder vielmehr zum Unglück der philosophischen Würde (denn was ihn selbst betrifft, so scheint er sich ganz gemüthlich in diese Lebensweise zu finden) gab es gerade bei seiner Ankunft keine herrschende Narrheit in Paris, darum betrachtete man ihn als einen erwünschten Fund, und unser junges Volk brauste ihm entgegen. Alle hübsche Frauen haben sich seiner bemächtigt, er wird zu jedem Souper fin gebeten, und es giebt kein vollkommenes Fest ohne ihn.“ — (Das hatte er denn auch wohl verdient, wenn er gleich nicht Sprüchwörter zu spielen verstand. Selten ist ein guter Schriftsteller in der Gesellschaft das, was man von ihm erwartet. Oft fehlt ihm das Talent dazu, oft will er es auch nicht seyn.)

Der heilige Bund.

Als die katholischen Fürsten Deutschlands im Jahr 1538 ein Bündniß wider die Protestanten schlossen, nannten sie es ein heiliges. Als in Frankreich die katholische Parthey mit erneuter Wuth wider die Hugenotten aufstand, stiftete sie eine heilige Ligue, und zwang den eignen König zum Beitritt. So wurde, und so wird noch jetzt ein Wort gemißbraucht, das wohl für alle menschlichen Würden und Handlungen zu kostbar ist, und das durch die herabwürdigende Anwendung auf Titel u. s. w. das moralische Zartgefühl untergraben hilft. Ehrwürdige Worte verschwenden, heißt den Glauben an die Tugend schwächen.

Wie erhebt sich dagegen, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, Alexanders Stiftung über Alles Gemeine! Damals verbanden sich Christen, um Christen zu würgen; jetzt reichen sich die Monarchen aller christlichen Confessionen die Bruderhand, und wollen Friede und freundschaftliche Wechseldienste auf einem Grunde befestigen, den die alte Diplomatik des Kabinette zum Verderben der Völ-

ker so oft zu verhöhnen gewagt hat. *) Auch das dünkt uns merkwürdig, daß diese heilige Akte gleich nach den Tagen kriegerischer Triumphe entstanden, und in einer Stadt unterzeichnet worden ist, die die unheiligsten Frevel der öffentlichen Zerrüttung, wie lange vorher die frechste Verspottung alles Heiligen, in ihren Mauern gehegt hat. Nein! ein solches Werk kann kein Trugbild, keine Unternehmung ohne Erfolge seyn. Hier lesen wir ja ein offenes Anerkenntniß der alten diplomatischen Sünden gegen die Ruhe der Nationen; hier haben wir eine besiegelte Bürgschaft für eine künftige christliche Staatsverwaltung, das ist, für eine auf Gerechtigkeit, Menschenliebe und äußern und innern Frieden gebaute.

In dieser Rücksicht verdient der heilige Bund unser Aller stete Aufmerksamkeit, und eben deswegen halten wir es für eine verdienstliche Idee, daß jüngsthin ein Paar ungenannte Freunde: „ein Archiv des heiligen Bundes, enthaltend die denselben betreffenden Aktenstücke, Literatur, Nachrichten und Urtheile" angelegt haben. Das erste Heft, das jetzt zu München erschienen ist, kündigt an, daß in diesem Archive die Diplomatik und Geschichte des Bundes, die Literatur desselben, und das ihn betreffende Ueber, Für und Wider abgehandelt werden soll. Im ersten Abschnitte findet sich die Urkunde selbst, nebst dem Manifest des Kaisers von Rußland vom 25sten Decbr. 1815. (Unsers Wissens zur Zeit das einzige, wodurch eine feyerliche Bekanntmachung des Bundes an eine Nation erfolgt ist; es ist in allen Kirchen des Reichs abgelesen worden.) Der Abschnitt der Literatur enthält: Betrachtungen eines Staatsmannes über den heil. Bund. (ganz.) Robert Hindmarsch Bemerkung über den h. B. (aus dem Engl. Der gute Mann erblickt darinn das neue Jerusalem.) Einige Anmerkungen dazu vom O. Cons. Rath Hänlein in München, und Betrachtungen über das H. Bündniß. (im Auszuge.) Im dritten Abschnitte sind größere und kleinere Kritiken befindlich, worunter sich besonders ein Aufsatz des K. Baierschen Ober-Appellationsraths Liebeskind sehr vortheilhaft auszeichnet, und mit Nachdenken gelesen zu werden verdient.

Das heilige Wort ist ausgesprochen, es ist durch die ganze christliche Welt gedrungen; möge die That überall bald nachfolgen, und immer im Geiste der ersten Stiftung! Dann wird die Fortsetzung dieses Archivs so willkommen, als lehrreich seyn. Wir würden hier wichtige Materialien für ein künftiges Völkerrecht erlangen, um das sogenannte V. R., aber eigentliche Kabinetterrecht zu verdrängen, das bis jetzt in den Schriftstellern zu finden war, und sich auch dort gar lückenhaft und zweideutig ausnimmt, und das wenigstens nicht immer um der Völkerwillen dazuseyn scheint.

*) Absichtlich nennen wir die Kabinette. Denn wie oft waren, (und sind,) die Fürsten unschuldig an den selbstsüchtigen Machinationen ihrer heimlichen Räthe.

Luther an unsere Zeit.

Aus dieser Schrift hat Hr. v. Cölln in den freimüthigen Blättern für Deutsche Sätze gezogen, und mit Anmerkungen begleitet, die wir gern weiter verbreiten. Luther sagt

Zu Regenten und Obrigkeit.

„Ihr Amt ist von Gott, darum sollen sie Gott fürchten. Dieser Text ist eine Wehr und Mauer der Regimente, und hat bisher Kaiser, Könige und Fürsten geschützt, sonst wären sie lange erschlagen."

(Unsere Jacobiner arbeiten seit 25 Jahren daran, diesen Spruch den Völkern auszureden, indem sie sagen, das Amt der Fürsten ist vom Volk, ihm sind sie verantwortlich, und es kann sie richten.)

„Daß weltliche Herrschaften, Kaiser- und Königthümer auf Erden stehen und gehen in ihrer Ordnung, das ist nicht menschlich Thun und Vermögen, sondern Gottes Regiment; denn das sehen wir vor Augen, daß allezeit der Haufen, der da regiert, ist dem andern Haufen viel zu klein und zu schwach, und wenn die Menge oder Pöbel toll und thörigt würde, so wäre da kaum einer gegen tausende, und wären bald alle erschlagen.

(Das haben wir erfahren; giebt es aber nicht noch Nichtswürdige genug, die solche Bluthochzeit gern wiederhohlen sähen!)

„Die Fürsten sind Götter der Erde, sollen aber auch göttlich handeln."

(Allerdings. confer. Hallers Restauration des Staatsrechts; aber es wäre zu wünschen, daß sie neben ihrer göttlichen Sanftmuth auch göttliche Gerechtigkeit und Strenge übten, damit sie nicht Ludw. des 16ten Schicksal haben mögen, der doch ein guter Christ war.)

„Sie sind um des Volkes willen da u. s. w.

(Ey freilich, je mehr sie aber oft zu seinem Besten handeln, je mehr sind sie verschrien. Was müssen Friedrichs Manen nicht jetzt von so vielen überklugen Volksrednern, Systematikern, Bonzen, Straßenpoeten und Narren dulden, welche den Leuten den Kopf verdrehen und keinen Hund aus dem Ofen locken können.)

„Sie sollen nicht durch Furcht herrschen, sondern in ihrer Unterthanen Liebe ihre Sicherheit und ihr Glück suchen."

(Die Zeit haben wir gehabt; in Deutschland mögte dieß noch an der Zeit seyn, wenn die bösen Buben nicht wären, oder mit Ruthen gestrichen würden; aber in Frankreich, da geht es nicht mehr ohne Furcht.)

„Sie sollen sich des Regiments selbst annehmen u. s. w.

(Ja das will man ja nicht! constitutionell sollen sie seyn, so wie ein todter Stempel von Metall, womit man Documente unterfertigt.)

„Sie sollen Gnade und Recht handhaben u. s. w."

(Gott bewahre! Gnade nicht; nur das Recht durch Rechtsverständige nach dem Gesetz; dieß weiß von keiner Gnade.)

„Fürsten sollen Frieden lieben und Krieg meiden."

(Sie haben jetzt durch die heilige Allianz erklärt, daß sie dieß thun wollen; ist es den bösen Leuten nicht zum Gespött?)

Intelligenz-Blatt.

Zweiter Band. No. 3.

Einladung.

Die starke und schnelle Verbreitung des Literarischen-Wochenblatts, hat den guten Erfolg von den in den bisher wenigen Intelligenzblättern eingerückten Anzeigen mehr als zu sehr zu erkennen gegeben, so daß der Wunsch rege geworden ist, es möchten doch mehr Intelligenzblätter als bisher beigegeben werden.

Wir wollen diesem gern entgegen kommen und laden hierdurch ein, uns zu diesem Behufe Anzeigen und alles hieher Passende einzusenden, versprechen nicht allein Alles schnell zu fördern, sondern auch die Einrückungsgebühren 1 gr. pr. Zeile zu berechnen.

Weimar, den 12. Oct. 1818.

Hof-Buchhandlung der Gebrüder Hoffmann.

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe,
auf einer Reise nach Petersburg,
an Freunde geschrieben
von Fanny Tarnow.
brosch. 1 thl. 6 gr.

Der Verleger kann diese Briefe einer eben so geistreichen und gemüthvollen als wohlunterrichteten Beobachterin den Freunden einer unterhaltenden und belehrenden Lectüre und den Leihbibliotheken mit allem Recht empfehlen. —

Leider haben sich in dem Buche viele sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen, man wird die Verfasserin mit der weiten Entfernung vom Druckorte entschuldigen, und vom Verleger wird den Käufern ein Blättchen nachgeliefert werden, welches ein Verzeichniß derselben enthält, da dieß wegen der Eigennamen besonders wichtig ist. —

Pränumerations-Anzeige.

Die

Länder und Völker der Erde;

oder

vollständige Beschreibung aller fünf Erdtheile, und deren Bewohner.

Von

J. A. C. Loehr.

Dritte nach dem jetzigen politischen Stand der Dinge neu umgearbeitete Auflage. 4 Bände mit 78 Kupfern und 5 Karten. gr. 8. 1818.

Die ersten zwei Auflagen dieses Werks sind vergriffen. Diese dritte Auflage ist eigentlich eine, in allen ihren Theilen nach den neuesten politischen Zeitereignissen, und nach dem Zuwachs, welchen die Länder- und Völkerkunde in den letzten Jahren erhalten hat, völlig umgearbeitete und also neue Ausgabe, die, wie die beiden ersten, ebenfalls dem Liebhaber sowohl, als dem Lehrer in Bildungsanstalten angehört, und beide befriedigen soll. Bloße todte, trockne Namenangaben und Zahlen von Größe, Bevölkerung u. s. w. sind nicht vergessen, sind aber nicht das Hauptwerk; aber was mit dem Namen in der Sache wichtig wird, ist hier nicht übersehen. — Nicht die Anstalten, Pracht und Herrlichkeit der Städte, und ihre Bauwerke, u. s. w., die Eigenthümlichkeit der Länder, Gebirge und Ebenen und deren Merkwürdigkeiten aller Art: die Schönheiten der Wasserfälle, das Regen und Treiben der Völker, ihre Nationalsitten, ihre Gemüthsarten u. s. w. Kurz, was mit dem Nothwendigen das Nützliche und Angenehme vereint, ist hier beabsichtigt, und unter Zuziehung der bewährtesten Hülfsmittel dargestellt. Zur Versinnlichung mancher Natur- und Kunstgegenstände, Völker, (Vulkane, Wasserfälle, Brücken, Tempel u. s. w), dienen 78 zum Theil illuminirte Kupfer, welche wie die Charten über alle 5 Erdtheile, von Kennern bisher befriedigend sind gefunden worden.

Zu bemerken ist ausdrücklich: daß, was sich während des Abdrucks in politischer oder vielleicht auch physischer Hinsicht abändern wird, dem Leser beim Schluß des Werks nicht unangezeigt bleiben soll, und daß ein vollständiges Register der Namen und Sachen nicht fehlen wird.

Der Pränumerationspreiß für sämmtliche 4 Bände ist 6 thl. 16 gr., oder 12 Fl. Rhein., wobei noch für Sammler der Vortheil Statt findet, daß, wenn fünf Exemplare mit einander genommen werden, das sechste gratis gegeben wird, (jedoch ist dieser Vortheil blos bei dem Verleger, wer sich direkt an ihn wendet, zu erwarten) Der Pränumerationstermin dauert bis Ende des Jahres 1818, wo sodann der Ladenpreis mit 10 Thaler eintritt.

Digitized by Google

Der erste und zweite Band sind bereits fertig, und können sogleich an die Herren Pränumeranten geliefert, so wie der dritte und vierte Band noch im Laufe dieses Jahres die Presse verlassen werden.

Gerhard Fleischer d. J.
Buchhändler in Leipzig.

Auf Obiges nehmen alle Buchhandlungen und die Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar Bestellungen an.

Griechische Grammatik
vorzüglich des Homerischen Dialekts
von
Dr. Friedrich Thiersch.
Zweite vielvermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage.
37 Bogen. gr. 8.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng. 1818.
Preis 1 Thl. 12 Gr.

Die Verlagshandlung freut sich, endlich die Wiedererscheinung einer Grammatik ankündigen zu können, deren erste Auflage gleich das Jahr nach ihrer Erscheinung vergriffen war und welcher die Freunde der griechischen Literatur, so wie jene von dem Verfasser aufgestellte Methode des griechischen Sprachstudiums, seit mehreren Jahren entgegen gesehen haben. Sie braucht auf die Grundsätze und Ansichten, nach denen diese Grammatik gearbeitet ist, nicht aufmerksam zu machen, da dieselben schon so lange ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Theilnahme bei allen gewesen sind, welchen die Erleichterung und festere Begründung des griechischen Sprachstudiums am Herzen liegt; nur dieses bemerkt sie, daß in ihr der homerische Dialekt in einem Umfange und mit einer Ausführlichkeit, wie vielleicht in keinem andern Werk behandelt ist, und der Verfasser weder Zeit noch Mühe gespart hat, sein Lehrbuch dem Unterricht auf gelehrten Schulen, und den Forderungen der Wissenschaft gemäß auszuführen. Auch in typographischer Hinsicht, glaubt der Verleger durch scharfen Druck und schönes Papier allen Ansprüchen des Publikums begegnet zu seyn. —

In der Vossischen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

J. B. Biots
Anfangsgründe
der
Erfahrungs-Naturlehre.
Durch das Dekret der Kommission des öffentlichen Unterrichts vom 22sten Februar 1817 als Lehrbuch in allen öffentlichen Lehranstalten Frankreichs eingeführt.
Aus dem Französischen übersetzt
von
Friedrich Wolff.
Erster Band.
Mit sechs Kupfertafeln.
gr. 8. Berlin in der Vossischen Buchhandlung.
Preis 4 Thlr. 16 Gr.

Wir überreichen hier dem deutschen Publikum ein Werk, welches auf den Titel eines klassischen Werkes mit Recht Anspruch machen kann, und glauben versichern zu können, daß wir bis jetzt kein Werk besitzen, welches an Vollständigkeit und Vielseitigkeit dieser Gegenstände den Zustand der Wissenschaften so wie dieses besitzt. Alles was der unmüdbare Verfasser, Denker, Forscher und Prüfer Biot auf den ausgedehnten Gefilden der Wissenschaft beobachtet und gesammelt hat, ist durchgängig mit der größten Klarheit und Gründlichkeit vorgetragen, und jeder gebildete Mensch wird, ohne alle mathematische Vorkenntnisse, dem Verfasser durchgängig folgen und sich eine vollständige Belehrung über Naturlehre aus diesen Anfangsgründen, als aus irgend einem anderen der bisher erschienenen Werke verschaffen können. Dem denkenden Künstler nicht allein, sondern auch dem Chemiker und Pharmaceuten, so wie jedem Dilettanten werden hier unerwartete Aufschlüsse gegeben, die denselben höchst willkommen seyn müssen.

In der Vossischen Buchhandlung in Berlin, breite Straße No. 9., ist so eben erschienen, und für 1 Thlr. 16 gr. in allen Buchhandl. zu haben:

Handbuch
der
Geographie und Statistik
des
Preußischen Staats,
nach den neuesten Bestimmungen
von
Dr. Christian Gottfried Daniel Stein.
gr. 8. Berlin 1819, in der Vossischen Buchhandlung.

Wenn wir hiermit die Erscheinung des obigen Handbuchs, von dem so berühmten als würdigen Verfasser Herrn Professor Stein, bekannt durch mehrere seiner vortrefflichen geographischen und anderen Schriften, anzeigen, so geschieht dieß darum, das Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Handbuch bis zu den neuesten Veränderungen des Preuß. Staats in allen seinen Zweigen, also bis zu dem jetzigen Augenblick, bearbeitet worden, und sonach das Vollständigste, was bis jetzt erschienen ist. Mehr darüber zu sagen erlaubt uns die Bescheidenheit nicht.

So wie: Dramatische Werke von C. von Rango. Erster Theil. Mit 1 Kupfer. Preis 22 gr.

Zunächst für die Jugend gebildeter Stände ist in Theodor Seegers Buchhandlung zu Leipzig ein neues Bilderbuch unter folgendem Titel erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Darstellungen
aus den Ritterzeiten.
Mit 10 illum. Kupfern und einer Vignette.
In einen saubern Umschlag gebunden à 2 thl.
Dasselbe Buch mit schwarzen Kupfern
broschirt à 1 thl. 8 gr.

Trotz der Roheit der Ritterzeit des Mittelalters weht doch aus ihren Trümmern ein heiliger Schauer, der das Gemüth des gebildeten Lesers ergreift; frommer Glaube an Gott, die aus ihm hervorgehenden religiösen Gesinnungen, und Tugenden, Vaterlandsliebe und vorzüglich Tapferkeit strahlen wie leichte Puncte hervor, daher wird diese Schrift, die in einem edlen Style abgefaßt, und zunächst der Jugend bestimmt ist, auch andere gebildete Leser anziehen und befriedigen. Was der Verleger dabey in Hinsicht des Aeussern zu leisten hatte, hat er treulich erfüllt.

Sämmtliche angezeigte Bücher sind in der Hof-Buchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar zu haben.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 4. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Die Einnahme der Insel Timor.

(Die folgende merkwürdige Erzählung theilte Herr Thurston, Commandeur des Hesperus, eines englischen Kriegsfahrzeuges, dem Herausgeber der Bibliothèque universelle erst mündlich und dann schriftlich mit. Wir ziehen sie so viel möglich zusammen.)

Im Herbst 1810 mußte der holländische Gouverneur Janson den Engländern die Insel Java übergeben, und sämmtliche holländische Besitzungen in den indischen Meeren wurden in der Capitulation mit einbegriffen. Damals erhielt Thurston das Commando der Corvette Hesperus, deren Mannschaft durch Clima und sauren Artilleriedienst von 120 Mann auf 90 verringert war, und unter diesen gab es 50 Kranke. Da aber Nachricht eingelaufen war, daß einige französische Fregatten von Brest Java zu Hülfe eilen wollten, so mußte er Gesunde und Genesende zusammenraffen, und sich in die Meerenge von Bali postiren, um jenen Fregatten aufzulauren. Während er dort vor Anker lag, hatte er das Unglück, seinen einzigen erfahrnen Officier zu verlieren, der an einem Fieber starb, welches er sich in den Morästen von Batavia zugezogen hatte. — Bald fing der Ost-Passatwind mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit an zu wehen; der Ankergrund war sicher, aber man sollte kreuzen und das war freilich nicht angenehm, denn Thurston versichert, man könne sich von diesen Stürmen und von diesen Regengüssen keinen Begriff machen. Indessen hatte er die Ordre und gehorchte, sobald er hinlänglichen Wasservorrath eingenommen hatte. In der Mitte des Decembers hob er am Morgen die Anker, mit dem Vorsatz, am Abend auf denselben Platz zurück zu kehren, wenn Wind und Ströme das Meer unhaltbar machen sollten.

Kaum war er eine halbe Stunde unter Segel, als ein sehr heftiger Windstoß kam, und ein fürchterlicher Regenguß ihm das Land gänzlich verhüllte. Den ganzen Tag über waren die Wolken so dick und so nidrig, daß man höchstens in der Entfernung von einer Viertel-englischen Meile vor sich sehen konnte. Indessen verließ sich Thurston auf seine nautische Berechnung, den Ankerplatz wieder zu gewinnen; auch legte sich gegen Abend der Wind, man erblickte unweit das Ufer, und fing schon an, sich zu beruhigen, als man plötzlich bemerkte, daß es nicht dieselbe Küste sey. Ein westlicher Strom hatte das Schiff in die Meerenge von Lombo geführt, die eine einzige schlechte Charte, welche Thurston besaß, als sehr gefährlich wegen der Ströme schilderte. Er wollte das Weite suchen, aber es war zu spät. Eine Windstille trat ein, und eine Strömung führte ihn unwiderstehlich mit reißender Schnelligkeit dem Untergange zu. Bald war das Meer glatt wie ein Spiegel, bald brachen sich die Wellen fürchterlich zu beiden Seiten des Schiffs, welches schrecklich tanzte und ein Spielwerk der bösen Geister dieses Abgrundes zu seyn schien. Einigemal war es der Brandung an der Küste sehr nahe; schon erwarteten die an Rettung Verzweifelnden den Stoß auf die Klippen, da warf plötzlich ein Gegenstrom sie an das jenseitige Ufer, um dort dieselbe Angst auszustehen.

Die Charte, die Thurston vor Augen hatte, gab, im Fall eines Schiffbruchs, schlechten Trost für diejenigen, denen es etwa gelingen möchte, das Ufer zu erreichen; denn eine kleine Insel am Eingang der Meerenge hieß die Räuber-Insel, ein Cap die Mord-Spitze und eine benachbarte Bay die Meuchelmörder-Bay. Indessen kam das Schiff nach zwei Stunden doch glücklich hindurch, befand sich nun in dem Meer von Java und kehrte am andern Morgen nördlich in die Meerenge von Bali zurück. —

Ein paar Tage lang war das Wetter erträglich, Thurston wagte zum zweitenmal unter Segel zu gehen, und nahm denselben Weg an einem schönen Morgen. Eine westliche Strömung achtete er nicht, vermeinend, er könne trotz derselben laviren, ohne von seinem Strich abzuweichen. Aber Nachmittags verdunkelte sich der Horizont und es überfiel ihn ein Sturm, der sich in der Nacht in einen wahren Orkan verwandelte. Am Morgen sah er Land, und glaubte nach seiner Rechnung, es sey die Küste von Sumbaya. Der Sturm währte fort, und Thurston sah wohl ein, es sey unmöglich zu kreuzen, so lange dieser Passat-Wind wehe; oder er hätte sich entschließen müssen, die Linie zu passiren, und den entgegengesetzten Pas-

schwind zu benutzen, um Java zu erreichen. Alle seine Vorräthe waren fast erschöpft, und der erbärmliche Zustand seiner Mannschaft nöthigte ihn, schnelle Hülfe zu suchen.

Die Insel Timor war zu diesem Behuf das nächste Land. Thurston kannte sie nicht, und wußte weiter nichts von ihr, als daß sie eine holländische Besitzung sey, die auf der Charte eine ziemliche Figur machte, woraus er schloß, daß die englische Regierung ohne Zweifel eine hinreichende Macht dahin geschickt haben würde, um sie in Besitz zu nehmen. Er entschied sich also dafür, die Insel Timor aufzusuchen. Nach mancherlei vermiedenen Gefahren glaubte er eines Abends um 8 Uhr, nachdem ihm eine ziemlich sichere Höhen-Berechnung gelungen war, nur noch 50 Meilen von einem Kanal entfernt zu seyn, den zwei kleine östlich von Timor gelegene Inseln bilden; in diesen wollte er einlaufen, und befahl daher, das Schiff für die Nacht beizulegen. Dieser Befehl wurde so ungeschickt ausgeführt, daß er durch einen plötzlichen Windstoß die Focksegelstange verlor, und, um größere Gefahr zu vermeiden, mit dem Winde sich dem Lande nähern mußte, denn es währte eine zeitlang, ehe er wieder beilegen konnte. Er berechnete nun, daß er etwa noch 20 Meilen vom Lande entfernt sey, war deshalb in großer Unruhe, und brachte die ganze Nacht auf dem Verdeck zu. Das Wetter war sehr schlecht, und das Schiff wich stark westlich von seiner Bahn.

Noch war es nicht Tag geworden, als das Geschrei ertönte: „Klippen vorne und von der Seite!" und gleich darauf: „Land vor uns!" das Meer brach sich gegen die Felsen mit schrecklichem Gebrüll. Thurston hoffte, daß er sich in dem Kanal befinde, aber um das Schiff zu retten, mußten viele glückliche Umstände sich vereinigen. Die Breite, unter welcher der Kanal liegt, mußte auf der Charte richtig angegeben, seine gestrigen Beobachtungen vollkommen genau, und er, während der Nacht, von seiner Richtung nicht abgewichen seyn. War er im Kanal, so war er gerettet, aber nur 1/4 Meile nördlich oder südlich, so war er ohne Rettung verlohren. Es wurde unaufhörlich gearbeitet, um die Brandungen zu vermeiden, denn der Kanal war keine halbe Meile breit. Tiefes Schweigen herrschte auf dem Schiffe; die Ahnung naher Gefahr hatte jeden ergriffen; die rasche Ausführung aller Befehle, die schnell auf einander folgten, bewieß die überlegene Geschicklichkeit englischer Matrosen in entscheidenden Augenblicken. — Ein stürmischer Regenguß hatte den Anbruch des Tages verzögert; jetzt ließ er nach, und plötzlich rief die Wache im Mastkorbe: „Wir sind im Kanal!" Wir hatten, rief Thurston aus, Paar oder Unpaar um das Leben gespielt und gewonnen. Bald waren wir ganz in Sicherheit gegen die Heftigkeit des Passatwindes, aber noch nicht am Ende unserer Prüfungen." — Seine Charte nämlich wieß keine Einzelheiten nach; sie war im ächten Geiste der holländischen Regierung entworfen, die stets fürchtete, genaue Kenntnisse dieser Meere zu verbreiten. Wo sollte Thurston einen Ankerplatz finden? Ein Tag verging mit vergeblichem Suchen. Auch kein Nachen ließ sich sehen; die Insel schien unbewohnt. Am andern Morgen entdeckte er eine Bay, beschaute die Küste lange durch sein Fernrohr, glaubte endlich zwischen den Bäumen ein röthliches Dach zu sehen, umfuhr noch eine Bergspitze, und sah nun plötzlich die mahlerisch gelegene Stadt Copang vor sich, sammt der Batterie, die sie beschützt. Nun zog er die englische Flagge auf und schoß eine Kanone ab, nicht zweifelnd, auf dem Fort gleichfalls die englische Flagge wehen zu sehen. Allein wie groß war seine Verlegenheit, als die holländische aufgezogen wurde! Da galt es einen raschen Entschluß. Er schickte sogleich einen Parlementair mit einem Briefe an den Gouverneur, in welchem er ihn von dem, was zu Batavia geschehen, unterrichtete, wie auch daß sämmtliche holländische Besitzungen in der Capitulation begriffen wären, weshalb er ihn aufforderte, ihm die Insel sogleich zu übergeben, und selbst an Bord zu kommen. Die Antwort war: der Gouverneur habe seit 2 Jahren in keiner Verbindung mit Java gestanden und ersuche Thurston an's Land zu kommen, um sich näher zu erklären.

Thurston kam, mit einem weißen Fähnlein in der Hand, wurde mit allen militairischen Ehrenbezeugungen empfangen, und wiederholte dem Gouverneur das vorige Ansinnen. Man verlangte seine Ordre zu sehen; er war genöthigt, die Wahrheit zu sagen, wie er geglaubt, auf Timor bereits englische Besatzung zu finden, da das aber nicht der Fall sey, so erheische seine Pflicht als englischer Officier, die feindliche Flagge, überall wo er sie antreffe, abnehmen zu lassen. Er fügte hinzu: wenn der Gouverneur der Nachricht von der Capitulation nicht glaube, so fodere Thurston ihn in seinem eigenen Namen auf; er habe 300 Mann, folglich eine überlegene Macht an Bord, die vor Begierde brennten zu landen und zu attakiren; dann aber müsse der Gouverneur je-

den englischen Blutstropfen, der vergossen werde, verantworten. Der arme Mann war augenscheinlich in der größten Verlegenheit. Thurston zog seine Uhr heraus und sagte: „Mein Herr! ich gebe Ihnen 10 Minuten; wenn Sie dann noch nicht entschlossen sind, so werde ich es seyn."

Des Gouverneurs Beklemmung wurde immer stärker. Man sah wohl, daß er geneigt war, zu gehorchen, aber nur fürchtete, es möchte ihm übel ausgelegt werden. Um der Sache ein Ende zu machen, flüsterte Thurston seinem holländischen Dollmetscher in's Ohr, er solle sich auf das Fort begeben (welches man von dem Orte, wo die Unterredung vor sich ging, sehen konnte), und solle durch List oder Gewalt die holländische Flagge herunter zu lassen versuchen. Das geschah, noch ehe die 10 Minuten abgelaufen waren, und, während der Gouverneur noch schwankte, wehte schon die englische Flagge; worauf Thurston ihn vorläufig als englischen Vice-Gouverneur begrüßte, und versicherte, wenn er das ruhige Betragen der Einwohner verbürgen wolle, so solle nicht ein einziger englischer Soldat ausgeschifft werden. Es war ein Glück, daß der Gouverneur keine Unruhen befürchtete, denn Soldaten auszuschiffen gab es nicht, und eine Garnison in das Fort legen, konnte Thurston nicht, weil er kaum noch 30 gesunde Menschen hatte, um das Schiff zu regieren.

Alles ging vortrefflich. Der schlaue und kühne Seemann machte und empfieng Ceremonienbesuche bei und von den vornehmsten Einwohnern von Copang, wurde reichlich mit frischen Provisionen versorgt, und ging in einer solchen Entfernung von der Stadt vor Anker, wo es leicht war alle Communicationen zu verhindern, und dadurch die Schwäche seiner Macht zu verstecken. Uebrigens gab er sich alle Mühe, auf dem Wege der Güte die Herzen und die Köpfe zu gewinnen. Mit dem Gouverneur gelang ihm das bald, weil er im täglichen Gespräch ihm alle Umstände mittheilen konnte, die von der Wahrheit seiner Aussagen überzeugen mußten; diejenigen aber, mit welchen er sich nicht auf gleiche Weise unterhalten konnte, waren weniger zutraulich und gläubig, und es entstand nach und nach eine gefährliche Gährung in den Gemüthern. Denn als mehrere Wochen verliefen, und kein Schiff von Java seine Nachrichten bestätigte, fing man an, ihn für einen bloßen Abentheurer zu halten. Durch einen ihm sehr ergebenen malayischen Sklaven erfuhr er alles wieder. Schon ahnete man den jämmerlichen Zustand der Corvette, schon beschuldigte man den Gouverneur laut der Feigheit, und endlich entspann sich eine förmliche Verschwörung, in welche man auch die vier Raja's der Ureinwohner gezogen hatte, und die beim ersten Signal ausbrechen sollte. Thurstons Wohnung war sogar schon einige Nächte hindurch von Sklaven und Ureinwohnern umringt, die ein Kriegsgeschrei ausstießen, und kaum von seiner Wache im Zaume gehalten wurden. Er sah ein, daß es durchaus nothwendig sey, eine entscheidende Maßregel zu ergreifen.

Eines Morgens sehr früh begab er sich in aller Stille an Bord, und befahl, die Corvette so nahe als möglich an die Stadt zu bringen, und schlagfertig zu halten. Er selbst kam in der Mittagsstunde zurück, wo in jenen Gegenden sich alles der Ruhe überläßt, und stieg vor der Hausthüre des Gouverneurs an's Land. Niemand regte sich. Er stellte Schildwachen vor die Thüre und gieng hinein. Der Gouverneur erschien sehr verwirrt. Thurston gab ihm die Verschwörung auf den Kopf Schuld; er betheuerte seine Unschuld, gestand jedoch, daß er seit einigen Tagen mit dem Betragen seiner Untergebenen unzufrieden sey. „Es scheint, sagte Thurston, daß man meine Höflichkeit der Schwäche beigemessen hat! Aber hören Sie den Kanonenschuß? Das ist ein Signal, welches mir verkündet, daß mein Schiff unter Ihren Mauern liegt. Die Einwohner müssen sich sogleich versammeln, um zu vernehmen, daß sie morgen meinem Könige den Eid der Treue leisten müssen." — Die Versammlung hatte sogleich statt. Thurston erklärte, daß der Gouverneur sein Gefangener und persönlich für jede Unordnung verantwortlich sey. Diese unerwartete Erklärung und das plötzliche Erscheinen der Corvette in einer Entfernung von 150 Klaftern von der Stadt, thaten herrliche Wirkung, und erstickten den Keim des Aufruhrs. Die Nacht verging still. Am Morgen besetzte Thurston die Batterie mit seiner ganzen Mannschaft, und ließ nur die Genesenden und die Schiffsjungen zurück, mit dem Befehl, auf den ersten Wink Feuer auf die Stadt zu geben. Und so besiegten, wie gewöhnlich, die Schnelligkeit und Entschlossenheit der Söhne des Nordens die asiatische Indolenz. Die vier Raja's waren die Ersten welche gehorchten. Um 9 Uhr Morgens begann die Procession aus dem Hause des Gouverneurs nach dem Fort. Der Gouverneur, sein Sekretair und sein Gefolge hatten ihre Staatskleider angelegt, und Thurston konnte nur mit Mühe bei dieser Feierlichkeit das Lachen unterdrücken. Es wurde im Fort ein Kreis geschlossen, der Gouver-

neur las mit lauter Stimme den Eid der Treue ab, sämmtliche Umstehende wiederholten ihn, 21 Kanonenschüsse verkündeten ihn — als plötzlich der wahre Donner über ihren Häuptern rollte, und besonders die abergläubigen Ur-Einwohner erschreckte. Allein Thurston eilte, jeden übeln Eindruck dieses Zufalls zu vernichten, indem er ausrief: der Himmel selbst gebe lauten Beifall! Ein allgemeines Vivat! war die Antwort.

Am Abend gab Thurston auf dem Rathhause Ball und Gastmahl, bei welchem Freude und Eintracht herrschten. Keisar, der vornehmste unter den Raja's, trennte sich nicht von einer Flasche Branntewein, die er vor sich hatte, und seine Ergebenheit für den brittischen Monarchen wuchs mit jedem Glase. Er umarmte Thurston, warf sich zu dessen Füßen und schwur, er werde ihm überall hin folgen. Die Wirkung des Göttertrankes ließ bei allen Anwesenden sich spüren. Ein Feuerwerk, welches die Gäste überraschte, vollendete ihr Entzücken; nur die Ureinwohner und die Creolen warfen sich dabei im ersten Augenblick erschrocken platt auf die Erde, erholten sich aber bald und genossen nunmehr das bisher ungekannte Vergnügen. Seitdem blieb alles ruhig. Nur einmal wurde noch diese Ruhe durch die Bewohner einer kleinen Insel, Sawu, unterbrochen, die dem holländischen Gouvernement zinsbar sind und jährlich eine gewisse Anzahl Menschen brachten, welche bei den Hafen-Arbeiten gebraucht wurden. Ein Häuptling dieser Insulaner wollte einen englischen Matrosen, der sich eben badete, umbringen; der Matrose floh zu Thurston und dieser kam sogleich beim Gouverneur mit dem Raja der Fremdlinge zusammen. Es war ein Mann über 6 englische Fuß hoch, sehr wohlgestaltet, und das wahre Modell einer Antike; ein römisches Profil, große schöne Augen, und nicht krauses aber gelocktes Haar. Sobald er erfuhr, wovon die Rede sey, und daß die Engländer und Holländer jetzt Freunde wären, gerieth er in heftigen Zorn, ließ den Schuldigen herbei führen, ergriff ihn mit der Linken, warf ihn zu Boden, setzte ihm einen Fuß auf die Brust, erhob mit der Rechten den Dolch und rief, indem er sich zu Thurston wandte: „Soll ich zustoßen?" — Thurston versichert, die Scene und die Stellung seyen so theatralisch gewesen, daß er im Anschauen sich vergessen haben würde, wenn er nicht hätte eilen müssen, dem Unglücklichen das Leben zu retten, der nun dankbar seine Füße umklammerte; worauf der Raja noch eine lebhafte Rede an seine Unterthanen hielt, und jeden mit dem Tode zu bestrafen drohte, der es wagen würde, das gute Vernehmen zwischen ihm und seinen neuen Freunden zu stören. Thurston schildert diesen wilden Fürsten als einen der ausgezeichnetesten Menschen, der alle Tugenden der Wilden ohne ihre Laster besaß, und von dem er sich mit Schmerzen getrennt hat.

Als die bessere Jahrszeit wieder eintrat, verließ Thurston die Insel, nachdem schon früher eine chinesische Jonke alle Nachrichten aus Batavia bestätigt hatte. In Java erstaunte man nicht wenig, die Corvette Hesperus wohlbehalten wieder erscheinen zu sehen. Man hatte sie längst verloren geglaubt.

Fromme Wünsche eines Katholiken.

Es ist eine das Zeitalter ehrende Erscheinung, daß auch bei dem katholischen Religionstheile die Sehnsucht nach Herstellung der katholischen Kirche in einer gereinigten Form laut geworden, damit man die fleckenlose, himmlische Gestalt endlich von so vielem widersinnigen Putz und Lumpen der Vorzeit entkleidet sehe und ihren eigenen Werth schätzen lerne. Leider, wer Menschen und Geschichte kennt, dem werden diese frommen Wünsche als ein flüchtiger Traum erscheinen, der das Wenigste von dem hält, was er verspricht.

Ein Büchlein, das obigen Titel führt, und bei Gelegenheit der dritten Jubelfeier der Reformation Luthers herausgekommen ist, zieht die Aufmerksamkeit weniger durch den Text auf sich, als durch die Anmerkungen. Jener enthält Wünsche und Rüge der Kirchengebrechen in sechszeiligen Stanzen, an denen man, in ästhetischer Hinsicht, blos den guten Willen dieses Katholiken zu loben weiß. Letztere lassen uns einen Blick in den fortwährend gebrechlichen Zustand einer Kirche thun, die für das Heil so vieler Millionen Seelen, für die Bildung so vieler Millionen fleißiger und guter Unterthanen zu wirken, den großen Beruf hat. Welcher Beruf! welche Verantwortlichkeit für seine falsche Leitung! —

Kein Protestant, kein älterer Kirchenlehrer und Katholik soll hier seine Stimme erheben. Wir wollen jetzt blos an die wackern Katholiken der neuern Zeit, an die Reiter, Werkmeister, Schneider, und andere rechtschaffene Männer der kathol. deutschen, (nicht Römischen) Kirche erinnern. Ja, wir wollen den vom Verf. angeführten, vormaligen Erzbischof von Salzburg voranstellen, aus dessen bekanntem trefflichem Hirtenbriefe, (bei der Salzbur-

gischen Jubelfeier 1782) in dem Büchlein goldne Worte ächter Religiosität angeführt sind. So sprach ein Oberhirte, und was ist geschehen? was verbessert? Wie sprechen die Unterhirten noch diese Stunde? Wie Rom? In der Landshuter Litt. Zeit., und in den neuesten Bullen und Konkordaten steht die Antwort hierauf zu lesen. —

Kein Wort weiter, als ein paar Auszüge aus des Vers. Anmerkungen.

Unter des leider! zu früh verstorbenen Kaisers Joseph II. Regierung ist bewiesen worden, daß innerhalb eines Zeitraums von wenigen Jahren mehrere Millionen, die für Messelesen eingingen, aus den Klöstern nach Rom geschickt worden sind, weil sie es nicht selbst bestreiten und damit fertig werden konnten. — Darum wird nichts so gedankenlos oft binnen 5 – 7 Minuten hergeplappert, als die heilige Messe. Der Vers. weis einen Fall, wo 2 Geistliche, die auf zwei einander gegenüberstehenden Altären zu gleicher Zeit die Messe anfingen, vorher in der Sakristei um 2 Maas Wein gewettet hatten, wer zuerst fertig würde. Man hat einen besondern Namen dafür, und nennt sie Jagdmessen oder durstige Messen. (Vortrefflich erklärt sich der Salzb. Hirtenbrief gegen diesen Meßunfug; aber vergeblich!) — Der Vers. bezeugte in der Jugend seine Verwunderung darüber, daß an Festtagen der Heiligen weit mehr Kerzen brennen, als zu Ostern, Pfingsten u. s. w. Ein Priester belehrte ihn, daß Gott alle Tage angebetet werde, und ihm zu Ehren alle Tage einige Lichter brennten; jeder Heilige aber komme das Jahr nur einmal daran, und es geschehe das billig zu seiner Schadloshaltung. (Offenbar ist der prunkende Heiligendienst Rom nützlicher als der einfache Gottesdienst. Daher wird die Beibehaltung aller Ceremonien u. dgl. in den Konkordaten unter allgemeinen Ausdrücken klüglich bedungen. Zufolge öffentlicher Nachrichten geht der heilige Vater auch mit einer neuen Bevölkerung des Himmels um, und hat alle Gläubigen im Monat Mai durch feierliche Verehrung eines in neuerer Zeit fertig gewordenen Seligen, Namens Alfonso Maria di Liguori erbauet.) — Wie der unbefangene gemeine Mann über die Feste der Heiligen urtheilt, erzählt der Vers. S. 55. „Ein Bauer, der eine der gewöhnlichen ausschweifenden Lobpredigten angehört hatte, sagte: Ich möchte nur wissen, welcher Heilige eigentlich der vornehmste wäre. Bei jedem Feste wird der, dem man das Fest feiert, so herausgestrichen, daß man wirklich glauben sollte, alle übrigen wären Bärenhäuter dagegen." (Uns dünkt der Ausdruck Bärenhäuter besonders für die sehr treffend, von denen ein beschauliches Mönchsleben und Absterben der Welt gepriesen wird.)

Daß der Heiligen-Dienst, wenn auch gutgemeint, dennoch im feinern Sinne für die Menge verloren sey, und durch Vorschub eigennütziger Klöster schädlich werde, wäre aus 1000 Exempeln zu erweisen. Wo also ein Gebrauch so leicht in Mißbrauch übergeht, da ist die Distinction zwischen Sache und Mißbrauch, eine armselige Ausflucht. Ein paar tolle Beispiele erzählt der Vers. S. 47. Der heilige Florian, oder vielmehr sein Bild, ist für das Feuer probat, daher er mit einem Wassereimer in der Hand gemalt wird. Ein tyroler Bauer hatte solches Bild an seinem Hause, mit der Unterschrift: „O großer, heil. Florian! Verschon mein Haus, zünd' andre an." — Die heil. Apolonia, der ihr Vater, Kaiser Diocletian, weil sie eine Christin geworden, alle Zähne ausbrechen ließ, hilft seitdem für's Zahnweh. Unter ihrem Bilde in einer tyroler Kapelle stand 1790: „Kaiser Diocletianus voller Wuth und Zorn, Reißt der Apolonia alle Zähne aus, so hint' wie vorn." — (Wir haben genug?)

Priesterliche Herrschsucht.

Der Herr Präsident v. Bülow hat über die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchen-Wesens in Deutschland geschrieben, und seine Schrift möchte leicht das Beste seyn, was über diesen Gegenstand bekannt geworden; denn sie verbindet Sachkenntniß mit Unpartheylichkeit, gesunde Vernunft mit Frömmigkeit, Aufklärung und liberale Denkweise mit strenger Rechtlichkeit, und ist dabei in einem klaren, ungeschmückten aber kräftigen Style abgefaßt, eben so fern von Flachheit als von Schwulst. Hr. v. Bülow hat sich durch dieses Büchlein ein großes Verdienst erworben, zunächst freilich um den preußischen Staat, auf den es besondere Rücksicht nimmt, aber lehrreich und beherzigenswerth für alle protestantische Staaten, in welchen die Geistlichkeit eine neue päpstliche Hierarchie einzuführen strebt.

Die erste Abtheilung enthält eine kurze Kirchengeschichte, für diejenigen, die nicht bekannt mit derselben sind. In der zweiten Abtheilung wird gezeigt, wie es kam, daß die evangelischen Landesherren Rechte in Religions- und Kirchensachen er-

hielten, welche, nach den Grundsätzen der katholischen Kirche, nur dem Papste und den Bischöffen zustanden, eigentlich aber unstreitig Gesammtrechte der ganzen Kirche sind. Daher rührt es auch, daß jene Rechte der Landesherren nicht in allen evangelischen Staaten gleich sind, je nachdem ihnen viel oder wenig zugestanden worden, oder die Unterthanen es dulden mußten, daß sie viel oder wenig sich anmaßten.

Der Verfasser geht hierauf die einzelnen, der Kirchenregierung zuständigen Rechte durch und sagt: die Gewissensfreiheit sey nicht blos die Freiheit zu denken, sondern auch zu reden und zu schreiben. Die Kirche, und nur diese, (also nicht die Regierung) habe das Recht, den kirchlichen Religionsbegriff zu bestimmen, und allenfalls in der Folge nach ihrer Ueberzeugung zu reformiren. Diese Bestimmung geschehe aber blos vertragsweise, und mit der Vorstellung der Möglichkeit, hierinn zu irren. — In der kirchlichen Aufsicht sey auch das Censur-Recht der zum kirchlichen Gebrauche bestimmten Bücher enthalten; auf andere erstrecke sich die Kirchengewalt nicht u. s. w.

In der dritten Abtheilung ist der gegenwärtige Zustand der Religiosität in Preußen in Betrachtung gezogen, und es werden Vorschläge ihn zu verbessern gemacht. Die ewigen Klagen über das Verderbniß der Kirche und über den Verfall der Religiosität seyen höchst übertrieben. (Ja wohl!) Die Geschichte lehre, daß zu allen Zeiten so geklagt worden, und es müßte längst alle Religiosität und Sittlichkeit erloschen seyn, wenn alle diese Klagen Grund gehabt hätten. Ueberhaupt genommen haben die Welt und das Menschengeschlecht sich weder wesentlich verbessert noch verschlimmert, und die christliche Religion habe zu allen Zeiten bald mit unterjochender Hierarchie, bald mit Schwärmerey, bald mit Aberglauben, bald mit Unglauben, bald mit Verfolgungssucht zu kämpfen gehabt, ohne daß darum die göttliche Wahrheit und die ächte Gottesverehrung zu Grunde gegangen. (sehr wahr!) — Auch diese letztere werde gar nicht so vernachlässigt, als man uns überreden wolle, und der Verfasser hat sich überzeugt, daß auch in den kleinen Städten und auf dem platten Lande es einzig von den Eigenschaften und der Art der Amtsführung der Geistlichen abhänge, selbst aus verwilderten, unsittlichen, Gemeinden religiöse und sittliche zu bilden. Befinde sich die Religiosität nicht ganz auf dem Standpunkte, wo sie stehen könnte und sollte, so komme das erstens daher: daß viel Geistliche den Lehrbegriff der evangelischen Kirche in ihren Vorträgen verlassen, umgehen, untergraben, und dadurch manche ihrer Zuhörer zweifelhaft und gleichgültig machen; auch daß sie den Grundsatz geltend zu machen streben: die Geistlichkeit sey eigentlich die Kirche, oder wenigstens der Repräsentant derselben. Zweitens daher: daß manche Geistliche, besonders auf dem Lande, durch ihr Betragen keine Achtung begründen; woran zum Theil ihre schlechte ökonomische Lage Schuld sey, denn es gebe ganze Gegenden, in welchen die Pfarreyen mit 400 Thalern zu den guten, mit 200 bis 300 Thalern zu den mittelmässigen, und nur die von 80 bis 150 Thalern zu den schlechten gerechnet würden. (!!!) Da lasse sich freilich kaum der Hungertod abwenden. Die besseren Geistlichen erlägen dem Kummer, die schlechteren nähmen ihre Zuflucht zum Trunke oder zu zweideutigen Mitteln. — Unter 400 bis 500 thlr. könne kein Geistlicher anständig leben; was aber über 800 bis 1000 hinausgehe, überschreite den Zweck. Darum schlägt der Verfasser vor, die Pfarreyen auf 400, 600 und 1000 thlr. zu setzen, und zwar so, daß verdiente Geistliche aus einer dieser Classen in die andere fortschritten. Der Staat könne und müsse dazu beitragen, wenn die Einkünfte der aufgehobenen geistlichen Stifter und Klöster, sowohl gesetzlich als der Natur der Sache gemäß, die Fonds darböten. — Eine dritte Veranlassung der Irreligiosität liege in der großen Mangelhaftigkeit des Landschulwesens, da es viele Schulmeister gäbe, die jährlich nicht mehr als 12 bis 24 thlr. einzunehmen hätten. (!) Die Schulstube sey in der Regel ein ungeräumiges, schmutziges Gemach, worin der Schullehrer mit seiner Familie wohne und nicht selten auch seine Werkstatt habe. Ja, es gebe Gemeinden, die gar keine bleibenden Schulen hätten, sondern um Michaelis jeden Jahres für 2 bis 4 thlr. einen Mann, der zur Nothdurft Gedrucktes und Geschriebenes lesen könne, mietheten, um ihre Jugend bis zu Ostern des folgenden Jahres zu unterrichten, vielleicht auch nur von Zeit zu Zeit abzubläuen. Ein solcher Miethling hiese in einigen Gegenden fliegender Schüler, schlafe und wohne bei den Mitgliedern der Gemeinde der Reihe nach herum, und müsse auch noch außer den Schulstunden in der Wirthschaft helfen. (Ein trauriges Gemählde!) — Auch den Gehalt der Landschullehrer will der Verfasser ansehnlich verbessert wissen, und schlägt zu diesem Behuf eine allgemeine Schulsteuer vor. (Wir würden hinzufügen, daß alle Hagestolzen diese Steuer doppelt bezahlen müßten.) —

Digitized by Google

Man kommt Hr. v. Bülow auf die Synoden, und meint, blos von der Geistlichkeit gebildet, wären sie die nächste Veranlassung zur Hierarchie gewesen, hätten der Welt unlautere Lehrsätze aufgedrungen, hätten Verketzerung, Kirchen-Censuren, Excommunicationen, Interdicte geschaffen, und redliche anders denkende zum Scheiterhaufen befördert. Daher General-Synoden für die protestantische Kirche höchst gefährlich seyn mögten, wie schon Luther geschrieben habe:

„Kirchen-Versammlungen und ihre Sprüche führen zu Zwang u. s. w.

Was von den Synoden im Preussischen Staate zu erwarten? sey eine zweifelhafte Frage, die in dem Schreiben eines Landgeistlichen an einen Staatsrath über Synoden und Synodal-Verfassung freimüthig und wahr abgehandelt sey. Die, über den Verfall des Religionswesens laut klagenden Geistlichen wollten, unter dem Vorwand der Wiedergeburt und Reinigung der Kirche, nur um sich greifen, und zwar in so unbegrenztem Maaße, daß darüber nicht geschwiegen werden könne und dürfe. Denn nicht allein hätten sich mehrere Geistliche, (Küster, Neumann, Tiebel, Köhler, Kirchner) in Druckschriften darüber ausgesprochen, sondern auch die Resultate verschiedener schon gehaltener Kreissynoden ließen über den Zweck keinen Zweifel übrig. Sogar drei Superintendenten in der Provinz Brandenburg hätten in der Schrift: Grundlinien einer künftigen Verfassung der protestantischen Kirche im Preußischen Staate, jene Grundsätze systematisch entwickelt, und die Sätze aufgestellt: daß der Verfall der Religiosität blos daher rühre, das die Kirche dem Staate untergeordnet sey, der das blühende Leben der Kirche verschlungen habe. Das Kirchenregiment müsse allein von Geistlichen verwaltet werden, und, wo etwa Weltliche noch nöthig wären, müßten sie unter der Leitung der Geistlichen stehen. Vor allen Dingen müßten die reformirten und lutherischen Kirchen sich vereinigen. Dann sollten Vorsteher der einzelnen Gemeinen, Kreissynoden, Provinzial-Synoden und eine Obersynode eingesetzt, und deren Glieder stets von Geistlichen erwählt werden, wobei alle Patronat-Rechte aufhören sollten. Die Vorsteher (Presbyterier) sollten eine disciplinarische Aufsicht über sämtliche Mitglieder der Gemeinde führen, und Strafbare aus der Kirchen-Gemeinschaft ausschließen. Der Geächtete (das ist der Ausdruck, dessen die Herren sich bedienen) soll kein Ehrenamt, weder in der Kirche noch in der Gemeinde, verwalten, nicht Taufzeuge seyn, keine Vormundschaft führen, keinen Eyd leisten, nicht einmal ein Testament machen können. (!) Wolle er heyrathen, so könne der Pfarrer das zwar nicht hindern, allein er müsse die Braut ernstlich abmahnen. (!) Endlich, wenn der Geächtete sterbe, so solle er zwar auf den Kirchhof, aber ganz in der Stille begraben werden. (!)

Consistorien sind, nach den Ansichten dieser Kirchenverbesserer, ganz unzulässig. An deren Stelle sollen Provinzial-Synoden treten, deren Präsident Bischoff seyn, und den Rang eines Oberpräsidenten haben soll. Endlich auch noch eine Ober- oder Reichssynode und auch einen Oberbischoff, mit dem Range eines Ministers. Dieser solle im Staats-Rathe die Kirche repräsentiren, und dem Staate wird empfohlen, ihm einen besondern Schmuck zu verleihen, wie auch die Herren Synodalräthe (lauter Geistliche) durch besondern Schmuck auszuzeichnen; alle Geistliche aber sollen ein weißes Kreuz auf der Brust tragen.

Die Synoden sollen unter andern eine, dem Geiste des Evangeliums, und der durch dasselbe erleuchteten Zeit angemessene neue Confession entwerfen. Erst müsse aber der Leib da seyn, und dann dieser Form ein würdiger, heiliger, ächt christlicher Sinn eingehaucht werden. (Hierbei macht Herr von Bülow die richtige Bemerkung: „es ist also so weit mit einigen Geistlichen gekommen, daß sie sich nicht scheuen öffentlich anzudeuten, unsere gegenwärtige Confession habe einen unwürdigen, unheiligen, nicht ächt christlichen Geist!) —

Endlich sollen auch alle Geistliche reichlich besoldet, und das Geld dazu durch eine Vermögenssteuer — (eine der schwierigsten, verhaßtesten und in manchem Betrachte gefährlichsten aller Steuern) beigetrieben werden. (Warum nicht auch den Zehnten wieder eingeführt?)

Man sehe wohl, fährt Herr v. Bülow fort, daß hier Alles bedacht sey, vom weißen Kreuze auf dem Rocke des Landgeistlichen an, bis zu den Orden, welche die Brust des Bischoffs und Oberbischoffs zieren; vom Rang und Titel bis zu der Vermögenssteuer u. s. w. Religion sey hier mit Priesterthum verwechselt, Kirchendienst mit Kirchenregiment, Erhaltung reiner Lehre mit Glaubens- und Gewissenszwang, — gegen den Hauptgrundsatz des Protestantismus sey überall angestoßen; — Kurz, das Ganze sey nichts als ein Streben, die Kirche vom Staate zu trennen, die Geistlichkeit soviel möglich zu isoliren, aus derselben einen Staat im Staate

zu bilden und sie der Staatsgewalt gegenüber zu stellen — also eine noch ausgedehntere bischöffliche Hierarchie uns aufzudringen, als die war, die sich im dritten Jahrhundert unter Constantin dem Großen bildete, und in der Folge zur päpstlichen Hierarchie überging. (Wofür uns Gott bewahre!) Kirchhof, in einer Schrift: Auch einige Gedanken über die Wiederherstellung der protestantischen Kirche, verlange geradezu einen protestantischen Papst, die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Ohrenbeichte, Excommunicationen, und daß man verstockte Sünder durch gesalzene Speisen ohne Trank, im Rahmen des Vaters der Liebe und mit höchster Milde, zum Vorschmack der Höllenstrafen bringen solle. (Im Jahr 1817 geschrieben!)

Herr v. Bülow beweist nun unwidersprechlich, daß die evangelischen Geistlichen, weder einzeln noch vereint, jemals als die Repräsentanten der Kirche betrachtet werden können. — Nie habe Christus, zu Ausbreitung und Beförderung seiner göttlichen Lehre, oder zum Schutz für dieselbe, irgend eine Macht oder Gewalt verlangt oder verliehen. — Die Geistlichkeit müsse sich blos auf Unterricht und Lehre beschränken; denn sobald sie über diese Grenze hinausgehe, werde sie zwingend, greife in das Gebiet der bürgerlichen Gesetzgebung und Gewalt verderbend ein, lege der bürgerlichen Freiheit Fesseln an und vernichte sie. Ferner: wenn alle Geistliche durch die Geistlichkeit und aus deren Mitte erwählt werden sollten, so müsse ein wahrer Levitenstamm entstehen, ein geistlicher Nepotismus oder ein durchgreifendes Vettern und Basenregiment; Kriecherey und Heuchelei auf Seiten der Stellensuchenden, Partheylichkeit, Arroganz und Unterdrückung auf Seiten der Stellvergebenden; Kurz, ein fester Schlußstein des hierarchischen Systems.

Der Verfasser erzählt allerlei Auffallendes von den vormaligen Kirchenbußen; wie z. B. im hannöverischen Kirchenrecht sogar „die hoffertigen und über ihren Stand in neuerlichen und prächtigen Kleidern herausbrechenden Gemüther" sich der Kirchenbuße unterwerfen mußten; und solche Disciplin wollen die modernen Kirchenverbesserer nicht allein aus dem Grabe hervorrufen, sondern noch erweitern! Am lächerlichsten sey, daß der Geächtete nicht einmal solle testiren dürfen, als ob dadurch nicht öfter die unschuldigen, vielleicht recht frommen Angehörigen, mehr gestraft würden als Er. Oft würden auch Rücksichten eintreten und eintreten müssen, welche nöthigen würden, die geistlichen Strafen in Geldbußen zu verwandeln, und da hätten wir denn gleich wieder die erste Veranlassung zu dem verruchten Ablaßkram. Niemeyer habe ganz Recht zu sagen: unvermeidlich werde die Kirchenzucht — im alten Sinne des Worts — zur Herrschsucht, zu einer in das Innerste des häuslichen Lebens eindringenden Späherey, zum lieblosen Richten, zur Heuchelei führen, so wie die Censur aller theologischen Schriften und die Aufsicht und Leitung sämmtlicher Schulen zur Einseitigkeit, Verfinsterung, Intoleranz, Verketzerung u. s. w. Das sey gerade das Streben der Jesuiten gewesen, sich der Schulen zu bemächtigen; welches Geschlecht würde aus solchen Schulen hervorgehen? — und nun vollends eine neue Confession! Es wird gefragt, ob die protestantische Kirche ihre Unzufriedenheit mit der alten schon irgendwo zu erkennen gegeben? ob man Lehr- und Glaubensbegriffe wie Kleider aus- und anziehen könne? und ob man am Ende wohl gar glauben müsse, was die Reichssynode oder auch der Oberbischoff befehlen? u. s. w.

Am Schluß dieser Schrift behauptet Herr v. Bülow: daß, nach Beschaffenheit der jetzt bestehenden Verhältnisse, eine völlige Vereinigung der beiden christlichen Kirchen, und ein daraus entspringender Nutzen für das Religionswesen, mit Wahrscheinlichkeit nicht zu erwarten sey."

Wir bedauern, daß der Raum uns nicht verstattet, noch mehrere Bruchstücke aus einem Werke zu liefern, durch dessen Bekanntmachung in diesem Augenblicke der Herr Präsident v. Bülow sich ein sehr großes Verdienst erworben hat. Es ist unwidersprechlich wahr, daß der Mensch die Erlangung von Macht und Gewalt selten zu tragen vermag, und daß sie oft eine Klippe für den Character selbst des ehrlichsten Mannes ist. Das wußte Christus, der größte Menschenkenner, sehr wohl; darum gebot er ausdrücklich, daß seine Jünger nicht darnach trachten sollten, denn er sah voraus, daß sie seine Jünger in Päpste verwandeln würde. Tausendfach segnen sollten ihn die Geistlichen dafür, daß er an dieser gefährlichen Klippe sie nicht vorüber führen wollte! und dennoch suchen sie selbst so begierig sie auf! und steuern mit allen Kräften darauf los! gelingt es ihnen sie zu erreichen — wie viele Tugenden werden Schiffbruch leiden!

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt.

Zweiter Band. No. 4.

Herabsetzung des Preises

der

Geschichte der europäischen Staaten,

seit dem Frieden von Wien,

von

F. Buchholz.

Ein geschichtliches Werk, das, gleich nach seiner ersten Erscheinung, in mehrere europäische Sprachen übersetzt wird, muß seine besonderen Vorzüge haben und von den großen Forderungen, welche man in unserer Zeit an Geschichtschreibung macht, nicht wesentlich abweichen. Diese ehrenvolle Anerkennung ist der von mir verlegten Geschichte der europäischen Staaten, seit dem Frieden von Wien, von Fr. Buchholz, zu Theil geworden. Vielleicht muß selbst der Nachdruck, den dieses Werk im deutschen Vaterlande erfahren hat, als eine Auszeichnung desselben betrachtet werden. Indeß ist mir, dem rechtmäßigen Verleger, dadurch ein nicht geringer Schaden zugefügt worden. Da es nun dem Einzelnen unmöglich ist, sich gegen einen Raub dieser Art zu vertheidigen, so wähle ich, um nicht noch größern Schaden zu leiden, dasselbe Mittel, zu welchem auch andere rechtmäßige Verleger ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt worden sind: Herabsetzung des bisherigen Preises. Diesen will ich für die bis jetzt erschienenen sechs Bände, welche im Ladenpreis 9 Thaler kosteten, von jetzt an auf 4 Thaler festsetzen, zu welchem Preis sie durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen sind. Einzelne Bände behalten ihren bisherigen Preis.

Ich benutze diese Gelegenheit um anzuzeigen, daß künftige Ostermesse der siebente Band dieses interessanten Werkes erscheinen wird.

Berlin, den 12. October 1818.

L. W. Wittich.

Das Freimaurer Lexicon

nach vieljährigen Erfahrungen und den besten Hülfsmitteln ausgearbeitet, herausgegeben von J. C. Gädike, 1818, ist fortwährend eingebunden für 2 Thaler 16 Groschen preuß. Cour. in allen Buchhandlungen zu haben. An solchen Orten wo man es nicht in den Buchhandlungen findet, oder wo keine Buchhandlung ist, darf man um die Verschreibung nur das dasige oder nächste Postamt ersuchen, oder sich geradewegs an die Verleger, Buchhändler Gebrüder Gädike in Berlin, wenden. Das Werk ist wie bekannt jedem Freimaurer sehr nützlich, und von zahlreichen unpartheiischen BBr. dafür anerkannt und gebilliget.

Anzeige,

das Fertigseyn des 10. und letzten Bandes vom Conversations-Lexicon und die Erscheinung einer fünften Auflage dieses Werks betreffend.

Der 10. Band des Conversations-Lexicons ist (in der Original-Auflage) beendigt und bereits hat die Expedition desselben begonnen. — Ich werde alles Mögliche thun, die weitere Absendung zu beschleunigen, indessen kann ich nicht allen Interessenten damit zugleich helfen. Wie einer der erste seyn muß, muß auch einer der letzte seyn; ich bitte deshalb, mich mit allen Anmahnungen um zu beschleunigende Absendung zu verschonen, da ich auch ohne diese alles thue, was sich erzwingen läßt. Wer übrigens noch mit Zahlungen an mich zurück ist, erhält den Band erst nach der Bezahlung.

Zugleich zeige ich an, daß die ganze vierte Auflage vergriffen ist, ich also keine completen Exemplare des Werks in dieser weiter liefern kann. — Dagegen wird von einer fünften Auflage noch im Laufe dieses Monats die erste Lieferung von fünf Bänden in fünf verschiedenen Ausgaben fertig, über welche dem 10. Bande bereits eine Ankündigung beigefügt ist, die ich nächstens auch abgesondert bekannt machen werde.

Vorläufig bemerke ich hier darüber, daß der seitherige Pränumerationspreis, ungeachtet das Werk in sämmtlichen 10 Bänden gegen 60 Bogen stärker wird als in der vierten Auflage, nicht erhöht werden soll. Die Papiere zu der gewöhnlichen Ausgabe habe ich zudem aus Franken und Bayern bezogen, wodurch dem Hauptvorwurfe eines geringen Papiers, den man seither der Originalauflage machte, begegnet ist. — Für Liebhaber, die mehr anwenden wollen, giebt es Ausgaben in groß Median-Format auf dreierley Papiersorten; der Preis der neuen 5. Auflage ist demnach

für No. 1 auf weiß Druckpapier in ord. 8. für alle 10 Bände 12 thl. 12 gr. oder 21 fl. 30 kr.
— No. 2 auf Schreibpapier in ord. 8. 18 thl. 18 gr. oder 33 fl. 45 kr.
— No. 3 auf fein weiß Druckpapier in Median-Format 22 thl. oder 39 fl. 36 kr.
— No. 4 auf supra fein Berliner Papier in Median-Format 28 thl. oder 50 fl. 24 kr.
— No. 5 auf englisch Velinpapier in Medianformat 45 thl. oder 81 fl.

(Von No. 5 sind jedoch nur 12 Exemplare gedruckt, von welchen schon 4 bestellt sind.)

Zu diesen Preisen kann jede Buchhandlung in ganz Deutschland Exemplare der fünften Auflage liefern. — Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, erhalten gegen baare Zahlung auf 6 das 7. Exemplar frey, oder können ein Siebentel des Betrags in Abzug bringen, wenn dieser nicht unter 75 thl. oder 135 fl. beträgt.

Die zweite und letzte Lieferung der 5. Auflage von abermals 5 Bänden wird innerhalb 6 Monaten erscheinen. Einzeln werden diese Bände nicht ausgegeben. So lange in Deutschland die Gesetzlosigkeit über literarisches Eigen-

thum fortdauert und es den Würtembergischen Barbareskken gesetzlich erlaubt bleibt, auf das Eigenthum der Unterthanen anderer deutschen Fürsten förmlich Jagd zu machen, kann der Unternehmer eines großen Werks dem Publikum nicht alle die Erleichterungen und Annehmlichkeiten zuwenden, wie er es bei einer deutschen Nationalgesetzgebung, die ihm Sicherheit gewährte, allerdings konnte.

Diese neue 5. Auflage erhält übrigens den Haupt-Titel: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie, und zur nähern Bezeichnung aus Calderons Eifersucht u. s. w. nach der Griesschen Uebersetzung die Worte zum Motto:

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

welch. die Herren Nachdrucker vielleicht nicht mit nachdrucken werden, ob sie es gleich in der Unverschämtheit weit genug gebracht haben, und woran sich dann die Original-Auflage leicht wird erkennen lassen.

Für die innere Ausbildung dieser 5. Auflage ist übrigens von dem Unterzeichneten so viel geschehen, daß er unbedenklich seine Ueberzeugung ausspricht, daß keine Nation ein Werk aufweisen könne, welches diesem in angemessener encyclopädischer Behandlung der wichtigsten Gegenstände, die den gebildeten Menschen auf dem jetzigen Standpuncte der Cultur ansprechen; in Reichthum und Umfassung; in Brauchbarkeit fürs Leben; in Interesse für beide Geschlechter und alle Stände und Lebensverhältnisse, gleich komme. Man erwäge dabei, daß es wohl das wohlfeilste Buch in der Welt kann genannt werden, da selbst der diebische Nachdrucker, der die Hälfte aller Kosten, nämlich die Kosten und die Mühen der Ausarbeitung erspart, und ganz gefahr- und sorgenlos operirt, den Band nur um 15 Kr. oder 3 Gr. wohlfeiler erläßt, als er in der Original-Ausgabe kostet.

Eine ganz neue Einleitung, welche an der Spitze des ersten Bandes steht, „über die Entwickelung des höhern geselligen Lebens in Europa, vorzüglich durch die Literatur in der neuern Zeit," stellt den Gesichtspunct, aus welchem das Werk näher zu beurtheilen ist, genauer fest.

Diese neue 5. Auflage wird über 2000 neue und ganz neu ausgearbeitete Artikel enthalten, so daß das Ganze als völlig neugestaltet zu betrachten ist. Der Nachdruck Makkots ist dagegen nach der 4. Auflage begonnen, und ob sich gleich erwarten läßt, daß er gleich nach der Erscheinung der 5. Auflage, unerachtet sie mit dem Privilegium seines Königs versehen ist, darüber herfallen werde, so kann er seinem Nachdruck wenigstens keine Harmonie geben, indem davon doch ein Paar Bände nach der alten Auflage nachgedruckt bleiben werden. Ich vertraue übrigens der Ehre des deutschen Vaterlands die Erhaltung meiner Rechte und meines Eigenthums an, da es bis jetzt in Deutschland dafür noch keine andere allgemeine Gewährleistung giebt, und die Verheißungen der deutschen Bundes-Acte darüber seither ohne Erfolg geblieben.

Es würde übrigens gegen die zahlreichen Besitzer der vorherigen Auflagen ungerecht gehandelt seyn, wenn ich nicht dafür sorgte, daß ihnen die reichen Verbesserungen, Zusätze und neuen Artikel dieser neuen Auflage zugänglich würden.

Daß ein Werk, wie das Conversationslexicon, welches von der Zeit abhängt und stets mit ihr fortschreiten muß, nie einen feststehenden Typus erhalten kann, begreift jeder. Eine neue Auflage darf also immer einer vorhergegangenen, wenn sie lösen will was sie lösen soll, in einer Menge von Artikeln, welche die neueste Zeit betreffen, nicht mehr ähnlich seyn. Es kommt hiezu, daß die Redaction durch ihre fortdauernde Beschäftigung mit dem Werke gesteigerte Ansichten erhält und ihr viele Artikel bei einer neuen Auflage nicht mehr in ihrer ersten Form genügen. Diesen Inconvenienzen, wenn es so zu nennen, kann nur durch Supplementbände begegnet werden, die für die Besitzer der ältern Auflagen das jedesmalige wichtigste Neue einer neuen Auflage enthalten. Ein solcher Supplementband (den ich hier No. 1 nennen will, wornach er auch bestellt werden kann) der das Neue der 4. Auflage enthält, ist daher für die Besitzer der 1. 2. und 3. Auflage auch bereits erschienen, und (73 Bogen stark) zu 2 thl. (5 fl. 36 kr.) auf Druckpapier, und zu 2 thl. 16 gr. (4 fl. 48 kr.) auf Schreibpapier zu erhalten, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Dieser Supplementband No. 1 war und ist für die Besitzer der 4. Auflage aber natürlich völlig entbehrlich, da er blos für die Besitzer der 1., 2. und 3. Auflage entworfen worden. Jetzt wird nun ein neuer Supplementband gedruckt (den ich No. 2 nennen will, wornach er ebenfalls bestellt werden kann), welcher für die Besitzer der 1., 2., 3. und 4. Auflage bestimmt, aber wieder für die Käufer der 5. Auflage ganz entbehrlich ist, weil er blos das Neue der 5. Auflage enthalten wird. Der Preis wird derselbe seyn, wie bei dem obengedachten Supplementband No. 1. Diese Supplementbände sind übrigens auch für die Besitzer der Nachdrücke brauchbar.

Auf diese Weise glaube ich allen billigen Ansprüchen an mich gerecht zu werden und empfehle mich dem geneigten Publikum freundlich.

Leipzig, den 15. Oct. 1818.

F. A. Brockhaus.

(Die Hoffmannische Buchhandlung in Weimar nimmt Bestellung auf die 5. Auflage des C. Lex. und der Supplementbände an; ein Gleiches thun alle solide Buchhandlungen in ganz Deutschland.)

Es ist erschienen und an alle Buch- und Musikhandlungen versandt:

„Allgemeines *Commers- und Lieder-buch*, enthaltend ältere und neue Burschenlieder, Trinklieder, Vaterlandsgesänge, Kriegs- und Turnlieder, *sämtlich mit Melodien*; herausgegeben von *Albert Methfessel*. — Taschenformat, geheftet in farbigenm Umschlag. Preis 1 Thaler."

Gewiss eine höchst erfreuliche Erscheinung für Studirende, Turner, gesellige Vereine, häusliche Cirkel und Singlustige überhaupt. Das Ganze enthält 95 ausgewählte Lieder, nach obigen Rubriken höchst bequem geordnet, jede Melodie ihrem Texte gegenüber und so eingerichtet, dass man sie sehr leicht mehrstimmig singen, und auch eine Clavierbegleitung daraus ziehen kann. Das sehr elegante Aeussere entspricht dem innern Gehalte.

Rudolstadt, im October 1818.

F. S. R. priv. Hof Buch- und Kunsthandl.

PROSPECTUS

ou

Annonce d'un nouveau Journal historique et littéraire

redigé par un homme de lettres, et qui paroîtra à Weimar, sous le titre

DU

NARRATEUR DU NORD

ou

JOURNAL DU BOUDOIR DES DAMES.

Si la langue francaise, par suite d'un résentiment bien excusable, s'est vue en quelque sorte, proscrite dans plusieurs parties de l'Europe rendue aujourd'huy à son indépendance; la tolérance et cette grandeur d'ame innée au caractère national des Germains, en accordant à cette langue la justice qu'on ne saurait lui refuser, l'ont bientôt replacée au rang que de tous tems elle occupoit chez les Nations civilisées. Les plaies étant cicatrisées, les haines nationales sont éteintes, la civilisation poursuit ses progrès et le bon goût a repris son empire.

De toutes les langues vivantes, la francaise est la plus généralement parlée depuis les Pyrénées jusques au Pol du nord, parcequ'elle est la plus propre à la bonne conversation, et que si parfois elle semble se montrer difficile, hérissée ou languissante, ce n'est point sa faute, mais celle des écrivailleurs, qui n'ayant pas même une idée du génie de la langue, lui communiquent la faiblesse, l'incohérance et la bassesse de leur esprit. Quoiqu'il en soit, on ne saurait contester à cette langue les avantages qui lui ont, dèslongtems, mérité son adoption à toutes les cours d'Europe.

Ce beau privilège dont, en dépit de ses détracteurs politiques, elle jouira toujours, a déterminé un homme de lettres, familiarisé avec la littérature francaise et allemande, à rediger la feuille historique et littéraire, annoncée par le présent Prospectus. Fidele à la dignité et au principe d'intégrité que le redacteur s'est tracé, il n'aura d'autre but que celui, d'instruire en amusant.

Le Narrateur du Nord, uniquement affecté à la littérature, aux arts et aux sciences, contiendra:

1. Des Poésies nouvelles, inédites jusqu'à ce jour, et choisies parmi cequ'il y aura de meilleur dans les divers genres poétiques.

Digitized by Google

2. Des histoires, contes, petits romans, et Faits-historiques intéressans, des anectodes ingénieuses.
3. Des critiques, remarques, et observations; des découvertes, annonces et recherches intéressantes,
4. des Charades, des énigmes, des bouts-rimés et des impromptu.

Indépendament de ces matières, consacrées au Narrateur il y sera fait aussi mention des modes les plus nouvelles de Paris et de tout ce qui aura trait aux objets de goût.

On ajoutera de temps à autres aux Poésies, des romances nouvelles avec leur musique.

La Politique ne fera point essentiellement partie des attributions du Narrateur, toutefois y rapportera-t-on toutes les nouvelles d'un intérêt majeur.

La redaction invite tous les hommes de lettres et Littérateurs allemands, amateurs de la langue française, à contribuer à la diversité de ce journal destiné à la plus belle moitié du genre humain, en adressant au redacteur des articles intéressans, tant en prose qu'en vers et qu'on s'empressera d'insérer au Narrateur, toute les fois que le mérite des articles et la nature du sujet y autoriseront.

Ce journal paroîtra in 8vo, en grand, à raison d'un numéro par semaine, en sorte que quatre Numéros, formant un nombre égal de feuilles, (Bogen) représenteront l'une des douze livraisons de l'année, et pour chacune desquelles il sera fourni un couvert titré et pourvu d'un indicateur mensuel.

Le prix de l'abonnement annuel, est fixé à quatre Thaler, argent de Saxe, ou sept Florins 12 Kreutzer, monnoie du rhin, et payable pour trois mois d'avance.

Le Narrateur commencera à paroître en janvier 1819. D'ici à cette époque il sera imprimé quelques Numéros qui seront distribués gratis et qu'on pourra se procurer à toutes les expéditions des Postes de l'Allemagne et dans les librairies cy-après dénommées.

A Weimar à la librairie de la cour des frères Hoffmann,
à Dresden chez Arnold,
à Erfurt chez Kaiser,
à Jena chez Frommann,
à Gotha chez Uckert,
à Leipsic chez Grieshammer,
à Rodolstadt à la librairie de la cour
à Francfort chez Brönner, Herrmann. Andreae, Boselli etc.
à Lausanne chez Hignon et Comp.,
à Berlin chez Maurer,
à Copenhague chez Brummer,
à Hambourg chez Perthes, Besser etc.
à Vienne chez Schaumbourg, Gerold etc.

Sämmtlichen respectiven Buchhandl. und löblichen Postexpeditionen, welche Bestellungen auf diese Zeitschrift annehmen, wird die gewöhnliche Provision hiermit zugesichert.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 5. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Ueber den Zustand der Protestanten in Frankreich

haben wir neuerlich aus Paris eine gut geschriebene Broschüre erhalten. Der Verf. M. Aignan, ein Katholik und Mitglied der französischen Akademie, verbreitet sich über die Leiden der pro[illegible]schen Kirche unter der Nation, die sich die [illegible]nnt, vom 16. Jahrhundert, bis auf unsere [illegible]. Er behauptet durchaus in keiner Verbindung mit den Protestanten zu stehen, und will unpartheiisch zeigen, wie ihr Schicksal unter der willkührlichen Regierung gewesen sey, und wie es nun unter einer constitutionellen seyn sollte.

Wir verweilen bei dieser Schrift, in der Ueberzeugung, daß ihr Gegenstand nicht blos die Protestanten, sondern daß er die Menschen und Kirchen aller Länder, und die Katholiken vor allen Dingen angehe.

Aus der höchst lehrreichen, und doch sehr vernachlässigten Kirchengeschichte (wovon wir ein Handbuch für Gebildete vermissen), drängen sich dem Nachdenken vorzüglich zwei Grundsätze auf. In der ganzen Reihe der Jahrhunderte, und selbst durch die Nacht der Verwirrung und Barbarei, tritt das Bedürfniß, das Sehnen und Suchen der Menschheit nach einer Religion für Geist und Herz, wie ein leuchtend Gestirn hervor. Aber auch immer thürmt sich eine Wolke verlarvter Leidenschaften und toller Irrthümer daneben auf. Wir erblicken Kerker und Marterkeller, Leichenfelder und Todtenhügel, über denen eine sogenannte christliche Religion die blutige Siegesfahne aufpflanzt. Wir stoßen auf eine Priesterschaft, die der allerbarmenden Gottheit für das gelungene Würgen Hymnen in den Tempeln zu singen wagt. Wir zittern vor einem dreifach gekrönten Statthalter des Gottes der Liebe, der Ausrottungsbullen ausstreuet, Könige in den Abgrund der Hölle verflucht, der Plätze in dem Himmel anweißt, der Unterthanen von Treue und Eidschwur loszählt, und grausame Fürsten mit christlichen Titeln belohnt. —

Diese Blätter der Geschichte darf kein edler Mensch, heiße er Katholik oder Protestant, ohne schaudernde Bewegung lesen. Wo ist die Garantie, daß in dem Kreislaufe der Erdendinge nicht das Wildeste zurückkehre, wenn wir die Ereignisse späterer und der neuern Zeit aufmerksam betrachten? Bis jetzt haben wir gerade bey dem wichtigsten Interesse der Menschheit das Glück der Civilisation, die züchtigende Ruthe langer Erfahrung, zu weiter nichts benutzt, als Manier und Form zu mildern, den finstern Geist mit einigen Schranken zu umgeben, statt das gefährliche System selbst völlig zu verbannnen, statt das Gold der Bibel von den Schlacken menschlicher Zusätze zu reinigen. Wie dieser finstere Geist, dieses gefährliche System bisher fortgewirkt habe, darüber wollen wir verschiedene Thatsachen aus der Schrift des Aignan ausheben, und daran unsere Warnung an die katholischen Glaubensgenossen knüpfen.

Unter Ludwig XIV. betrieben der Beichtvater la Chaise, der Kriegsminister Louvois (der die Pfalz verwüsten ließ), der schändliche Kanzler le Tellier, und die Mätresse Maintenon die Verfolgung der Reformirten vorzüglich, und es wurden viele Grausamkeiten, ja selbst Befehle auf des getäuschten Königs Rechnung geschrieben, von denen er nie etwas erfahren hat. Von jenem Kanzler aber entwirft der Duc de Grammont ein schauderhaftes Bild; er vergleicht ihn, wie er aus dem Rathe kömmt, wo das Verderben der Protestanten beschlossen war, mit einem Marder, der eben seine Jungen erwürgt hat, und sich die blutige Schnauze leckt. — Nun, meine hochgeehrtesten Leser! eben diesem Kanzler hielt der gelehrte und berühmte Erzbischof Boßuet eine prunkende Leichenrede, in der er zugleich die Frömmigkeit des Königs erhebt, und rücksichtlich der Bekehrungswuth in die Worte ausbricht: „Unser lauter Beifall müsse bis in den Himmel erschallen.“ Wer ist hier mehr Christ: der Weltmann Grammont, oder der fromme Boßuet? — Ferner: Die Mätresse Maintenon schreibt in ihren Briefen: „Sie glaube wohl, daß die Bekehrung der Hugenotten Heuchelei und erzwungen sey; aber die Kinder würden doch Katholiken werden, und Gott bediene sich allerlei Mittel zum Heil der Menschen.“ (Eine ächt jesuitische Gotteslästerung, daß der Zweck die Mittel heilige!) Weiter: unter Ludwig den XV. ging das Edikt von 1724, vom Boudoir einer Mätresse, der Marquise de Prie, gegen die Prote-

standen aus. Zum Heil der Kirche wurde sogar einmal dafür gesorgt, dem König Karl II. von England eine katholische Mätresse zuzugeben u. s. w. Endlich müssen wir das Betragen des Papstes Gregors XIII. zu rühmen nicht vergessen, der zur Ehre und Feier der Pariser Bluthochzeit eine Medaille hat schlagen lassen. Sie enthält auf der einen Seite des Papstes Bild und Namen; auf der andern den Vertilgungs-Engel mit Kreuz und Schwert bewaffnet, mit der Umschrift: Huguenotorum strages 1572. — Kann man nun sagen: jetzt sey es anders? — Unsere Zeit hat jenem System blos einen Stachel geknickt, aber das Gift gelassen, und sogar die Hand zu einem verfeinerten Gebrauch geboten, der weniger Nachtheil für die Protestanten als für die Katholischen bringen dürfte. Man merke auf, es gilt ja ein hohes Interesse der Fürsten und der Völker!

Noch Ludwig XVI. mußte, wie der Verf. erzählt, die Ausrottung der Ketzer beschwören, und beschwor sie, wider des weisen Türgot Vorstellung, also mit vermeinter Ueberlegung. Dem Malesherbes, Breteuil, La Fayette, kostete es große Mühe, um es dahin zu bringen, daß die Protestanten Erlaubniß erhielten, gebohren zu werden, zu heirathen und zu sterben, oder einen bürgerlichen Stand zu haben. Noch im 18. Saeculo erklärte ein Papst die Beschlüsse des Königreichs wider die Jesuiten für null, und entband Jedermann, auch von eidlich angelobtem Gehorsam; so wie man 1816 die geschwornen Priester zum Widerruf des Eides auf die Constitution aufforderte. Im J. 1805 schrieb Pius VII. seinem Nuntius nach Wien, (nach der Saecularisation der geistlichen Länder,) „daß Ketzer nach den Kirchengesetzen keine Kirchengüter, ja gar keine besitzen dürften, weil das Verbrechen der Ketzerei mit Einziehung der Güter zu bestrafen sey(!) Die Unterthanen eines ketzerischen Fürsten seyen von Eid und Treue losgesprochen!" — (S. 129.) Aehnliche Grundsätze spricht Pius VII. 1808 in einer Instruction nach Polen aus. „Die Kirche erkenne keinen bürgerlichen Stand der Nichtkatholiken an; ihre Ehe sey ein Concubinat; ihre Kinder Bastarte, die nicht erben können, u. s. w. Vieles andere und selbst die Massacre im Depart. du Gard 1815 zu geschweigen. — (S. Aignan S. 130.)

Wir wollen nun gar nicht fragen, was die Protestanten in Frankreich von solchen Grundsätzen, wornach man von Eiden und Verträgen loszählen kann, wie man eben Lust und Zeit hat, zu gewarten haben. Wir fragen nur unsere katholischen Mitbrüder in Frankreich, in Deutschland, und überall, was sie sich von dem permanenten Systeme Roms aus dem eilften Jahrhundert versprechen? Was sie sich von Konkordaten versprechen, die nach einer richtigen Definition nichts sind, als doppelsinnige Zwietrachts-Urkunden zwischen zwei zum Theil unlegitimirten Kontrahenten über die heiligsten Interessen dritter, und zwar ganzer Nationen, über deren Gesellschaftsrechte und Gewissen Rom, wie über feile Waare, verfügt? Was Verträge gelten sollen, die gewissermaßen über die heilige Schrift laufen? Die vom Verfasser geführten Beispiele zeigen, wie die Fürsten [redacted] Klerisei hintergangen und um ihren Ruhm gebracht werden. Sie zeigen, wie es in der Natur des Römischen Systems liegt, daß denen darin aufgewachsenen, gelehrtesten und geistreichsten Männern, (um so mehr auch den berühmten Frauen), doch eine gewisse ängstliche Kurzsichtigkeit, eine Beschränktheit des Kopfes anwandelt, sobald es Kirchensächen betrifft. Wenn also das System im Stande ist, Priesterthum und Genie über die Grenzen der Menschheit herunter zu ziehen und die Urtheilskraft zu verwirren; welche Wirkung kann man von seiner Erneuerung, sey sie auch noch so modern und sanft verkleidet, für die noch in dem Dunkel des krassen Aberglaubens seit Sekuln befangene Menge erwarten? Eine Menge, die noch in neuern Zeiten einen Glaubensgenossen in Brüssel, wegen Respectsmangel gegen eine Capuziner-Prozession, den Kopf abgesägt hat! Eine Menge, die von ihrer Geistlichkeit vom Gehorsam gegen die Regenten entbunden werden kann? — Die schaale Ausflucht des Mißbrauchs schlägt nicht mehr an, wo die Sache selbst ein Mißbrauch ist, und die schwache menschl. Natur so leicht zum Mißbrauch treibt. Katholische Regenten und Völker müssen sich nur wohl vorsehen. Denn da Rom keine Protestanten mehr verbrennen lassen kann, so wird es sich nun desto kräftiger auf die katholische Heerde selbst werfen, alle Lichtlöcher möglichst verstopfen, und den weltlichen Arm auf eine höfliche Manier nach seinen Zwecken zu lenken nicht versäumen.

Abîme tout plutôt, c'est l'esprit de l'église.
Boileau.

Schöne Literatur.

Wir theilen herzlich die Trauer um den zu früh uns entrissenen Dichter Ernst Schulze, Verfasser der bezauberten Rose in dem Taschenbuch Urania; wir beklagen seinen Verlust um so mehr,

da er unter die, jetzt so selten gewordenen, Dichter gehörte, die nicht schwebelten und nebelten, auch die Verse nicht verzwickten und verrenkten, sondern gern an Wieland erinnerten. Auch die bezauberte Rose, dieses Preis-Gedicht haben wir mit großem Vergnügen gelesen, besonders die beiden ersten Gesänge, und halten sie eines Preises vollkommen würdig; nur erlaube man uns zu sagen: es fehlt diesem Gedichte doch an Kraft. Es wird dem Leser endlich dabei zu Muthe, wie einem Hungrigen, den man an einer reich besetzten Tafel bewirthet, aber vom Anfang bis zu Ende nur mit Confect. Mögen diese Confituren noch so trefflich zubereitet seyn, sie widerstehen doch bald. — Auch unter den übrigen poetischen Früchten, welche Urania uns bietet, sind manche recht wohlschmeckende. Therese Huber hat die Geschichte eines Priesters in Prosa gedichtet und wir empfangen hier aus den Händen einer geistreichen Frau mehr als Confect. — Da dieses elegante, reich verzierte Taschenbuch schon in so vielen Händen ist, so enthalten wir uns, mehr davon zu sagen. —

Wozu die Sentenzensucht verleitet, hat ein Recensent des Rheinischen Taschenbuchs bei Gelegenheit einer Erzählung von Franz Horn: Bruno, der verlohrne Sohn, bemerkt. Dieser Herr Franz Horn sagt nämlich: „Ein lasterhafter Mann gleicht doch noch zuweilen einem Eisberge, auf den mitunter einige Strahlen der Sonne fallen; ein lasterhaftes Mädchen aber gleicht einem öden Eisfelde, auf dem nie etwas Gedeihliches wachsen kann." Mit Recht fragt der Recensent: Wo ist hier der Gegensatz? soviel uns bekannt, wachsen auch auf Eisbergen keine Aprikosen, und auf Eisfelder scheint die Sonne so gut, wie auf Eisberge, wenn sie nämlich eben scheint. — Und doch ist bekannt, daß dieser Herr Horn überall sehr entscheidend abzusprechen sich anmaßt. Der ganze Bruno ist eine langweilige Paraphrase des schönen biblischen Gleichnisses. Solche Kritiker sollten sich hüten, selbst etwas zu Tage zu fördern, so blieben sie bei Ehren. —

Der Herr Pastor Schmiedel zu Neudorf bei Annaberg hat Versuche in Gedichten nach der Zeitfolge geordnet drucken lassen, die recht vernünftig, nur nicht poetisch sind. Ist es z. B. nicht reine Prosa, wenn er, in einem Gedichte: Bevölkerung, von den Staatsmännern sagt:

Wenn ich an ihrer Stelle wäre,
Ich sucht' erst Mittel auf, um denen, die da leben,
Zufriedenheit und Unterhalt zu geben u. s. w.

Friedrich den Zweiten nennt er der Fürsten Niegewesenen. —

Aus den Gedichten von Kuffner, die Anlage verrathen, heben wir folgendes aus:

Frühling ist Leben der Liebe, und Liebe Frühling des Lebens.
Lebst du der Liebe, so lebt ewiger Frühling in dir. —

Herr Hofrath Reinbeck will seine sämmtlichen dramatischen Werke herausgeben, und hat mit dem ersten Bande wirklich den Anfang gemacht; aber wenn die Stücke in den folgenden Bänden nicht besser sind, so sind es lauter todtgeborene Kinder. Herr Reinbeck gehört auch zu den Kunstrichtern, die Alles besser wissen, aber nicht besser machen können. In der Vorrede meint er ganz bescheiden, die Sammlung seiner dramatischen Werke solle der Nachwelt den gegenwärtigen Zustand der deutschen Bühne und den Standpunct der deutschen dramatischen Dichter bezeichnen. Hierin liegt eine doppelte, ungeheure Arroganz: Einmal die Voraussetzung, daß seine Werke als ein Denkmal auf die Nachwelt kommen werden; und zweitens die Einbildung, daß dann gerade seine Werke den gegenwärtigen Standpunkt der deutschen dramatischen Kunst bestimmen würden. Geschähe beides wirklich, so könnte die Nachwelt uns nur bedauern. —

Nicht selten läßt sich, ohne zu fehlen, schon aus dem Titel auf den Charakter einer Sammlung von Gedichten schließen; das ist zum Beispiel der Fall bei folgendem, vom Herrn Doctor Brockmüller gewählten Titel: Dichterische Anklänge aus meinem Pilgerwallen durch Tyrol, Italien und die Schweiz. Wie geziert! diese Anklänge — dieses Pilgerwallen! — Nicht Alles ist darum dichterisch, weil es mit ungewöhnlichen Worten gesagt wird. Vermuthlich ist Hr. Brockmüller noch jung, denn in der Regel hascht nur die Jugend nach solchen Absonderlichkeiten, die den Leser weder ansprechen, noch anklingen. Auch glauben wir, aus mehrern (nicht den mehrsten) Gedichten in dieser Sammlung zu erkennen, daß seine Muse künftig uns noch reife Früchte, ohne Affectation, liefern werde. Dann wird er auch nicht mehr Frühling und Liebling auf einander reimen.

Des Herrn Julius von Voß Geissel für Zeit-Thorheiten dürfen wir vielen Lesern empfehlen; viele werden sich aber auch daran ärgern, denn der Titel bezeichnet ganz richtig den Inhalt. Manche werden auch nicht alles ergötzlich

finden; manche werden hier und da am Ausdruck mäkeln; aber die meisten werden herzlich lachen, und unter den Tadlern werden die wenigsten es besser zu machen verstehen. —

Herr Christiani hat uns eine gute Uebersetzung aus dem Dänischen von Oehlenschläger's Trauerspiel Hugo von Rheinberg geliefert. Herr Oehlenschläger ist ein trefflicher Dichter, der vor dem poetischen Zeit-Ungeiste sich so ziemlich verwahrt hat. Auch ein fruchtbarer Dichter ist er, ob er gleich nicht im Stande seyn mag, ein gutes Preisstück so schnell zu liefern, als die Bühne zu München vor kurzem begehrt hat. Dieser Hugo von Rheinberg gehört freilich nicht unter seine versprechendsten Stücke; denn eine Gattin, welche die erste Geliebte ihres Mannes selbst auf das Schloß kommen läßt, um ihm die Hypochondrie zu vertreiben, schwärmt gar zu unweiblich, und ein Mann, der, bei allen seinen großen Eigenschaften, einer solchen Gattin den Giftbecher mischen kann, empört jedes Gefühl. Aber das Ganze ist aus des Dichters bekannter Fülle mit großen Schönheiten ausgestattet. —

Aus den Gedichten des sächsischen Herrn Lieutenants Juncker wird es genug seyn, aus einem Erndteliede folgende Strophe auszuheben:

Hier schneiden mit schallender Sichel
das schöne Rösgen und Michel, —
Fast neid' ich der Liebenden Glück! —
Dort mähet der Hans mit der Sense,
Hier flechten die Kinder sich Kränze;
Wie glücklich ist Euer Geschick! —

Die Bedrängten, ein komischer Roman von Gustav Schilling, ist kürzer als der Leser wünscht, und mitunter auch tragischer, als er vermuthet, doch überall so angenehm unterhaltend, als von diesem Verfasser sich erwarten läßt. —

Der Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen von 1817 zeichnet sich vortheilhaft aus. Die kurzen Bemerkungen aus der Kinderstube sind allen Müttern mehr zu empfehlen, als manches dickleibige Buch. In den Briefen eines Arztes an eine Mutter über die wahre Ursache der in unsern Tagen so häufig vorkommenden, leiblichen und geistigen Kränklichkeit des weiblichen Geschlechts, wird als Universalmedicin die Frömmigkeit empfohlen, und allerdings ziert, schmückt und beglückt ein Frauenzimmer nichts so sehr, als ächte, prunklose Frömmigkeit; wenn aber der Verfasser hinzufügt: Religion, Humanität und Tugend wären leicht entbehrliche Worte, die alle durch das Wort Frömmigkeit ersetzt würden, so scheint uns das wenigstens Mißdeutungen unterworfen zu seyn. —

Derselbe Almanach von 1818 ist nicht minder der Empfehlung werth. Besonders hoffen wir, daß die Damen Wellentreters Rede über den Magnetismus, Glauben und Deutschheit beherzigen werden. Von dem ersteren urtheilt der Redner: es sey eines der leidigsten Vorurtheile, daß unser gewöhnliches Wachen nur Spaß sey, gegen die (angebliche) Sinnen- und Geistes-Vollkommenheit, gegen den (vermeintlich) seligen und engel einen Zustand der Schlafseher, daß sich also jedermann bemühen müsse, in dieses Himmelreich zu dringen, und daß das Opfer eines gesunden Nervensystems, welches freilich zu diesem Behuf gebracht werden müsse, gegen den Gewinn der Allwissenheit, Heiligkeit und Seligkeit, auf so leichtem Wege, gar nicht in Anschlag zu bringen sey. Der magnetische Zustand sey überall kein natürlicher, sondern ein krankhafter, und gleiche dem des Tauchers im Meer, der unten Dinge sieht, die wir oben nicht gewahren, allein dafür den heitern Anblick der Welt entbehrt u. s. w. — In den Bemerkungen von Buehrlen heißt es: „Wenn Christus noch einmal auf die Welt käme, man würde ihn abermals kreuzigen. So behauptete Jemand. Doch nein! man würde ihn mit Einladungen bestürmen, seine Reden auffangen, recensiren, verändern, entstellt, dem Zeitgeist anbequemt, weiter geben. — Er gienge aus einer Welt, die ihn so herab zu ziehen suchte, mit tiefern Wunden zu seinem Vater, als das Erstemal."

Schade, daß Fanny Tarnow sich auch in diesen Almanach verirrt hat.

Curiositäten

aus der Bibliothèque Historique oder Recueil de materiaux pour servir à l'Histoire du tems. (So lautet der ganze Titel.)

1) Voltaire.

Ein Priester, der in einem Erziehungs-Institute der Chaussée d' Antin den Zöglingen Religions-Unterricht ertheilt, sprach einst auf der Kanzel von den schrecklichen Wundern, durch welche Gott die Gottlosen strafe: „Wir haben ein Beispiel vor Augen" donnerte er „gewiß liebe Kinder, habt Ihr von den sogenannten Philosophen gehört, die durch ihre Schriften gegen die Religion berüchtigt sind? Einer von ihnen, Voltaire, wurde gefährlich krank; ein Diener Gottes besuchte ihn, um ihm die letzte Oelung zu geben. Voltaire widerrief feierlich in das fromme Manual Gegen-

meut alle seine Gottlosigkeiten. Als er aber wieder gesund wurde, leugnete er den Widerruf. Da traf ihn die Rache des Himmels! er erkrankte gefährlicher als das erstemal. Noch Einmal berief er einen Priester zur Rettung seiner Seele; aber die zahlreich versammelten Jünger des Philosophen ließen den Mann Gottes nicht zu dem Krankenbette. Da fiel der verzweifelnde Voltaire in fürchterliche Convulsionen. Er sah die Hölle offen und verfluchte die Menschen. Sein Körper war so heiß, daß ein Scheselhölzchen Feuer fing, als man es ihm an den Leib brachte. Mit Schaum vor dem Munde und Gotteslästerungen auf den Lippen ergriff er sein Nachtgeschirr und soff es aus. So wurden die Wörte des Jesaias erfüllt: Consumet Homo quod ex corpore Hominis exiit. —

2) Die Schweizer.

Aus der Geschichte der Diplomatik von Flassan und der politischen Lage Europa's im 18. Jahrhundert von Favier (zwei merkwürdigen Büchern) wird folgendes angeführt:

Die Schweizer, die vormals eine so große Rolle in Italien spielten und die einst ihre Thermopylen hatten, sind längst ohne allen politischen Einfluß, seitdem sie Allerweltsfreunde geworden und ihr Blut für die europäischen Fürsten zum ersten Handels-Artikel gemacht haben. Ihr Land wird jetzt nur als ein großes Recruten-Depot betrachtet, wo Jeder für sein Geld den rothen Menschenhandel (im Gegensatz des schwarzen in Amerika, vermuthlich von den rothen Uniformen der Schweizer so genannt) treiben kann. Nach der Schlacht von Marignan kaufte Franz I. das Recht, 6 bis 16000 Schweizer anzuwerben. Dieser Tractat wurde von seinen Nachfolgern erneuert, aber um höhere Preise. Heinrich IV. verschmähte nicht, auch auf diesem Markte einzukaufen. Seine Schweizer kosteten ihm jährlich 25000 Thaler. Der Tractat wurde mit großer Feierlichkeit beschworen, wobei der König stehend auf die Gesundheit seiner lieben Gevattern, Freunde und Alliirten trank, welchen er beim Abschied jedem eine goldne Kette schenkte. (1602) — Ludwig XIII., sey es nun, daß er die Allerweltsfreunde nicht liebte, sey es, daß Richelieu ihn gelehrt hatte, sie zu entbehren, verabschiedete deren eine Menge ohne sie zu bezahlen. Das erregte großen Unwillen in den Cantons. Nach Ludwigs Tode (1650) kam eine außerordentliche Gesandtschaft nach Paris, die von nichts als von Gelde sprach: man bezahle, hieß es, weder die versprochenen Summen, noch die verheißenen Pensionen, noch die Gratificationen, die Einzelnen zugesagt worden. Als man dennoch zögerte, befahlen die Gesandten der Schweizergarde der Regentin, aus dem Louvre abzuziehen. Um das zu hindern, mußte man zahlen und wieder goldne Ketten verehren. — 1663 erneuerte Ludwig XIV. Heinrichs Tractat, trank gleichfalls auf die Gesundheit seiner sehr lieben Alliirten und vergaß auch die goldnen Ketten nicht. Damals dachte er freilich noch nicht an das Edict von Nantes, nach dessen Erscheinen die protestantischen Cantons sich weigerten, den Tractat zu erneuern, und fast 100 Jahre blieben die Franzosen von ihrem Menschenmarkte ausgeschlossen. — Die neueren Begebenheiten sind bekannt. Bonaparte fand die Schweizer dem kaiserlichen Schatze ebenso ergeben, als sie dem Königlichen gewesen waren. Das einzige Ziel ihrer Politik ist und bleibt — Geld. So wird das Sprichwort: kein Geld kein Schweizer, hinlänglich gerechtfertigt.

In einem andern Hefte desselben Werkes steht ein Billet, welches die Marquise von Pompadour im Jahr 1756 an den französischen Gesandten d'Afri in Holland geschrieben:

„Die Schweizer sind befehligt worden, sich fertig zu halten nach Deutschland zu marschiren, und sie murren darüber. Es ist doch sonderbar, daß sie immer dieselben Schikanen machen, wenn die Rede davon ist, den Rhein zu passiren. Der letzte König (Ludwig XIV.) hatte sie wohl daran gewöhnt, aber das haben sie vergessen. Uebrigens, wenn sie gut dienen, so bezahlt man sie auch gut. Der Marschall Noailles pflegte zu sagen: sie hätten im französischen Dienste mehr Louis d'or gewonnen als Blutstropfen vergossen. Sie, Herr Graf, der Sie selbst ein Schweizer sind, werden das nicht glauben. Aber ermahnen Sie doch Ihre Landsleute, billig zu seyn u. s. w.

3) Die Lanzen-Reiter.

Herr von Brack, ein Officier der Ex-Garde, hat es dem Hrn. v. St. Aulaire sehr übel genommen, daß er in seiner Broschüre, Cri de l'armée, gesagt hatte: Bonaparte habe, als er nach Art der braven polnischen Lanzen-Reiter, französische Regimenter gebildet, vergessen, daß nur die nordischen Völker mit dieser Waffe vertraut seyen; auch könne man nicht eine einzige Affaire nennen, bei welcher jene neuern Regimenter sich besonders ausgezeichnet hätten. Der antwortende Officier hingegen versichert mit vieler Wärme und Bitterkeit: es sei den französischen Dragonern nur

ein Kinderspiel gewesen, das neue Manöure mit der Lanze zu erlernen; im russischen Feldzuge hätten sie bei Smolensk die ganze russische Armee in Respekt gehalten, und würden ohne Zweifel auch den Feldzug ruhmvoll beschlossen haben, wenn — — es nur nicht so kalt gewesen wäre! und wenn man nicht Leute, die 6 Fuß maßen, auf kleine Husaren-Pferde gesetzt hätte. Am 5. Januar 1814 sollen 25 Lanzenreiter 200 Kosacken zu Grunde gerichtet haben. (abimé) Bei der Belagerung von Antwerpen hätte der Lieutenant Reckinger mit 10 Lanzenreitern eine, mit besiegten Preußen bespannte Kanone in die Stadt gebracht. Bei Courtray habe der Herzog von Sachsen-Weimar mit 30000 Mann (!) es gewagt, den General Maison aufzufordern, aber, da dieser die Lanzenreiter an der Spitze gehabt, so habe er die Preußen völlig geschlagen und in einer Stunde 1400 Gefangene gemacht, Kanonen und Fahnen erobert. Kurz, wenn man dem Herrn von Brack glauben will, so haben die französischen Lanzenreiter Wunderdinge verrichtet.

4) Gastfreundschaft in Beziehung auf den heiligen Bund.

Unter dieser Rubrik klagt der Herausgeber: die gerühmte Civilisation verhüte nicht einmal Verbrechen, vor welchen ein Wilder schaudern würde. „Wozu, fragte er, so viele philantropische Einrichtungen, wenn Menschen von Land zu Land, von Lager zu Lager, wie wilde Thiere verfolgt werden dürfen? was haben wir denn gewonnen seit der constitutionellen Epoche, die so viel Lärm macht? Wir haben politische Rechte und das Natur-Recht wird verkannt. Wir haben Gesetze für die Gesellschaft, und die Gesetze der Menschlichkeit gelten nichts mehr. Wir haben Verfassungs-Urkunden, wo unsere Freiheiten Punct für Punct gar schön bestimmt sind, aber der Stärkere thut doch immer was er will, u. s. w. Wenn Athen seine Bürger verbannte, so fanden sie eine Freistatt in den andern Staaten, und selbst bei asiatischen Despoten. Auch nach dem Frieden von 1815 gab es noch solche Beispiele, aber seit dem heiligen Bunde giebt es keine mehr. (!) Arnaud, J. B. Rousseau und Raynal wurden zu Brüssel aufgenommen, Grotius zu Paris und Stockholm, Voltaire und Mirabeau im Haag, Descartes in Breda, Bayle in Rotterdam, J. J. Rousseau zu London u. s. w. — aber heutzutage sind die Verbannten zu einer ewigen Landläuferei (Vagabondage) verurtheilt, haben keine andere Freistatt zu hoffen als das Grab, und die so lange entzweiten Regierungen haben sich vereinigt, um gegen wehrlose Ueberwundene Krieg zu führen u. s. w."

(Der Kläger vergißt, daß alle die Beispiele, die er anführt, blos von solchen Männern hergenommen sind, denen es nie eingefallen war, andere Völker zu unterjochen, und die niemals weder durch den schändlichsten Uebermuth noch durch niederträchtige Plünderungen diejenigen Völker empört hatten, bei welchen sie eine Freistatt suchten und fanden; er vergißt endlich, daß keiner von ihnen durch fortwährende Intriguen zu Gunsten eines gestürzten Eroberers gefährlich wurde.)

5) Lebewohl an mein Vaterland.

In einem Aufsatz unter diesem Titel hat der Generallieutenant Fraffinet die Unverschämtheit zu sagen: „Ich habe dich, mein Vaterland, verlassen müssen an dem Tage, wo ein Haufen Unterdrücker wie Geyer über dich herfiel, nachdem er durch Verrath Meister deines Bodens geworden. Nun haben sie diejenigen verbannt, von welchen sie so oft besiegt worden, die so edel triumphirt hatten, (!) die blos die Sache der Völker muthig verfochten, (!!) und jedem denkenden Menschen seine wahre Macht und wahre Würde enthüllt hatten." (!!!) —

„Ich verlasse Europa. Der freie Mensch hat da kein Vaterland mehr. (Also unter Bonaparte hatte er es?) Aber noch Einmal will ich das meinige erinnern an die schönen Tage, wo junge Krieger keinen andern Ehrgeiz kannten, als ihr Land zu vertheidigen, (!) und wo sie großmüthig in ihren Triumphen den, jetzt so stolzen und grausamen, Ueberwundenen, eine Mäßigung zeigten, würdig der Sache, um deren willen sie zu den Waffen berufen worden." (Ist es möglich, unverschämter zu lügen?)

„Fern von uns sind die denkwürdigen Zeiten, wo wir unsere besiegten Feinde mit Achtung behandelten, ihnen Hülfe und großmüthigen Trost gewährten." (Nämlich den Trost zu betteln, nachdem sie rein ausgeplündert worden.) Nun wäre die Reihe an ihnen, sich auch groß zu zeigen, aber ich habe in ihnen nur unversöhnliche Verfolger gefunden. — Mit Zuversicht weissagen wir: die öffentliche Meinung wird diejenigen brandmarken, die vergessen konnten, daß der Sieg nur rühmlich ist, wenn man sich begnügt, den Feind zu bezwingen, aber daß er gehässig wird, wenn man Unglückliche unterdrückt.

(Diese Weissagung ist an den Franzosen eingetroffen.)

Wir könnten noch manche Curiositäten aus dieser historischen Bibliothek liefern, vermuthen aber, daß ohnehin das Ganze viele Leser finden wird, da es fast durchgängig sehr pikant ist.

Anecdote.

Der graue Mann (der, den Zeitungen zufolge, nunmehro ins Gefängniß hat wandern müssen) erzählt in seinem 9ten Hefte folgende komische Anecdote:

Bei einem maskirten Opernball, zu welchem die Damen freien Eintritt haben, erschien Madame G. nebst einem andern Frauenzimmer im Domino. Der Controleur ließ ihre Gefährtin ohne Anstand passiren, wollte sie selbst aber nicht durchlassen. — Warum nicht mein Herr? — weil mir verboten ist, Mannsperson einzulassen. — Aber ich bin ja keine Mannsperson. — Sie spaßen. — Madame G. zog ihren Handschuh aus und zeigte ihre Hand, zum Beweise, daß sie ein Frauenzimmer sey. — Der Controleur meinte aber noch immer, daß sie ihn zum besten habe. — Nun zeigte sie ihren Fuß; aber er blieb bei seiner Meinung. Endlich demaskirte sie auch ihr Gesicht und glaubte dieß letzte Argument unwiderstehlich — allein der Controleur drohte mit Wache, wenn sie ihn länger für den Narren hielte. Zum Glück kam ein Bekannter dazu, der jedoch alle Mühe hatte, den Controleur zu überzeugen, daß Madame G. ein Frauenzimmer sei.

Politik.

Ferrand, der Verfasser mehrerer geschätzten französischen Werke, unter welchen wir nur den Geist der Geschichte nennen wollen, der vier Auflagen erlebte, hat nun auch eine Theorie der Revolutionen in 4 Bänden herausgegeben, in welcher er mit Kraft und Einsicht gegen jeden plötzlichen Umsturz bestehender Staats-Verfassungen durch Volks-Aufwiegelung Abscheu erregt. Schon früher hatte er so freimüthig gesprochen, als damals in Frankreich sich kaum erwarten ließ, obwohl mit so vieler Schonung des damaligen Alleinherrschers, als unumgänglich nothwendig war; nun aber, in dieser Theorie, wird der Alles neben sich verachtende, keine Grenzen anerkennende, mit dem Höchsten und Heiligsten ein sinnloses Spiel treibende Corse (so nennt ihn gewöhnlich der Verfasser) so entlarvt und gezüchtigt, wie es vielleicht in und außer Frankreich noch Niemand gethan hat. Auch die Franzosen nennt er eine zu dem Schimpf verdammte Nation, sich einen Tyrannen zu wählen und diesen Tyrannen selbst durch ihre kriechende Knechtigkeit (basse servitude) in Erstaunen zu setzen. Noch schlimmer kommen die revolutionairen Gesetzgeber weg, von der ersten National-Versammlung an bis zu dem fünfköpfigen Directorium. „Die Revolution, sagt er," konnte nur durch eine constitutionelle Anarchie bis zu der Republik gelangen, und um zu der Einheit der Gewalt zurück zu kommen, mußte sie die Pentarchie durchwandern. Wenn das kein Beweis ist, daß man 10 Jahre hindurch verrückt war, so ist der gesunde Menschenverstand ein leeres Wort." Der officielle Moniteur liefert ihm die nöthigen Belege zu dem, was vielleicht jetzt schon manchen unglaublich scheinen kann. Aber auch die auswärtigen Mächte und ihr Betragen in jener Zeit werden nicht geschont. — Von dem grundlosen, allen Erfahrungen widersprechenden Vertrauen auf die Weisheit und den Nutzen großer Versammlungen (grandes assemblées) sagt er: „Die ersten Urheber öffentlichen Unheils sind jederzeit in geringer Anzahl; aber in den großen Versammlungen recrutiren sie sich, dort finden sie Hülfstruppen. Ihre Tactik in dieser Hinsicht beschränkt sich auf zwei Mittel: Erweckung des Enthusiasmus und Verbannung des Nachdenkens." (Gerade so wie es jetzt unsere deutschen Revolutionairs machen.) — Wenn aber Ferrand der katholischen Religion deshalb den Vorzug vor der protestantischen einräumt, weil sie der Denkfreiheit engere Grenzen setzt, so können wir nicht seiner Meinung seyn; denn wenn die Denkfreiheit sich nur nicht in Wüsteneien, oder gar in Abgründe verliert, so braucht sie keine Grenzen. Geregelt muß sie werden, begrenzt nicht. — Die Göttingische gelehrte Zeitung, die beste, die wir haben, nimmt keinen Anstand, Ferrand's Schriften mit denen eines Montesquieu und Gibbon zusammenzustellen. —

Ueber den deutschen Bund, über Alles was er bis jetzt nicht geleistet hat, und doch hätte leisten sollen; über Alles was er leisten könnte oder was nicht in seiner Macht steht, wird gewaltig viel geredet, auch wohl getadelt, und Jeder glaubt das Ding besser zu verstehen, und Jeder bringt seine Weisheit zu Markte, und wird verdrüßlich, wenn ihm die Waare nicht abgekauft wird; denn den meisten ist es nur um das Verkaufen zu thun. Der Professor Lips (über den deutschen

Bund) ist unzufrieden mit der geographischen und staatsrechtlichen Form desselben, (womit freilich gar viele Menschen unzufrieden sind,) und theilt die sämmtlichen deutschen Länder zwischen Oesterreich, Preussen und dem Bunde nach Meeren, großen Flüssen und Bergrücken, um sowohl jenen beiden Mächten, als dem neuen kaiserlichen Wahlreiche, welches er beabsichtigt, geographische Selbstständigkeit zu geben. Um das zu bewürken, müßte freilich erst ein tüchtiger Krieg vorausgehen. — Ein verständiger Beurtheiler dieser Schrift (in der Leipziger Literatur-Zeitung) findet blos in dem Föderalismus diejenige Form, die Gerechtigkeit und Frieden, als die große Aufgabe der Politik, am meisten sichert; denn alles politische Streben und Würken müßte, wenn es nicht revolutionair oder feindselig gegen andere werden solle, immer nur darauf gerichtet seyn, zu benutzen was man hat, nicht aber zu nehmen was ein anderer besitzt; die Keime zum Bessern zu entwickeln, welche in jeder Verfassung liegen, nicht aber ein erträumtes Heil in neuen Verfassungen zu versuchen. — Ein dritter stellt Deutschlands (das heißt seine, des Verfassers,) Forderungen an den deutschen Bund auf, will die Lotterien abschaffen, die Juden ausrotten, Büchernachdruck und Betteley vernichten, bessere Straßen bauen, eine gelehrte Gesellschaft für die deutsche Sprache am Sitze des Bundestages errichten, ein allgemeines Gesetzbuch, einerley Münze, Maas und Gewicht, auch eine Gesinde-Ordnung einführen, (da, was das letztere betrifft, es doch wohl nöthiger seyn möchte, auch einmal eine Herrschafts-Ordnung zu entwerfen und zu handhaben;) er will die englischen Fabrikate durch hohe Zölle verbannen, die deutschen Alterthümer an Burgen, Kirchen, Grabmälern u. s. w. erhalten wissen, und schließt mit dem Wunsche, daß aus rothen Steinen der Main-Gebirge ein Bundes-Pallast mit Dorischen Säulen von deutschem Marmor erbaut werde. — Ein vierter träumt Grundzüge zu einem Entwurfe der deutschen Reichs-Verfassung, in welchem neun Reichsstädte und Erzbeamte, eine Reichs-Universität, ein Reichs-Geschichtschreiber und sogar ein Reichs-Zeitungsschreiber figuriren. — Ein fünfter, (Reinhard) spricht über das ob, wann und wie deutsche Landstände, und gesteht, daß den Unterthanen das Recht der Erwartung gegeben worden, welches nagelneue Recht Manche ein Recht zu Nichts nennen, oder ein solches, das Jeder ausüben könne, ohne daß vonnöthen sei, ihm dasselbe ausdrücklich zu verleihen. — Ein Sechster betrachtet den 13. Artikel der Bundesacte aus dem doppelten Gesichtspuncte eines Vertrags zwischen den Fürsten und als eine Erklärung desselben, deren beider Zweck gewesen sei, das Wohl der Unterthanen durch Verhütung willkührlicher Beherrschung zu befördern, und stellt den Satz auf: daß eine repräsentative Verfassung alle Vertheidigungs-Kriege erleichtere, hingegen alle Angriffs- und Eroberungs-Kriege erschwere; (ein Satz, der sehr leicht umzustoßen wäre.) — Ein Siebenter, Hr. v. Dresch, in seinen Betrachtungen über die Hauptstaaten des europäischen Staaten-Systems, will, daß die Landstände auf dem Bundestage vertreten werden, und sagt, Nordamerika, der vollkommenste Bundesstaat habe die Möglichkeit einer solchen Einrichtung gezeigt, und wo in einem monarchischen Bundes-Systeme Stände wären, wie sie denn in Deutschland seyn sollten, da sei sie eben so ausführbar und nicht unbilliger, weil sie nur eine andere Form der ohnehin gesetzlichen Berathung wäre. Hätte sie in den alten Zeiten des Reichs bestanden, es wäre nicht auseinander gefallen; auch jetzt würden die Fürsten nur dann wahrhaft einig bleiben, wenn ihre Völker sich als Eins begriffen. (In der Theorie wohlklingend, in der Ausführung fast unmöglich.) — Ein Achter nimmt der mit denen Bundesversammlung einige Blätter über die Restitution und Verfassung der größern Handelsstädte Deutschlands, reclamirt die Rechte von Nürnberg und Augsburg, und behauptet, die Gewerbsamkeit in Deutschland werde durch Herstellung mehrerer freien Städte befördert werden. — Kurz, wenn die hohe Bundesversammlung Alles, was über sie, gegen sie und an sie geschrieben wird, lesen, prüfen, widerlegen oder beherzigen wollte, so würden einige hundert Stimmen dazu nicht hinreichen. Indessen können wir uns Glück wünschen, daß es in Deutschland so viele, bisher verborgene Männer giebt, die im Stande sind den deutschen Bundestag zu berathen.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt.

Zweiter Band. No. 5.

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß, und dessen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. Erster Band. 3 thl. (5 fl. 24 kr.) Dieser Band enthält: der Sturm; der Sommernachts-Traum; Romeo und Julia; (alle drey von Johann Heinrich Voß;) Viel Lärmen um Nichts (von Heinrich Voß).

Ueber die Erscheinung einer neuen Verdeutschung des Shakspeare, so viel es auch schon verdienstvolle Versuche in Hinsicht dieser höchstschwierigen Aufgabe der Uebersetzungskunst geben mag, kann man sich schon an sich selbst wohl um so mehr freuen, je mehr von dem großen englischen Dichter dasjenige gilt, was die Portugiesen ihrem Camöens auf das Grabmal schrieben, es sey erlaubt ihn zu übersetzen, aber vom Schicksal unerlaubt, ihn jemals ganz zu erreichen. — Allein noch größer muß ohne Zweifel das diesem Unternehmen zuzuwendende Vertrauen seyn, da an der Spitze desselben ein Mann steht, der die Verdeutschung klassischer Dichter zur höchsten Kunst e hoben hat, und dabei den eigenen kräftigen Dichtergeist unter dem Gesetze wörtlicher und metrischer Treue, so viel als möglich zu bewegen weiß. So ist es ihm, unterstützt von der Verwandtschaft des Englischen mit dem Deutschen auch hier in diesem ersten Theile d i Uebersetzung des Sturms, des Sommernachts-Traums, und von Romeo und Julie, gelungen, den großen Briten, nicht nur im Schwunge seiner kühnen humoristischen Phantasie, sondern auch in seiner ausdrucksvollen Wortst llung, in seinem den Gedanken immer angemessenen Jambischen Gange, ja bis zu den Wort- Reim- und Sylbenspielen und sogar den Alliterationen hinab so historisch treu darzustellen, als es in einer fremden Sprache vielleicht möglich seyn dürfte. Erscheint hier auch Shakspeare nun mitunter einmal rauh, ungeglättet, einem neu verfeinerten Geschmacke nicht immer angemessen, so wird darin jeder Unterrichtete das von uns entferntere Zeitalter des Originalgenies erkennen, gediegene Uebersetz ng von weitläufiger Umschreibung oder Bearbeitung zu unterscheiden wissen, und der geübte mit der wahren Poesie des deutschen Styls vertraute Leser wird dabei noch mehr Leichtigkeit und Natürlichkeit im Ganzen genommen finden, als sich bei so vielen zu überwindenden Schwierigkeiten erwarten ließ. Die jüngeren Herren Voß, ebenfalls als schon gewandte und mit Shakspears Geiste innig vertraute Shakspearsübers ter bekannt, haben zwar ihrem Vater den ersten Platz in diesem Felde der Ehre mit rühmlicher Bescheidenheit überlassen, wie sich denn in diesem ersten Theile nur das Lustspiel: Viel Lärmen um Nichts, von Herrn Heinrich Voß dem jüngern befindet — indessen verbinden sich ihre Bemühungen mit der väterlichen im Geiste ihres würdigen Vaters. Herrn Heinrich Voßens des jüngern gehaltvolle Vorrede über die oft verkannte dichterische Kunst des Shakespear trägt viel dazu bei, den Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, und eben desselben gelehrte kritische Erläuterungen geben Auskunft über die zum Verständniß des Originals zu wissen nöthigen antiquarischen oder literari'chen Gegenstände, über die oft von Malone abweichenden Lesarten, und nicht selten über manche bekannte Eigenheiten des außerdem hier noch mit alterthüm'ichen Ausdrücken und passenden Provinzialismen künstlich bereicherten Styls der väterlichen Uebersetzung.

In der jetzigen Michaelis-Messe erscheint der zweite Band, welcher enthalten wird: Der Kaufmann von Venedig, von Johann Heinrich Voß; Maas für Maas, von Abraham Voß; Was ihr wollt, von Joh. Heinr. Voß; der Liebe Mühe umsonst, von Heinrich Voß.

Leipzig, im October 1818.

F. A. Brockhaus.

(In erhalten bei den Gebrüdern Hoffmann in Weimar und in allen Buchhandlungen in ganz Deutschland.)

Bei C. G. Ackermann in Dessau sind so eben folgende zwei kleine Schriften erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Eißner, C. G. historisch psycholog. Bemerkungen über den in der Leisniger Gegend aufgetretenen Schwärmer Johann Gottl. Kloß, nebst Nachrichten von den Vorfällen daselbst. 8. 6 gr.

De Marees, A. K. erster Prediger in Ragluhn, gegen eine Tittmann'sche Verunglimpfung in seiner Schrift an Herrn Doctor Schleyermacher. Zur Beherzigung weniger des Domherrn, Doctors und Professors in Leipzig, Herrn Tittmanns, als des unpartheyischen Leser, und zur gerechten Würdigung desselben. Gr. 8. 4 gr.

Bei C. A. Stuhr in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leitfaden der Geographie für Schulen und Gymnasien, zunächst für die mittlern und untern Classen, von J. S. F. Nieráse. Dritte Ausgabe, umgearbeitet und vermehrt von F. P. Wilmsen. 8 16 Gr.

Digitized by Google

Wenn ein Lehrbuch der Geographie neben den trefflichen von Stein, Cannabich, Gaspari u. a. seinen Platz be-

haupten soll, so muß es eigenthümliche Vorzüge in Rücksicht der Auswahl, der Vollständigkeit, Anordnung und Darstellung aufzuweisen haben, weil es nur dadurch seine Nützlichkeit bewähren kann. Der Verf. des hier anzuzeigenden hat es nicht an Fleiß und Sorgfalt fehlen lassen, um einem Buche, welches schon in seiner ersten Gestalt Beifall fand, jene Vorzüge zu erwerben, indem er alles ausschloß, was Ueberladung hervorbringen muß, der physischen Geographie mehr Platz einräumte, als der politischen, alles sorgfältig zusammenstellte, wodurch ein vollständiges Bild von der Eigenthümlichkeit eines Landes in der Seele des Schülers entsteht, bei der Aufzählung der Merkwürdigkeiten höchst sparsam zu Werke ging, und alles, wodurch die Natur in ihrer Größe, Schönheit und Kraft erscheint, vorzüglich herausshob. Da es ihm vergönnt war, die Erdkunde von Ritter zu benutzen, so konnte die Beschreibung von Asien und Afrika in diesem Lehrbuche eine besondere Vollständigkeit, und das Buch dadurch einen bedeutenden Vorzug erhalten. Als Compendium wird dieser Leitfaden in den Schulen gewiß sehr gute Dienste leisten.

Schulanstalten, die sich unmittelbar an die Verlagshandlung selbst wenden, erhalten bei 10 Exemplaren dasselbe statt 26 gr. für 12 gr.

Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist so eben angekommen:

Geheime Denkwürdigkeiten von Lucian Bonaparte. Neue ganz umgearbeitete und viel vermehrte Auflage. 1. Bändchen gr. 8. Preis 16 gr. (das 2. Bändchen folgt in vierzehn Tagen.)

Diese Ausgabe, welche Anfangs Septembers 1818 gedruckt und zugleich deutsch und französisch bearbeitet wurde, läßt die frühern von der Censur entstellten Auflagen sehr zurück. Alle diejenigen, so über die geheimen Triebfedern der französischen Revolution und die Familie Bonaparte und ihres Einflusses eine wahre ungeschminkte Aufklärung wünschen, werden mit Vergnügen diese Blätter aus den Händen legen. Alle englischen Zeitungen sind voll von Bewunderungen und bemerken mit Recht, nur erst nach Lesung dieses in seiner Art einzigen Werks hat man endlich Aufschluß über diese wichtige Staatsumwälzung, diese Familie und der jetzt noch lebenden und fortwirkenden großen Männer Frankreichs und des französischen Volks und ihrer Denkungsart.

Bei Joh. Fr. Baerecke in Eisenach ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zur Rechtserlernung für Deutsche. Die Schul- und Universitätsstudien umfassend. Von W. Mejer, Doct. der Rechte. gr. 8. 1 thl. 12 gr.

Wenn bis jetzt von der so großen Zahl der Rechtsbeflissenen nur wenige ein würdiges Ziel erreichten, so ist der Grund theils in dem Mangel der zweckmäßigen Vorbereitung zu den Rechtsstudien, theils in der planlosen Art zu suchen, nach welcher die meisten Jünglinge ihre Studien betrieben. Ein Buch, wie das gegenwärtige, welches dem studierenden Jünglinge die Würde der Wissenschaft begreiflich macht, welches ihm zeigt, welche Studien er auf Schulen betreiben muß, um sich mit der nöthigen Kraft für die Universität auszurüsten, und welches ihm den Weg vorzeichnet, welchen er während seiner academischen Laufbahn zu verfolgen hat, war daher schon lange ein fühlbares Bedürfniß. Der achtungswerthe Verfasser dieser Schrift hat sich daher ein ausgezeichnetes Verdienst um studierende Jünglinge erworben, und jeder Vater, welcher seinen Sohn für das Studium der Rechtswissenschaften bestimmt, sollte sie ihm ein Paar Jahre vor dem Eintritt in das academische Leben in die Hände geben, damit dieser durch sie eine richtige Ansicht von der Würde, dem Umfange und den Schwierigkeiten der Wissenschaft erhielt; damit er mit rüstigem Eifer sich in den Besitz der Vorkenntnisse setzte, ohne welche sie entweder gar nicht, oder nur mit den größten Schwierigkeiten betrieben werden kann, und damit ihn auf seiner academischen Laufbahn ein treuer und einsichtsvoller Wegweiser begleite. Auch kann sie mit Recht den Schulmännern empfohlen werden, welche die Schulbildung als eine Vorbereitung zu der künftigen Bestimmung betrachten, weil sie daraus am besten lernen können, was sie bei der Vorbereitung künftiger Juristen vorzüglich zu berücksichtigen haben.

Anerbieten.

Das kleine Schauspiel: **Der Leibkutscher Peters des 3., von August von Kotzebue**, hat ein bekannter Dichter als **Liederspiel** bearbeitet, und Unterzeichneter mit **russischen Nationa-Melodien** für das ganze Orchester begleitet. Das Ganze dürfte sich besonders, da die Musik ohne große Schwierigkeit für die Sänger, das Stück selbst mit wenig Aufwand für Garderobe und Decorationen verknüpft ist, auch zum Gebrauch für Privatbühnen eignen. Die Partitur besteht aus 50 eng geschriebenen Bogen, und enthält nächst der Ouverture, 9 Lieder Nummern, einen kleinen russischen Volkstanz und Schlußchor. Theater-Directionen und Unternehmern von Privatbühnen, biete ich Abschriften der **Partitur** und des **Dialogs** von diesem kleinen Liederspiel für den Preis von **acht Ducaten in Gold** an.

Weimar, im October 1818.

Carl Theodor Theuß.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 6. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Die neue Glückseligkeit der Franzosen.

Es wird so viel davon gesprochen: wir hätten mit unserm deutschen Blute den Franzosen ein Glück erkämpft, welches uns selbst versagt werde, daß es schon der Mühe werth ist, dieses Glück ein wenig näher zu betrachten. Vor allen Dingen versichern wir Deutsche, von Willkühr habe der Franzose jetzt nichts mehr zu fürchten, dafür schützen ihn seine Constitution, seine Deputirten, seine Pairs-Kammer u. s. w. Vielleicht hat würklich mancher Deutsche noch über Willkühr zu klagen, und diesem zum Troste wollen wir aus der, in Paris erscheinenden, historischen Bibliothek (von welcher bereits 8 Hefte gedruckt vor uns liegen) mehrere Beyspiele ausheben, die den Neid, mit welchem wir auf die Franzosen blicken, ein wenig dämpfen, und uns vielleicht an das alte Sprüchwort erinnern werden: es ist nicht alles Gold was glänzt.

1. Schreiben an den Minister des Innern, Lainé.

Mein Herr. Im Jahr 1816 wurde mein Bruder, J. J. Marchand, angeklagt, den Vorschlag zu einer Verschwörung gegen die Regierung gemacht zu haben. Die Untersuchung erwieß, daß er blos durch zwey elende Unterhändler der Polizey verleitet worden war. Indessen wurde er zu zehnjähriger Verbannung verurtheilt; das ist das Maximum der Strafe. — Wahrscheinlich, mein Herr, hielten Sie dieselbe noch für zu gelinde, weil, zufolge Ihres Rapports, die zur Verbannung Verurtheilten, (eine Strafe, welche das Gesetz blos infamirend nennt) in das Gefängniß von Pierre Châtel geschickt, und dort eingesperrt wurden, eine Strafe, die nicht blos infamirend, sondern auch körperlich ist. Gegen diesen gehässigen Mißbrauch der Gewalt, gegen diese abscheuliche Willkühr habe ich nicht aufgehört zu reclamiren: ich habe alle nur mögliche Versuche bei den Ministern gemacht, ich habe der Deputirten-Kammer eine Bittschrift übergeben — umsonst! meine Bittschrift wurde an den Minister des Innern verwiesen. Die Polizey verbot den Journalen davon zu sprechen, ja sie durften nicht einmal erwähnen, daß sie zum Besten der unglücklichen Verurtheilten gedruckt zu haben sey. Jede Hoffnung ist mir nun entschwunden! Nachdem mein unglücklicher Bruder in Ketten von Kerker zu Kerker 200 Meilen weit von seinem Geburtsort geschleppt worden, ist er an einer Krankheit gestorben, die er im Gefängniß von Pierre Châtel sich zugezogen! Wenn das Ihr Zweck war, mein Herr, so ist er erreicht. Die Verschuldung meines Bruders war das Werk der Polizey-Handlanger und sein Tod — — ich wünsche, mein Herr, daß Ihr Gewissen Ihnen nichts vorwerfe, aber ich werde nie vergessen, daß auf Ihren Rapport mein Bruder zur Todesstrafe verurtheilt worden, nachdem seine Richter, nach der ganzen Strenge der Gesetze, ihn nur zur Verbannung verurtheilt hatten — ich werde nie vergessen, daß Sie derselbe Herr Lainé sind, der 1817 am 6. December auf dem Rednerstuhle die unerhörte Strenge zu rechtfertigen gesucht hat, die gegen die zum Exil Verurtheilten ausgeübt worden — ich werde nie vergessen, daß Herr Lainé es war, der, als er noch vor zwei Tagen flehentlich gebeten wurde, zu erlauben, daß mein sterbender Bruder in ein Gesundheitshaus in Lyon gebracht werden dürfte, diese Gnade nur unter Bürgschaft zugestehen wollte.

(Der Minister hat sich damit entschuldigt, daß die angrenzenden Mächte die Verbannten nicht hätten aufnehmen wollen.)

2. Klage zweyer Kinder wegen ihres erworbenen Vaters.

Claude Taberet, unser Vater, war in Verdacht gerathen, Theilnehmer an den Begebenheiten in Grenoble gewesen zu seyn. Er entzog sich den gerichtlichen Nachforschungen und verbarg sich in einem Hause, welches plötzlich um 2 Uhr in der Nacht von Linientruppen und Nationalgarde umringt wurde, welche fürchterliche Drohungen ausstießen. Als unser Vater das hörte, stand er auf, steckte 5 oder 6000 Franken in Gold zu sich, und da alle Ausgänge schon besetzt waren, kletterte er auf das Dach. Allein hier erblickte man ihn sehr bald, und nun schrie die lauernde Bande: „Schurke! komm herunter! verfluchter Bonapartist! wir haben dich! dein letztes Stündlein ist gekommen! du wirst uns nicht entwischen!" — Unser alter Vater war unbewaffnet und erschrocken. Er blieb wo er war, und bat in flehender Stellung um sein Leben. Es wäre sehr leicht

gewesen, sich seiner zu bemächtigen, das Dach war auf einer Seite nur 5 Fuß hoch vom Erdboden entfernt, es durften nur einige hinauf steigen, und den 60jährigen wehrlosen Mann herunterholen — aber — unter dem Vorwand, daß er der Aufforderung herab zu kommen nicht gehorcht habe, wurde befohlen, ihn herunter zu schießen. Sogleich fielen mehrere Schüsse, und das Geschrey unsers unglücklichen Vaters verrieth, daß er getroffen sey. Eine Kugel hatte ihm die Pulsader an der Lende zerschnitten. Er bat mit erlöschender Stimme, ihn in seine Wohnung zu bringen um ihn verbinden zu lassen; allein man warf ihn auf einen Karren, um ihn nach dem Gefängnisse von St. Marcellin zu bringen. Er klagte über die heftigen Schmerzen, welche das Stoßen des Fuhrwerkes ihm verursachte, aber man fuhr darum nicht weniger schnell. Endlich bat er nur noch um die Tröstungen der Religion — man gewährte sie ihm nicht! und — ehe er noch das Gefängniß erreichte, hatte er seinen Geist ausgehaucht. Sein Gold und seine Kleider wurden ihm geraubt.

(Und was sagte man in Frankreich zu dieser schrecklichen Geschichte? „Die Obrigkeit bedaure, daß die Gensd'armerie genöthigt gewesen sey, auf den Flüchtling zu schießen, da er eigentlich nur durch ein gesetzliches Urtheil hätte bestraft werden sollen.)

3. Gefangen der Reinlichkeit.

Im April 1817 wollte Richard, ein Kornhändler, in einem Wirthshause der Stadt St. Mairant zu Mittag essen. Man brachte ihm einen schmutzigen Teller, er warf ihn gegen die Wand. Man brachte ihm einen zweiten, der eben so schmutzig war, und er that dasselbe. Da bemerkte ein gegenwärtiger Trinkgast, daß auf diesen Tellern die Buchstaben V. L. R. (Vive le roi) zu lesen waren, und mehr bedurfte es nicht, um Richard aufrührerischer Gesinnungen zu beschuldigen. Er wurde arretirt, dem Prevotal-Gericht abgeliefert, schmachtete mehrere Wochen im Gefängniß, und wurde nur gegen Bürgschaft auf freien Fuß gestellt. Sein Proceß wurde endlich im Monat July entschieden und er — freigesprochen. Aber von Schaden-Ersatz für Alles, was er drey Monate lang gelitten, war keine Rede.

4. Der wollüstige Priester.

Dem Maire von Availles war denunciirt worden, daß der Priester des Orts nächtliche Besuche von der Tochter des Küsters empfange. Hierauf begab sich der Maire eines Abends um 11 Uhr zu dem Küster, und entdeckte ihm die Scandal in der Gemeine verursachende Aufführung seiner Tochter. Der noch ungläubige Vater rannte sogleich nach ihrer Schlafkammer, fand diese leer, und ersuchte nun den Maire, mit ihm zu dem Pfarrer zu gehen, um sich ganz zu überzeugen und in diesem Falle der ärgerlichen Geschichte ein Ende zu machen. Sie gingen hin und klopften an. Der Pfarrer öffnete selbst die Hausthür. Man sagte ihm, wessen er beschuldigt werde, und daß der Vater gekommen sei sein Kind abzuholen. „Bey mir ist Niemand" sagte der Pfarrer. „Gehen Sie selbst hinein und suchen Sie." — Das Schlafzimmer war dunkel, man brachte Licht. Das Mädchen war nicht hier, wohl aber erblickte man ihre Kleider auf einem Stuhle neben dem Bette. Ein kleiner Keller in der Nähe des Bettes wurde geöffnet, und siehe, da stand sie selbst im Hemde. Der Vater wollte sie mißhandeln, der Maire hielt ihn ab davon; es wurden ihr Kleider zugeworfen, und ihr befohlen nach Haus zu gehen. Zu dem Priester sagte der Maire: „Sie können Ihr Unrecht gegen das arme Mädchen nicht wieder gut machen; Sie haben ihr die Ehre geraubt, das einzige was sie besaß. Statt ein Beyspiel der Tugend zu geben, predigt Ihr Wandel nur Verderbniß." Es kostete Mühe des Vaters Wuth zu besänftigen und ihn aus dem Zimmer des Pfarrers zu entfernen. Zu Hause umfaßte die Tochter seine Kniee, flehte um Vergebung und erklärte, der Pfarrer habe sie durch die Drohung verführt, dem Vater die Küsterstelle zu entziehen. — Der Maire machte seinen Rapport, und was meynet man, was nun geschah? Graf du Hamel, Präfect des Departements der Vienne, suspendirte — den Pfarrer? — ach nein, den Mairel und verlangte vom Minister des Innern dessen Absetzung, weil derjenige, der ein unbekanntes Scandal bekannt mache, schuldiger sey, als der, welcher es begangen habe, zumal wenn der letztere ein Diener der heiligen Religion sey.

5 Das Pferd, Kosack genannt.

Im Frühjahr 1817 wurde eine Menge auf halben Sold gesetzte Officiere in Villefranche als verdächtig eingezogen. 16 derselben blieben 27 Tage im Gefängniß und wurden endlich wieder auf freyen Fuß gestellt, weil man ihnen durchaus nichts zur Last legen konnte. Der einzige Capitaine Vélu mußte noch länger im Verhaft bleiben, weil man würklich ein Verbrechen entdeckt hatte, dessen Wichtigkeit der Leser beurtheilen möge.

„Haben Sie, fragte man im Verhör, Ihr Pferd nicht Kosack genannt?“ — Antwort: „das kann wohl seyn, ich erinnere mich dessen nicht mehr.“ Frage: „wie haben Sie ihrem Pferde einen Namen beilegen können, der allen guten Franzosen so theuer ist?“ — Antwort: „ich habe es von einem russischen Officier gekauft, und Kosack genannt, so wie ich es Normand genannt haben würde, wenn es aus der Normandie wäre.“

„Sie haben,“ hieß es nun, „ein Volk beleidigt, dem Frankreich zum Theil die Wiederherstellung der rechtmäßigen Gewalt verdankt.“ — Als der Capitaine Vélu das hörte — verstummte er. Man hatte beschlossen, ihn vor das Prevotalgericht zu ziehen, aber ehe es noch dahin kam — starb er am Kerkerfieber. Der Mann hatte 20 Jahre lang brav gedient.

6. Musterhafte Justiz.

Chambourdon — Allard, ein Handwerksmann, wohnhaft in Poitiers, hat Besitzungen, und folglich auch bisweilen Geschäfte in dem benachbarten Parthenay, wo er so bekannt ist als in seiner Vaterstadt. Am 21sten July stieg er daselbst bei einem Freunde ab. Da kam nach 10 Uhr Abends der Adjunct des Maire mit zwei Gensd'armen und forderte seinen Paß. Er hatte keinen mitgenommen, wurde bei'm Kragen gepackt und in's Gefängniß geschleppt, wobei den Gensd'armen befohlen wurde, ihm die Säbel durch den Leib zu stoßen, wenn er Widerstand leiste. Er ging also, der Adjunct hinter ihm her mit einem Stocke und schlug auf ihn. Seine Freunde wandten sich sogleich an eine höhere Behörde, und nach langem zaghaftem Schwanken wurde er frey gelassen, aber auch bei dieser Gelegenheit auf's neue beschimpft und aus Parthenay verjagt. Einige Tage nachher kam er zurück, um zu einer Klage über das barbarische, ungesetzliche Verfahren des Adjunct Beweise zu sammeln. Dießmal hatte er seinen Paß mitgenommen, allein man gab ihm dennoch einen Gensd'armen zur Aufsicht. Die höhere Behörde befreyte ihn bald auch von diesem. Nun ließ der Adjunct eine verläumderische Anklage gegen ihn protocolliren. Er verlangte eine Abschrift derselben. Statt aller Antwort erhielt er den Befehl, in einer Viertelstunde die Stadt zu verlassen, oder abermals in's Gefängniß zu wandern. „Alles das,“ so sagte er selbst, „geschah im Namen des Königs, unter einer freyen Regierungsform; ich wurde behandelt wie ein Leibeigener aus der Grimm.“ (Man muß dem Handwerker aus Poitiers verzeihen, daß er so seltsame Begriffe von der Grimm hat.)

Nun wollte er förmlich gegen den Adjunct klagen, und erhielt zur Antwort: das könne nicht geschehen ohne eine Autorisation des Staatsrathes. Er bat um diese Autorisation, sie wurde ihm abgeschlagen, weil der Minister des Innern entschieden hatte: es schiene ihm nicht schicklich oder füglich (convenable) sie zuzugestehen. Hierauf wandte er sich mit einer Bittschrift an die Deputirten-Kammer, (am 23sten Januar dieses Jahrs) die aber auch nichts in der Sache gethan hat.

7. Löbliche Vorsicht.

Ein gewisser Le Compte wurde zu Richelieu unter polizeyliche Aufsicht gestellt. Vermuthlich aus langer Weile ging er oft in das Wirthshaus zum Fasan daselbst. Plötzlich erschien eine Verordnung des Maire, die ihm verbot in den Fasan zu gehen, und dem Wirthe des Fasans, ihn dort aufzunehmen, aus keiner andern Ursache, als weil diese öftern Besuche dem Maire verdächtig schienen.

8. Gütige Ermahnung.

Im vorigen Frühjahr reiste ein Arzt des Hospitals von Belleville mit seiner Frau nach Lyon, und stieg daselbst, nach seiner Gewohnheit, in einem Gasthofe ab. In derselben Nacht wurde er im Bette arretirt, aus den Armen seiner weinenden Gattin gerissen, und in den Rathskeller gesperrt, wo er 30 Stunden lang wie ein Staatsgefangener bewacht wurde. Erst in der folgenden Nacht führte man ihn zum Verhör. Der Maire fragte: was er in Lyon gewollt habe? — „Wenn das die einzige Ursache meiner Verhaftung ist, antwortete er, so hätte man die Frage früher thun sollen.“ Er bewieß nun, daß er in Geldgeschäften gekommen sey. Da der Herr Maire, Graf von Fargues, nichts dagegen einwenden konnte, so richtete er folgende Ermahnung an ihn: „Sie, mein Herr Doctor, lesen gewöhnlich philosophische Werke, aus welchen Sie Grundsätze des Atheismus und des Aufruhrs gegen die rechtmäßige Gewalt schöpfen. Sie würden viel besser thun, Ihre Religion zu studiren, und so die revolutionaire Erziehung zu verbessern, welche Sie erhalten haben. Sie sind das Haupt einer Parthey und haben großen Einfluß auf Ihre Mitbürger. Aber wenn jemals die Ruhe in Ihrer Gemeinde unterbrochen wird, so sollen Sie mir mit Ihrem Kopfe dafür büßen. Jetzt gehen Sie.“ —

9. Brüderliche Aufopferung.

Der Doctor Montain, der ältere, zu Lyon, wurde im Januar 1816 verhaftet, und sieben Mo-

Digitized by Google

nahe nachher zu fünfjähriger Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 2000 Franken verurtheilt, weil er bei seinen Kranken von einer Verschwörung hatte reden hören, an der er zwar keinen Theil genommen, die auch überhaupt keinen Erfolg gehabt, die er aber nicht sogleich angezeigt hatte. In den Kerkern von Lyon zog er sich eine Gefahr drohende Krankheit zu, die seinen jüngern Bruder, auch ein Arzt, für sein Leben fürchten ließ. Die verschiedenen Appellationen waren verworfen worden, und Montain der ältere sollte auf das Schloß If zu Marseille gebracht werden, wo das ungesunde Clima wahrscheinlich seinen Tod beschleunigt haben würde. Da wirkte der jüngere Bruder es als eine Gnade aus, daß er den ältern auf eigene Kosten nach Paris in das Gefängniß St. Pelagie führen dürfe. Zu den Banden des Blutes gesellte sich die lebhafteste Dankbarkeit, denn der jüngere verdankte dem ältern seinen ganzen Wohlstand. Er beschloß, ihn zu befreyen, erhielt die Erlaubniß ihn auf der Reise zu begleiten, und trat am 10ten Januar 1817 diese Reise mit ihm an.

Die Gensd'armen hielten strenge Wache. Bei jeder Ablösung wurde das Signalement des Gefangenen sehr genau aufgenommen; dennoch gelang es Montain dem Jüngern, am hellen Mittag auf der Landstraße, mit seinem Bruder die Kleider zu wechseln, und in seiner ganzen Haltung so viel möglich ihm sich ähnlich zu machen. So waren sie schon mehrere Stationen gefahren, als sie zu Mittag in einem Städtchen ankamen, wo der vermeynte Gefangene abzusteigen und auszuruhen begehrte. Die Gensd'armen folgten ihm in das Wirthshaus und wichen ihm nicht von der Seite. Unterdessen blieb der ältere Bruder bei dem Wagen, unter dem Vorwand ihn einschieben zu lassen, nahm aber, sobald er sich allein sah, die Flucht, und kam glücklich über die Grenze.

Ein Gewitter verhinderte die Weiterreise des Gefangenen am selbigen Abend. Die Gensd'armen fragten wohl nach dem Bruder, allein der jüngere antwortete: er mache Besuche in der Stadt. Auch als er am andern Morgen nicht erschien, bekümmerten sich die Gensd'armen weiter nicht um ihn, denn sie hatten ja blos den Gefangenen zu bewachen, und der sagte ihnen, sein Bruder sey voraus gegangen, um Quartier zu bestellen. Bei der nächsten Ablösung wurde gar nicht mehr gefragt, und Montain der jüngere vermehrte so viel möglich die Nachtlager und Anhaltpunkte, um seinem Bruder Zeit zu lassen, sich immer weiter zu entfernen. Nahe bei Paris war es ihm leicht gewesen, selbst zu entschlüpfen; er that es nicht, um die Gensd'armen nicht unglücklich zu machen. Derselbe edle Grund hindert ihn noch jetzt zu erklären, an welchem Orte die Verwechselung mit seinem Bruder vor sich gegangen. Er blieb so lange unter dessen Namen im Gefängniß, bis er mit Gewißheit erfuhr, daß sein Bruder in Sicherheit sey. Dann erklärte er dem Polizeypräfecten, er sey nicht der rechte Gefangene. „Was hat sie vermogt, Ihrem Bruder durchzuhelfen?" wurde nun gefragt. Er antwortete: „die Stimme der Natur — die der Dankbarkeit — die Wahrscheinlichkeit seines Todes, wenn er auf's neue eingesperrt wurde — der Kummer meiner Mutter und meiner Schwestern — meine eigne Verzweiflung! ich habe weder Verführung noch Bestechung angewandt, ich habe keine Mitschuldigen. Ich verlange schleunig gerichtet zu werden."

Nach den Gesetzen kann man diesen edlen jungen Mann höchstens zu drei monatlichem Gefängniß verurtheilen, man könnte ihn aber auch mit sechs Tagen durchschlüpfen lassen. Allein er saß, als dieses geschrieben wurde, schon einen Monat, und noch war nicht einmal entschieden, vor welchen Richterstuhl seine Sache gehöre. (Seine brüderliche Handlung ist ein Seitenstück zu der der Frau von Lavalette.)

10. Attestat der Academie Bourgeo.

Wir, Rector der Academie, attestiren Kraft dieses, daß Herr Heinrich Favarger von Neufchatel, Schullehrer zu Argenton, dann zu Chateauroux, und endlich Pensionshalter zu Dun — le — roi gewesen ist, und in diesen verschiedenen Functionen jederzeit Beweise seines Eifers und seiner Fähigkeiten gegeben hat; attestiren ferner, daß er blos um seiner Religion willen abgesetzt worden, da er ein Protestant, hingegen die Stadt Dun — le — roi ganz katholisch ist.

11. Bittschrift an die Pairs-Kammer.

— Erst nachdem ich alle, durch die Gesetze vorgeschriebene oder erlaubte Mittel erschöpft habe, wende ich mich an Sie, meine Herren, um über betrogene, gemißbrauchte oder ungerechte Minister zu klagen. Es sind nun zwei Jahre, daß die Gesetze in Rücksicht meiner verletzt worden, und ich vergebens Alles angewandt habe, um Gerechtigkeit zu erlangen.

Als Capitain einer Fregatte bin ich im Jahr 1815 von der Marine-Liste ausgestrichen worden, ohne bis diesen Augenblick erfahren zu können, warum. Mich verabschieden ohne Urtheil und

Recht, mich, der ich durch meine Dienste zur Ehre der Seemacht beigetragen, ist schon an und für sich eine der ungerechtesten Handlungen. Aber welchen Namen soll man vollends der hartnäckigen Weigerung beilegen, mir diejenige Pension zu verwilligen, welche die Gesetze mir zusprechen? — Ich begehre weder Gunst noch Gnade, ich begehre nur ein unbestreitbares Recht. Man muß, nach den Gesetzen, mir die Pension zahlen, sobald man meine Dienste nicht mehr verlangt; man ist sie mir schuldig, weil man bei jeder Zahlung mir Abzüge für die Invalidencasse der Marine gemacht hat. Und doch verweigert mir die Willkühr, was der Staat mir zugesagt.

Daß der Herr Seeminister in diesen Fehler verfallen, ist begreiflich, seitdem er erlaubt, daß es Angebereyen in seinem Ministerium regnet; aber daß auch das Conseil der Minister zum zweitenmal eine solche Unbill gut heißt, das muß jeden Freund der Ordnung und Gerechtigkeit in Erstaunen setzen. Es hat erklärt, wie ich selbst gelesen: „hier sey nichts weiter zu thun.“ — Wie? nichts weiter zu thun! für einen Officier, den man seines Standes beraubt, und ihm die Pension versagt, ohne die er Hungers sterben muß? nichts weiter zu thun, für oder wider einen Officier, der nichts begehrt als einen Urtheilsspruch, oder die Pension, die man ihm schuldig ist? Oder bin ich selbst der Schuldige? so strafe man mich. Bin ich es nicht, warum geht man so mit mir um? Hat der Marineminister mir einen einzigen Grund anführen können? hat er mir auch nur einmal einen Vorwurf gemacht? — wer es auch sey, ich fordere ihn auf, mir den mindesten begründeten Vorwurf kund zu geben.

Ich habe mich an die Deputirten-Kammer gewandt. Sie schickte mir eine Reclamation an den Minister und empfahl sie ihm — allein vergebens. Auch Ihre Empfehlung, meine Herren, würde schwerlich etwas fruchten, denn als ich den Grafen Molé fragte: ob mir nun kein Mittel mehr übrig bliebe? antwortete er mir: „an welches Tribunal können Sie sich wenden, wenn das Conseil der Minister einmal entschieden hat?“ u. s. w.

unterzeichnet Decaen, Fregattencapitain, Ritter des heil. Ludw. und der Ehrenlegion.

(Beschluß folgt.)

Der Schönheitsfreund.

(Der ganze Titel ist: der Schönheitsfreund, oder ärztlicher Rathgeber in der Kunst, die Schönheit zu erhalten, zu erhöhen, die mangelhafte zu ersetzen, und die verlorene herzustellen. Ein Lesebuch für alle gebildeten Frauenzimmer, von N. Joh. Carl Lübeck, ausübendem Arzte. 2. Ausg. Pest 1818. Ein zweiter Titel heißt: Toiletete der Grazien. Mit einer Vignette.)

Dieser Freund von der letzten Ostermesse bedarf wohl keiner besondern Empfehlung, und dürfte das seltene Glück haben, mit allen Damen zugleich in Freundschaft zu verbleiben. Wir wollen ihn jetzt, durch Mittheilung einer Uebersicht seiner Rathschläge, in nähere Bekanntschaft zu bringen suchen.

Unser Mann hat, der Vorrede zufolge, aus mehrern Werken über die Gesundheit und Schönheit des weiblichen Geschlechts Auszüge gemacht, und sie mit hinzugefügten Bemerkungen unter fünf Abschnitte geordnet. Der erste Abschnitt spricht von der Schönheit im Allgemeinen und ihren Bestandtheilen, und fügt den Trost bei, daß die Männer nie darüber einig werden würden, worinn die Schönheit bestehe. Der zweite, von der zweckmäßigen allgemeinen Schönheitspflege. Der dritte verbreitet sich über die äußern Einflüsse auf weibliche Schönheit, und über das Verhalten gegen dieselben, z. B. Luft, Bekleidung, Nahrung u. s. w. Am weitläuftigsten ist der vierte Abschnitt, der von der Hautkultur im Allgemeinen, von der Schönheitspflege des Gesichts, der Augen, der Zähne, des Mundes, des Haupthaars, des Halses und Busens, der Arme, Hände und Füße handelt, und Waschwasser-Pulver-Pomaden-Schminken-Rezepte und dergl. die Fülle angiebt. Der fünfte Abschnitt nennt verschiedene auf der Toilette einer Grazie nöthige Dinge an Wohlgerüchen u. s. w. Dann folgt ein Anhang über den Gebrauch der Bäder.

Das Büchlein hat allerdings eine Empfehlungswerthe Seite, indem es uns mit der Natur unsers Körpers und einer angemessenen Diätetik bekannt macht, auch mehrere erprobte, und meistens einfache Rathschläge ertheilt. In so weit kann es dem weiblichen Geschlechte überhaupt nützlich werden. Für den vornehmen Theil desselben, den das Schicksal drückender Sorge und schwerer Arbeit überhebt, enthält es außerdem eine Menge Hilfsmittel, um den belebenden Blick der Augen, den Purpur der Lippen, den Glanz der Zähne, die ringelnden Haarlocken gut zu erhalten. Man wird sogar mehrere Mittel angegeben finden, die unwillkommenen Runzeln zu verhüten und zu vertreiben. Probatum est steht freilich nicht dabey.

Man erlaube uns, den Schönheitsfreund selbst ein paar Worte sprechen zu lassen. S. 191 bemerkt

er: daß starke Sonnenhitze durch das Uebermaß des Lichtstoffes mehr noch als durch ihren Wärmestoff nachtheilig auf die Haut wirke. Sie färbt eine derbe Haut braun; eine zartere entstellt sie durch Sommersprossen. Die letztern bemerkt man sogar auch im Pflanzenreiche, besonders an Früchten z. B. Aepfeln, Birnen, Abrikosen u. dergl. Dort entstehen sie, nach Joseph Frank, wenn nach einem Regen schnell Sonnenschein folgt, und die Lichtstrahlen durch die Wassertropfen auf den Früchten dem Brennpunkte näher gebracht werden, also heftiger wirken. Bey dem Menschen entspringen sie aus dem Blute. Wenn nämlich die unzähligen kleinen Blutgefäße unter einer zarten Haut durch den Lichtstoff zu sehr gereizt werden, so sondern sie ein wenig Blut ab, das sich mit dem Fette und der Lymphe des unter dem Oberhäutchen befindlichen Zellgewebes vermischt, und unter der Gestalt von braunen Flecken erscheint. Da nun jeder ungewöhnliche Reiz am heftigsten wirke, so müßten sich unsere Damen besonders vor der Frühlingssonne, und vor der Einwirkung des Sonnenlichts auf das Gesicht, wann es schwitzt oder feucht ist, in acht nehmen. Von den fünf Rezepten gegen die Sommersprossen schreiben wir das einfachste ab: „Man löse zwey Eßlöffel voll Kochsalz in einem Glas Wasser auf, wasche sich damit fleißig beim Schlafengehen, ohne es jedoch abzutrocknen, sondern reibe das zurückbleibende Salz erst des Morgens trocken ab."

Nun auch noch die Schönheitsmilch, lait virginal. „Man nimmt 2 Unzen feines Benzoe-Harz, 1 Unze Storax in Körnern, 2 Drachmen Zimmtrinde, und 1 Drachme Muscatennüsse. Man stößt alles zu Pulver, schüttet es in einen Kolben zu 1 Maaß reinen Weingeist, thut noch 1 Quentchen der besten Alkanawurzel hinzu, verbindet den Kolben oben mit naßgemachter Blase, durch die man eine Stecknadel steckt, stellt ihn in ein gelind erwärmtes Sandbad, und digerirt es 3 Tage lang, während dem man das Gefäß von Zeit zu Zeit umschüttelt. Dann wird die Flüssigkeit abgegossen, der Rückstand zwischen einer Leinewand gut ausgepreßt, die ganze Flüssigkeit durch ungeleimtes Conceptpapier filtrirt und in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt. Zum Gebrauch gießt man etwas davon in frisches Wasser, das dadurch zu einer röthlichen Milch wird, die bei fortgesetztem Gebrauche der Haut eine große Zartheit und feinere Farbe ertheilt."

Wir wagen jetzt, noch eine kleine Zugabe auf die Toilette der Grazien zu legen. Nach unserer Beobachtung erregt das größte Lob der Schönheit von Dichtern und Verliebten weit mehr die Phantasie, als es den Geist beschäftigt. Sie allein genügt also nicht, zumal wenn ihre Blüte nicht aus der Wurzel eines guten Herzens sproßt, und ein geistiger Duft sie gleichsam verklärt. Wir geben daher der vielgereiseten Frau Friederike Brun Beifall, wenn sie in ihrer neuen Reise nach Neapel bemerkt: „Der Sirokko der Leidenschaften dörrt die Knospe. Ruhe von innen, Stille von außen, ist die unerläßliche Bedingung weiblicher innerer und äußerer Schönheit." Wir setzen noch hinzu, jede Schönheit hat, gleich der berühmten Helena, einen gefährlichen Räuber, die Zeit; wehe dann dem schönen Bilde, das nur unsern angezeigten Schönheitsfreund und seine Pomaden auf der Toilette, aber keine treuere Schönheitsfreunde weiter zu Rathe gezogen hat. Denn nicht die Schöne, sondern die Gefallende, wird immer schön bleiben. Die Gewohnheit trägt hier viel bei, und deswegen rathen wir allen Damen, den Putz der Tugenden, die sie mit in die Gesellschaft bringen, auch zu Hause nicht bey Seite zu legen.

Reisen.

In Ellis Journal der Gesandtschaft nach China wird auch viel über die Insel Java gesprochen und behauptet, der Marschall Dändels habe dort ganz in Bonaparte's Geiste geherrscht. Freilich, wenn folgende Anecdote wahr ist, so thut man ihm nicht zu viel. Er kam einst spät in der Nacht in ein Dorf, wo er durchaus noch Eyer essen wollte. Der Vorsteher des Bezirks hatte die Kühnheit ihm zu sagen: es seien um diese Stunde keine Eyer zu haben. Da griff Dändels nach einer Pistole und schoß nach dem Frevler, so daß die Kugel ihm fast das Ohr streifte. „O! rief dieser aus, das Zischen der Kugel hat eine wundersame Wirkung; alle Hennen im Dorfe werden sogleich Eyer legen." Und allerdings wurden noch Eyer herbeigeschafft. — Die Verwaltung von Java durch die holländische-ostindische Compagnie soll äußerst schlecht gewesen seyn, indem die Habsucht, nicht zufrieden mit wucherlichen Zinsen, jährlich einen Theil des Capitals dem Lande entzogen habe. Als roh und grausam hatten die Holländer die Insulaner verschrieen, allein die Engländer haben es in fünf Jahren ganz anders gefunden. Sie nennen die Javanesen verständig, freundlich und gefällig. Eine Regierung, die Gerechtigkeit mit Milde verbindet, wird alle Völker so finden.

In englischer Sprache ist ein Bericht erschienen über einen zehnjährigen Aufenthalt in Erzerum, aus einer Original-Correspondenz der Schwägerin des dortigen englischen Consuls Tul-

in den 1783 bis 1795, Briefe die sie an ihre Familie in der Heymath geschrieben. Durch das gute Vernehmen mit dem Bassa Ali Coromali und dessen Gemahlin wurde die Familie des Consuls mit den innern Verhältnissen der mauriſchen großen Welt vertraut, so wie überhaupt durch den vieljährigen Aufenthalt mit der Lebensweise und Denkungsart der Bewohner; daher man hier lebendige Schilderungen findet. Fremde aus den übrigen Staaten der Barbarey, Prinzen aus Fezzan, Borun u. s. w. nahmen oft an den Abendunterhaltungen in dem Hause des Consuls Theil; man kann sich daher leicht vorstellen, wie viel interessantes ein fein bemerkendes Frauenzimmer zu berichten fand. Unter andern erzählt sie auch von einem Arzt, der seine Pest-Kranken dadurch heilte, daß er die Pestbeulen mit einer Lanzette öffnete, die er, an einen Stock gebunden, aus einer Ferne von 8 bis 10 Fuß, vermittelst eines Vergrößerungs-Glases dirigirte. —

In Hollands (schon erwähnter) Reise nach den jonischen Inseln hat uns folgende Gräuelscene besonders merkwürdig geschienen. Eine große Stadt, Gardiki, war von kriegerischen Türken und Albanesern bewohnt, die, in Ali Pascha's Jugendzeit, als seine heroische Mutter ihn noch leitete, diesen jetzt so mächtigen Mann zu stürzen suchten. Einst übernachtete er mit Mutter und Schwester in einem unweit Gardiki gelegenen Dörfchen; die Einwohner der Stadt erfuhren es, wollten ihn überrumpeln und umbringen. Er selbst entwischte zwar, obschon mit genauer Noth, aber seine Mutter und Schwester wurden gefangen und nach Gardiki gebracht, wo sie 30 Tage lang Unverschämtheiten ertragen mußten, die um so schmerzlicher empfunden wurden, da sie so sehr gegen die türkischen Sitten in Hinsicht der Weiber verstießen. Endlich jagte man sie mit Schimpf und Schande aus der Stadt. Diese schwere Beleidigung vergaß Ali Pascha um so weniger, da seine Mutter, so lange sie lebte, ihn zur Rache anfeuerte. Aber erst im Jahr 1812 verschaffte ihm die Eroberung von Argyro-Castro u. s. w. die Mittel, auch Gardiki plötzlich so zu umringen, daß kein Einwohner entschlüpfen konnte. Auch ließ er unter der Hand, um ihre Flucht zu verhüten, ihnen Hoffnung machen, daß er sie milde behandeln werde. Er nahm die Stadt in einer Nacht mit Sturm, und nun sättigte er die, vierzig Jahre lang verhaltene Rache. 5 bis 6000 Einwohner wurden in die nächsten Städte vertheilt, 36 der Vornehmsten nach Joanina geschickt, 800 blieben auserlesen, um in einen großen Hof eingesperrt zu werden. Diesen umringte Ali mit seinen Truppen am Morgen des 15. März. Nun ließ er noch mehrere der Gefangenen namentlich aufrufen, erlaubte ihnen den Hof zu verlassen, und gesellte sie den Uebrigen zur Sklaverei bestimmten bei. 730 ungefähr blieben zurück und wurden mit Stricken gebunden. Es waren lauter Männer, und vermuthlich lauter solche, die Gardiki schon zu jener Zeit bewohnt hatten, als der Frevel an Ali's Mutter verübt worden war, oder doch deren Nachkommen. Hierauf mußten die Soldaten die Mauern erklimmen; Ali, in seinem Wagen, gab selbst das Mord-Signal durch einen Flintenschuß, und alsobald erhob sich ein gräßliches Gemetzel. Einige der Unglücklichen flohen in einen Schoppen, der auf dem Hofe stand, wurden aber durch Feuer wieder heraus getrieben. Die Verzweiflung zerriß ihre Bande, mit Steinen fielen sie ihre Mörder an und verwundeten deren einige; doch konnten sie ihr Leben nicht lange fristen. Alle blieben auf dem Platze und die Leichname unbegraben. Die 36 vornehmen Gardikioten wurden gleichfalls hingerichtet, und sogar Einige, die zur Zeit der Eroberung der Stadt abwesend gewesen waren, lockte man zurück, ermordete die Betrogenen, und warf ihre Leichname zu den übrigen. Lord Holland sah selbst diesen Schlachthof, stieg selbst auf die Mauer, und erblickte von allen Seiten die scheußlichen Ueberreste der Erschlagenen. Ueber der Thür war eine Inschrift angebracht, welche die That der Nachwelt überliefern sollte, mit angehängter Drohung, daß gleiches Schicksal einem Jeden bevorstehe, der an Ali Pascha's Familie zu freveln wage. In der That scheint er weit entfernt, seine Handlung für gehässig zu halten, denn, außer dieser Inschrift, ist sie noch in seiner poetischen Biographie lang und breit erzählt, und mit seiner Bewilligung ist diese Biographie öffentlich bekannt gemacht worden. Auch würde er schwerlich Lord Holland's Reise-Bahn selbst so bestimmt haben, daß sie den Schauplatz seiner Rache berühren mußte, wenn er geglaubt hätte, daß er dadurch in den Augen der Europäer verlieren könnte. — Ihm noch überlegen an Grausamkeit ist einer seiner Lieblinge, der Maure Yusuf Aga, der in Tepelrai befehligt, ein blutdürstiger Greis von 90 Jahren, der einen Menschen lebendig rösten lassen, und einen andern noch vor kurzem eigenhändig mit seinem Dolche niederstieß.

Miß Spence erzählt, in ihren (englisch geschriebenen) Briefen aus Nord-Schottland: Mitten in dieser Wüste wohnt eine Nymphe, die berühmt geworden, nicht allein in der umlie-

rauhen Gegend, sondern in ganz Nord-Schottland. Sie heißt Isabelle, und ist die Tochter des Gastwirths von Aluess-Bridge. Die Reisenden nehmen Umwege von mehrern hundert Meilen (?) um dieß Wunder von Schönheit zu sehen; allein sie versteckt sich so sorgfältig, daß die meisten Neugierigen mit langen Nasen abziehen müssen. Sie wurde einst nach Inverneß in Pension geschickt um dort unterrichtet zu werden, aber es entstand jedesmal, wenn sie sich auf der Straße sehen ließ, ein solcher Auflauf und ein solches Gedränge, daß sie es nicht lange dort aushielt. Ihre außerordentliche Schüchternheit trieb sie zurück in ihre Berge. — Miß Spence hat sie gesehen, und versichert, es sey unmöglich weniger einer Bäuerin zu gleichen; sie schiene vielmehr ein Wesen, das einer andern Welt angehöre. Sie habe schwarze Augen und sey lilienweiß mit rosenrothen Wangen. Der Ton ihrer Stimme sey besonders melodisch. Ueberall im ganzen Lande werde von ihrer Schönheit gesprochen, welches ihren Eltern viel Kummer und Unruhe verursache. (?)

Zu Inverneß erlebte Miß Spence ein mitternächtliches Erdbeben bei sehr stiller Luft, welches Häuser zusammenwarf und alle Einwohner hinaus aufs Feld jagte. Man glaubt dort, daß der benachbarte See Loch-Neß grundlos sei und mit dem Central-Feuer der Erde zusammenhänge. Als bei dem Erdbeben von Lissabon die Bay dieser Hauptstadt plötzlich trocken wurde, soll der Loch-Neß um 3 Fuß gestiegen seyn. Er friert nie zu, selbst da nicht, wo er nur einige Zoll Tiefe hat. Aber wenn ein Sturm seine Wellen an's Ufer wirft, so gefriert das zurückbleibende Wasser sehr schnell. Im härtesten Winter bemerkt man auf der Oberfläche des See's einen bläulichen Dunst, der warm zu seyn scheint, denn der Schnee am Ufer schmilzt, sobald dieser Dunst ihn berührt.

In Glasgow wünschte Miß Spence den beliebten Prediger Chalmers zu hören, und fand die Kirche schon lange vor Anfang des Gottesdienstes so voll, daß die vornehmsten Leute stehen mußten. Eine feierliche Stille herrschte. Chalmers erschien und übertraf die Erwartung der Reisenden, obgleich die Natur ihm so ziemlich alles versagt hatte; allein er ersetzte alles, was an Gestalt, Grazie und Melodie der Stimme ihm mangelte, durch einen umfassenden Geist, der sich herab zu lassen wußte ohne gemein zu werden, der erhaben redete ohne Schwulst, kurz der zugleich zu dem Herzen und zu dem Verstande sprach. Darum war seine Kirche immer voll, und daraus mögen unsere Geistlichen, die immer über Vernachlässigung des Kirchengehens klagen, sich die gute Lehre ziehen: daß es nicht an uns, sondern an ihnen liegt, wenn ihre Kirchen leer sind. Sie sollen nur predigen wie Chalmers, so werden die vornehmsten Leute keine Plätze mehr finden, wenn sie einige Minuten zu spät kommen. —

Koster erzählt in seiner Reise nach Brasilien, daß man dort sprüchwörtlich sage: er ist dumm, wie ein Ureinwohner; aber wenigstens haben diese Wilden einen trefflichen Instinkt und scharfe Sinne. Sie gehen mitten durch einen völlig ungebahnten Wald gerade auf ihr Ziel los, und verfehlen es nie; Fußsteige wissen sie noch zu unterscheiden, wenn sie auch ganz mit dürren Blättern bedeckt sind. Die meisten Boten, die aus einer Provinz in die andere Briefe tragen, sind solche abgehärtete Indianer. Sie wandern ohne auszuruhen ganze Monate lang hinter einander, mit ihrem Mantelsack von Ziegenfell auf den Schultern, immer gleichen Schritt haltend, der Weg mag eben oder rauh seyn. Auf einer langen Reise kommt in den ersten Tagen ein Pferd ihnen zwar voraus, aber am Ende langt der Indianer doch immer zuerst an.

Einst wurde Koster auf seiner Reise bei heftigem Regen von der Nacht überfallen, ehe er ein Dorf erreichen konnte. Er hatte einige Leute und Pferde bei sich und wählte ein Gebüsch zum Nachtlager, in welchem die Bäume so weit auseinander standen, daß er nur mit Mühe deren zwei fand, die stark genug und nahe genug beisammen waren, um seine Hangematte an ihnen ausspannen zu können. Sein Führer machte ihm noch ein Dach von Häuten, und da der Regen immer stärker wurde, so krochen sie alle zusammen unter dieses Dach; aber die Häute waren bald so durchweicht, daß sie herabfielen und die Feuer verloschen. Koster ermahnte seine Leute, doch ja das Schloß am Feuergewehr trocken zu erhalten, weil es vielleicht Jaguars (eine Art Tiger) in diesem Gebüsche gäbe. Kaum hatte er ausgeredet, als auch schon das Brüllen dieser Thiere sich vernehmen ließ, und ein Trupp verschüchterter Pferde im Galopp an der Lagerstatt vorbei rannte. Ans Schlafen war natürlich nun weiter nicht zu denken. Die Reisenden stellten sich mit den Rücken gegen einander, und die Indianer erhoben ein Geheul, welches sie fortsetzten bis es Tag wurde. Endlich ließ am Morgen die Sündfluth etwas nach, und sie hatten auch das Glück, ihre zerstreuten Pferde wieder zu finden, denn vermuthlich hatten die Jaguars die wilden wohlbeleibten Rosse den zahmen magern Pferden vorgezogen. —

In No. 3 dieses Wochenblatts haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen: S. 20 Z. 27 lies väterlichen statt

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 7. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Napoleons Selbstschilderung.

Wer unter uns hat wohl mit freier Brust ein Frühlings- und Erndtefest, oder eine Weinlese gefeiert, so lange Napoleons eiserne Faust an den Zepter unserer Fürsten griff, und sein frecher Wille über Gut und Blut der Völker verfügte? Seine Erscheinung war das furchtbarste Gewitter, das je die moralische Welt in einer Periode verbreiteter Civilisation betroffen hat; es hat Saaten verhagelt und Wogen aufgeregt, die noch nicht völlig besänftigt sind. Ein neues Aufblühen der Länder wird zum Theil sein Werk, nur nicht sein Verdienst seyn. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, muß die Persönlichkeit dieses Mannes immer ein Interesse für uns behalten, und den Wunsch aufregen, ein Wesen näher kennen zu lernen, das wenig mehr als die menschliche Gestalt mit uns gemein zu haben scheint.

Wir haben daher auch begierig nach einer Schrift gegriffen, die der Verlagshandlung dieses Wochenblatts kürzlich von London aus zugesandt worden ist. Sie führt folgenden Titel; Napoleon, peint par lui-même. Extraits du veritable Manuscrit de Napoleon Bonaparte par un Americain. Londres, chez Colburn, Libraire 1818. 108 S. 8. Einem Vorberichte zufolge hat das Manuscript schon 1814 gedruckt werden sollen; man habe aber Anstand genommen, aus Besorgniß Frankreich damals damit zu schaden. Ueber den Inhalt theilen wir unsern Lesern folgendes mit.

Ein ungenannter Amerikaner, der gleich nach dem ersten Falle Napoleons nach Europa gereist seyn will, erzählt, daß er der Versuchung, diesen Mann zu sehen, nicht habe widerstehen können, und deshalb selbst nach dem ihm angewiesenen Aufenthalt, der Insel Elba, gereist sey. Dort habe er das Glück gehabt, nicht nur Napoleons Bekanntschaft und einen Zutritt zu ihm auf mehrere Tage zu erlangen, sondern auch dessen Vertrauen in so weit zu gewinnen, daß ihm dieser eine Skizze seines Lebenslaufs zum Lesen mitgetheilt habe. Er sey in dessen Kabinet eingeschlossen gewesen, und habe da die Zeit benutzt, um das Wesentliche in die Schreibtafel zu notiren.

Das ist nun das Manuscript, das hier mitgetheilt wird, und dem noch einige Gespräche des Herausgebers mit dem Erkaiser nachfolgen. In dem angeblichen Manuscripte von Elba, mit dem bekannten von St. Helena verglichen, finden wir weit weniger Individualität dieses originellen Charakters ausgedrückt; wir vermissen auch eine Angabe und Entwickelung unbekannter Thatsachen. Blos das Bekannte ist kurz zusammengedrängt, und mit Ruhmredigkeit, Stolz, und Menschenverachtung vorgetragen. Die Kriegskunst seiner Feinde, und die Feigheit seiner Widersacher im Senate erfährt gleichen Tadel. Nach allen Umständen kann man an die Aechtheit dieses Manuscripts nicht glauben, und sollen wir die Speculation der Buchhandlung bei der Bekanntmachung, von der frühern Absicht des Verf. trennen, so möchten wir, mehrern Spuren zufolge, die letztere in den durch die verhinderte zeitige Bekanntmachung vereitelten Versuch setzen, den Erkaiser, unter dem Schein einigen Tadels, doch durch Hervorhebung seiner überlegenen Talente, von neuem zu empfehlen, und auf diese Weise seinem Wiedereintritt — von Elba her eine günstige Aufnahme verbreiten zu helfen. Und vielleicht wäre das die Ursache, warum die frühere Erscheinung der Schrift verhindert wurde. Der Anfang des Manuscripts lautet so: „Ich bin der mächtigste Souverain in der Welt gewesen; ich bin nichts mehr. Ich will meine Aufführung nicht zu rechtfertigen suchen. Ich schreibe, wie ich davon denke. Die mich lesen, mögen über mich nach Belieben urtheilen; ihre Meinung ist mir gleichgültig. Ich verachte die Menschen.“ — Diese kalte vornehme Menschenverachtung macht nur zu oft das Unglück der Welt; aber die halbe oder mangelhafte Menschenkenntniß, das überspannte Mistrauen, was eine nothwendige Folge davon ist, hat sich an dem berühmten Verächter fürchterlich gerächt. In unserm Andenken möge er bleiben; aber nur, um wenigstens die Hälfte seiner energischen Thätigkeit nunmehr, zum Besten der Menschheit, bey Heilung der ihr von ihm geschlagenen Wunden nachzuahmen.

Digitized by Google

Ueber Beide hat der Doctor Iphofen ein sehr interessantes Werk geliefert, betittelt: der Cretinismus, philosophisch und medicinisch untersucht. —

Der König von Sachsen schickte den Verfasser in die Cretinen-Thäler, um wo möglich zu erforschen, wie der Cretinismus entstehe, und wie er zu heilen und zu vertilgen sei. Herr Iphofen hat der auf ihn gefallenen Wahl Ehre gemacht. — Nicht alle Cretinen haben Kröpfe, und nicht überall wo Kröpfe herrschen, giebt es Cretinen; also hat der Verfasser mehr geleistet als von ihm gefodert wurde, indem er auch vom Kropf ausführlich handelte, und sich gewiß dadurch den Dank mancher schönen, aber kröpfigen Dame verdient. Man glaubt gewöhnlich, das Bergsteigen, Lasttragen, besonders auf den Köpfen, ferner Kalkstein haltige Wasser, fette Speisen, feuchte, warme, stillstehende Luft, wie sie in tiefen Thälern sich findet, wären die Ursachen der Entstehung der Kröpfe. Mitwürkend mag alles das wohl seyn, aber die unmittelbaren Gelegenheits-Ursachen hat der Verfasser entdeckt 1. in dem Mangel an atmosphärisch electrischer Materie und 2. in dem Mangel an kohlensaurem Gas in dem Wasser, dessen man sich zum ökonomischen Gebrauche bedient. Arm an electrischer Materie ist die Luft in tiefen Thälern, oder in sumpfigen, mit Waldung umgebenen Gegenden, oder auch da, wo sie mit mineralischen Dämpfen geschwängert ist; daher giebt es so viele Kröpfe in Kärnthen, Steuermark u. s. w., oder zu Mannbach in Thüringen, in Lerbach am Harze, oder im Alaunwerke bei Düben in Sachsen. Wasser, die über Granit, Mergel u. s. w. fließen, ermangeln der Kohlensauren Luft, so wie auch die, welche gefroren waren, oder durch Feuer erwärmt worden sind. Dem Wasser ist es zuzuschreiben, daß es in Dresden und im Plauenschen Grunde so viele Kröpfe giebt. Die besten Mittel dagegen sind: Wasser mit vieler Kohlensäure, gegohrene Getränke, trockne, geräumige, helle Wohnungen, nahrhafte, leicht verdauliche Speisen und immerwährende Bedeckung des Halses mit seidenen, wollenen oder baumwollenen Tüchern. Wo sie aber einmal herrschen, sind sie schwer zu heilen. Auch der geröstete Meerschwamm wird als sehr würksam empfohlen, aber vor den Kropfmitteln, die als Arkana verkauft, oder in den Apotheken vorräthig gehalten werden, warnt der Verfasser. Man macht auch von Holz oder Messing sogenannte Compressorien, elastisch ausgepolstert, die aber nur dann anwendbar sind, wenn der Kropf noch keine feste Konsistenz angenommen hat. Das Aufschneiden desselben kann nur dann nützen, wenn der Inhalt noch flüssig ist. Das Ausschälen setzt einen Meister in der Kunst voraus, ist aber unter andern Herrn Hebenus in Dresden mehrmals gelungen.

Im zweiten Bande kommt der Verfasser auf die Cretinen; deren Name bedeutet elendes Geschöpf. Taubstumm sind sie eigentlich nicht und erscheinen nur so, theils wegen Unvollkommenheit der Organe, theils wegen Mangel des Verstandes. Die Sterblichkeit ist in den Gegenden, wo der Cretinismus herrscht, so groß, daß die meisten Familien mit der zweiten und dritten Generation aussterben. Neu ist aber die Krankheit nicht, man kann vielmehr annehmen, daß sie in den neuern Zeiten sich vermindert habe. Man hat behauptet, alle Cretinen brächten eine unförmliche Zunge, einen dicken Kopf und starke Hände mit auf die Welt; der Verfasser hat aber gefunden, daß man durchaus keine zuverlässigen Symptome angeben kann, durch welche sich das Kind, welches Cretin wird, vor dem auszeichnet, welches gesund bleibt. Auch erblich ist die Krankheit nicht; denn bringt man das, von Cretinen erzeugte, Kind aus dem Cretinen-Thale hinweg auf das Gebürge, so wird es ein vernünftiger Mensch; bringt man hingegen das, von gesunden Eltern erzeugte, Kind von den Gebürgen hinunter in das Cretinen-Thal, so wird es Cretin.

Die nächste Ursache des Cretinismus ist Mangel an Lebenskraft, nicht Härte des Gehirns und der Nerven, wie Einige geglaubt haben. Die entfernte Ursache ist Armuth der Luft an electrischer Materie; denn nirgends herrscht der Cretinismus, wo die Luft hinlänglich electrisch ist. Das ist sie aber nicht in eingeschlossenen Räumen, in tiefen Thälern, bei großer Kälte oder Wärme, oder wenn sie mit feuchten Dünsten oder mineralischen Dämpfen geschwängert ist, und endlich in der Nähe von Nadelholz-Waldungen. So war Lerbach am Harze vormals wegen kröpfigen Einwohnern und Cretins berüchtigt! vor 15 Jahren aber wurde das Nadelholz in der Nähe umgehauen und seitdem haben sich beide sehr vermindert.

Ueber die Würkung der electrischen Materie auf den Körper, macht der Verfasser neue, interessante Bemerkungen. Die Erscheinungen z. E. welche an denen, die hohe Berge ersteigen, beobachtet werden, sind nicht, wie man gewöhnlich annimmt, Folge des verminderten Drucks der Luft, sondern des größern Reichthums der höhern Re-

gionen an electrischer Materie, welche dadurch, daß sie zu sehr reizt, das Athmen und den Kreislauf des Bluts erschwert. Daher auch die geistige Ohnmacht und das physische Unvermögen der Menschen vor dem Ausbruch eines Gewitters, wo die Luft keineswegs, wie man fast allgemein glaubt, mit electrischer Materie überladen, sondern höchst arm an derselben ist; daher endlich die Würkungen des Samum, des Sampel, des Sirocco und anderer Winde.

Folgendes ist das Resultat der Untersuchungen des Verfassers: der Cretinismus besteht in Nichtentwickelung des Körpers und in Ohnmacht der Kräfte; der Cretin entwickelt sich deshalb nicht, weil es ihm an Lebenskraft gebricht, und diese mangelt ihm, weil es der Atmosphäre, in welcher er lebt, an electrischer Materie mangelt, nebenher auch dem Wasser an Kohlensäure. Der vollendete Cretinismus ist unheilbar.

Neue wunderbare Entdeckung über das Innere der Erde.

Herr Steinhäuser in Halle hat durch die Literaturzeitung bekannt gemacht, daß unsere Erde eine Hohlkugel sey, deren Inneres vielleicht wieder ein kleines Sonnen-System in sich schließe. Aus lange fortgesetzten Beobachtungen der Abweichungen der Magnetnadel, scheint ihm unwidersprechlich zu folgen, daß in einer Tiefe von 170 Meilen ein Weltkörper um den Mittelpunkt der Erde läuft, und zwar sehr langsam, von Westen nach Osten, innerhalb 440 Jahren. Dieser Weltkörper ist mit besonders starker magnetischer Kraft begabt, und er ist die Ursache der Abweichung der Magnetnadel. Die Rechnungen des Herrn Steinhäuser sollen mit den Erfahrungen genau zusammentreffen, und er hat schon im Jahre 1805 vorausgesagt, daß die Magnetnadel erst stehen und dann um die jetzige Zeit nach Osten zurückkehren würde, welches auch geschehen ist. Bis jetzt haben die Seefahrer nur empirisch aus der Abweichung der Magnetnadel beurtheilt, ob sie durch Strömungen zu weit ost- oder westwärts getrieben worden, künftig aber werden sie den Ort des unterirdischen Weltkörpers, Pluto genannt, beobachten, und dadurch ihre Lage eben so sicher, als durch die seltenern himmlischen Erscheinungen bestimmen. — Wir können über diese Entdeckung nicht urtheilen, sind aber äußerst begierig, das Urtheil eines Kenners darüber zu vernehmen. Auf jeden Fall giebt sie der Einbildungskraft unendlich weiten Spielraum. Was hindert uns anzunehmen, daß in dem Pluto abermals ein noch kleinerer Planet, Namens Cerberus, herum läuft, und in dem Cerberus wieder einer, und so in's Unendliche. Was hindert uns ferner anzunehmen, daß die ganze Schöpfung aus solchen Einschachtelungen besteht, und daß wir selbst mit allen unsern Sonnen nur im Innern eines Körpers herum laufen, der uns zur Rinde dient, aber auch wieder eine andere Rinde über sich hat, und immer sofort?

Ueber Sprach-Reinigung.

Der Doctor und königl. preußische Lieutenant Förster, Ritter des eisernen Kreuzes ꝛc. hat Beiträge zur neuen Kriegsgeschichte gesammelt, in welchen er einen besondern Werth auf die Sorgfalt legt, „nicht ein einziges Wort zu gebrauchen, welches nicht ächten deutschen Ursprungs ist.“ Der Recensent in der Jenaischen Literatur-Zeitung macht dabei folgende treffende Bemerkungen:

„Warum aber nennt er sich selbst noch immer französisch und lateinisch: Lieutenant und Doctor? Das erste Wort ist ja längst verdeutscht worden, sollte das letzte unübersetzbar seyn? — Es scheint überhaupt, als ob unsere neuesten Sprachreiniger das, woran es uns eigentlich gebricht, noch nicht recht ins Auge gefaßt hätten. Unsere herrliche Sprache leidet bei allem ihren Reichthum doch noch hie und da Mangel an dem Nothwendigen. So trefflich sie für die Dichtkunst und das Erhabene sich vollendet hat; so fehlt es ihr doch noch oft an den Ausdrücken für den einfachen Vortrag in der mittlern Höhe, (?) und sie sieht sich dann gezwungen, ihre Bezeichnungen von dem Auslande zu entlehnen. Auch wo wir ein deutsches Wort haben, ist es zuweilen nicht edel genug, oder noch häufiger dichterisch und daher für die schlichte Darstellung nicht geeignet. Die meisten unserer Benennungen von Würden, Aemtern, Werkzeugen, unsere Kunst- und Handwerks-Ausdrücke u. s. w. sind fremden Ursprungs; manche von ihnen dürften jedoch durch Verjährung und Gestaltung einen rechtmäßigen Anspruch auf das Bürgerrecht gewonnen haben, und indem wir diese Ansässigen blos wegen ihrer Abstammung verbannen, sollten wir wenigstens mit Vorsicht zu Werke gehen. Es giebt allerdings viele darunter, die wir entbehren können, andere aber, die unsern Einrichtungen sich durchaus nicht fügen wollen, müs-

sen ohne Schonung ausgemerzt, und am wenigsten darf Fremdlingen erlaubt werden, sich einzudrängen. Um die Stellen der aus unserm Gebiet Verwiesenen wieder zu besetzen, sucht man in dem Sprachschatze der vorigen Jahrhunderte nach; die Bemühung ist löblich, aber jene Fundgrube hat bis jetzt mehr Benennungen für Sachen, als Bezeichnungen für Begriffe zur Ausbeute gegeben, und man sollte sich überhaupt die Ausführung nicht gar zu leicht machen. Wenn das aufgefundene Wort den Sinn des fremden nicht rein und bestimmt, nicht vollständig und wo möglich ausschließend wiedergiebt; wenn man, um es zu verstehen, ein Verdeutsch-Wörterbuch zu Hülfe nehmen muß: dann ist wenig dadurch gewonnen. Die gar zu ekle Untersuchung des Stammbaums führt oft zu der Nothwendigkeit, die Ahnenprobe als Ersatz jeder anderen Eigenschaft gelten zu lassen, und erinnert an jene oft genug verlachten Gesellschaftskreise aus der Mitte des verflossenen Jahrhunderts, in denen der Ungelenkige, der Flachkopf, der lächerlich Gezierte unter dem Schutze seiner Stiftsfähigkeit überall, der Mann von Verdienst hingegen, dem dieser Freibrief mangelte, nirgends Zutritt fand."

Die neue Glückseligkeit der Franzosen. (Schluß.)

Willkühr! und abermals Willkühr!

Der Kaufmann Chedel wurde zu Lyon am 28sten October arretirt, Kraft eines Gesetzes, welches erst am 29. zu Paris gegeben wurde. Man untersuchte seine Papiere, und nahm sie weg. Er wendete sich schriftlich an den Polizei-Minister. Während er die Antwort erwartete, legte man ihm 2 bis 5 Mann Wache in's Haus, und durchstöberte eine Baumwollenspinnerei, die er zu Montieul, 4 Meilen von Lyon, besaß. Das letztere geschah gewaltsam und mit der Drohung, die Thüren einzuschlagen. Keine Orts-Behörde wurde dazu gerufen, überhaupt wurde weder dort noch in Lyon ein Protocoll aufgenommen. Man nahm weg, was man wollte. Endlich befahl der Minister, ihn vor Gericht zu stellen. Nun sperrte man ihn in's Gefängniß, wo er drei Monate saß. Dann ließ man ihn wieder frei, ohne daß irgend eine gerichtliche Procedur wäre vorgenommen worden. Er sollte nun in Montieul unter Aufsicht leben, und nicht ohne besondere Erlaubniß nach Lyon kommen. Aber Lyon war der einzige Ort, wo er seine Producte absetzen konnte; er sah sich daher genöthigt, seine Arbeiter zu verabschieden und seine Fabrik zuzuschließen.

Nach zweimonatlichen Bitten erhielt er einen Paß nach Paris, wohin er zu seinem Bruder gieng. Aber auch hier wurde er auf Befehl des Grafen Anglés, von der Polizei überfallen, seine Papiere, unter welchen durchaus nichts Politisches war, weggenommen, er selbst auf einen der Böden der Polizei-Präfectur gesperrt, um 11 Uhr wieder hervorgeholt und 6 Stunden verhört, ohne daß er erfahren konnte, warum er verhaftet sey. „Der Herr Präfect allein kann Ihnen das sagen", wurde ihm, auf seine Frage deshalb geantwortet; und so führte man ihn zurück in's Gefängniß, und erst nach 6 Tagen durfte er vor dem Präfect erscheinen. Als er hier seine Frage erneuerte, hieß es: seine Freiheit hänge von dem Polizeiminister ab.

Nach diesem zweiten Verhör wurde er abermals als Staatsgefangener (au Secret) gehalten, bis endlich nach 11 Tagen, und nachdem er 60 Stunden lang verweigert hatte, Nahrung zu sich zu nehmen, man ihm erlaubte, seinen Bruder zu sehen, der auch während dieser ganzen Zeit vergebens nach der Ursache der Verhaftung geforscht, und vergebens alles aufgeboten hatte, den Bruder zu befreien. Dieser wandte sich an den Procureur général und klagte über Willkühr. Aber der Herr Procureur, statt sich die Acten vorlegen zu lassen, that weiter nichts, als daß er den Präfectur-Secretair befragte, und auf dessen Wort bezeugte er: es sey nicht willkührlich verfahren worden. Der Präfect ließ ihn nun nach Lyon in ein anderes Gefängniß transportiren.

Da Chedel nirgends Gehör fand, so ergriff er das Mittel, den Kerkermeister seines neuen Gefängnisses bei dem Civil-Tribunal zu belangen, auf daß ihm auferlegt werde, den Gefangenen, der wegen keiner einzigen im Criminal-Gesetzbuch bemerkten Handlung verhaftet sey, los zu lassen, bei der in demselben Gesetzbuch angedrohten Strafe. Aber der Kerkermeister wollte sich nicht stellen, weil, um ihn zu belangen, eine Special-Autorisation des Staatsrathes nöthig sey. „Also, sagt Chedels Sachwalter; um in Frankreich Gerechtigkeit gegen einen Kerkermeister zu erhalten, bedarf es der Autorisation Sr. Majestät in Dero Staats-Rathe."

Nach 3 Monaten endlich wurde Chedel von dem Präfect der Seine ordentlich verhört, und darauf sogleich in Freiheit gesetzt. Also war er unschuldig. Er verklagte nun den Polizei-Mini-

ter, Grafen d'Anglés — wurde aber abgewiesen.

Dieses Dutzend Beispiele könnten wir leicht mit noch ein paar Dutzenden vermehren. Die meisten derselben sind durch Actenstücke belegt. Wenn in Deutschland aus irgend einem rein monarchischen Staate nur ein paar solche Beispiele anzuführen wären, hilf Himmel! wie würde geschrieen werden: „das kommt davon, daß wir keine Volks-Repräsentanten haben!" — Darum bleibt es eine ewige, unwidersprechliche Wahrheit: Jede Regierungsform ist gut, wenn diejenigen gut sind, die an der Spitze stehn; taugen aber diese nichts, so mögen die Engel vom Himmel eine Constitution entwerfen, und nach Belieben verklausuliren, sie wird dennoch durch Willkühr verletzt, oder auf tausenderlei Weise umgangen werden.

Kleines Gemählde von Paris. (Petit Tableau de Paris pour 1818.)

Die Mahlerin ist Frau von Sartory, Verfasserin mehrerer Romane. Eigentlich ist es auch kein Gemählde, sondern eine Stickerei, deren Grund auch nichts weiter als ein Roman ist, und zwar mitunter ein sehr seltsamer; denn der Held ist ein eitler Mann, der sich vorgenommen hat, nur das allerschönste Mädchen von Paris zu heyrathen, der endlich dieses Wunder von Schönheit wirklich findet, heyrathet und — liebt, recht sehr liebt — aber nur so lange, bis er erfährt, daß eine Gräfin Branicka in Paris erwartet wird, die noch schöner seyn soll als seine Frau. Alsobald ist es um seine Ruhe geschehen. Er wird melancholisch und vernachlässigt seine Frau, lange vorher ehe die Gräfin anlangt. Die Frau entreißt ihm endlich sein Geheimniß, lacht ihn aus, und sagt ihm: daß sie nur in seinen Augen die Schönste zu seyn wünsche. Aber die kokette Gräfin bezaubert ihn wirklich; doch nur so lange, bis seine Frau ihm entdeckt, daß sie ein Pfand ihrer ehelichen Liebe unter dem Herzen trage. Da kommt er plötzlich wieder zu sich, und hat den Muth, auf der berühmten Promenade von Long-Champ neben dem Wagen seiner Frau her zu reiten u. s. w. Wir fürchten nur, daß es im zweiten Theile wieder schief gehen werde.

Dieser kleine Roman dient, wie gesagt, blos zum Behikel, um eine Menge Gespräche in allerlei Gesellschaften herbeizuführen, über Allerlei ächt französisch zu raisonniren, dem Könige und den Prinzen Complimente zu machen, und eine Menge, zum Theil recht ergötzliche, Anecdoten zu erzählen, von welchen letztern wir unsern Lesern einige mittheilen wollen; vor Allen die von Buonaparte, mit dem es uns geht wie mit den Gespenstern: wir fürchten sie und hören doch gern von ihnen erzählen.

Zu der Vermählungs-Ceremonie mit der östreichischen Erzherzogin hatte man am Ende der Gallerie des Louvre eine Art von Kapelle erbaut, deren Verzierungen (blau und Rosa) Napoleon einen unpassenden Flitterstaat nannte. Er hatte Recht, und es ist eine von den Seltsamkeiten dieses außerordentlichen Menschen, daß er einen sehr feinen Tact für alles Anständige hatte, und doch bei jeder Gelegenheit dagegen verstieß. Schon knieete Napoleon mit der Kaiserin auf dem Betschemel; da wandte er sich plötzlich mit einem finstern Blicke zu seinem Allmosenierer, dem bekannten Hrn. v. Pradt, und fragte: wo sind die Kardinäle? — Herr v. Pardt zeigte ihm den Ort, wo sie saßen. Zornig wiederholte er: wo sind die Kardinäle? — Ich habe schon die Ehre gehabt, erwiederte Jener, sie Ew. Majestät zu zeigen. — Die Narren! rief er aus: wie albern sie sind; und fügte noch einige Schimpfnahmen hinzu, weil von 23 Kardinälen, die sich damals in Paris befanden, nur 13 gegenwärtig waren. — Nachdem er die priesterliche Einsegnung empfangen, fragte er: warum hat mir die Kaiserin keinen Ring gegeben? — Sire, in Frankreich ist es gewöhnlich, daß nur der Bräutigam den Ring giebt. — Aha! das ist gut, erwiederte er; und gleich darauf flüsterte er dem Hrn. v. Pradt in's Ohr: „wissen Sie auch warum die Frauen den Ring empfangen? es ist ein, auf ein altes römisches Gesetz gegründeter Gebrauch, ein Gesetz, welches verordnet, daß alle Sklaven Ringe tragen sollen. Da nun die Weiber auch nur unsere Sklaven sind, so gebührt ihnen dieses Zeichen der Knechtschaft."

Hr. v. Narbonne, einer der geistreichsten Gesellschafter noch aus der alten Zeit, hatte auch Napoleons Gunst erworben, und die erste Stufe zu derselben erstieg er auf folgende Weise: er hatte eines Tages Buonaparte'n ein Papier zu überreichen, und that es, indem er es auf seinen Hut legte. (Eine vormalige Hofsitte.) Buonaparte, der einen großen Werth auf die alte Hofetikette legte, nahm das sehr wohl auf. In einer Note wird bemerkt, man werde kaum glauben, daß, als Napoleon die Marschälle von Frankreich wieder einführen wollte, man vergebens überall nach einem Muster, oder auch nur nach einer genauen Beschreibung eines Marschallstabes suchte. So schnell verlieren sich Traditionen. Ja, als 1773 ein Franzose durch la-

Digitized by Google

Kirche ging, wo das Herz des allgeliebten Königs Heinrichs IV. in der Jesuiter-Kirche aufbewahrt würde, mußte der Küster, der den Reisenden führte, mehr als eine Stunde suchen, um die Kapsel zu finden, die er endlich in einem Winkel unter Staub und Moder entdeckte.

Aus den handschriftlichen Memoiren des Generals Rapp wird erzählt, Napoleon habe in Schönbrunn bisweilen vingt et un gespielt, und, als er eines Abends viel gewonnen, habe er mit einer Handvoll Napoleonsd'or geklappert und gesagt: „nicht wahr Rapp, die Deutschen lieben diese kleinen Napoleons sehr?" worauf Rapp sehr freimüthig geantwortet haben soll: „mehr als den Großen."

Der unglückliche Naumburger Jüngling, der sein Vaterland von einem Ungeheuer befreien wollte, soll, nachdem seine Hinrichtung schon beschlossen war, noch drei Tage ohne Speise und Trank in Ketten gesessen haben. Am vierten endlich, als man ihn erschießen wollte, bot man ihm zu essen. „Ich habe noch Kraft genug" soll er geantwortet haben, „um zum Tode zu gehen." Auf dem Richtplatze rief er mit starker Stimme: „es lebe mein Vaterland!" (Wäre das in Griechenland geschehen, wir würden noch die Ruinen seines Ehrendenkmals bewundern.) Den Deutschen wird bei dieser Gelegenheit das Kompliment gemacht, daß sie der erhabensten patriotischen Gesinnungen fähig sind.

Als der Gouverneur von St. Helena Buonaparten verkündigte, daß ein Deficit von 1200 Guineen in dessen Ausgaben sey, antwortete er hitzig: „Mein Herr Gouverneur, ich habe mich niemals in diese Details gemischt; nie ist eine Klage von mir bis zu Ihnen herab gestiegen. Ich befehle oder ich schweige. Lassen Sie mir's aber am Nothwendigen fehlen, so werde ich bis in Ihr eignes Lager es suchen, und die braven Soldaten werden den ersten Soldaten von Europa nicht von ihrem hölzernen Napfe zurückweisen." —

Merkwürdig ist, was Mercier in seinem Gemählde von Paris schon 1788 schrieb: „der verstorbene Herr von Choiseul ist Ursach, daß man in Paris Corsen findet; er war es, der die Eroberung ihres Vaterlandes befahl. Diese, so weit von ihnen entfernte Hauptstadt ist der Mittelpunkt ihrer Hoffnungen geworden. Corsen zu Paris! giebt es etwas wunderbareres? Es ist interessant, mit diesen Leuten sich in ein Gespräch einzulassen; ihr Nationals-Character scheint bis jetzt unauslöschlich zu seyn. Unter allen Fremden sind die Corsen diejenigen, die zu allen unsern Begriffen am wenigsten passen." —

Auch der französische National-Character verleugnet sich nirgend. In Poitou auf einem Landgute hat man sich vor kurzem mit einem Liebhabertheater die Zeit vertrieben — und man rathe, welches neue Stück vorgestellt worden? Die Ermordung des Fualdes!!! Schöne Fortschritte der moralischen Vervollkommnung. —

In Paris ist ein alter, geiziger Hagestolz gestorben, weil er, um geheilt zu werden, nothwendig eines Aderlasses bedurfte, aber mit dem Chirurgus so lange um den Preiß handelte, bis es zu spät war. —

Der Aberglaube hat jetzt seinen Thron in Paris aufgeschlagen. Die Straße Tournon, wo eine Prophetin wohnt, ist vom Morgen bis zum Abend durch Equipagen gestopft. Bei Mademoiselle le Normand, sieht man nichts als Gold und Seide, und es wird versichert, daß Staatsmänner und Freigeister insgeheim zu der modernen Sybille wallfahrten. Die Herzogin wie die Grisette wandeln da aus und ein, und es ist kein anderer Unterschied zwischen beiden, als daß die Eine das Orakel mit einem Louisd'or, die Andere mit 5 Franken bezahlt. (Wir haben in Deutschland Gegenstücke aufzuweisen.)

Von England heißt es: kann man wirklich ein Land frei nennen, wo die Luft, die man einathmet, taxirt ist? wo die Ungleichheit der Glücksgüter beispiellos und auffallender ist als sie selbst zu Rom war? darf ein Volk sich frei nennen, das keine andern Vertheidiger hat, als Menschen, die damit anfangen es zu bestechen, damit sie gewählt werden, und die es oft nur darum erkauft haben, um es theurer wieder zu verkaufen? auch Franzosen können gewonnen werden, aber niemals auf einer solchen Auction. —

Eine der sinnreichsten Arten, deren man sich bedient hat, um einer Privat-Audienz bei einem Minister beizuwohnen, ist folgende: der Schlaukopf, der sie zu haben wünschte, fing damit an, daß er in einem Fiacre zu einer öffentlichen Audienz fuhr. Er stellte sich, als fehle es ihm an kleiner Münze, um den Fiacre zu bezahlen, gab dem Schweizer einen Louisd'or, bat ihn, den Fiacre davon zu befriedigen, und sagte, das übrige kleine Geld wolle er nachher abholen, wenn er vom Minister herunter komme. Nach einiger Zeit kam er zurück, ging aber, ins Gespräch mit einem Andern verwickelt, an der Loge des Schweizers vorüber und foderte nichts zurück — und war nun ganz sicher, bei der nächsten Privat-Audienz nicht angehalten zu werden.

Wir machen den Beschluß dieser Auszüge mit einem artigen Geschichtgen, welches Malbrun, noch

außer sich, der Gesellschaft erzählte. Gestern Abend, hub er an, wollte ich die Danaiden sehen, kam aber zu spät, und fand nur noch Platz in einer Seitenloge des dritten Ranges, in welcher vorne zwei Frauenzimmer saßen. Die außerordentliche Aufmerksamkeit, mit der sie schauten und hörten, die Ausrufungen der Ueberraschung und Bewunderung, die ihnen alle Augenblicke entschlüpften, ließen mich vermuthen, daß sie ganz neuerlich aus der Provinz angekommen seyn müßten. Die ältere von ihnen that im Zwischenacte allerlei Fragen an mich, die diese Vermuthung noch bestätigten. Die jüngere, mit ihrem großen Hut von Rosaatlas mit Blonden garnirt, war nicht allein sehr hübsch, sondern hatte auch eine so melodische Stimme, daß ich die Unterhaltung zu verlängern suchte, meinerseits gleichfalls fragte und sehr bald erfuhr: Madam Bline sei die Witwe eines reichen Kaufmanns in Chalons sur Marne, sei Tags zuvor wegen wichtiger Geschäfte in Paris angekommen, und habe der Begierde ihrer Tochter, die große Oper zu sehen, nachgegeben. Ich bewunderte die Schnelligkeit, mit der Mademoiselle Bline sich nach der neusten Pariser Mode gekleidet hatte, denn ihr Anzug schien mir sehr elegant zu seyn. Die Damen waren entzückt über meine Gefälligkeit, ihnen die Namen aller Schauspieler zu nennen, und überhaupt sie von allem zu unterrichten, was Fremde zu interessiren pflegt. Was sie aber am meisten für mich zu gewinnen schien, war das Anerbieten, sie zu ihrem Wagen zu begleiten. Dieser Wagen war nur ein Fiacre, und, da bekanntlich Fiacres erst zuletzt vorfahren dürfen, so wollte ich meine Damen aus der Provinz durch die kleine Straße Louvois führen bis auf den Platz, wo die Fiacres zu halten pflegen, ohne mich übrigens darum zu bekümmern, was die Leute dazu sagen würden, daß ich, bei einem glänzenden Gedränge aus der Oper, zwei fremde Damen am Arme hatte. Aber in dem Augenblicke, als wir die Breite der Straße durchkreuzen wollten, wurden wir durch einen Zank zwei besoffener Kutscher aufgehalten. Dieser Zank gedieh bis zu Faustschlägen; im Augenblick drängte sich ein Haufen von Neugierigen herzu, die Polizei wollte Ordnung machen und verwirrte den Knäuel noch mehr. Mitten in diesem Gedränge verlohr ich den Arm einer meiner Begleiterinnen, und hatte von Glück zu sagen, daß ich mit der andern einen nahen Kramladen erreichte. Es war die Tochter. Sobald ich sie in Sicherheit gebracht hatte, lief ich die Straße zu beiden Seiten auf und nieder um die Mutter wieder zu finden, allein vergebens. Indessen war doch alles wieder ruhig und Niemand verwundet worden, es konnte folglich der Madame Bline kein Unglück zugestoßen seyn; das demonstrirte ich der Demoiselle Bline aus allen Kräften, und es gelang mir endlich, ihre tödtliche Unruhe zu beschwichtigen.

Angst und Schrecken hatten meine junge Fremde so verschönert, daß ich anfing, mein Abentheuer sehr angenehm zu finden. Ich ließ sie in einen Wagen steigen, um sie nach Hause zu bringen. Aber eine neue Verlegenheit! da sie erst Abends zuvor angekommen und ihrer Mutter gar nicht von der Seite gegangen war, so wußte sie auch weder die Straße noch das Wirthshaus zu nennen, wo sie wohnte. Nach manchem vergeblichen Versuche, sich dessen zu erinnern, befahl ich dem Kutscher, die Wagenthür zuzumachen, damit wir überlegen könnten was nun zu thun sey. So spät am Abend war da nicht viel zu wählen: sie mußte entweder die Nacht auf der Straße bleiben, oder sich entschließen mit zu mir zu kommen. Dieser Entschluß kam ihr sehr schwer an, aber endlich ergab sie sich darein.

Als wir vor meiner Wohnung ausstiegen, lehnte sie sich zitternd auf meinen Arm, und als wir mein Zimmer erreicht hatten, gaben ihre bescheidene Verwirrung, und ihre so natürliche Verlegenheit ihr tausend neue Reize. Sie vergoß sogar einige Thränen. Doch ich, fest entschlossen, ihre Jugend, ihre Unschuld, und vor allen Dingen die heiligen Rechte der Gastfreundschaft zu respectiren, beruhigte sie nach und nach und es gelang mir sogar, ihr Vertrauen einzuflößen. Zufällig fragte ich: wie alt sie sey? 17 Jahr, war die Antwort, 3 Monat und 7 Tage. Ich hatte sie für 20 bis 21 gehalten, aber bei einer so genauen Berechnung konnte mir kein Zweifel übrig bleiben. Ich wünschte, auch ihren Taufnamen zu wissen. Das schien sie in Verlegenheit zu setzen, und stotternd nannte sie endlich den Namen Euphrosyne. Wir schwatzten am Kamin miteinander, ich hielt eine ihrer Hände, die ich von Zeit zu Zeit küßte. Meine innere Bewegung wurde mit jedem Augenblicke größer, und ich fühlte, das einzige Mittel, meinem frommen Entschluß treu zu bleiben, sey, ein so gefährliches tête à tête schnell abzubrechen. Ich befahl meinem Cammerdiener, mir in meinem Cabinet, welches an meinen Saal stößt, ein kleines Bett aufzuschlagen, und die schöne Euphrosyne setzte ich in den Besitz meines Schlafzimmers. Ich selbst konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht hindurch

gaukelte das reizende Mädchen mir vor den geschlossenen Augen, und tausend romantische Phantasieen spazierten mir im Kopfe herum. Mit Anbruch des Tages stand ich auf, setzte mich in meinen Salon, heftete die Augen auf die Thür meines Schlafzimmers und bekam Herzklopfen, so bald es mir vorkam, als ob sich etwas rührte. Aber es währte sehr lange. — Alles blieb still — endlich konnte ich meine Ungeduld nicht länger bemeistern, ich klopfte leise an — keine Antwort — ich klopfte zum zweiten — zum drittenmale — Todtenstille! — jetzt drehte ich den Schlüssel um — die Thür ist offen — das Zimmer leer — das Bett noch aufgemacht wie gestern Abend — ich stehe versteinert — die kleine Thür einer Winkeltreppe, die in den Hof führt, war geöffnet — meine Uhr und mehrere Kleinigkeiten von Werth, die auf dem Kamine gelegen hatten — verschwunden. Also war ich angeführt! solche Creaturen hatten mich für den Narren gehalten! ich schämte mich ganz verzweifelt, und um das verfluchte Abentheuer zu vergessen, rannte ich auf die Straße. — Siehe da, beim Umbiegen aus der Straße Rameau in die Straße Richelieu, werde ich ein Frauenzimmer gewahr, das aus einem Parfumerieladen kommt, gegenüber an die Thür eines großen Hotels klopft und eingelassen wird. Es war Euphrosyne! ich hatte sie erkannt, ob sie gleich heute eine ganz verschiedene Toilette gemacht hatte. Ich fragte den Thürsteher des Hotels, wer so eben hinein gegangen sey? „die kleine Louise" gab er mir zur Antwort, „die Cammerfrau der Frau Gräfin von Neuville." — Ich staunte. Ein Geschöpf, das so viel Anlage zur Intrigue hat, läßt sich herab zu dienen? — vielleicht blos, um dadurch den Augen der Polizei zu entgehen. Es giebt eine Menge artiger Kammermädchen in Paris, die sich mit ganz andern Dingen beschäftigen, als mit der Sorge ihre Herrschaft zu bedienen. Sie fodern geringen Gehalt, aber dagegen viel Freiheit. Die gnädige Frau, zufrieden eine elegante Kammerjungfer zu haben, drückt ein Auge zu.

Die Zeitgenossen,

die jetzt in dem 10. Heft der bekannten Zeitschrift vorgeführt werden, sind folgende: Freiherr von Albini, Graf Reidhardt von Gneisenau, Generallieutenant, Freiherr von Ochs, Charlotte, Prinzessin von Wallis, Leopold, Herzog von Coburg, Frau von Krüdener; nebst sogenannten Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgenossen.

An Interesse in Auswahl der Personen fehlt es nicht; aber die Schwierigkeit, lebende Personen mit Unbefangenheit und treffend darzustellen, scheint uns nicht überwunden, vielmehr durch den öfters geschraubten Vortrag nnd die jetzt so gewöhnlichen Tiraden politischer Abstractionen vermehrt zu seyn.

Ehe man daher flache Zeitungsnachrichten aufnimmt, um vollständig zu werden, sollte man sich lieber mit denjenigen Hauptzügen beschäftigen, wodurch der Geschilderte das allgemeine Interesse erregt, oder auf seine Zeit kräftig eingewirkt hat; zumal, da der Zweck einer solchen Sammlung kurzer Biographien, beim Mangel hinreichender Materialien, nicht seyn kann, dem künftigen Biograph und Historiker vorzuarbeiten, sondern nur den Lesern überhaupt eine lehrreiche Unterhaltung zu gewähren, und Jünglinge von Talent durch hohe Beispiele aufzuregen.

Was die einzelnen Lebensbeschreibungen betrifft, so sind die gewählten Personen, theils durch ihre Wirksamkeit und ihre Eigenschaften, theils durch ihre Schicksale geeignet, Geist und Gemüth der Leser einzunehmen. In Franz Joseph von Albini erblickt man einen Mann voll Kraft und unermüdlicher Thätigkeit, und Vaterlandsliebe. Ihm verdankt man vielleicht die erste Idee des Landsturms, wenigstens den praktischen Beweis seiner Brauchbarkeit für die Vertheidigung des eignen Heerdes, der nur an der Apathie der Zeit und dem Mangel deutschen Gemeinsinns damals scheiterte. In unsers Gneisenau viel zu kurzer Biographie erfahren wir wenig von diesem merkwürdigen Manne, und hätten mehrere Gemeinplätze gern entbehrt. Das Leben des Freiherrn von Ochs zeigt die wechselnden Schicksale von Männern dieser wechselvollen Zeit. Er ist achtungswerth, in so fern er sich seine Bahn selbst gebrochen hat, und der Geburt nichts, den Umständen wenig verdankt; er ist noch achtungswerther durch die Fassung, mit der er seine Entfernung vom Schauplatz der Thätigkeit und des Einflusses erträgt. In dem frühen Hinwelken der viel versprechenden Prinzessin Charlotte von Wales, in dem Schmerze ihres ritterlichen Gemahls, des Herzogs Leopold von Coburg, erhalten wir ein Bild des unbeständigen Glückes der Erdengötter, an deren hohe Paläste der Tod eben so unbarmherzig anklopft, als an die Strohhütte des Elendes. Was von dem stillen Glück der Häuslichkeit dieses Fürstenpaares, von dem tiefen Schmerz des Herzogs, der in offener Feldschlacht dem Tode unerschrocken entgegen sah, erzählt wird, macht der Menschheit Ehre. (Schluß folgt.)

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 8. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Amerika, dargestellt durch sich selbst.

Unter dieser Aufschrift haben wir die beiden ersten Nummern der über diesen merkwürdigen Welttheil angekündigten Zeitschrift vor uns.

Wenn die Ausführung der glücklichen Idee entspricht, so wird diese Zeitschrift ein großes Interesse für die alte Welt haben; ja, die Selbstschilderung der neuen kann alsdann in mancher Rücksicht der alten zum Spiegel oder Maasstab dienen.

Amerika, die große Rieseninsel von wohl 800000 Quadratmeilen, die sich durch alle Zonen nach beiden Polen hinstreckt; die, bei ihrer Entdeckung von einem Priester in Rom verschenkt, einst der Schauplatz des Golddurstes und blutiger Verbrechen der Europäer wurde, ist gewiß für uns von hohem Interesse. Nordamerika, dieser schnell aufblühende Freistaat einer Seits, und der Freiheitskampf im südlichen Theile anderer Seits ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieses Land, das uns früher mit seinem Golde überfüllte und mit allen Schätzen seiner Natur dienstbar war; wie wird es sich künftig zu uns verhalten? wie wird es durch den Contrast seiner Constitutionen mit den unsrigen, durch seine steigende geistige und physische Macht auf uns zurückwirken? in welchen Lastern und Thorheiten ahmt es uns nach? in welcher sittlichen Cultur sucht es uns zu übertreffen? wie wird es sein wahres Interesse erkennen und fest halten? welche Wirkung wird die große Mannichfaltigkeit der Abstammung und Ansiedelungen hervorbringen? Von Nordamerika sagt der unsterbliche Franklin: „Die Vorsehung ist so wohlthätig gegen dieses Land, das Clima ist so günstig hier, daß, die ersten drei bis vier Jahre der Niederlassung abgerechnet, wo unsere Väter viel Ungemach und Anstrengung auszustehen hatten, man fast niemals von Fruchtmangel hat reden hören: vielmehr haben wir, selbst in weniger fruchtbaren Jahren, noch Vorräthe zum Ausführen neben unserm Bedarf übrig behalten."

Welch' eine glückliche Basis der Existenz, ja der Moral selbst ist dieses, während die Brodnoth z. B. der letztern Zeiten in Europa zu Verarmung und Verbrechen geführt, die Glücksgüter größtentheils in wenige Hände einer Volksklasse gelegt, und dort Luxus, hier Neid und Rachsucht angeregt und so viele Keime der Unzufriedenheit verbreitet hat.

Durch diese Bemerkungen wollen wir blos auf jenen Welttheil und seinen wachsenden Einfluß auf uns aufmerksam machen, und den Wunsch hinzufügen, daß das oben erwähnte neue Zeitblatt des wichtigen Zweckes bei der Ausführung eingedenk bleibe. Die beiden ersten Nummern enthalten statistische Notizen über Nordamerikanische Münzen, und deren Vergleichung mit einigen europäischen Geldsorten. Das Gold enthält 11/12 reines Gold, und von diesem ist das Pfund 15 Pfunden reinen Silbers gleich. Dann folgen Maaße und Gewichte in N. A. die größtentheils den Englischen gleich sind. Dann 2 Briefe über die Constitution der Nordamerikanischen Staaten, und einige kürzere Nachrichten.

In Philadelphia, (der Schöpfung des fromm begeisterten William Penn, wo vor ein paar 100 Jahren noch keine Hütte stand, und jetzt wohl nahe an 100000 Menschen fröhlich wohnen,) wurde das 300 jährige Jubiläum der Reformation Dr. Luthers von verschiedenen evangelischen Gemeinden prächtig gefeiert. — Auch ist dort ein Frauenverein, der seine Arbeiten zum Besten der Armen wohlfeil zum Verkauf ausgeboten hatte, damit sie die Armen selbst kaufen könnten. — In der Ontario-Manufaktur in Manchester wurde, auf eine Wette von 300 Dollars, die rohe Wolle aus dem Sacke binnen 9 Stunden 15 Minuten zu einem Rock verarbeitet, so daß ihn der gewinnende trug. Eine engl. Fabrik hatte früher das ähnliche binnen 13 Stunden 20 Minuten vollendet.

Ueber Deutschland

hat so eben der Herr Doctor Merkel zu Riga zwei Bändchen herausgegeben. Daß er vor Kurzem in Deutschland war, ist, besonders in Berlin, noch unvergessen; daß er aber auch vor 10 Jahren einmal da gewesen, möchte vielen Lesern entfallen seyn; darum war es gut, daß der Herr Doctor auf dem Titel die Worte hinzufügte: wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder

fand. Da der Verfasser zu den erklärtesten Feinden des Herausgebers dieser Blätter gehört, so bescheidet sich der letztere, daß es ihm nicht zustehe, ein öffentliches Urtheil über die Schriften des erstern zu fällen, weil jeder Tadel den Verdacht der Partheilichkeit erregen könnte. Wir begnügen uns daher, getreue Auszüge zu liefern, und zwar theils die Person theils den Character des Herrn Doctors betreffend, in so fern er beide selbst auf allen Seiten darzustellen nicht unterlassen hat.

„Ehrenvoller, als hundert andere Schriftsteller 1806 in Deutschland geblieben sind, hat er sich entfernt. Die verewigte Königin von Preußen hat ihm, „als der letzten muthigen Stimme Deutschlands" danken lassen. Der König ist erkenntlich gegen ihn gewesen. Ein Staatsmann hat ihm mit einem Lobspruch die Hand geschüttelt. Der Gattin eines Kaufmanns hat er eine ganze Stunde lang verrathen, wie sehr sie ihn bezaubere, hat endlich ihre Hand ergriffen, und sie glücklich zum Plaudern gebracht. Den jungen Doctor Witte hat er nicht allein im Freimüthigen in Protection genommen, sondern auch wahrscheinlich das Geld zu einer wissenschaftlichen Reise ihm ausgewirkt, denn Herr Merkel war so glücklich, die Ansicht des Königs zu treffen. Der Dichter Werner hat ihm vor 12 Jahren seine Weihe der Kraft zur Durchsicht gebracht. Durch eine Theater-Chronik hat er sehr nützlich gewirkt. Iffland war sein Freund. (Ein bemerkenswerther Umstand, da bisher alle diejenigen, die Iffland nur etwas genauer kannten, das Gegentheil zu wissen glaubten) Der Graf Brühl hat ihm höfliche Briefe schreiben, bald sich rechtfertigen, bald sich entschuldigen lassen. Von allen Seiten wurde er aufgefordert, der Anwald des Publikums bei der Bühne zu seyn. Aber auch zu Feststellung und Verbreitung richtiger politischer Ansichten und zur Weckung patriotischen Sinnes hat Merkel rühmlich gewirkt. Er hat sogar im Jahr 1806 dem Preußischen Staate aus bloßem Patriotismus sein ganzes Vermögen, und was noch mehr ist, alle seine Lebensverhältnisse geopfert. Er ist 1812 und 13 der erste deutsche Schriftsteller gewesen, der zur Erhebung gegen den Usurpator aufgerufen hat. Einmal ist freilich der König, beim Theetisch seiner Gemahlin, im höchsten Zorn gegen ihn gewesen, weil er drucken lassen, der König habe Soldaten verschenkt, hat aber doch nachher gesagt: Merkel habe es nicht böse gemeint. Merkels Freimüthiger war so berühmt, daß selbst die hochbrüstigen Pariser Kunstrichter ihn als eine Autorität ansahen, und daß aus nahen und fernen Ländern Verwendungen seiner öffentlichen Stimme nachgesucht würden. Bei Einführung des Staatsrathes wollte man ihm die Redaction eines officiellen Blattes übertragen, allein er wollte keinen bewerbenden Schritt deshalb thun und — besuchte den Herrn Minister v. Klewitz. Es war eine Auszeichnung, die eben sowohl der Festigkeit seines Characters galt, als dem geistigen Vermögen, das man ihm zutraute. Die Stimme des Publicums entschied für ihn, aber die Verzögerung langweilte ihn und er reiste fort, ging auch auf dem Rückwege gar nicht einmal durch Berlin, denn unglücklicher Weise kamen Briefe zu spät in seine Hände, in welchen er zur schnellen Rückkehr aufgefordert wurde." — „Im Weimarischen Park wurde er fast weich. (Merkel weich! doch nur fast.) — Beim Erscheinen seiner ersten Schrift thaten ihm die literarischen Sippschaften viel Uebels, aber statt sich zu vertheidigen, griff er selbst an mit Spott und mit Gründen, und das größere Publicum glaubte seinem kritischen Urtheile. Endlich verstummten seine Feinde, und auch seine Freunde schwiegen, obschon sie meistentheils sehr gereizt gegen ihn waren. Hernach aber ließen sie, durch Kotzebue veranlaßt (?), ihren Groll gegen ihn aus, konnten aber doch nichts Nachtheiliges weder von ihm noch von seinen Schriften sagen, ohne die Wahrheit allzu offen zu verletzen. Sie ignorirten also schlechthin was er geleistet hatte. Dagegen hatte er im vergangenen Sommer die Nebenabsicht, sein Recht an ihnen zu üben. (Nämlich Rache.) Aber kaum hatte er die Fortsetzung des alten Freimüthigen angekündigt, so wurden sie Alle sehr gefällig und zuvorkommend; also begnügte er sich, den Herren ein paarmal nebenher seine Meinung zu sagen, was schweigend hingenommen wurde. (Wir müssen bei dieser Gelegenheit die Delikatesse des Herrn Doctor Merkel noch besonders rühmen. Nicht allein über seine literarischen Feinde, sondern auch über das Publikum hätte er sich bitterlich beklagen können; denn als er, nach Art berühmter Schriftsteller, eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke unternahm, mußte der Verleger aus Mangel an Absatz es beim ersten Bande bewenden lassen, und soll auch bei diesem beträchtlichen Schaden erlitten haben; dennoch hat Herr Merkel dem Publikum diese strafbare Gleichgültigkeit nicht vorgerückt, sondern sie schweigend hingenommen.) — Ein Schriftsteller von glänzenden Talenten hat Herrn Merkel gedankt, weil dieser zuerst durch sein Lob ihm Vertrauen zu sich selbst eingeflößt. In Frankfurt an der Oder hat er mit dem verdienstvollen Krug gemeinschaftliche Sache gegen den Despo-

tismus der alten Steinbart gemacht. Und alles das erzählt er keineswegs um seinetwillen, sondern u. s. w."

Ohne Zweifel werden nun auch diejenigen, die bisher nicht so glücklich waren, vom Herrn Doctor Merkel etwas gehört zu haben, seinen Character kennen. Uns wenigstens kommen alle diese Züge höchst characteristisch vor, und wenn sie alle wahr sind, woran wir nicht zweifeln, so giebt es gewiß in ganz Deutschland keinen Schriftsteller von solcher enormen Wichtigkeit und so weit verbreitetem Einflusse. Wir hoffen daher, daß viele unserer Leser uns Dank wissen werden, daß wir sie mit einem Manne bekannt gemacht, von dem sie entweder gar nichts wußten, oder den sie vergessen hatten. Nun wollen wir betrachten, wie er Deutschland nach einer zehnjährigen Abwesenheit fand. Gewöhnlich erzählt er mehr als der Titel verheißt, vornämlich auch: wie er Deutschland vor zehn Jahren verließ. Daß in seinem Buche „bisweilen von schiefen Nasen unter schönen Augen, vielleicht auch von krummen Fingern an zierlichen Händen die Rede seyn werde," sagt er voraus.

„1806 hatte man ihm noch in den Wagen hinein Worte tiefen Grolls gegen das Militair zugerufen, dem alle Bürgerclassen das Unglück der Monarchie zuschrieben, aber endlich — endlich war das Volk zur Theilnahme an dem Kriege aufgerufen worden. — Das hatte eine höhere Stimmung hervorgebracht, die aber in der Nähe der Residenz zu sinken schien, die zwar in Berlin selbst wieder lebendiger war, doch während seines Aufenthaltes daselbst sichtlich abzunehmen schien. Daran soll zum Theil die allzugroße Zahl der Medaillen Schuld gewesen seyn, denn zwei Bediente, die Herr Merkel nach einander annahm, und der Barbierbursche, der ihn rasirte, hatten Medaillen. — Am linken Rheinufer, wo man sich meistentheils bei der Verbindung mit Frankreich besser befunden haben mochte(!) als bei der jetzigen Trennung von ihm, sah er fast keine Spur beim Volke von dem angeblich so hochflammenden deutschen Nationalgefühl, über das manche Schriftsteller so laut jubeln. — Von mehr als 100 Jünglingen aus Arndt's Vaterstadt, die sich freiwillig stellten, wußten sehr wenige, daß ihr Landsmann etwas gegen die Franzosen geschrieben habe." (Nur was Herr Merkel schrieb, wirkte kräftig.)

„Sehr ärmlich gekleidet, kümmerlich genährt, mit schimpflicher Härte behandelt, soll sonst der größte Theil der preußischen Soldaten höchst selten einige Ehre oder Vaterlandsliebe besessen haben. (!!!) Jetzt aber habe sich das geändert, weil, statt 5 Ellen Tuch, jetzt 14 zu seiner Kleidung erforderlich wären. Aber schon im Anfange 1817 habe man wieder laute Klagen gehört: „die bürgerlichen Officiere würden zurückgesetzt, und von 38 Millionen Thalern, die der Schatz jährlich einnähme, 34, wenigstens 28, auf die Armee verwandt."

Herr Merkel fürchtet, „daß der alte Hang der Bürger der freien Städte, durchaus nichts weiter seyn zu wollen als reich, bald wieder ersticken werde, was der Gang der Begebenheiten so schön in ihnen aufleben lassen.

„Große Schicksale, Erschütterungen, die das völlige Verschwinden manches Volkes zur Folge haben können, scheinen Deutschland bevor zu stehen." — Der Adel kommt sehr schlimm weg. Herr Merkel wünscht eine Liste zu sehen „wie viele Edelleute in Preussen gemeine Soldaten sind?" und frägt: „ob das etwa nicht möglich sey?"

Herr Merkel „hält es fast für unmöglich, daß Preußen je zu einiger Wohlhabenheit gelangen könne, so lange es seine jetzige geographische Gestalt behalte." 1816 blühte alles, und doch wurde schon damals in Stettin und Königsberg jämmerlich geklagt. 1816 hatten sich in Berlin die Kornhändler und Banquiers sehr vermehrt, und das bewieß „für die Vortheile, welche das Ausland von hier zog." Die Edelleute verkauften Wolle, und 3 Edelleute waren Gastwirthe. Der Hof-Adel fragte auf den Bällen nach dem Preise der Fasanen und Rebhüner, und endigte damit, sich eine Portion Schinken oder Wurst geben zu lassen."

„Einer Bürger-Deputation, die um Verbot gewisser englischer Fabrikate nachsuchte, soll ein vornehmer Beamter geantwortet haben: die Engländer wollen auch leben."

„Die Berliner Universität hat nicht einmal eine eigene kritische Zeitschrift. — Unter den Professoren sollen manche seyn, die in einer kleinen Stadt ausgezeichnete Lehrer waren, nun aber in der großen ihre eigentliche Bestimmung vergessen, in den Cirkeln der großen Welt zu glänzen suchen, sich zu den Ministern drängen, nach politischem Einfluß, und selbst nach Aemtern streben." In der Geschichte mit dem jungen Doctor Witte soll die Universität sich auch nicht gut benommen haben.

Den jetzt herrschenden Mystizismus hat Schiller verschuldet (!) durch seine Jungfrau von Orleans und Braut von Messina. „Berlin scheint allmälig wieder in dasselbe Verhältniß zu treten,

in dem es zur Zeit des Religionsedicts der vorigen Regierung stand, seinen Vorrang in Rücksicht der Freiheit und der Kraft des Geistes zu verlieren." — Das Theater ist gesunken, sehr gesunken. Der Graf Brühl soll das Rechte nicht in seiner Gewalt haben, zu Nothhülfen greifen, den Kritikern Freibillets geben und sie zu Tische bitten. Ueberhaupt spiele der Herr Graf gegen das Publicum den Vornehmen und den Financier auf mannigfache Weise." (Ob wir uns gleich vorgenommen haben, den Behauptungen des Herrn Doctors keine Bemerkungen beizufügen, so können wir uns doch nicht enthalten, in Ansehung des jetzigen Intendanten des Berliner Theaters eine Ausnahme zu machen. Wenn einmal ein Hofmann Intendant seyn soll, (was wir gerade nicht vertheidigen wollen) so wüßten wir keinen, der geschickter dazu wäre als der Graf Brühl. Er hat Kenntnisse, er hat Geschmack, er ist human, er liebt die schönen Künste und Wissenschaften, er war besonders von Jugend auf ein Liebhaber der dramatischen Kunst, er ist, so viel wir ihn kennen, ein vorurtheilfreier und rechtlicher Mann — was will man mehr? — Aber das Publicum ist nicht mit ihm zufrieden? — ist denn irgend ein Publicum jemals mit irgend einem Director zufrieden? — haben wir nicht hundertmal hören müssen, wie auf Iffland geschimpft wurde? — haben etwa Engel und Rammler es dem Publicum recht gemacht? fürwahr nicht! wer an die Spitze einer Bühne tritt, der bringt jederzeit ein großes Opfer. Vermuthlich hat Graf Brühl Herrn Merkel's Kritiken nicht gehorsam genug befolgt, und wenn diese Kritiken wirklich so heilsam gewesen, so hat er darin allerdings Unrecht gehabt. Aber vielleicht hat er sich erinnert, daß diesen Kritiken wenigstens nicht immer zu trauen war; denn zu der Zeit als Herr Doctor Merkel eine gewisse junge Schauspielerin in Protection genommen hatte, die fürwahr kein ausgezeichnetes Talent besaß, war er, wie ganz Berlin weiß, nichts weniger als unpartheyisch.) —

Auf den Staats-Rath Renfner in Berlin ist Herr Merkel sehr übel zu sprechen. Er nennt ihn: „dieser Herr Renfner," sagt, er habe einmal die Gemahlin des Prinzen Regenten von England ausgestrichen, und statt dessen Prinzessin von Wales hingesetzt, sich aber vom Verleger ein Frei-Exemplar vom Freimüthigen ausgebeten. — Dann kommt der Herr Doctor auf seinen Proceß mit Herrn Niebuhr, den er sehr cavalièrement abfertigt, und sogar behauptet: „den Erfolg wisse er nicht, aber er könne nicht zweifelhaft seyn, da das Recht auf seiner Seite gewesen." (Da Herr Merkel den Erfolg noch nicht weiß, unerachtet er officiell nach Riga berichtet worden, so ermangeln wir nicht, ihm solchen aus guter Quelle bekannt zu machen. Er hat nämlich den Proceß verloren und ist, so viel uns erinnerlich, zu abkäuflichem Arrest, auch zum Ersatz der Kosten condemnirt worden. Sein Recht muß also doch wohl etwas zweifelhaft gewesen seyn! In Berlin sagt man — (Herr M. weiß wie viel in Berlin gesagt wird) — er sey deswegen so schnell abgereist, und habe deswegen seinen Rückweg nicht über Berlin genommen.) —

Von Herrn Kuhn's Freimüthigem behauptet Herr M. „er schwanke ewig zwischen Skurilität und Langweiligkeit, sey zur tief classischen Erbärmlichkeit herabgesunken."

Von Herrn Kuhn auf Lessing ist freilich ein großer Sprung, aber wenn wir ihn thun, so finden wir, daß Herr Merkel auch Lessing einen „unästhetischen, unkritischen Fehlgriff" Schuld giebt, „weil er den weisen und edlen Nathan in einen Juden vermummte." Die Juden scheinen es mit Herr M. ganz verdorben zu haben, denn er spielt ihnen grimmig mit. Manches, worüber er sich ausspricht, mögen wir nicht bestreiten, aber uns dünkt, der ewigen Klage, daß die Juden Fremde unter uns sind, ließe sich durch ein einziges, einfaches Gesetz in wenigen Jahren abhelfen, nämlich: Kein Jude soll Staatsbürger werden können, oder irgend einen, mit dieser Eigenschaft verknüpften Vortheil genießen, wenn er nicht eine Christin geheirathet hat. Was gilts, die künftige Generation würde wenig mehr von Juden wissen, wenigstens nicht über sie zu klagen haben! Was aus den Jüdinnen werden soll? — je nun, fürs Erste alte Jungfern, oder sie müssen durch ihre Reize Christen fesseln.

„Das Consistorial-Archiv zu Weimar" behauptet Herr M. „ist das Grabmal eines der glänzendsten Genies, die Deutschland hervorgebracht" nämlich Herder's. — Jahn wird süßsauer gelobt. — u. s. w.

„Jemand behauptete, die wirklich beschäftigten Beamten des (preußischen) Staates ließen sich aus seinen Besoldeten tripliren. Das sey zu viel gesagt, meint Herr M., aber das Dupliren sey doch wohl möglich." —

„Jemand behauptete" — (dieser Jemand ist nämlich der Sündenbock des Verfassers, wenn er einen witzigen Einfall nicht auf eigne Rechnung nehmen will) — also: „Jemand behauptete, wenn

man in Kassel herzlich lachen höre, könne man ohne Gefahr 3 gegen 1 wetten, es sey ein Fremder."

Herr M. mußte für eine Aufenthalts-Karte 1/4 Kronenthaler bezahlen und fragt: „ist das etwas anders als die Ausdehnung des Leibzolls, den sonst nur durchwandernde Juden erlegten, auf alle Reisende? und diese französischen Gebräuche werden sich in Deutschland erhalten: man hat Sporteln daran geknüpft." —

In Frankfurt soll man „mit den Gesandten viel zufriedener als mit den Legations-Secretairen seyn; ja man äußerte hier und dort den Vorsatz, blos um der letztern willen, die Bälle auf dem Casino aufhören zu lassen." — „In Berlin sagten böse Zungen, (wieder der Jemand) die meisten Höfe hätten nur solche Männer her gesandt, deren Talente sich mehr dazu eigneten vor dem Publicum zu glänzen, als wirklich wichtige Geschäfte zu leiten." —

Die öffentliche Stimmung in Leipzig soll wund seyn. Herr M. „glaubte hin und wieder zu bemerken, man wäre lieber mit verloren gewesen, als so gerettet."

„Die Jenaische Literatur-Zeitung, der einseitigen Gevattermacherei ihres Eigenthümers hingegeben, sinkt täglich an Werth. Eichstädt ist offenbar der Redaction nicht gewachsen u. s. w.

Im Meckelnburgischen sah der Reisende auch allerlei, wobei ihm der Jemand dies und das sagte. Allein fürwahr wir sind es müde länger auszuschreiben; denn derselbe Jemand hat uns gesagt, das Buch komme ihm vor, wie eine vollständige Sammlung alles dessen, was in 10 Jahren in Deutschland geklatscht und geträtscht worden.

Beim zweiten Bande werden wir uns kürzer fassen. Er enthält allerlei Raisonnements, die man in hundert Schriften schon hundertmal gelesen hat, hie und da etwas schärfer gewürzt. Z. E. „sollten die Wünsche der Völker ganz fehlschlagen, ich fürchte, der nächste auswärtige Krieg würde dann ein äsopisches Fabelgen in Geschichte verwandeln. Lauf Eselgen, lauf! rief ein Bauer seinem Thiere zu, Räuber nahen. — Glaubst du, erwiederte Jenes, daß sie mich länger prügeln können als Tag und Nacht, wie du thust?" — (Eine saubere Insinuation an die Völker.) —

„Die auf heilige Ahnen stolze Juden fielen unter die andern Völker hinein, wie Staub in Wasser. Staub bleibt Staub und Wasser bleibt Wasser, nur wird jener durch die Vermischung naß, und dieses trübe, bis es ihn, in Schlamm verwandelt, zu Boden sinken läßt. Das haben die christlichen Völker immer von neuem gethan, so oft sie auch durch das Emporsteigen der Juden — getrübt wurden. Ich glaube es wird in kurzem wieder geschehen." — Die Juden mögen sich mit England trösten, dem Herr M. auch ein baldiges Ende prophezeiht. Südamerika hingegen wird frei werden, wenn es frei seyn will.

„Für die bei weitem größere Mehrzahl der Franzosen giebt es keine religiöse, sittliche oder politische Autorität mehr, die sie nicht wägeten, die sie nicht hätten umstoßen und verspotten sehen, und die sie selber länger scheuten, als ihre Leidenschaften ruhen, ihr persönlicher Vortheil es vorschreibt, oder überlegene Gewalt erzwingt." — „Die Schweiz hat kein politisches Lebens-Prinzip, kann sich also auch politisch nicht fort bilden, sondern nur fort dauern, bis sie durch äußere Gewalt zerfällt, der die moralische Auflösung im Innern seit lange vorgearbeitet hat." — „Nicht bedeutender ist die Rolle Schwedens und Dänemarks und nicht hoffnungsreicher ihr Zustand." — „Ich fürchte fast, das Bestreben Deutschlands, sich vom Auslande unabhängig zu machen, sey nur ein hoffnungsloser Kampf gegen eine Naturnothwendigkeit." — „Oesterreich wird in der Bundesversammlung nie einem andern Zwecke nachstreben, als zu verhindern, daß das übrige Deutschland eine Gestalt gewinne, oder eine Bahn verfolge, die Oesterreichs Vortheil zuwider ist."

Genug! — das ganze Werk ist in demjenigen Tone geschrieben, der einem Manne geziemt, welcher nicht gewohnt ist, sich zu irren, auch gar keine Ahnung davon hat, daß er sich jemals irren könne. Es wird nicht leicht eine Classe von Lesern geben, die nicht Unterhaltung darin finden sollte, denn der Verfasser schwingt seine Geisel von der Ceder bis zum Ysop, und verschont keinen, der an die Wand p —, indem er Jeden selbst für eine Wand ansieht und ihm dieselbe Ehre erzeigt. Es scheint, daß er den Gedanken, jemals nach Deutschland zurück zu kommen, ganz aufgegeben hat.

Erinnerung an eine Deutung der Zahl 666.

(„Hie ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thiers: denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundert und sechs und sechzig." Offenbarung Johannis Kap. 13. v. 18.)

Der neue Auslegungsversuch über die Offenbarung Johannis in No. 3. unsers W. Bl. hat uns an einen frühern mühsamen Versuch von Franz Potter, einem sehr gelehrten Theologen in England, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts erinnert*) Er hat viel Aufsehen gemacht, und wir wollen seiner als Gegenstück des vorigen kürzlich gedenken.

Es ist bekannt, daß mehrere Ausleger in der obenangeführten Stelle den Papst als Antichrist haben finden wollen. Potter tadelt daran, daß sie sich dabei auf einzelne Namen, Personen, Zeiten u. s. w. beschränkt, und dadurch ihrer Auslegung selbst Schwierigkeiten zubereitet haben. Er tadelt ferner, daß man, wider die Vorschrift der biblischen Stelle, den Namen des Thieres, oder die Zahlbuchstaben des Namens berechnet habe, statt über die Zahl des Thieres selbst eine Rechnung anzustellen. Von diesem in der Sache gegründeten Standpunkte ausgehend, findet er nun in der Zahl 666 das Bild und die symbolische Repräsentation des ganzen Antichristischen Körpers, d. h. des ganzen Regiments, Staates und der ganzen Hierarchie des Antichrists, und will aus der Betrachtung und Zusammenstellung der einzelnen Theile die Aehnlichkeit des Ganzen finden. Er bereitet seiner sinnreichen Erklärung, wie uns dünkt, zugleich dadurch ein neues Licht vor, daß er der Zahl 666 die Zahl 144 entgegen stellt, letztere zuerst beleuchtet, und als auf die wahre Kirche Christi deutend, darstellt. Dieser Zahl geschieht im Kap. XXI. v. 17. der Apokalypse Erwähnung, als des Maaßes von der Mauer des himmlischen Jerusalems. Der Verfasser zeigt mit vielem Aufwand von Gründen, daß, so wie die Zahl 12 die Quadratwurzel von 144 sey, so sey auch die Kirche auf 12 Apostel gebauet, habe 12 Thore, 12 Engel u. s. w., und es komme überhaupt die Zahl 12 mehr als 144mal in Beziehung auf die Kirche in der Bibel vor. Er zeigt ferner, daß um die Zahl 666, wie die Bibel wolle, zu berechnen, keine andere Rechnungsweise denkbar sey, als deren Quadratwurzel auszuziehen. Diese müsse sich im Gegensatz von der Quadratwurzel 12, zunächst auf den Antichrist beziehen, und müsse auf die Stiftung seiner Herrschaft und andere Umstände zunächst passen.

So wie nun die Zahl der Kirche 144 eine vollkommene Quadratzahl, gebauet auf die Wurzel der 12 Apostel sey, so sey hingegen die Zahl 666 keine vollkommene Quadratzahl, weil das Gebäude des Antichrists kein vollkommenes sey. Auf diesem Wege findet Potter den Antichrist in der Römisch-Papistischen Hierarchie. Er nimmt die Zahl 25 als die der Quadratzahl von 666 am allernächsten kommende an*), und macht die Anwendung auf sehr viele, theils mehr, theils weniger wesentliche Eigenheiten des Papstthums, z. B. auf die Quadratwurzel von 25, auf die bei den Papisten so geheimnißvolle 5, (5 Wunden Christi rc.) auf die 25 Glaubensartikel, (in der Bulle Pius IV. nach der Lehre des Concils von Trient,) auf die ursprüngliche Zahl von 25 Kardinälen, 25 Kirchspielen, 25 Altären, 25 Thoren von Rom u. s. w., welche Anwendung man bei dem Verf., nicht ohne alle Bewunderung seiner großen Umsicht, weiter nachlesen wird. Er schließt das Ganze mit einer sorgfältigen Widerlegung aller Einwürfe. —

Man erlaube uns hiezu noch folgendes zu bemerken. Die vielen unberufenen Ausleger der Apokalypse haben das Vorurtheil erregt, als ob diese Schrift ganz keinen gesunden Sinn habe. Unsers Herders Versuch **) hat gezeigt, daß man einen sehr bestimmten Sinn herausfinden könne, wenn man nur nicht jeden Pinselzug im Detail der Bilder ängstlich deuten, und in jeder Zeile Anspielung finden wolle. Da es einmal einen Bestandtheil der jetzt durch die Bibelgesellschaften von neuem sehr verbreiteten Bibel ausmacht; so ist es doch wohl keine unnütze Arbeit, einen richtigen Sinn davon aufzusuchen, nachdem die Thorheit in frühern Zeiten, mit Hilfe dieses Buchs, gemordet, gebrannt, und sich zum Mitglied eines 1000jährigen Reichs geträumt hat.

Mehrere Gelehrte haben in der Offenbarung vom 13. Kapitel an, den Sieg Christi über das Heidenthum gefunden, von welchem Rom, die Siebenhügelstadt, als Hauptstadt, das Bild ist Dazu paßt, was der Kirchenvater Irenäus anführt, daß 666 λατεινος bedeute. — Die Meinung unsers Potter überlassen wir gelehrtern Urtheilern, können aber nicht bergen, daß sie etwas Anziehendes habe, wenn man Alles vergleicht, und wenn man die Menge von heidnischmäßigen Einrichtun-

*) Potters Schrift erschien zuerst in engl. Sprache zu Oxford 1642. Wir haben die lateinische Uebersetzung vor uns, welche zu Amsterdam 1677 herausgekommen ist.

*) Die arithmetische Demonstration s. m. S. 56 und 59 beim Potter.

**) S. Dessen Maranatha, oder das Buch von der Zukunft des Herrn.

Digitized by Google

gen, Ritualen und Ceremonien des Papismus erwägt, welche ein dickes Buch ausmachen würden, wenn man sie mit höchst ähnlichen des Polytheismus der Römer und Griechen zusammenstellte. Die heutigen Römer dürfen uns das nicht so übel nehmen; hat es doch ihre eigene Kirchenversammlung zu Pisa (im 15. Saec) für möglich gehalten, daß die Päpste der Antichrist seyen. Sie setzte deswegen Gregor den XII. und Benedikt XIII. ab, die einander selbst mit den Namen, der windenden Schlange, des Mahomeds und des Antichrists beehrt hatten.

Wir wollen auf alle Fälle wünschen, daß das Kap. XIII. des sinnig frommen Johannes den endlichen Sieg der Kirche Christi über das Heidenthum, also auch über jedes christliche Heidenthum, bedeuten möge!

Die Zeitgenossen. (Schluß.)

Wir wenden uns nun noch zu der Schilderung der soviel Aufsehen machenden Frau von Krüdener. Wenn die Absicht ihres Biographen war, den Lesern ein günstiges Urtheil über sie abzugewinnen, so möchte sie durch das, was er hie und da in dieser Absicht, wie es scheint, angeführt hat, und vorzüglich durch die von ihr eingeschalteten Aeußerungen und Briefstellen, eher vereitelt als erreicht werden. Aus der oberflächlichen Lebensbeschreibung geht nichts als die gewöhnliche Erscheinung einer büßenden Magdalene hervor; und in ihren eigenen Aeußerungen zeigt sich ein Uebergewicht dunkler Gefühle und kränklicher Vorstellungen, wie man es bei den heutigen Mystikern und Schwärmern schon gewohnt ist, und sich zum Theil in dem Krüdenerschen ungenannten Biographen selbst zu verrathen scheint. Die Beweise wird jeder nachdenkende Leser sehr leicht selbst finden. Wir schreiben nur weniges hier ab. In einem Schreiben an Herrn von Bergheim, Minister des Innern zu Karlsruhe, sagt sie: „Es brauchte wohl ein Weib, groß gezogen in den Wohnungen des Luxus, um den Armen zu sagen, daß es sich glücklich fühle, wenn es ihnen diene. (Fr. v. Krüdener hätte nur Arme und Dürftige besser unterscheiden sollen. Wer die Erstern der Selbsthülfe überhebt, macht Bettler und der öffentlichen Ruhe gefährliche Subjekte: nur der aller Selbsthülfe beraubte bedarf der fremden Hülfe.) „Es bedurfte eines Weibes, das gedemüthigt wäre durch ihre Sünden und Verirrungen, um zu bekennen, daß es der Sklave und der Narr der Eitelkeiten der Erde gewesen, und zum Niemanden zu verachten; eines Weibes, einfältig und ungeblendet von falschem Wissen, und das da könnte die Weisen zu Schanden machen, indem es ihnen zeigte, es habe die tiefsten Geheimnisse durch Lieben und Weinen zu den Füßen des Kreuzes gelernt (!) Zu den Füßen des Kreuzes habe ich gelernt, an meine Brust zu schlagen und ihn zu lieben. — Mag man demnach Aergerniß daran nehmen, oder nicht, daß der Herr große Thaten (!) durch ein Weib verrichtet u. s. w. Ja! ich besitze alles, denn ich besitze das Herz meines Gottes. (?)" Doch man muß selbst nachlesen, in welchem beinahe jesuitisch katholischen Style Frau von Krüdener, vielleicht ihr selbst unbewußt, redet und schreibt.

Wir wollen, bei noch mangelhaften Daten, weder über ihre Fehler richten, noch ihre Absichten anschuldigen. Aber darauf müssen wir aufmerksam machen, daß sie mit solchen Mitteln den an sich ehrwürdigen Zweck bei der Welt, wie sie ist, nicht erreichen — vielleicht eher untergraben werde. Einige werden sich an ihre häufige, mystische Empfehlung der Liebe stoßen, andere werden blos auf die gefährlichen Folgen von manchem ihrer Grundsätze sehen; manche werden, um eigner Fehler willen, froh seyn, an unserer neuen Heiligen den Fehler des geistlichen Stolzes und die Irrthümer ihres Kopfes gewahr zu werden, um nicht nöthig zu haben, das wahrhaft Gute auszuscheiden und in eignen Nutz und Frommen zu verwenden. Und auf diese Weise haben Schwärmer und Mystiker zu allen Zeiten die gute Sache nicht um einen Schritt weiter gebracht, und sind blos in der Einbildungskraft und eigener geistlicher Eitelkeit glücklich gewesen. Eine Besserung ohne Schwärmerei thäte aber uns Allen Noth.

Kriegsscenen

(aus dem militärischen Wochenblatte entlehnt.)

Die Belagerung von Limburg. Der Erzbischoff Albert von Mainz, der sich (1114) in offener Fehde gegen Kaiser Heinrich IV. befand, belagerte, vereint mit seinen Verbündeten, dem Herzog Lothar von Sachsen und anderen Fürsten, die im Speierischen gelegene Stadt Limburg. Die Bewohner, treu ihrem Kaiser, widerstanden den Angriffen der Rebellen mit ausharrender Entschlossenheit. Aber der Mangel, welcher durch die strenge Sperre der Stadt einriß, und eine drückende Hungersnoth herbeiführte, fing an den Muth der Belagerten herabzustimmen. Die Bürger wurden eines Tages ver-

sammelt. Sie sollten ihren Verstand zusammennehmen, um Mittel auszufinden, diesem innern fürchterlichen Feind zu widerstehen. — Nachdem sie sich die Köpfe lange vergeblich zerbrochen, und keinen Ausweg in der bevorstehenden Noth auszufinden vermochten, trat plötzlich Ulrich von Horningen mit dem Rathe auf: „Man könne ja auf den äußersten Nothfall die feisten Mönche des dasigen Klosters schlachten und verzehren. Jedes Mittel wäre ja mit Recht anzuwenden, um nur die Stadt dem Kaiser zu erhalten.“ — Die Versammlung schien wirklich an diesem klugen Einfall Vergnügen zu finden, und die Ausführung zu wünschen. Da hörten nun auch die Mönche die fürchterliche Mähr, und erstarrten vor Schreck. Doch bald faßten sie sich, und beschlossen, die reichen, in dem Innern des Klosters aufgespeicherten Vorräthe lieber als die eigenen Leiber den verhungerten Mitbürgern preis zu geben. — Die Folge dieses grosmüthigen Entschlusses war, daß die Noth gehoben, die Vertheidiger mit neuem Muthe befeuert, und dem Kaiser und Reiche die treue Stadt erhalten wurde. — Bald erschien Friedrich, Herzog von Schwaben, zum Entsatze, und verscheuchte das beutelustige Raubgesindel des Erzbischoffs.

Folgender Vorfall, so seltsam er klingt, ist durch amtliche Berichte und die Erzählungen mehrerer Augenzeugen beglaubigt.

Im Jahre 1813 schickte die spanische Regierung von Cadix aus ihren hartbedrängten Truppen auf der Tierra Firma in Süd-Amerika eine Unterstützung von etwa 2000 Mann, die größtentheils aus dem Infanterieregiment Granada bestanden, und vom Obrist Don José Salomon befehligt wurden. Sie waren auf mehreren Transportschiffen, einer zur Bedeckung mitgegebenen Fregatte und einigen kleineren Kriegsfahrzeugen eingeschifft; den Befehl über die ganze Ausrüstung führte ein Marineoffizier, Namens Don José Prieto. Er hatte den Auftrag, zuvörderst nach dem Hafen la Guayra zu segeln; da es aber bei der Entfernung möglich war, daß derselbe unterdessen von den Insurgenten eingenommen wäre, so sollte er in dem Fall in Puerto Cabello einlaufen, oder, wenn auch dieses vom Feinde besetzt wäre, wurden ihm noch mehrere andere Häfen angegeben. Als Prieto vor la Guayra ankam, sah er die spanische Flagge auf allen Forts und Batterien des Hafens und den Hauptgebäuden der Stadt aufgepflanzt; Lootsenböte und zahlreiche Fahrzeuge mit Lebensmitteln u. s. w. kamen an die Schiffe; alle waren einstimmig in ihrer Aussage, daß die Stadt für Spanien halte, und weit und breit keine Feinde zu finden seyen, indem die spanischen Truppen sie tief in das Innere des Landes verfolgt hätten. Bevor er in den Hafen einlief, schickte Prieto jedoch einen Marine-Lieutenant, der mehrere Jahre hierselbst wohnhaft gewesen war, und Land und Leute sehr wohl kannte, mit zehn bis funfzehn Mann und dem Auftrage in die Stadt, alles genau zu erkunden, und den geringsten Anlaß zum Verdacht, den er entdeckte, sogleich zu berichten. Dieser fand, als er ans Land stieg, das Ufer mit Leuten besetzt, die spanische Kokarden trugen, und unaufhörlich riefen: Es lebe Ferdinand VII.; aus den Fenstern wehten roth und gelbe Fahnen (die spanischen Farben), und mehrere der angesehensten Kaufleute der Stadt, die er aus alten Zeiten kannte, wie auch ein Obristlieutenant in spanischer Uniform (ein Eingeborner des Landes, den er ebenfalls kannte) traten ihm entgegen, und geleiteten ihn unter vielen Freundschaftsbezeigungen auf das Rathhaus, wo die höhere Geistlichkeit und die Stadtbehörden versammelt waren, das Bildniß des Königs von Spanien unter einem Thronhimmel aufgerichtet stand, und ihm umständliche Nachrichten von günstigen Kriegsereignissen einhellig erzählt wurden. Mit diesem Bericht kehrte er zu Prieto zurück, der nun mit seinen Schiffen im Hafen vor Anker ging, denselben Marine-Lieutenant aber zur Besorgung mancher Aufträge wieder an's Land schickte. Alsbald kamen die Behörden und angesehensten Einwohner der Stadt an Bord von Prietos Fregatte, und luden ihn unter den ausschweifendsten Betheurungen ihrer Freude und Anhänglichkeit dringend ein, bis die nöthigen Vorkehrungen zur Ausschiffung der Truppen getroffen wären, doch selbst mit den Offizieren ans Land zu kommen, wo sie ein Gastmahl und auf den Abend einen Ball zu ihrer Bewillkommung veranstaltet hätten. Prieto entschuldigte sich, indem es dienstwidrig sey, die Offiziere eher als die Mannschaft auszuschiffen, und da sie gar nicht aufhörten, in ihn zu dringen, so sah er sich endlich genöthigt, sie halb unhöflich fortzuweisen, um nur zu den Anordnungen auf den Schiffen Zeit und Raum zu gewinnen. Kaum waren sie aber wieder ans Ufer gestiegen, so erhob sich plötzlich aus allen Forts und Batterien zugleich ein mörderisches, konzentrisches Kartätschenfeuer auf die Schiffe. Die Verdecke waren gerade vollgepfropft von Menschen, da sich alles, wie es nach langen Seereisen gewöhnlich ist, hinaufgedrängt hatte, um den neuen Welttheil zu beschauen. Daher richtete das feindliche Feuer eine große Verwüstung an; noch weit größer aber, das gesteht Prieto aufrichtig in seinem Bericht, sey die Bestürzung und Verwirrung gewesen. Er scheint jedoch den Kopf nicht dabei verloren zu haben. (Der Schluß folgt.)

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 9. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Kriegsscenen, aus dem militairischen Wochenblatt entlehnt.

(Schluß.)

Daß alles eine tief angelegte Verstellung gewesen, um ihn in die Falle zu locken, und daß die Insurgenten Meister der Stadt wären, wurde ihm natürlich alsbald deutlich. Seine erste Sorge war, die Fregatte, auf welcher er sich selbst befand, los zu machen. Da die Mannschaft im ersten Schrecken sich in den untern Raum des Schiffes geflüchtet hatte, und schwer wieder auf das Verdeck zu bringen war, so stellte er sich mit den Offizieren selbst an die Ankerwinde, und wand den Anker herauf, wodurch denn auch die Leute wieder ermuthigt wurden. Als so die Fregatte los war, legte er sich mit derselben dicht vor die Batterie, die den Eingang des Hafens am meisten beherrschte, deren, vermuthlich schlecht bedientes Geschütz er durch das Seinige bald zum Schweigen brachte. Hier blieb er so lange liegen, bis sämmtliche Schiffe den Hafen glücklich verlassen hatten, wo er dann folgte; doch war der Verlust, sowohl an Todten und Verwundeten, als an Beschädigung der Schiffe höchst bedeutend. Der ans Land geschickte Marine-Lieutenant war gerade mit seiner Mannschaft am Ufer beschäftigt gewesen, Böte zusammenzutreiben; als der erste Schuß fiel, wurden sie von einer wüthenden Menge angefallen, die unter rasendem Geschrei die spanischen Abzeichen wegriß, und amerikanische aufsteckte. Doch wurden sie, nach Prieto's Bericht, von den vorhin erwähnten Kaufleuten in Schutz genommen, nur verlangte man, sie sollten die spanischen Kokarden gleichfalls wegwerfen und rufen: Viva America! Sie verwarfen aber einstimmig diesen Antrag mit Abscheu, und riefen, sich gegen die Schiffe wendend: Viva Espanna! worauf sie alle niedergemacht wurden, mit Ausnahme eines einzigen Matrosen, der von einem ehemaligen Gastfreunde gerettet, und sogar bald darauf in Freiheit gesetzt wurde, wo er dann bei seiner Rückkehr den Vorgang erzählte.

Prieto wandte sich nun, seinem Auftrag zufolge, nach Puerto Cabello; hier aber stand ihm ein neuer Strauß bevor. Der spanische General Monteverde war mit seiner geringen Macht von den Amerikanern geschlagen worden, die die Stadt besetzt hatten, und ihn schon seit 23 Tagen im Fort belagerten. Sie beschossen es gerade, als Prieto ankam. Dieser ließ die Transportfahrzeuge draußen, und lief mit den Kriegsschiffen rasch in den Hafen ein, welches ihm, in diesen Umständen, und nach solcher so eben gemachten Erfahrung, wohl als Entschlossenheit angerechnet werden kann, obgleich ihm auch bei dem schlechten Zustand der Schiffe, in der That nicht viel Wahl übrig bleiben mochte. Er beschoß nun die gegen das Fort gerichteten Batterien der Insurgenten in Rücken und Flanke. Eilig räumten sie die Stadt, Geschütz und Vorräthe im Stiche lassend, welches von den Truppen aus dem Fort in Besitz genommen wurde. Prieto zog nun alle seine Schiffe in den Hafen, und landete die Truppen, die auch sogleich zur Verfolgung des Feindes mit marschiren mußten. Er verlangte späterhin selbst über sein Betragen ein Kriegsgericht, welches ihn ehrenvoll freisprach; nur wurde bemerkt, da er einmal Mißtrauen gehegt, so hätte er dem ans Land geschickten Offizier auch aufgeben müssen, ihm gedruckte Zeitungen mitzubringen, von denen die Insurgenten vermuthlich keine falsche in Bereitschaft gehabt haben würden.

Die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit im Ganzen wird, wie gesagt, durch mehrfache amtliche Berichte bescheinigt. Bei ihrer Beurtheilung darf man wohl nicht vergessen, die tief verschlagene Gemüthsart jener südlichen Völker und die unbeschreibliche Erbitterung dieser amerikanischen Bürgerkriege mit in Anschlag zu bringen.

Wenig bekannt, obwohl merkwürdig genug, ist folgender Vorfall aus dem letzten spanischen Kriege.

Als nach Willingtons Siege bei Vittoria, der Marschall Suchet das Königreich Valencia räumen mußte, zog er sich nach Catalonien, und erhielt von Napoleon den vereinten Befehl über alle französische Truppen dieser Provinz und in Arragonien. Um diese Zeit ging einer seiner Adjudanten, der Kapt. Joh. van Halen, welcher, ungeachtet seines holländischen Namens, ein Pole von Geburt gewesen seyn soll, zu den Spaniern über, und brachte dem spanischen General Copons mehrere eigenhändige Unterschriften des Marschalls Suchet und dessen Dienstsiegel mit, welches alles ihm derselbe zu Besorgung der Dienstgeschäfte anvertraut hatte. Ueber diese Unterschriften mußte nun van Halen sogleich Befehle, in den ge-

wöhnlichen französischen Dienstformeln abgefaßt, aufsetzen, worin den Kommandanten der drei von den Franzosen besetzten Festungen Lerida, Monzon und Mequinenza geboten wurde, augenblicklich mit allen ihren Truppen diese Festungen zu räumen, und sich auf Wegen, die ihnen beschrieben wurden, in Eilmärschen nach der Gegend von Tarragona zu ziehen, wo sich das Heer versammle, um sich gänzlich aus Spanien zurückzuziehen. Mit diesen Befehlen eilte van Halen selbst zu den drei Kommandanten, die keine Ahnung eines Betruges hatten, und sogleich abmarschirten; aber noch nicht weit gekommen waren, als sie sich, an drei verschiedenen Orten, von spanischen Truppen umringt sahen, und sämmtlich das Gewehr streckten. Auch die noch wichtigere Festung Barcelona sollte ein ähnliches Schicksal haben; nur erfuhr van Halen auf dem Wege, daß die Nachricht von seiner Entweichung schon dahin gelangt sey. Van Halen wurde als Hauptmann in spanische Dienste aufgenommen, aber bald darauf nach Amerika geschickt. Er ist, den Zeitungen zufolge, vor kurzem auf Befehl des Königs Ferdinand VII. verhaftet worden.

Magnetismus.

Die Heidelberger Jahrbücher (bekanntlich eine unserer verständigsten und unpartheyischsten Recensiranstalten) haben kürzlich eine Recension über die, schon in diesen Blättern mit Ruhm angezeigte, Schrift des Professor Pfaff in Kiel geliefert, aus welchen wir mit Vergnügen einige wackere Denkzettel abschreiben:

„Die Geschichte des menschlichen Geistes lehrt, daß je rühmlicher die Anstrengungen der Freunde des Lichts sind, Wahrheit zu verbreiten, desto mehr regt sich der ewige Feind des Lichts, um durch Aberglauben und Schwärmerei Wolken und Nebel herbeizuführen, die den hellen Tag verdunkeln sollen. So geschieht es auch in unsern Tagen, daß viele blöde Augen den hellen Glanz der Aufklärung nicht zu ertragen vermögen, und daß, bei dem Unvermögen, ihren Namen auf die Nachwelt zu bringen, sie wenigstens den Zeitgenossen eine blaue Dunstwolke vor die Augen führen wollen, um eines ephemeren Ruhms gewiß zu seyn. Religiöse und medicinische Schwärmerei, die erstere durch weibliche und männliche Propheten gestützt, die letztere, sich in ihrer Trägheit immer auf Hamlets beliebte Rede an Horatio berufend, gewinnen unter Gelehrten und Ungelehrten immer mehr Anhänger, und nöthigen unsern Stammverwandten jenseit des Meeres, deren Urtheil uns nie gleichgültig seyn sollte, ein mitleidiges Lächeln ab."

„So viel indessen nimmt der Recensent, der mehrere durch natürliche und magnetische Kuren hervorgebrachte Schlafrednereien beobachtet hat, als unläugbar an, daß durch Unterdrückung und Abspannung der Gehirnthätigkeit, und der Kraft der obern Sinne, der organische Sinn (?) erwacht; daß die vorher dunkeln Gefühle vom eigenen Zustande zu klaren Empfindungen werden, und auf solche Art selbst ein gewisses Vorhersagen, aber immer nur der körperlichen Veränderungen, und oft genug getäuscht, statt finden kann. Ja, er glaubt mit Sicherheit bemerkt zu haben, wo gar kein Betrug denkbar war, daß der organische Sinn, dessen Hauptsitz in dem Sennengeflecht ist, die Stelle der obern Sinne vertrat, und daß eine gewisse Art des Sehens und Hörens eben so gut, ohne die gewöhnlichen Werkzeuge, bei den Hellsehenden vorhanden ist, als bei eigentlichen Nachtwandlern, bei geblendeten Fledermäusen und bei niedern Thieren. Dies ist es, wovon der Rec. fest überzeugt ist: aber desto eifriger verwahrt er sich gegen alle Folgerungen, wie gegen die Annahme der tollen Prophezeihungen, der thörigten Erzählungen von Kenntniß entfernter Begebenheiten und besonders gegen den Gebrauch des Magnetismus als eines Heilmittels. Denn Zerrüttung des Nervensystems durch Vorherrschen des organischen Sinns vor der Gehirnthätigkeit, war in allen von ihn beobachteten Fällen die Folge der magnetischen Kuren." —

„Bewiesen ist übrigens durch unläugbare Erfahrungen, daß das Sennengeflecht im hohen Grad empfänglich wird, und, obgleich nicht eigentliches Sehen und Hören durch die Herzgrube erfolgen kann, dennoch bei völliger Unfähigkeit der obern Sinnwerkzeuge, der organische Sinn so sehr an Wirksamkeit zunimmt, daß er die Stelle der obern Sinne vertreten kann." —

„Hingegen stimmt der Rec. ganz mit dem Verfasser überein, daß die höhern Einsichten der Magnetisirten, ihre Verzückung in die Geisterwelt und ihre Aussagen von den Verhältnissen übersinnlicher Dinge, zu den Mährchen gehören, die nur in den Spinnstuben Glauben verdienen." —

„Auch die medicinischen Kenntnisse der Somnambülen sind sehr zu bezweifeln, da, nach des Rec. Erfahrungen, diese medicinischen Orakel überall nur der Wiederhall der Ansichten des Magnetisten sind."

Bei Gelegenheit der Schrift: Beobachtungen über die Heilkraft des thierischen Magnetismus von Bakker, Wolthers und

Hendrikßz, aus dem Holländischen übersetzt von Bird, sagen dieselben Jahrbücher:

„Diese Schrift, deren Original 1814 erschien, hat keinen günstigen Eindruck auf uns gemacht. Gleich die ersten Perioden der Einleitung zeigen, wessen man sich bei den holländischen Beobachtern zu versehn habe. „Die Erscheinungen des thierischen Magnetismus können nicht der Einbildungskraft oder der Selbsttäuschung zugeschrieben werden. Denn die Aerzte sind mit der Wirkung der Einbildungskraft hinlänglich bekannt, um sich nicht von ihr täuschen zu lassen, und alle deutsche Schriftsteller über thierischen Magnetismus stehen in dem Rufe wahrheitsliebender Männer." Wollte Gott, daß Rec. mit diesem Urtheil aus Ueberzeugung übereinstimmen könnte! Aber daß ein großer Theil der deutschen Freunde des Magnetismus schlechte Beobachter sind, davon ist Rec. überzeugt."

Noch ein Auszug aus des Capitän-Lieutenants Moritz von Kotzebue Tagebuch seiner Reise nach Persien. S. N. 4 des 1sten Bandes dieses Lit. Wochenbl.

Mirza Awdul-Wehab, der zweite Minister des Schachs, lud uns am folgenden Tage zum Mittagsessen zu sich ein, das aber wegen des Ramasans (Fasten) nicht vor acht Uhr des Abends statt haben konnte. Früh schickte er dem Gesandten ein kostbares Geschenk von Schiras-Wein, der etwas Aehnlichkeit vom Portowein hat, nur weit leichter ist, und einen ganz besondern, sehr angenehmen, aromatischen Geschmack hat. Der Minister hatte die Aufmerksamkeit, Stühle und Tischgeräthe von uns zu leihen, um den Gesandten nicht in die Verlegenheit zu setzen, mit den Fingern zu essen. Die Tische waren auch sehr niedlich gedeckt, und nicht, wie nach Persischer Sitte, Hunderte von Schüsseln auf einander gethürmt, sondern die Speisen wurden herumgetragen, welches abermals eine Aufmerksamkeit von seiner Seite bewies. Als wir uns gesetzt hatten, wurde anfangs nichts angerührt, bis die Stimme des Mollah draußen erschallte; hierauf wurde dem Minister eine Dose gebracht, aus der er ein wenig Opium schluckte, das bei den Persern den Schnaps ersetzt. Die mannichfaltigen Speisen, süß und sauer durcheinander, konnten uns freilich nicht schmecken, so wie das Brod, das ein Mehlkuchen ist, der an der Sonne gebraten wird; allein der Wein war sehr gut, und der Ispahaner hatte viele Aehnlichkeit vom Madera. Nach Tische begaben wir uns in ein anderes Zelt, wo Kaffee ohne Zucker, und Tabackspfeifen, die in Persien eine große Rolle spielen, herumgereicht wurden.

Der Gesandte war so gütig, mir den unverdienten Namen Astronom beizulegen, worauf der Minister mich bat, ihn Tags darauf zu besuchen, indem er auch ein großer Liebhaber der Mathematik und Astronomie wäre. Den andern Tag also hatte der Rath der Gesandtschaft, der wirkliche Staatsrath Negri, die Gewogenheit, mich zum Minister zu begleiten, weil die gewöhnlichen Dollmetscher nicht im Stande gewesen wären, ähnliche Sachen zu übersetzen. Da die Perser viel auf Sterndeutungen halten, so glaubte auch ich irgend eine astrologische Wendung der Ankunft unserer Gesandtschaft geben zu müssen. Es fiel mir ein, daß der Jupiter jetzt gerade im Zeichen des Skorpions steht, und ich erklärte daher vor allen Dingen dem Minister, daß dieser Planet an Größe und Glanz Rußland vorstelle, und Asien überhaupt in Europa unter dem Zeichen des Skorpions verstanden würde; da nun diese jetzt gerade in Vereinigung wären, so sey gar kein Zweifel, daß die Freundschaft dieser beiden Nationen im Himmel beschlossen und also Gott gefällig wäre. Der Minister bekräftigte meine Aussage, und behauptete, daß auch die Persischen Astronomen gesagt hätten, die Russische Gesandschaft wäre unter den günstigsten Himmelszeichen angelangt. — Ein dicker Perser, der einzige, der unserer Unterredung mit beiwohnte, saß seitwärts vom Minister, hielt ein großes Buch vor sich, in dem er beständig blätterte, und schielte von Zeit zu Zeit unter großen schwarzen Augenbraunen grimmig auf mich hin. Der Minister recommandirte ihn uns als einen großen Mathematiker; ich glaube aber, er war ein Astrolog, der mich examiniren sollte. Er blätterte immer heftiger in dem Buche und murmelte dem Minister etwas vor, worauf dieser mich frug, woher Finsternisse entstehen? Ich stand auf und spazierte um den dicken Astrologen herum, der sich grimmig und ängstlich umsah, und anfangs gar nicht begreifen konnte, was ich von ihm haben wollte. Noch mehr erschrack er aber, als ich mich hinter ihm niederbückte, und den Minister frug: ob er mich sehen könne? der Astrolog war dicke genug, um mich ganz zu bedecken, nnd der Minister mußte daher wohl behend Nein sagen. Darauf stand ich auf und bat, der Astrolog möchte es mir nicht übel nehmen, daß er die Rolle unsers Erdklumpens gespielt habe; dem Minister aber sagte ich, er stelle in diesem Augenblicke die Sonne vor, ich den Mond, und die ganze Procedur, von der sich der Astrolog noch immer nicht erholen konnte, eine Mondfinsterniß. Hierauf trat ich zwischen den Minister und den Erdklumpen, und sagte ihm, der Astrolog hätte nun nicht mehr das Glück die Sonne zu sehen, es wäre also eine Sonnenfinsterniß auf der Erde; ich könnte sie aber nicht

total vorstellen, weil der Herr Astrolog etwas zu corpulent wäre. Die Sonne lachte und die Erde brummte; so kann man's in der Welt nie allen Recht machen! — Nachdem die beiden Herren so schmeichelhafte Rollen gespielt hatten, wurden sie übermüthig, und behaupteten, alles was man am Himmel sehe, wäre blos ein Glanz, denn Jupiter, Saturn und Venus wären die einzigen Sterne, die sie für Körper anerkennten, und zwar wären diese weit glücklicher als unsere Erde, indem sie alle der Sonne weit näher wären als wir, und es auch weit wärmer hätten. Was die Venus anbelangt, haben Sie Recht, erwiederte ich, die ist der Sonne weit näher als wir, sonst könnten wir sie nicht alle hundert Jahre einmal durch die Sonne gehen sehen; allein Jupiter und Saturn sind viel weiter von der Sonne entfernt als wir, und können aus dem nämlichen Grunde niemals zwischen uns und der Sonne erscheinen. — Der Herr Astrolog, dem schon bange war, daß ich wieder eine Finsterniß-Ceremonie anfinge, war in allem einig, und schlug hierauf in seinem Buche ein großes Blatt auf, worauf ein großer Ziegenbock mit Hieroglyphen gemahlt stand; nachdem er diesen einigemal freundlich angesehen hatte, so frug er mich ganz ernsthaft, was denn nach unserer Meinung hinter den Sternen läge? — Ich sagte ihm, daß unsere Astronomen darüber noch nicht einig wären; wahrscheinlich aber wären hinter den letzten Sternen noch Sterne ohne Ende, und wenn ja ein Ende statt fände, so knüpfte sich dieses Ende an einen Anfang, der doch ohne Ende wäre! — Hier fiel ihm der Ziegenbock aus der Hand; er lachte, wie die triumphirende Weisheit, und meinte, solche Sachen wären doch für die Europäer noch zu rund. Sehr zufrieden hob er sein großes Buch wieder auf, und sagte, indem er lächelnd blätterte: „davon wollen wir nun nicht mehr reden!" Wer war froher als ich, denn das: ohne Anfang und Ende, begreife ich gewiß noch weniger als er. — Seine Hand blieb auf einem Bogen liegen, der voller Punkte war, und Millionen kleine Teufelchen schienen dazwischen gemahlt; — er frug, was Wind wäre? Ich fing eine Erklärung von dünnern und dickern Luftschichten an, die, mehr oder weniger an verschiedenen Stellen von der Sonne erwärmt, in eine Art von Wallung gerathen könnten, welche wahrscheinlich Wind hervorbringen würde, und daß dieser sehr glaubwürdig blos in unserer Atmosphäre entstehe, indem weiterhin eine dünnere Luft sey, die wir Aether nennten, und — „Was erzählen Sie da für einen Galimatias," schrie er laut auf; „so sind die Europäer, sie drehen sich immer um Ursachen und Gründe herum, und verlieren dadurch den Gegenstand selbst aus den Augen; — Wind ist eine Materie, die in sich und für sich selbst existirt, wirkt, und den ganzen Raum ausfüllt, der sich zwischen allen sichtbaren und unsichtbaren Körpern befindet, denn wie könnten sonst Kometen herausgeflogen kommen? dieß sind die wahren Windreiniger, die fliegen herum und brennen alles weg, was die Kraft des Windes vermindern oder gar zerstören könnte, denn der Wind ist eine wohlthätige Gabe Gottes!" — Dieses letztere Urtheil war in dem heißen Persien, wo ohne Wind die Einwohner alle umkommen müßten, sehr natürlich. Unterdessen hatte er selbst wie der Wind in seinem Buche gewirthschaftet, und blieb mit Wohlgefallen an einem Blatte stehen, auf dem eine Menge von Kugeln gemahlt waren, und oben eine gräßliche Fratze. — „Was denken Sie von den Bewegungen der Körper? Steht die Sonne, oder geht sie?" — Sie steht, war meine Antwort. — „Da haben wirs! Kennen Sie denn die Wirkung der Naturkraft nicht, die einzig in ihrer Art ist? Die Natur verleiht einer jeden Sache nur Eine Kraft, nie zwei auf einmal, sonst wäre sie ungerecht und dies darf sie nicht seyn; hat diese Kraft einmal gewirkt, so ist nichts im Stande, die Wirkung zu vermehren oder zu vermindern, und noch weniger, eine zweite hinzuzufügen. Wenn Sie annehmen, daß die Erde sich um ihre Achse dreht, so ist das schon eine Kraft, folglich kann sie sich nicht zugleich um die Sonne drehen; nehmen Sie aber an, daß die Sonne sich um die Erde dreht, dann dreht die Erde sich nicht um ihre Achse." — Auf diese Art, sagte ich, hat also die Natur unserer Erde blos die Kraft des Stillstehens verliehen! — „Richtig, das behaupten wir Perser; Ihr behauptet es von der Sonne und habt Unrecht. Zur Freude der Menschen und des Schachs ist alles erschaffen; wir stehen mit der Erde im Mittelpunkte und sehen dankbar zu." — Hierauf schloß er sein Buch zu und sagte: diese Sachen wären hoher Natur, man müßte seinen Geist schonen auch für die Zukunft; unterdessen wolle er von minder Kopfbrechenden Dingen sprechen, als z. B. von Mathematik. Nunmehr zeigte er mir, wie man die Entfernung hinter einem Flusse mißt, wie man die Höhe eines Gegenstandes von weitem mißt u. s. w.; worauf der Minister versicherte, der Schach hätte ihm einmal so eine Commission gegeben, die er wundervoll erfüllt habe. — Er schien sehr bestürzt, als er erfuhr, daß in Europa die kleinen Knaben die Geometrie damit anfangen. Ich fing hierauf an, eine trigonometrische Messung zu beweisen, allein dies begriff der Astrolog nicht und schien überhaupt keinen Begriff von Logarithmen zu haben. — Zum Schluß mußte ich der verwunderten

Gesellschaft allerlei von meiner Reise um die Welt erzählen, wobei ihnen zwei Sachen ganz unmöglich schienen, daß ich nämlich einst ihr Antipode gewesen, und daß es schönere Länder in der Welt giebt als Persien! — Der Minister bedankte sich für die angenehme Unterhaltung, ließ Erfrischungen geben, bat mich ihn öfters zu besuchen, und wir schieden von dem dicken Astrologen als gute Freunde.

Das Kautzenland.

Der satyrische Verf. der Reise nach Hammelburg hat jetzt eine Fortsetzung geliefert, die seine harten Schicksale im Kautzenland beschreibt. Sie ist angeblich zu München, bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach, herausgekommen. Im Allgemeinen glauben wir soviel anmerken zu können, daß uns dieses zweite Heft noch witziger und launiger geschienen, als das Erste; und daß es der Verf., ob er gleich rechts und links die Geißel schwingt, doch hauptsächlich auf manche Obscuranten in Baiern gemünzt haben möge. Wir theilen dem Leser Folgendes zur Unterhaltung mit:

„Das Volk, unter das wir (aus Irrthum des Postillions) gerathen waren, führte den Namen Kautzen. Es war in vier Grosherzogthümer oder Vicekönigreiche eingetheilt, in das Vicekönigreich der reichen Kautzen, wo sich die Residenz des Kautzenkaisers befand, der wunderlichen Kautzen, der närrischen Kautzen und der dummen Kautzen, welche letztern erst durch Eroberung mit dem Hauptstamme vereinigt, und also bei weitem noch nicht so klug und witzig waren, als die Altkautzen. Im Uebrigen aber galt die strengste Gleichheit der Rechte aller dieser vier Völker, so daß in allen Collegien, Deputationen und hohen Aemtern immer zu gleicher Zeit ein reicher Kautz, ein wunderlicher Kautz, ein närrischer Kautz und ein dummer Kautz, Sitz und Stimme haben, oder sich folgen mußte. — Der Kaiser hatte sein Staatsministerium in vier Sectionen getheilt, die er im üblichen, etwas orientalischen Schwulst, die allerhöchsten Elementar-Sectionen der Luft, des Wassers, des Feuers und der Erde benannte. Alle Sachen, die ihm aus der Luft gegriffen schienen, z. B. große Verbesserungs- und Glückseligkeits-Plane, allgemeine Steuer-Vermessungen, Kanalbauten u. s. w. verwieß er an die Luftsection; was man wieder zu Wasser werden lassen wollte, wie meistens die Execution mehrerer Constitutionen und Edicte, an die Wasser-Section; was mit Feuer und Ernst durchzusetzen war, z. B. Steuern, Conscription, an die Feuer-Section, und was nicht vorwärts und rückwärts wollte, z. B. alles, was Liquidation hieß, an die nied-, wand- und nagelfeste Erd-Section." —

„In Absicht der Religion betet jeder Kautze nur einen Gott an, nämlich sich selbst. — Am jüngsten Tage hätten alle Menschen buchstäblich von ihren kleinsten Handlungen Rechenschaft zu geben, ausgenommen die Gensd'armen und Stadtgerichts-Assessoren, für welche diese Rechenschaft vierteljährig in den Regierungsblättern schon zum Voraus geschehe. (Und ausgenommen die vielen müssigen Stunden der theuerbezahlten Gensd'armen in manchem Lande.) — „Stand und Rang der Menschen ist, wie es in allen vernünftigen Staaten seyn muß, durch die blose Geburt bestimmt; nämlich die Kinder am Sonntag geboren, sind magnatische, repräsentirende Kautzen, Innhaber von Orts- und Herrschaftsgerichten, Hofmarschälle, Kammerherren, und überhaupt solche glückliche Nesthummeln im Bienenkorb, die selber nichts zu thun haben; am Montag geborne, und zwar in der Finsterniß, werden Bischöfe, (Kardinäle?) Domherren, Superintendenten, Consistorialräthe; am Tage aber geborne, nur Landpfarrer, Kapläne, Conrectoren u. s. w.; die am Dienstag gebornen werden Aerzte oder Beamte; am Mittwoch, Soldaten; am Donnerstag, Kaufleute und Künstler; am Freitage, Handwerker und Bauern; am Samstag, Knechte, Mägde, Bettelleute und Schnurrjuden u. s. w. Man sieht hieraus, wie klug und pflichtmäßig eine junge Ehefrau handelt, wenn sie ihren neuen Ehegemahl schon um einige Monate früher mit einem Glückssohn und Sonntagskind überrascht." —

„Ein ganz besonderer Umstand ist dieser, daß die Kinder der Kautzen nicht als zarte, junge Pflänzlein auf die Welt kommen, die alle Tage älter werden, bis sie mit 60, 70 oder 100 Jahren sterben, sondern daß dort jedes Kind sogleich als 100 Jahre alt geboren wird, und nicht in einer Wiege, sondern mit Brille, Krücke und Pelzstiefeln in einen Grosvaterstuhl gesetzt wird, und sich von Jahr zu Jahr verjüngt. — Ist der Kautze in sein 40. oder 30. Jahr getreten, so kann er sich nicht entbrechen, überall drein zu reden, und drein zu schlagen; man überträgt ihm, je jünger er wird, die wichtigsten Staatsämter," (was bei der heutigen Entbehrlichkeit der Erfahrung und Geistesmäßigung sehr gut angeht.) „Leider beginnt der Kautzenmann immer mehr zur faseln; es geht so weit, daß er sogar in seine eigene Frau, welche nach einer 60-

jährigen Ehe in ihr 18. Jahr heruntergekommen, verliebt wird, und noch mehr in die andern. — So wird der Minister, Präsident, Rector, Magnifikus, der in der Zwischenzeit alles vergessen, oder noch nie etwas gelernt hat, endlich Student, kriegt Gefallen an närrischen Kleidern, klettert auf die Turnstangen, verbrennt Bücher — dann gehts tiefer in die Tölpeljahre — endlich werden die Exmarschälle, Exsuperintendenten ꝛc. von den Kindermädchen auf dem Arm herumgetragen, und haben Klapper und Trommel statt der alten Herrlichkeit. Man legt sie in die Wiege, wo Ihre Excellenzen, Gnaden, Hochwürden und Wohlgebohrnen in den Todesschlaf verfallen." — Unser Reisender wurde nun angestellt, das akademische Grillen-Kabinet in Ordnung zu bringen, wozu jeder Akademiker monatlich eine Anzahl Grillen einfangen muß. Alle Monate kommen sämmtliche Herren Grillenfänger zusammen, und suchen die schönsten und seltensten Grillen aus, welche in Kupfer gestochen werden. Die übrigen werden auf Nadeln gespießt und kommen unter Glas. „Er fand das Kabinet in großer Unordnung. Die giftigen Grillen hatten einander zum Theil selbst aufgefressen, so daß man oft nur Grillenfüße fand, die wie alte assyrische Keilschriften oder Geheimerathsunterschriften aussahen." — Nun wird der Reisende Zeitungsschreiber, und um nicht gegen die 754 geheimen Zensur-Regeln anzustoßen, legte er sein Blatt einem Ausschuß von 13 Polizeicommissarien vor. Wir bemerken folgende Artikel: „Galiläa 10. August. Se. Excellenz, unser hochgefeierter Herr Landpfleger Pontius Pilatus, sind auf Dero Bereisung der Provinzen auch in Galiläa eingetroffen, wo Ihnen alle Herzen der Unterthanen entgegen geflogen, einige sogar, die sich etwas zu weit verschossen, von dem Vogelgeier erwischt und verschluckt worden sind." — „München, d. 31. Oct. Bei uns ist eine herkulische Arbeit geschehen, nämlich durch den Kardinal Herkules Consalvi, das Baierische Concordat. So sehr auch hier viele Widerstreber sind, die behaupten, unsere Köche hätte das Häfelein überlaufen lassen, so sicher werden wir uns doch rühmen dürfen, daß es diesesmal uns Baiern Niemand nachmachen soll. Wie rüstig und altgermanisch-waldmännisch steht unser Concordat vom 8. Juni 1817 als das Erstgeborne gegen den französischen Schwächling vom 11. da. Hätten diese französischen Voltairs-Affen nicht acht Tage früher von uns lernen können, wie man die Concordate machen muß? Einige, die bisher noch nicht katholisch waren, fangen doch schon an, Kreuze zu machen, nämlich über das saubere Latein, über die Bona stabilia, circumstantias speciales, Ecclesiarum respectivarum, — Interesse habentibus etc.! Indessen setzen wir nichts darauf, lateinisch-katholisch, sondern römisch-katholisch zu seyn. Das Leben, wenn es uns erfreuen soll, muß einem Carousel oder Ringelrennen gleichen; kommen wir gleich nicht vorwärts, gehts doch im Ring herum. (Das lehrt ja aber nicht blos die Geschichte der neuern Concordate!) — „In Baiern hat Niemand zu fürchten, daß der Himmel einfalle. Unser liebes, ganz reinkatholisches Vaterland ist mit hohen Bergen und Atlanten wohl gesteifet, als da sind der heilige Berg Andechs, die Klöster Beierberg, Gnadenberg, Windberg ꝛc. Manche stehen in der Einbildung, das Ganze werde keinen Bestand haben, weil der Zeitgeist darwider sey. Wir wissen nicht, wer der Zeitgeist sey, oder was er drein zu reden habe. Im Baierschen Adelbuche, wo er unter dem Buchstaben Z. S. 604 gleich vor dem Hrn. v. Zentner oder S. 94. stehen müßte, haben wir ihn nicht gefunden. Die Hauptsache, versteht sich, ist jetzt, daß nur der Glückshafen für die Erzbischöfe, Bischöfe, Pröbste, Dechanten bald aufgehen möge. Hernach kann das andere schon wieder langsamer gehen." — Unter dem Art. Nürnberg ist eine drollige Erzählung, wie der heilige Sebaldus wieder lebendig geworden ist, und alles anders antrifft, auch nirgend recht unterkömmt. „Als er dem Thürmer entdeckte, wie er nun gesonnen sey, nach München zu gehen, und sich um eine Bischofsstelle zu bewerben, rieth es ihm jener ernstlich ab, weil er als ein ursprünglicher Knoblauchsbauer zwar bei Christi Zeiten zu einem Apostel für das Märtyrerthum getaucht haben möchte, nicht aber zu einem Bischof, der 16 Ahnen haben müsse, und dafür jährlich 8000 Fl., also für jeden Ahnen 100 Dukaten, bekomme."

Dem Zeitungsschreiben macht ein Ministerial-Decret im Kautzischen schwerfälligen Kanzleystyl ein Ende, und der Reisende übernimmt eine Theaterdirection, verunglückt in der Wahl des Stücks, und findet, mit Gunst einer Kaiserl. Prinzessin einen Platz bei der Staatsverwaltung. Er beweist in einem Aufsatze, daß eine gewisse Poesie in jeder Finanzregierung vorherrschen müsse. „Die Schuldenliquidation ist das verlorne Paradies; in den Rechnungen der Hofintendanzen findet man das Mädchen von Orleans u. s. w. In der Elegie haben die Gläubiger von Littera D. etwas gethan. Blos zur Satyre sey gar kein Stoff vorhan-

den.“ In Lebensgefahr gerieth unser Reisender als Gesetz-Erbbeamter, wegen seiner Gesetzsammlung, bestehend in 3333 Haupt- und 6666 Supplement-Foliobänden, weil der Reichs- und Landtag einen Antheil an der Gesetzgewalt behauptete. Dieser bestand nicht nur aus einem Ober- und Unterhause, sondern auch aus einem Hinterhause, in welchem sich die Herrn Minister und Staatsräthe mit ihren Genossen aufhielten. Im Oberhaus saßen alle, die wie die Majora ohne eine eigne Meinung stimmten; sie hießen daher vorzugsweise Majoratsherren. Wer eifern, poltern, predigen mochte, ließ sich ein Billet in's Unterhaus geben; doch war, wie sonst bei der Kaiserl. Königl. Thierhatze in Wien, die Vorsicht getroffen, daß, wenn es andem war, daß der Fuchs zu arg gebissen werden könnte, der Hatzmeister die Thiere wieder in ihren Stall brachte. —

Die Gunst der Prinzessin verwandelte die Todesstrafe des unglücklichen Gesetzsammlers in Deportation, und damit schließt dieses zweite Reiseheft.

Geschichte.

In Rußland wird seit einigen Jahren diese Wissenschaft mit besonderm Eifer betrieben. Daß von Karamsin's Geschichte Rußland's die ersten acht Bände würklich erschienen sind, ist schon neulich berichtet worden. Der Professor Kaidanow hat die Grundzüge der Universalhistorie geschrieben, und der Professor Orlow ein Wundereiches Werk, betittelt: Begebenheiten in der Kirche und im Vaterlande. Die Annalen der Moscauischen Societät für Geschichte und russische Alterthümer enthalten wichtige Materialien für die russische Geschichte, zu welcher der, zu früh der gelehrten Welt entrissene, Academiker Lehrberg einen der wichtigsten Beiträge geliefert hat. Auch von den historischen Schriften des verdienstvollen Professors Ewers in Dorpat ist in diesen Blättern bereits die Rede gewesen. Strejew hat einen Versuch über die Mythologie der russischen Slaven geschrieben. Die Briefe eines russischen Officiers, welche interessante Notizen zu der Geschichte der Jahre 1812 bis 1814 liefern, sind von Fedor Glinka. Hierher gehören auch noch Swinjin's Beschreibung von Petersburg, mit artigen Kupfern verziert; des Capitain Golownin Werk über Japan, und des Verfassers Befreiung durch den Capitain Rickord, zwei Werke, die zu den wichtigsten Erscheinungen gehören, weil sie über Japan und dessen Bewohner ein durchaus neues und sehr günstiges Licht verbreiten. Endlich dürfen wir auch des Bayrischen Gesandten, de Bray, critischen Versuch über die Liefländische Geschichte, (in französischer Sprache), hier nicht unberührt lassen, nicht allein weil ein Mann von Geist in diesem Werke sich ausspricht, sondern auch weil er der Erste ist, der sich jener handschriftlichen Schätze aus dem geheimen Archiv zu Königsberg bedient hat, welche im Jahr 1805 von Kotzebue bey Ausarbeitung seiner Preußischen Geschichte aufgefunden, und nachher durch den damaligen Pastor, nachmaligen Archivar Hennig für die Liefländische Ritterschaft copirt wurden. Nur gegen Luther ist Herr de Bray mehr als ungerecht, indem er die längst widerlegte Sage wiederhohlt, daß Luther blos darum gegen den Ablaß gepredigt habe, weil sein Orden es nicht war, der ihn verkaufte. Eben so wenig hätte der Verfasser sich über den schnellen Uebergang Liefflands zu Luthers Lehre wundern sollen, da es Wahrheiten giebt, welche einzusehen man keine großen Kenntnisse oder Philosophie bedarf, und solche Wahrheiten sind die, welche die Bibel lehrt. Aber der Verfasser schreibt nicht unbefangen, sobald er vom Catholicismus spricht, der, nach seiner Meynung, von allen verwirrenden Zweifeln befreit; oder von der Reformation, die durch blosses Interesse beider Partheien in Lief- und Ehstland befördert worden seyn soll. Die Voreltern der Bürger von Riga und Reval haben es fürwahr nicht verdient, daß ihre Asche so unsanft berührt werde. —

Als der Geschichte angehörig, dürfen wir ohne Zweifel auch die Parlaments-Reden von Fox betrachten, die Wright in 6 Bänden heraus gegeben hat. Freylich sind die Ueberlieferungen der Geschwindschreiber wohl die einzigen Quellen, aus welchen jene Reden geschöpft sind; denn da im Parlament niemand etwas ablesen darf, sondern Jedermann aus dem Stegreife reden muß, so kann auch nicht einmal ein kurzer Entwurf, der etwa vorher zu Hause aufgesetzt worden, nachher zum Leitfaden dienen, denn wie vieles ändert nicht die augenblickliche Eingebung. Die Geschwindschreiber aber sind dem Irrthum unterworfen, und ungleich an Fertigkeit; die Zeitungen haben Parthey genommen, ziehen zusammen oder verbreiten sich nach Gunst oder Ungunst. Wollten die Redner selbst nachher was sie gesprochen aufzeichnen, so könnten sie leicht dieß oder jenes mehr herausheben oder verwischen; daher ist und bleibt die

Quelle trübe, aus welcher die Nachwelt schöpfen muß, und es ist noch zu verwundern, daß die Parlaments-Glieder so selten gegen das protestiren, was die Zeitungen ihnen in den Mund legen. Alles das gesteht auch Lord Erskine in einem Schreiben an den Herausgeber, meint aber doch, daß der gewaltige Fox in diesen Reden wohl zu erkennen sey. Die Zeit des nordamerikanischen Krieges war wohl Fox's glänzendste Epoche. 1782 siegte die Opposition, Lord North dankte ab, Fox und Burke kamen an das Ruder, aber Amerika war bereits unwiderbringlich verlohren. Hätte man früher der Opposition und den billigen Forderungen der Amerikaner Gehör gegeben, so wäre die Trennung nicht erfolgt, deren Folgen, bei dem ungemeinen Emporstreben dieses neuen Staates, für England und Europa und das gesammte Amerika nicht zu berechnen sind. —.

Ceylon.

Bertolacci, ein Corse, der mit den Engländern aus seinem Vaterlande weg ging, als sie solches in der Revolutions-Zeit zum letztenmale verließen, wurde auf der Insel Ceylon bey dem Abgabe-Wesen angestellt, verweilte daselbst 16 Jahre, sammelte treffliche Kenntnisse, und hat nun in englischer Sprache eine Uebersicht von Ceylon in Hinsicht auf Ackerbau, Handel und Finanzen heraus gegeben; ein wichtiges Werk, da diese Insel, durch ihre Lage gegen Ostindien, für England als Waffenplatz und Stapelland von hohem Werthe ist. — Auch in Ceylon finden sich viele Spuren, aus welchen man auf eine große Bevölkerung, auf einen hohen Grad der Cultur, auf den blühendsten Zustand des Landes in den entferntesten Zeiten schließen kann. Es giebt da Ruinen einer sehr großen Stadt, die wenigstens schon seit 600 Jahren wüste liegt. In der Nähe derselben hatte die Kunst einen Riesenteich von 16 bis 18 Meilen im Umfange geschaffen, aus welchem die Reisfelder bewässert wurden. Es giebt aus frühern Zeiten ungeheure Bauwerke, unter andern einen Tempel, von Steinen ohne Mörtel. Noch älter mögen die Ruinen seyn, die mit Characteren bezeichnet sind, die jetzt Niemand mehr kennt und versteht. In deren Zeitalter gehört der Staunen erregende See von Candely. Er hat 15 Meilen im Umfange, und ist mit einer Mauer umgeben von Steinen, die 12 bis 14 Fuß lang, verhältnißmäßig breit und dick und so meisterlich zusammengefügt sind, daß sie einen Damm von unermeßlicher Stärke ausmachen, wovon ein Theil, der zwei Berge verbindet, unten 150 (!) und oben 30 Fuß stark ist. Wie groß muß für solche Werke die Bevölkerung, wie cultivirt müssen die Menschen, wie mächtig die Regierung, was für ein Gemeingeist muß in der Nation gewesen seyn! Noch jetzt haben wir in Europa kein einziges solches Werk, und werden sicher auch keines bekommen. — Mitten in einem Walde stößt man auf die Ruinen einer Pagode, die 1/4 Meile im Umfange gehabt hat, und der Sage nach, vor vielen tausend Jahren zu Ehren der Todten von 10 Ellen hohen Riesen aufgeführt seyn soll. Der Riesenteich und die Ruinen jener großen Stadt liegen jetzt gerade in dem unfruchtbarsten Theile der Insel. Der Verfasser glaubt, hier müsse, vor Erfindung des Compasses, der Waaren-Stapelplatz für halb Asien gewesen seyn. Nach dieser Erfindung habe die Schiffahrt andere Wege genommen, und die große Stadt sich nicht mehr erhalten können. — Es sollen noch jetzt 1,1/2 Millionen Menschen in Ceylon gezählt werden. Vormals richteten die Menschenpocken große Verwüstungen unter ihnen an, aber schon im Jahr 1802 führten die Engländer die Schutzpocken unter ihnen ein, und impften in 10 Jahren über 221000 Menschen, weshalb nunmehr ein schnelles Steigen der Bevölkerung zu erwarten ist. —

Bemerkung.

Das Oppositionsblatt No. 133 ist so gerecht gewesen einzugestehen, daß ich den Artikel über Weimar, welchen geschrieben zu haben es mich beschuldigte, nicht geschrieben habe; ja, es versichert sogar, es habe mich dessen gar nicht beschuldigt. (!) Damit bin ich zufrieden und habe nichts weiter darüber zu sagen, zumal da ich den Ton dieses Blattes nie nachahmen werde. Vielleicht hat auch der Herr Redacteur die Güte, sich künftig mit meinen Privatbriefen nicht mehr zu befassen, da solches doch wirklich unter rechtlichen Leuten nicht gebräuchlich ist.

Ich würde mir auch diese kurze Anzeige erspart haben, wenn ich nicht für nöthig erachtet hätte, an das Publicum Ein-für Allemal die Bitte gelangen zu lassen, bei allem was das O. B. etwa künftig noch in seinem gewöhnlichen Tone gegen mich schreiben möchte, den Umstand nicht aus den Augen zu verlieren, daß die unangenehme, zu Leipzig rechtlich entschiedene Bülletins-Sache und alle deren Folgen, mir unschuldigerweise die Feindschaft der Herren Herausgeber jener Zeitung, (die zugleich Herausgeber der Nemesis sind) wie auch der übrigen, in die Sache verwickelten, Gelehrten zugezogen hat, wornach denn wohl der Werth ihrer Angriffe zu beurtheilen, und ich der Mühe überhoben seyn möchte, ferner darauf zu antworten.

Kotzebue.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 10. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Die Stimme des Zeitgeistes an das deutsche Volk.

Schon wieder ein Schriftsteller, der sich berufen glaubt, seine eigene Stimme als die Stimme des Zeitgeistes zu verkünden. In dem Vorwort zu diesem Büchlein versichert der Verfasser, „unser Zeitalter habe den erhabenen Beruf erhalten, das Loos der Nachwelt auf Jahrhunderte hinaus festzustellen, und den Grund zu der Vervollkommnung der Menschheit zu legen; weshalb uns von Gott ein Fingerzeig in den riesenhaften Begebenheiten unserer Tage gegeben worden. Es habe auch anfangs geschienen, als ob wir's begriffen hätten, aber die schöne Flamme sey nur zu bald verglommen u. s. w."

Es ist doch eine drollige Eitelkeit der Menschen, daß sie immer das für das Schönste oder Wichtigste halten, was sie eben besitzen. Sogar diejenige Zeit, in deren Besitz das jetzt lebende Geschlecht ist, soll von Gott eine höhere Bestimmung erhalten haben, als die Zeit unserer armseligen Väter. Mit andern Worten: Wir sind besser, klüger, von Gott ausgezeichneter als unsere Väter, denn die Zeit an und für sich ist gar nichts; wir machen die Zeit, und so oft folglich von Zeit und Zeitgeist die Rede ist, heißt das weiter nichts als: wir jetzt Sprechende, wir meinen dieß oder jenes, wir handeln so oder so, und begehren, daß Jedermann so spreche, meine und handle. Damit es aber nicht klingen möge, als ob wir gewaltig eitel wären, so lassen wir das Wir weg, und setzen statt dessen: Zeitgeist. Im Grunde denken wir aber nichts anders dabei, als unsere eigene Meinung; jemehr es uns gelingt, diese auszubreiten, je lauter kakeln wir vom Zeitgeist; bis Einmal Einer kömmt, der uns an Kraft der Rede und Schrift überlegen ist, und der folglich seine Meinung an die Stelle der unsrigen setzt, wodurch dann alsobald ein neuer Zeitgeist entsteht. Es hat folglich mit dem lieben Zeitgeist dieselbe Bewandniß, die es mit allen andern Systemen hat. Wolff und Leibnitz wurden von Kant verdrängt, Kant von Fichte, Fichte von Schelling u. s. w.; aber so lange ein System am Brete ist, so lange schwören die Jünger desselben Stein und Bein, es sey das einzig Wahre und werde ewig das einzig Wahre bleiben. — Gott soll uns Zwergen einen Fingerzeig in riesenhaften Begebenheiten ertheilt haben! — Als ob solche Begebenheiten nicht schon tausendmal in der Welt vorgefallen wären? — Wir Zwerge sollen das Loos der Nachwelt bestimmen! — Welche Gotteslästerliche Eitelkeit! — Wir Zwerge sollen den Grund zu Vervollkommnung der Menschheit legen! — Dazu würde erforderlich seyn, daß wir selbst schon eine gewisse höhere Stufe der Vollkommenheit erklimmt hätten, wovon uns aber nichts bewußt ist; vielmehr sagt der Verfasser: „Die schöne Flamme des heiligen Gefühls, die uns in jenen Tagen des Ruhmes begeisterte, sey verglommen, und die alte starre Selbstsucht bemeistere sich unser wieder, die so lange die Ursache unsers Unglücks und unserer Schmach gewesen." — Ganz und gar nicht. Als Napoleon auftrat, waren wir um nichts starrer und um nichts selbstsüchtiger, als die Menschen immer gewesen sind und ewig seyn werden; allein dieser Eroberer war uns am Geiste, Willenskraft und moralischer Verderbtheit überlegen, und dadurch schmiedete er uns in Ketten. Diese Ketten drückten schwer, und darum schüttelten wir sie ab, sobald wir konnten, ohne an irgend etwas anders zu denken, oder irgend etwas anders zu wollen, als Befreiung vom fremden Joche. Man möge das immerhin ein „schönes heiliges Gefühl" nennen; es könnte auch wohl natürlicher Instinkt des Menschen heißen. Nun sind die Ketten gebrochen, folglich muß ja wohl „das schöne heilige Gefühl" nachlassen; der Gegendruck hört auf, wenn der Druck aufhört. Man fängt wieder an der Ruhe zu genießen, und das nennt der Verfasser eine starre Selbstsucht. Ihm ist es nicht genug, daß die Kanonen schweigen; irgend etwas muß brüllen, und, wenn nichts anders da ist, so setzt er selber das Sprachrohr an den Mund, und ruft in die vier Winde: „Ihr Völker horcht! der Zeitgeist redet! ich bin sein Stimmführer!" — O wie wird die Nachwelt über unsere Eitelkeit spotten!

Er sagt auch, unser Zeitalter litte an Characterlosigkeit. Er nenne uns doch ein Zeitalter, wo die Menschen mehr Character gezeigt hätten, als in unsern Tagen? — Vor vier oder fünf Jahren wurde die Characterstärke der Deutschen bis in den Himmel erhoben; nun sollen sie

auf einmal wieder characterlos seyn. Das geht so zu: Damals wollten die Schriftsteller noch weiter nichts, als Befreiung vom Joche, und da schien ihnen der Character der muthig kämpfenden Deutschen aller Ehren werth. Jetzt aber wollen die Schriftsteller eine Rolle im Staate spielen, und, da die Deutschen das Schwert nicht ziehen, um ihre Schriftsteller mit Gewalt um den Thron zu stellen, so sind sie characterlos.

Der Verfasser behauptet ferner: die Schuld des traurigen Rückschrittes (von dem wir nichts gewahr werden), sey mehr noch denen zuzumessen, die, um eigennützige Pläne auf Kosten des Ganzen durchzusetzen, das Volk von der rechten Bahn abzulenken suchen. — Uns dünkt, der Verdacht des Eigennutzes treffe eher diejenigen, die durchaus das Neue wollen; denn bei dem Neuen läßt sich gewinnen, bei dem Alten nicht. — Indessen wird doch auch gutmüthig zugestanden, daß manche nur aus Irrthum irren — (es versteht sich, daß der Verfasser nicht irren kann). — „daß aber auch der Irrthum zu Mißgriffen verleite, die mit dem Zeitgeist in Widerspruch stehen, der jedes Anstreben gegen seinen Willen unerbittlich straft, und das zermalmt, was seinem Wirken verhindernd in den Weg tritt." —

Wir haben schon gesehen, daß der Zeitgeist nichts anders ist, als die Meinung der Mehrzahl — nicht der Menschen überhaupt, sondern der Sprechenden und Schreibenden; wenn folglich — wie es bis jetzt das Ansehn hat — die nicht Sprechenden und nicht Schreibenden sich an jene Meinung nicht kehren, so wird sie auch Niemanden zermalmen. Denn es giebt einen lauten und einen stillen Zeitgeist; in jenem wohnt die Speculation, in diesem die Erfahrung. Da es nun glücklicherweise zu jeder Zeit mehr Menschen giebt, die sich an die Erfahrung halten, als solche, die sich von der Speculation wächserne Flügel ansetzen lassen, so hat es auch mit dem Zermalmen nichts zu bedeuten; im Gegentheil, der sogenannte Zeitgeist kann froh seyn, wenn er nicht plötzlich einmal zermalmt wird, denn er ist, auf das gelindeste ausgedrückt, ein sehr unruhiger Geist. —

Der erste Aufsatz des Verfassers betrifft die Frauen-Vereine, deren Errichtung aus dem Tugend-Bunde entsprungen seyn soll. Die Frauenvereine sollen auch ihre Schattenseite haben, da die Weiber, aus guten Gründen, vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, auf Häuslichkeit beschränkt seyn sollten. Die feinen Handarbeiten, welche zum Besten der Frauenvereine verkauft werden, solle der Staat verbieten, wenn er seinen Bürgern gesunde Gattinnen erhalten wolle; denn, nach dem Zeugniß der Aerzte, verursachen jene Arbeiten Nervenschwäche und schaden den Augen. Ferner würden um ihrentwillen auch die häuslichen Geschäfte vernachläßigt, denn, da sie von einem großen Publikum beurtheilt würden, so setze jede Frau oder Jungfrau eine Ehre darein, sie recht sauber zu verfertigen, und dazu gehöre viel Zeit. Eitelkeit, Hochmuth, Neid, und alle kleinlichen, „in den Herzen der Frauenzimmer nur zu leicht wurzelnden Leidenschaften" (?) würden durch die Ausstellung von dergleichen Kunstsachen aufgeregt; verheirathete Männer könnten leicht eifersüchtig werden, wenn sie die Arbeiten ihrer Gattinnen in den Händen, oder gar auf dem Leibe anderer sähen; (!) auch gebe es Gelegenheit zu Liebeleien, wenn Jungfrauen ihr Handwerk zu Kauf stellten; (!) dadurch werde auch solchen Personen ihr Brod genommen, die sich von Nadelarbeiten ernähren, und dem Verfasser sey ein Beyspiel bekannt, wo die verwaiste Tochter eines vornehmen Beamten, der ihr Unterhalt auf diese Weise entzogen worden, im wörtlichen Sinne den Hungertod gestorben. (!) Durch die Bitten an das Publikum um Beiträge, u. s. w. würden die bestehenden Armen-Anstalten um ihre Einnahme gebracht, und feste Beiträge der Mitglieder verleiteten manchen, über seine Kräfte beizusteuern. — Weit nachtheiliger, als alles dieses, sey die Verschlimmerung des weiblichen Charakters, die eine Folge der Frauen-Vereine sey; denn alle Weiblichkeit gehe durch diese unnatürliche Wirksamkeit verloren. (!) „Welch ein Spielraum für Herrschsucht und Eitelkeit! Welch ein weites Feld für Neid, Streitsucht, Neugierde, Hochmuth, Eitelkeit u. s. w." — „Wie entwürdigen wir unsere Landesbehörden! Wie setzen wir unser Geschlecht selbst herab, wenn wir, ohne Dazwischenkunft der Weiber, unsere Nothleidenden nicht verpflegen können." — „Die Weiber haben für das Große, Umfassende, Allgemeine keinen Sinn: sie sind nur für das Kleine, Beschränkte, Einzelne." — „Die Unterstützung der Hülfsbedürftigen einer ganzen Stadt ist kein Geschäft für Frauen, da hiebei nach einem vielumfassenden Plane verfahren werden muß. Entweder stehen Männer hinter dem Vorhange und leiten das Ganze, in welchem Falle die Rolle der Frauen eben nicht glänzend ist, oder sie sind sich selbst überlassen, und dann entsteht heillose Verwirrung." (?) —

Auch auf die Gesellschaft im Allgemeinen sollen die Frauenvereine nachtheilig wirken, indem sie an-

beitsfähige Arme träge machen durch zuvorkommende Unterstützung; indem sie die Gefühle der Menschheit und Wohlthätigkeit in den Herzen der wohlhabenden Classe ertödten, wenigstens seltener machen,(!) durch die Oeffentlichkeit und das zur Schau tragen u. s. w. — Es soll auch Frauenvereine geben, die noch andere Zwecke haben, als da sind: Verbreitung deutschen Sinnes und deutscher Sitte — (wo der Verfasser die altdeutsche Kleidertracht sehr lächerlich findet, und meint: einem Volke durch veränderte Kleidertracht einen bessern Sinn einflößen wollen, sey um nichts klüger, als wenn Jemand sein baufälliges Haus durch einen neuen Anstrich haltbarer zu machen vermeine.) — Beförderung des deutschen Kunstfleißes, durch die sorgfältig übernommene Verbindlichkeit, keine englischen Zeuge zu tragen. (Der Verfasser meint, wenn die deutschen Waaren theurer und schlechter wären, so wäre das ein unnützes Opfer; wären sie aber wohlfeiler und eben so gut als die englischen, so würde jede wirthschaftliche Hausfrau ohnehin nur deutsche Waaren kaufen.) — Verbesserung der Sittlichkeit der Dienstboten. — (Die Hausfrauen sollten nur mit gutem Beispiel selbst vorgehen, denn gewöhnlich nehme das Gesinde sich die Herrschaft zum Muster.) Verbesserung der häuslichen Erziehung der Kinder. (Hier sollten die Frauen blos ausführen, was die reifere Vernunft der Männer geprüft und als zweckmäßig befunden hat. Vor allen Dingen müßten die Frauen manchem Vorurtheil entsagen und sich zu manchen kleinen Entbehrungen entschließen; daran sey aber in unserm Zeitalter schwerlich zu denken, und am wenigsten könnten Frauenvereine ein Mittel dazu seyn.) —

So sehr wir auch überzeugt sind, daß der Verfasser vieles übertrieben, und das Kind mit dem Bade verschüttet hat, so ist doch auch viel Wahres in seinen Bemerkungen, und ganz wahr scheinen uns am Schlusse der Abhandlung folgende Apostrophen:

„Denkt an jene Zeit zurück, Ihr Deutschen! konnte man von Euch wohl sagen, Ihr verdientet frey zu seyn? Nicht in stummer Trauer, nicht mit schweigendem Unmuth trugt Ihr Eure Bande, nicht etwa mit ruhiger Ergebung littet Ihr still, was Ihr nicht ändern konntet; nein, mit Blumen umwandet Ihr Eure Ketten, warft Euch in den Staub vor Euren Unterdrückern, wetteifertet um ihren Beifall, buhltet um Ihre Gunst, stürztet Euch in einen Strudel von Genüssen und befandet Euch ganz wohl in Eurer Schmach. Hat nicht während jener Zeit sich die Masse Eurer Genüsse verdoppelt? Waren Euch nicht Eure Ueberwinder lieb geworden? waren sie Euch nicht in Euren Gesellschaften willkommen? nanntet Ihr sie nicht herrliche, liebenswürdige Menschen, und wart Ihr nicht bemüht, ihnen die ausgedehnteste Gastfreyheit angedeihen zu lassen, mehr als sie erwarten oder verlangen konnten? Sind nicht alle deutsche Schriften aus den Jahren von 1805 bis 1812 voll des ekelhaftesten Lobes, voll der niedrigsten Schmeicheleien der großen Nation und ihres Beherrschers? und fanden sie nicht Absatz, laset Ihr sie nicht gern? welches doch wohl nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn Ihr die darinn ausgedrückten Gesinnungen nicht gebilligt hättet. Die Freudenfeste, die wegen der Siege veranstaltet wurden, welche der Mann der frechen Willkühr über die Fürsten erfocht, die, um ihr Recht und ihre Ehre zu vertheidigen, zu den Waffen gegriffen hatten, feyertet Ihr mit dem frohesten Herzen, mit dem lautesten Jubel; in Euren Sälen drehten sich deutsche Frauen mit Euren Zwingherren in wilden Tänzen bachantisch herum; deutsche Sitte, deutsche Zucht wurde von Euch selbst zum Gespötte gemacht, und der regste Wetteifer, wer es dem Andern in Nachahmung fränkischer Art und Weise zuvor thun konnte, war allgemein." —

„Nach allem diesen soll nun unser Sinn sich so schnell geändert, unser Character ohne alle Stufenfolge sich so plötzlich von Schwäche in Selbstständigkeit gewandelt haben, daß wir alle nun von rechter, reiner Deutschheit beseelt sind und alles Unwürdige, Fremde, Unmännliche aus tiefster Seele hassen? Ohne Zauberei ist dieses wohl nicht gut möglich." —

„Nicht, was dem Ganzen frommt, ist das Ziel nach dem wir streben, sondern jeder sorgt für sich, und hat nur den Vortheil seines Standes im Auge, wenn er von dem Wohl des Allgemeinen spricht. Die Gewalthaber wollen nicht ein Titelchen ihrer Hoheitsrechte aufgeben, der Adel will seine Privilegien hergestellt sehen, die Geistlichkeit begehrt die ihr entrissenen Schätze zurück, der Bürger will dem Landmann den größten Theil der Lasten zuwälzen, der Landmann fordert die stärkere Belastung des Bürgers, die Stände ihre alten Vorrechte, die Staatsdiener größere Unumschränktheit. Wie das Alles zusammen passe, und wie es mit dem allgemeinen Ziele, dem kräftigen Fortbestehen des Volkes, zu vereinbaren sey, darum kümmert sich Niemand, wenn nur für das liebe Ich gesorgt, wenn nur die Persönlichkeit geborgen ist. Dabei suchen

aber alle den Schein zu behaupten, als wenn es ihnen nur allein um das Recht zu thun sey, und nehmen bald Fürsten, bald Volksrechte zum Vorwande, um ihre Absichten durchzusetzen, und ihre Gegner in den Verdacht des übeln Willens zu bringen."

„Doch auch diejenigen, welche gerade nichts für einen Stand oder eine Kaste auszufechten hatten, mußten ja ihre Deutschheit beweisen, und in Ermangelung etwas anderm, hielten sie das Schimpfen auf die Ausländer für einen gültigen Beweis ihrer Volksthümlichkeit. Da dieses allein nicht die gehörige Würkung machen wollte, so wurde es mit der altdeutschen Kleidung versucht; allein auch dabei entsprach der Erfolg nicht der Erwartung. Nun fing man es mit der Sprachreinigung an und da gehet es schon besser." —

„Der eine wühlt in der Polterkammer des Mittelalters herum, um die veralteten Formen der Vorzeit hervorzusuchen und uns darein zu zwängen; der andere will durchaus alle Glaubenspartheyen in den Schoos der Kirche zurückführen, und ladet ohne Rücksicht auf Denkart, Sitte und Handlungsweise alle Religionssekten zur Vereinigung ein; der eine findet die Möglichkeit unsers Heils nur in der unumschränkten Gewalt der Fürsten, der andere in einem, nach der Art der Britten, eingerichteten Parlament; jetzt will man Deutschland in eine Republik, dann wieder in ein souveraines Kaiserthum verwandeln. Hier will man Adelsketten, dort eine Prälatenbank; in Osten verlangt man ein Douanensystem, in Westen Handelsfreyheit; bald wünscht man die Grundsteuer, bald die Kopfsteuer; mit einem Wort, es herrscht der widrigste Kampf von Meinungen, von Personen aufgeregt und unterhalten, die unter dem Vorwande der Vaterlandsliebe und des Volkswohls nur ihre persönlichen Absichten befördern wollen, und jeder nimmt Parthey, nicht aus Ueberzeugung, sondern von blinder Leidenschaftsliebe geleitet. — Aus diesen Thatsachen ergiebt sich eine unserm Volke beiwohnende Selbstsucht, die bei weitem noch die unserer westlichen Nachbaren übertrifft, und die bei uns von unendlich größern Folgen seyn muß, als bei jenen, deren leichter, heiterer Sinn, der einen Zug ihres Characters ausmacht, der uns abgeht, wenigstens zum Theil die übeln Wirkungen aufhebt, die jene hassenswerthe Eigenschaft hervorbringt."

„Wir wollen jetzt schon im Besitze jeder Tugend, mit jeder guten Eigenschaft begabt seyn; bauen uns selbst unsere Ehrentempel, und zünden auf selbst errichteten Altären dem Götzen unserer Eigenliebe Weihrauch an, wovon der Dampf unsere Sinne benebelt und unsere Gebrechen uns verhüllt. Alle die unzähligen Laster und Thorheiten, die gewöhnlich von der Selbstsucht erzeugt werden oder in ihrem Gefolge sind, als Hochmuth, Eitelkeit, Genußliebe, Fröhnung jeder Art von Sinnlichkeit, Fühllosigkeit, schmutziger Wucher u. s. w. sind auch bei uns herrschend, und nehmen, wie der Augenschein lehrt, täglich zu. Vergebens will man den Mangel der Sittlichkeit durch die Formen des Anstandes ersetzen, umsonst ist man bemüht, unser erstorbenes Gefühl durch religiöse Zeremonien zu beleben; es wird dadurch nichts mehr bewirkt, als ein höherer Grad von Verstellung, eine kalte, heuchlerische Frömmelei, und wir bleiben wie wir sind." — (Beschluß folgt.)

Die Franzosen in Portugal.

Ueber die Feldzüge der Franzosen in Portugal sind neuerlich mehrere Schriften erschienen, unter denen sich die von dem General-Lieutenant Baron von Thiébaut vorzüglich auszeichnet. Wir haben deshalb auch in der 32. Nummer des 1. Bandes dieses Lit. Wochenblatts mehrere Auszüge aus derselben mitgetheilt. Nun ist aber kürzlich von einem Ungenannten ein kleines Werkchen unter dem Titel: Neue Darstellung der Feldzüge der Franzosen in Portugal, herausgegeben worden, das eine scharfe Kritik der obigen Schrift enthält, und das Benehmen der Franzosen in Portugal in einem ganz andern Lichte zeigt. Wir würden den Vorwurf der Partheilichkeit zu verdienen glauben, wenn wir unsere Leser nicht auch mit dieser Widerlegung kürzlich bekannt machten. Der Verfasser behauptet, daß, obgleich der General von Th.. selbst eine bedeutende Rolle in diesen Feldzügen gespielt habe, so sey dennoch seine Beschreibung derselben nicht nur sehr unvollständig, sondern auch voll von unrichtigen und ganz entstellten Thatsachen, durch welche den Lesern der einzig wahre Gesichtspunct, woraus dieser unglückselige Krieg betrachtet werden müsse, ganz aus den Augen gerückt würde. Der erschlichene Ruhm, sagt der Verfasser, ist niemals dauerhaft; er glaubt daher durch eine der Wahrheit völlig treue Darstellung der Begebenheiten dem Ruhm der französischen Armeen ein weit unvergänglicheres Denkmal zu errichten! Er beschreibt hierauf ausführlich die mannichfaltigen, großen Fehler, die in militairischer Hinsicht sowohl von dem Ober-General, Junot, als von den Befehlshabern der einzelnen Corps in

Portugal begangen worden sind. Die wesentlichste Ursache von dem traurigen Ausgange dieses Krieges glaubt er jedoch in der empörenden Behandlung zu finden, die man sich gegen die Einwohner dieses unglücklichen Landes erlaubt hat, und in den Erpressungen, Mishandlungen und Herabwürdigungen aller Art, die in den Städten und den Dörfern gegen Vornehme und Geringe, gegen Militair- und Civil-Personen auf die grausamste Art verübt worden sind. Hierdurch wäre die Nation, die im Anfang den Franzosen keinesweges abgeneigt war, sondern sie gutmüthigerweise für ihre Befreier von dem Joche der Engländer hielt, im höchsten Grad gegen sie erbittert, und dahin gebracht worden, daß sie mit Rache kochendem Herzen öffentlich und heimlich gegen sie zu Felde zog. Es ist in der That kaum begreiflich, wie die Franzosen, denen an der Zuneigung und dem guten Willen des Portugiesischen Volkes so viel gelegen seyn mußte, dennoch Handlungen begehen konnten, die auch das kälteste phlegmatischste Volk entrüstet haben würden. Von den vielen Vorfällen dieser Art, die der Verfasser erzählt, wollen wir nur einen ausheben, weil er einen besonders wesentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung gehabt, und in seinen Folgen den Franzosen unendlich viel geschadet haben soll.

Eine Abtheilung französischer Soldaten, die mit ekelhaften Hautkrankheiten befallen waren, kam nach Caldas-da-Rainha, wo das Portugiesische Infanterie-Regiment de Porto in Garnison lag, und machte, bis sie einquartirt werden konnte, auf dem Platze vor dem Hospitale Halt. Hier kam einem französischen Soldaten der unglückliche Einfall, eine Portugiesin, die Frau eines Soldaten vom Regiment Porto, der eben gegenwärtig war, zu küssen; über welche Beschimpfung dieser aber so sehr aufgebracht wurde, daß er den Franzosen schlug. Der letztere setzte sich zur Wehr, und aus diesem Streit zwischen zwei Individuen entstand sehr bald eine allgemeine Schlägerei zwischen der ganzen Abtheilung von französischen Soldaten und den herzuströmenden Portugiesischen Soldaten vom Regiment Porto. Besonders schlug ein Cadet dieses Regiments, der sich durch eine außerordentliche körperliche Stärke auszeichnete, unbarmherzig unter den Franzosen herum. Sobald jedoch der Oberst des Regiments den Vorfall erfuhr, und zugleich auch, daß es unmöglich wäre die Streitenden auseinander zu bringen, so traf er das einzige Mittel, das ihm übrig war; er ließ nämlich den Generalmarsch schlagen, um sein Regiment zu versammeln. Dies glückte, und als alle seine Leute beisammen waren, so ließ er die Caserne zuschließen und keinen Mann mehr hinausgehen. Die französischen Soldaten wurden in das Hospital gebracht, und da nur zwei von ihnen leicht waren verwundet worden, so war von dem ganzen Vorfall bald nicht mehr die Rede.

Wer sollte nun nicht glauben, daß der Portugiesische Oberst wegen seines klugen Benehmens gelobt worden wäre? Allein keinesweges! Unglücklicherweise stattete der General Tomières, der in der Nähe von Caldas lag, auf das einseitige Anbringen der französischen Soldaten einige Tage nachher einen Rapport darüber an den Obergeneral ab, worin er behauptete, daß der Portugiesische Oberst den Generalmarsch aus keiner andern Absicht habe schlagen lassen, als um die sämmtlichen Franzosen zu ermorden; obgleich sein ganzes Betragen gerade das Gegentheil hiervon bewies. Der General Junot, der beständig die Furcht vor einer Sicilianischen Vesper im Kopfe hatte, ordnete sogleich eine genaue Untersuchung des Vorfalls an, und erklärte laut und öffentlich, daß die Sicherheit der Armee eine exemplarische Bestrafung erfordere. Der Cadet hatte das Glück, sich durch die Flucht zu retten, und sich auch so gut zu verbergen, daß während der Anwesenheit der Franzosen nichts mehr von ihm gehört wurde; dagegen wählte man aber sechs andere heraus, unter denen die meisten völlig unschuldig waren, und sich sogar bemüht hatten, die Streitenden auseinander zu bringen. Der General Loison bekam den traurigen Auftrag, das Urtheil zu vollziehen. Er kam an der Spitze einer starken Colonne nach Caldas, ließ das Portugiesische Regiment umringen, und einen Lieutenant von demselben, einen Tambour (nämlich denjenigen, der auf Befehl den Generalmarsch geschlagen hatte,) und vier Soldaten todtschießen. Hierauf wurde das ganze Regiment cassirt, und auf die schimpflichste Art entwaffnet; man spie den Soldaten ins Gesicht, gab ihnen Tritte von hinten, und rief ihnen einzeln zu: Pack dich, Schurke u. s. w.

Diese empörende Ungerechtigkeit wurde um so tiefer gefühlt, weil gerade dieses Regiment sich, in Amerika einen großen militairischen Ruhm erworben, und auch noch ganz neuerlich in Roussillon zu Gunsten der Franzosen mit ausgezeichneter, und anerkannter Tapferkeit gefochten hatte. Es war durch ganz Portugal Ein Geschrei des Unwillens und der Entrüstung über diese grausame und schändliche Handlung; sie hat mehr als alles übrige dem General Junot, dem, wie man bestimmt wußte, von allen Seiten her Gegenvorstellungen, aber verge-

bens, gemacht worden waren, und den Franzosen überhaupt in der öffentlichen Meinung geschadet. Die Soldaten dieses so schändlich mishandelten Regiments, die fast insgesammt aus den nördlichen Provinzen des Reichs waren, kehrten mit Wuth im Herzen in ihre Heimath zurück, forderten ihre Familien und Landsleute zur Rache auf, und gelobten ganz öffentlich, den erlittenen Schimpf den Franzosen blutig zu vergelten. Sie haben treulich Wort gehalten!

Durch diesen und eine Reihe ähnlicher, eben so schändlicher als unkluger Vorfälle wurden die Portugiesen in die erbittertsten Feinde der Franzosen, ihrer angeblichen Beschützer, verwandelt. Es trat bald eine förmliche Sprach-Verwirrung ein, und die Worte veränderten ganz ihre Bedeutung. Beschützen hieß im ganzen Reiche nichts mehr als Stehlen, Plündern, Mishandeln, Unterdrücken, und die Jungen auf den Straßen, wenn sie ihre Kammeraden prügelten, riefen aus: Ich beschütze dich!

Blut und Fanatismus.

(M. s. Marseille, Nimes et ses Environs en 1815. 2ième et dernière Partie. Paris 1818.)

Wenn die politische Zwietracht nach dem Blute der Feinde verlangt, so lechzet dagegen der Fanatismus nach Bürger- und Bruderblut; als ob der Leiden der Menschheit sonst nicht genug wären! Soll es aber einmal besser mit uns werden, so darf uns das empörte Gefühl nicht abhalten, schauderhafte Scenen der letztern Art wiederholt vor das Tribunal des aufgeklärten Publicums zu bringen, ihre Entstehung zu beleuchten, und ihrer Wirkung entgegen arbeiten zu helfen. Auch sind jene Vorgänge weit wichtiger als der Mord des Fualdes und eine Madame Manson, die uns so sehr beschäftigt. Der Verfasser obiger Schrift, der Advocat Charles Durand, hat die traurigen Ereignisse im südlichen Frankreich, die die Jahrbücher eines sich aufgeklärt dünkenden Zeitalters besudeln, schon in einer frühern Schrift beschrieben. In dem vor uns liegenden dritten Hefte erzählt er besonders die Unruhen des Departements du Gard. Der Verfasser schreibt als Augenzeuge und Kenner der Localität, als ein vorsichtiger und seiner Feder mächtiger Advocat, der die allezeit bereite Preß-Anklage des Kronadvocaten Herrn de Marchangy zu fürchten hat, und legitimirt sich in unsern Augen zur Genüge durch folgende Stelle: „Ich schreibe als Katholik zu Gunsten der Protestanten; ich führe die Sache derer, die in diesen Unruhen elend geworden sind, während ich nichts verlor. Ich handle ohne fremden Antrieb; nur das Interesse meines Landes leitet mich, und mein Verleger kann sagen, ob ich aus Speculation schreibe."

Jene Gegend des ehemaligen Languedoc und der Cevennen, schon in frühern Zeiten der Schauplatz blutiger Religionsauftritte, wird in der mittägigen und Morgengegend meistens von Katholiken, auf der Abend- und Mitternachtsseite von Protestanten bewohnt. Die Stadt Nimes hat Bewohner beider Religionen; die reichsten Kaufleute sind unter den Protestanten; die katholische Majorität ist in der Klasse der Handelsleute vom 2ten Rang und unter den Arbeitern. Es ist merkwürdig, daß die Protestanten seit dem Edict von 1787, und noch mehr seit der Anerkennung voller bürgerlicher Rechte unter Bonaparte, durch Einigkeit, Ausdauer, Industrie und unermüdliche Anstrengung dem Range der Reichsten unter den katholischen Eigenthümern sich gleich hoben, ja, eine Art von Uebergewicht erlangten. (Kein Wunder, da der überflüßige Ceremonien-, Heiligen- und Festtagsdienst, die Wallfahrten u. s. w. dem katholischen Fleiße Zeit, Lust und Hände rauben.) Hier mochte der Keim zu einer Eifersucht entstehen, der das Unkraut der Bedrückung hervortrieb, als nach Bonaparte's Sturz die Ultra's alles hofften, und die Protestanten aus Furcht bei seiner Rückkunft ihm zufielen. Diesen politischen Irrthum nun haben sie, nach seinem zweiten Sturze, theuer büßen müssen. Die Ultra's, denen die constitutionelle Charte ein Greuel ist, scheinen besonders in dem Departement du Gard jene Eifersucht benutzt zu haben, um den Fanatismus der unkundigen Menge zu entflammen. Es kam zu greuelvollen Handlungen der Rache gegen die Protestanten; man machte sie nieder, man zerstörte ihre Häuser oder zündete sie an; ja einige derselben wurden ganz gemächlich, Stein für Stein abgetragen, was wenigstens die Ohnmacht der Behörden, dem Unfug zu wehren, oder ihren schwachen Willen, schleunige Hülfe von der Regierung zu verlangen, beweist. Ein Gesang des Pöbels enthielt unter andern die Worte: „In dem Blute der Protestanten wollen wir unsere Hände waschen"! — „Die Bourbons, oder der Todt" — „Nieder mit den Unreinen!" hieß die Loosung. Der Verfasser führt viele namentliche Beyspiele an, um diejenigen zu beschämen, welche diese Sache der Regierung in einem verstellten Lichte zu zeigen bemüht gewesen sind, und eine ungeheuere Rache für eine bloße Reaction ausgegeben haben. Das Toben der Rache ist seitdem durch die Bemühung eines wachsamen Ministers

gehemmt worden; allein noch bestehen die Misbräuche, die dadurch hervorgebracht worden, die die nach der Verfassung den Protestanten gebührenden Rechte beschränken, und für die Ruhe der Zukunft wenig Sicherheit gewähren. Die Lage ist so, daß man Mörder und Mordbrenner kennt, und sie vor Gericht nicht zu verfolgen, keine Entschädigung zu fordern wagt. Welche Lage, wo Furcht vor Rache mehr vermag, als der Schild des Gesetzes! — Am merkwürdigsten hat uns folgende Beobachtung des Herrn Dürand geschienen. Er sagt nämlich: „Der Geist des katholischen Volks in Nimes habe mehr Galle als Hitze, mehr Grausamkeit als Zorn, mehr Freude als Verirrung bey diesen Reactionen verrathen."

So wirkt unter einem reinen Himmel in einem von der Natur beglückten und durch seine Industrie reichen Lande, der religiöse Fanatismus auf eine beklagenswürdige Volksmenge, welche für die Religion zu streiten glaubt, indem sie dem krassen Papismus und dem unchristlichen Ketzerhasse fröhnt. Was kann beklagenswerther seyn?

Wohlthätige Anstalten in Rußland.

Gleichwie man in einem schönen, wohlgepflanzten Garten nicht lustwandeln kann, ohne an den Gärtner zu denken, dessen Kunst, Fleiß und Liebe ihn schuf; so kann man in Rußland die mancherley trefflichen Anstalten der Wohlthätigkeit nicht sehen, bewundern und ihrer sich freuen, ohne sich dankbar ihrer Schöpferin zu erinnern, der großen Frau, die, obschon Mutter eines allgeliebten Kaisers, obschon Mutter und Großmutter so vieler von ihr gebildeten Fürsten und Fürstinnen, der frohen Hoffnung so mancher Staaten, es doch nicht verschmäht, auch Mutter der Armen zu seyn; denn wo wäre in dieser Hinsicht etwas Vollendetes in Rußland, wobei sie nicht thätig mitgewirkt hätte und immerfort mitwirkte?

„Wenn diese Frau nicht Kaiserin wäre," sagte einst ein entzückter Fremdling, der in einer ihrer Anstalten herumgeführt wurde, „ich würde sie lieben wie meine Mutter." — „Das darfst du, gab man ihm zur Antwort, denn du brauchst dazu weder Rang noch Titel, du brauchst nur arm zu seyn."

Bescheidenheit ist immer mit wahren Verdiensten gepaart, und darum wird von den zahllosen Wohlthaten, die Maria Feodorowna spendet, fast allzuwenig gesprochen, und darum müssen wir dem Herrn von Gouroff es doppelt Dank wissen, daß er uns ein Memoire über den jetzigen Zustand des Kaiserlichen Krankenhospitals zu Petersburg, nebst Nachrichten von der neuen Einrichtung der sogenannten barmherzigen Wittwen (in französischer Sprache) geliefert hat. Dieses Hospital ist freilich nur eine der vielen menschenfreundlichen Anstalten, welche die Kaiserin selbst leitet — wir wiederhohlen es: selbst leitet; nicht etwa nur den Namen dazu hergiebt, wie in andern Ländern wohl geschieht — es wäre daher sehr zu wünschen, daß auch die übrigen einen eben so genauen Beschreiber, als Herr v. Gouroff ist, finden möchten. Wenn eine Kaiserin jemals in den Fall kommen könnte, in dem jene edle Römerin sich befand, als eine Besuchende mit kostbarem Schmuck gegen sie prahlte, Maria Feodorowna, weit reicher als die Römerin, würde nicht allein mit eben dem edlen Stolze auf ihre Kinder, sondern zugleich auf die Tausende zeigen können, die eine wahrhafte Mutter in ihr verehren.

Da sie bemerkt hatte, daß die für die Armen bestimmten Hospitäler in Petersburg und Moscau nicht hinreichten, so gründete sie deren zwei neue in den beiden Residenzen. Das Petersburger, von welchem hier allein die Rede ist, kostete über 400000 Rubel zu erbauen, ist aber auch ein herrliches Gebäude, mit einem sehr großen Garten. 200 Kranke beiderlei Geschlechts (die Genesenden ungerechnet) finden Raum darinn. Alles was nur immer zur Gesundheit, Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Wartung dienen kann, ist bei diesem Bau mit dem menschenfreundlichsten Scharfsinn beobachtet. 26 hohe, lufftige Zimmer enthalten 242 Betten, von welchen doch nie mehr als etwa 220 besetzt sind; die übrigen können stets für solche Kranke abgesondert werden, die allein liegen müssen. Die höchste Zahl der Betten in einem Zimmer ist 15. Die sämmtlichen Krankenzimmer sind nicht durch Thüren mit einander verbunden, sondern durch dicke Mauern geschieden. Jeder Kranke genießt eines Raumes von 1606 englischen Kubikfuß, also über 900 Fuß mehr, als Sir Blane für nöthig hielt, da er im Parlament deshalb befragt wurde. Die Genesenden haben sogar 2401 Cubikfuß.

Nur solche Kranke werden aufgenommen, für welche es in der Stadt keine besondere Anstalt giebt. Sonst bedürfen sie keines andern Zeugnisses, als das ihrer Armuth. Sie werden bei ihrer Ankunft von dem Arzte untersucht, dann gereinigt oder gebadet, mit weißer Wäsche und zweckmäßiger Kleidung versehen und zu Bett gebracht. Nahme, Stand, Alter, Wohnung, Krankheit werden in ein Buch getragen, und zugleich auf eine Schiefertafel

geschrieben, über dem Bette aufgehängt. Was der Kranke mitgebracht, wird gereinigt, verzeichnet und verwahrt. Auf Befehl der Kaiserin wird die Inschrift auf der Schiefertafel in lateinischer Sprache abgefaßt, damit die Kranken, im Fall etwa ihr Zustand gefährlich wäre, es nicht erfahren. Diese zarte Vorsicht allein beweist schon, welch ein Herz hier waltet. Die Betten sind von Eisen, die Matratzen mit Pferdehaaren gestopft, Alles so sauber und rein, daß auch die Wohlhabendsten kaum besser es sich verschaffen könnten. Die Kost ist einfach aber gesund. Zwölf Aerzte besorgen die Kranken, und ihre Wartung ist zehn barmherzigen Wittwen anvertraut, Glieder eines Instituts, welches die Kaiserin erst kürzlich für die Krankenpflege gestiftet hat. Ursprünglich gehörten sie zu dem, gleichfalls vorlängst von der Kaiserin gestifteten Institut für arme Officierswittwen. Das Bedürfniß guter Krankenwärterinnen brachte die Monarchin vor vier Jahren auf den Gedanken, 24 solcher Wittwen von untadelicher Führung gewisse Vortheile anzubieten, wenn sie sorgfältig der Krankenpflege sich widmen wollten. Es fand sich deren bald eine hinreichende Anzahl.

Nun bleiben sie immer 8 Wochen im Hospitale und werden dann von Andern abgelöst. Sie werden von den Aerzten gehörig in der Krankenpflege unterrichtet, auch unter religiösen Ceremonien förmlich in Eyd und Pflicht genommen, und bestehen ein Probejahr. Sie tragen eine eigne Kleidung und ein goldnes Kreuz um den Hals, auf dessen einer Seite das Wort Barmherzigkeit, auf der andern die Worte: Trost den Leidenden, stehn. Eine Hauptabsicht der Kaiserin war, auf diese Weise auch Privathäusern den Vortheil zu gewähren, sich gute Krankenwärterinnen verschaffen zu können. Man braucht sich deshalb nur an den ersten Arzt des Hospitals zu wenden, der sogleich eine von denen schickt, die eben entbehrt werden können. Wer jemals erfahren hat, wie unendlich viel gute Pflege zur Genesung beiträgt, der kann leicht ermessen, wie oft und innig die Kaiserin auch in Privathäusern für diese Anstalt gesegnet wird.

Genesende werden gebadet, in einen andern Saal gebracht, mit nahrhafter Kost gestärkt, und ihnen der Spaziergang in den Garten geöffnet. Entläßt man sie völlig hergestellt, so bekommen sie alles zurück was sie mitgebracht, und noch einen Zehrpfennig, der sie vor Mangel schützt bis sie wieder Arbeit finden. Gestorbene werden sogleich entfernt, doch in besonders dazu bestimmten Zimmern mit seidenen Fäden an den Fingern unter Aufsicht gestellt, und nichts verabsäumt, um etwaigen Scheintodt zu entdecken. — Auch Kranke, die noch herumgehn können, dürfen täglich zu bestimmten Stunden bei den Aerzten des Hospitals Rath und Arzneyen hölen. Im Jahr 1816 stieg die Zahl solcher Kranken auf 29968. Die mittlere Zahl der würklich Aufgenommenen beläuft sich jährlich über 2000. Freilich ist das Verhältniß der Sterblichkeit wie 1 zu 4 1/2, allein man muß erwägen, daß fast nur schwere Kranke hinein kommen, da der gemeine Mann, der die treffliche Anstalt noch nicht kennt, sich nur in größter Gefahr entschließt, seine Zuflucht zum Hospital zu nehmen.

Zu den Zeiten des französischen Raubzuges wurden auch viele verwundete Officiere aufgenommen und geheilt, wozu der Kaiser und die kaiserliche Familie ansehnliche Summen beitrugen. Zum gewöhnlichen Unterhalte des Hauses sind bestimmt: die Zinsen eines Capitals von zwei Millionen; die Einkünfte eines Landhauses in Peterhof, welches die Kaiserin der Anstalt schenkte, und eine Sparbüchse für freiwillige Beiträge, die sich 1816 über 12000 Rubel beliefen. Auch wohlthätige Privatleute unterhalten daselbst einige Betten. Herr von Gouroff hat seinem Werke 9 Tabellen beigefügt, in welchen man über alles ausführliche Nachweisung findet.

Es heißt, die wohlthätige Monarchin würde in diesem Jahre eine Reise nach Deutschland machen; wenn jeder Segenswunsch, der in Rußland über sie ausgesprochen worden, sich in eine Blume verwandeln könnte, so würde sie von Petersburg bis Weimar, Stuttgart und Brüssel nur auf Blumen fahren.

Vorschlag.

Die Schreier unserer Zeit nennen alle diejenigen Obscuranten, die ihnen ihre Fackeln nicht abkaufen wollen, um sie, gleich ihnen, bachantisch über den Köpfen zu schwingen, sondern die lieber ganz still mit ihrem eignen Lichte, und wäre es auch nur ein Lämpchen, vorwärts schreiten, und auf diese Weise wenigstens das Nächste ziemlich deutlich sehen. Das Nächste ist aber gerade das, was jene Fackelschwinger vor lauter sprühenden Funken nicht sehen. Da sie aber dennoch fest überzeugt sind, daß das Feuermeer der Sonne blos geschaffen worden, damit sie allein das Licht mit Eimern herausschöpfen können, und daß der liebe Gott das Monopol des Lichtverkaufs ihnen allein verliehen hat; so schlagen wir, um ihre Höflichkeit zu erwidern, vor, sie künftig Licht-Pachter zu nennen, und werden gelegentlich sie immer mit diesem Namen bezeichnen.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. II. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Geschichte.

Der englische Nationalcharacter.

Von des General-Feldzeugmeisters von der Decken trefflichem Versuche über den englischen National-Character, zeigen wir die zweite, sehr vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage an, und begnügen uns, um die Aufmerksamkeit zu erregen, folgende Stellen auszuheben:

„Ein Gemälde möchte ich entwerfen vom Geiste eines der merkwürdigsten Völker, das jemals den Erdboden bewohnte. Ruhig von außen, im Innern stürmisch, wie das Element, das es beherrscht; durch die Lage seines Landes zum Frieden bestimmt und immer Kriege führend; im Besitze des größten Reichthums, verbunden mit großer Armuth, über das Gold und Silber der Welt gebietend, und keines aus eignen Mitteln besitzend; sich freyer als Griechen und Römer dünkend, ein Sclave seiner Gesetze, Sitten und Vorurtheile; über alles den Reichthum schätzend und doch wohlthätig und ehrlich; Egoist aus Grundsatz, menschenfreundlich aus Drang des Gefühls, sparsam aus Gewohnheit, verschwenderisch aus Laune; immer thätig und an Langeweile leidend; seinen Feinden nur bis zu einem gewissen Grade furchtbar, selbst unüberwindlich, und der Gefahr des Fallens nur durch die Last seines eignen Gewichts ausgesetzt; oft anscheinend am Rande des Abgrunds, und eben so schnell hoch oben auf dem Gipfel des Glücks."

„Es schadet den Engländern, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten selten mit dem Auslande bekannt ist, und häufig wichtige Ereignisse zu spät erfährt. Die Gesandten sind gewöhnlich der Staatsverhandlungskunst nicht kundig, und halten ihre Erlernung nicht der Mühe werth. Ein neuer Minister wechselt überdieß gewöhnlich die Gesandten. Bei alle dem gehen im Ganzen die auswärtigen Geschäfte gut; denn kommt es auf Schiffarth und Handel an, so bewegt alles eine Seele. Daß die Engländer den Alleinhandel besitzen, ist schon an sich ein Widerspruch, daß sie aber die Frachtfuhrleute und Mäkler von Europa sind, demselben eher vortheilhaft als nachtheilig, und der wichtigste Umstand von allen, daß die Reichthümer in den Händen der Engländer den übrigen Staaten weniger Gefahr drohen, als im Besitz einer großen Landmacht." —

„Englands Heerführer muß mehr auf die Minister zu Haus, mit denen er steigt und fällt, als auf den Feind sehen, und den größten Theil seiner Zeit mit Schreibereyen und Rechnungssachen verlieren. Die Unterbefehlshaber, wenn sie zu Haus höhere Verbindungen als Er haben, können ihm sehr gefährlich werden. Ehe er den Feind schlägt, muß er die Eifersüchtigen um sich her besiegen. Ein großer Feldherr hat diese Aufgabe gelöst, und die Nation ist militärisch geworden. Sie hat einen hohen Sinn für persönliche Tapferkeit, und der einzelne Engländer Vertrauen auf seine Kraft, welcher Lebensmittel, Erziehung, Spiele und Vergnügungen vortheilhaft sind. Er ist ein roher Sohn der Natur, weniger gebildet als der größte Theil der übrigen Europäer. Er hört überall vom Seewesen sprechen, und eben deswegen von Todesverachtung, woran er sich gewöhnt, und womit er die Aussicht auf reiche Beute verbindet."

„Der gesellschaftliche Verkehr der Engländer mit andern Völkern ist sehr beschränkt. Wechselheirathen gehören zu den Seltenheiten, und die Engländerin behält im Auslande ihre Sitten, die Ausländerin in England legt sie ab. Fremde Schriften werden wenig gelesen, und von allen Uebersetzungen haben Münchhausens Lügen das meiste Glück (in mehr als 20 Auflagen) gemacht." —

„Die Engländer, welche zum Vergnügen das Ausland besuchen, leben dort unter sich; nur durch die jungen Leute, welche dort erzogen worden, ist manches von den Sitten des festen Landes nach England übertragen. Die große Anzahl der Fremden, welche in England während des Kriegs einen Zufluchtsort fanden, haben keine Spur, als etwas mehr Verbreitung der französischen Sprache hinterlassen. Die kalte Aufnahme, die Kostbarkeit des Aufenthalts, und der Mangel von Vergnügungen verscheucht die Fremden, welche Vergnügungen suchen, schnell wieder; und der fremde Gewerbarbeiter, der Erwerb sucht, eilt gleichfalls mit dem ersten Sparpfennig zurück. So weit geht das Vorurtheil gegen Ausländer, daß man einen holländischen Mi-

meister zu haben klagte, als 1808 der Herzog von Portland, dessen Vorfahr mit Wilhelm von Oranien nach England kam, dazu ernannt ward." —

„Eine solche Beschränkung der ausübenden Gewalt wie in England, wird nur durch die äußere Sicherheit haltbar, die seine Insularlage gewährt."

„Das geringe Verhältniß, worin die jährlichen Verheirathungen zu der Volksclasse stehen, 1 zu 123 1/2, erklärt sich daraus, daß Jeder gut leben, und daß ein Drittel des ganzen Volks keine Handarbeiten verrichten will."

„Das Erwerben hat keine Grenzen, selbst auf Gefahr das Erworbene zu verlieren."

„Was man bekommen kann, das wird genommen, und wenn der Sohn des Lords sich nicht bedenkt, Abschreiber zu werden, so giebt es auch Beispiele, daß Frauen Forstaufseher geworden sind, weil ihre Männer als Parlamentglieder es nicht werden konnten."

„Damit sind auch die Erscheinungen verwandt, daß der reiche Handwerker Gesellschaften giebt, an denen die Großen des Reichs Theil nehmen, und daß er wohl selbst Herzog wird; daß der Oberkammerherr vielleicht eine Gewürzhandlung auf seine Rechnung treiben läßt, und daß Frauenzimmer von Stande in Heirathsabsicht nach Ostindien reisen."

„Dagegen sind die Engländerinnen gewöhnt, ihr Hauswesen in Ordnung und auf Reinlichkeit zu halten; viele bringen Jahre lang auf einsamem Landsitz zu, ohne auch nur den Wunsch nach Unterhaltung außer dem Hause zu äußern. Sie beschäftigen sich vorzugsweise mit der Erziehung ihrer Kinder, und ihr Putz unterscheidet sie kaum von dem Anzuge des Hausmädchens, das sich außer dem Hause zeigt. Man hat gewöhnlich nicht mehr Silberzeug, Hausgeräth, Betten, Linnenzeug, als man nothwendig bedarf, und eben so wenig Ueberfluß an Kleidung und Zimmern; aber alles muß geschmackvoll und insbesondere bequem seyn. Selbst bei Gastmahlen herrscht kein Aufwand von vielen Gerichten, aber alles ist kraftvoll zubereitet."

„Der lebende Künstler findet in London einen schlechten Marktplatz, und nicht leicht gelangt ein Engländer unter ihnen zur Meisterschaft. Eben so ist es in der einzigen öffentlichen Musikanstalt zu London Gesetz, daß nichts gegeben wird, was nicht 25 Jahr alt ist." —

„Der Ruf der Sonderbarkeit, worin die Engländer im Auslande stehen gründet sich eigentlich darauf, daß sie dort manches sich erlauben, und gegen gute Bezahlung gestattet finden, was sie zu Haus weder sich erlauben, noch gestattet finden würden. — Unter den Stürmen der Zeit stand England unerschütterlich; doch wird die Nation einst aufhören zu seyn, aber später, als alle gleichzeitige Völker, weil der Character der Britten sich auf physische und moralische Urprincipien stützt." —

Von Hannover sagt Herr von der Decken: es sey gleichgültig für England, ob es besessen oder verlohren werde. So wenig der größte Krieg sein Herz bedrohe, eben so wenig habe das feste Land von ihm zu fürchten. (Von seiner Kriegsmacht freilich wohl nicht, aber —)

Die Urgeschichte des Staats,

ein gelehrtes und sinnreiches Werk des Herrn Professor Hüllmann, ist schon dadurch höchst anziehend, daß es eine ganz neue Idee erfaßt hat, nämlich die: daß bei der ursprünglichen Einrichtung des Staats der Kalender zum Grunde liege. Der Verfasser beginnt mit der Deutung des Beinamens der Arkadier, Vormonder; Endymion nämlich berechnete zuerst die Umlaufe des Mondes. Früher rechnete man nach Fingern, daher wohl das griechische Fünfeln der älteste Ausdruck für Zählen ist. Das älteste Jahr, dessen Heimath wahrscheinlich Aegypten ist, bestand aus 300 Tagen. Anfänglich wurden blos drei Jahrszeiten unterschieden, die auflebende, die blühende und die absterbende. Wie nun die Grundzahlen 10 und 30 in die bürgerlichen Einrichtungen der Völker übergingen, muß man im Buche selbst nachlesen. — Im dritten Abschnitte, von Einrichtung der Gesellschaft nach dem Vorbilde des Familien-Wesens, leugnet der Verfasser, daß alle bürgerliche Herrschaft von der hausherrlichen Gewalt und der Fürstenwürde ausgegangen sey. Nicht Gewalt, sondern Verträge sollen den Staat geschaffen haben. Haus- und Familien-Götter verwandelten sich nach und nach in Stammes- und Volks-Götter. Die Ausübung der Regierungs-Gewalt lief nun im Kreise der verbundenen Stämme herum, bis endlich einzelne derselben, besonders priesterliche, auch einzelne Geschlechter, bald mit bald gegen den Willen der übrigen, zu Herrschern sich aufwarfen. — Das ganze sinnreiche Werk vergleicht die Göttingische gelehrte Zeitung mit einem künstlichen Mosaik aus lauter zerstreut gefundenen Steinen des hohen Alterthums; meint aber auch, es würde gegen die Geschichte streiten, wenn man jeder Gesellschaft den Vertrag zur Unterlage geben wollte. Nur von manchen Staaten

läßt sich behaupten, daß sie schon in den ältesten Zeiten Spuren von Verabredungen zeigen. —

Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, hat Heinrich Steffens in 2 Bänden mit besonderer Rücksicht auf Deutschland geschrieben. Er ist Einer von den glücklichen Schriftstellern, die, wenn sie die Augen zuthun, sehen was sie wollen. Er behauptet, daß die Zukunft nur aus der Vergangenheit gedeutet werden könne, daß die Hoffnung einer heitern Zukunft einzig auf Deutschland beruhe, und daß folglich die Kenntniß der Geschichte unseres Volkes von der höchsten Wichtigkeit und Bedeutung sey; denn Deutschland sey das Herz von Europa, (was vermuthlich am vielen Herzklopfen erkannt worden.) Die Geschichtliche Entwickelung der Deutschen sey bis auf diesen Tag dadurch ausgezeichnet, daß sie den tiefen Sinn des ursprünglichen Stammes vor allen andern in sich erhalten hätten, wie auch die Fähigkeit, sich, nach Art der Vorväter, fest und mannhaft zu gestalten, (leere Phrasen! diese Fähigkeit hat, unter gewissen Umständen, jedes Volk.) Die Idee persönlicher Ehre trete im deutschen Volks-Character besonders hervor. (Vor 1813 stand diese Idee doch ziemlich im Hintergrunde.) Das Mittelalter preißt er sophistisch; wir hingegen tragen die Spuren allgemeiner Erschlaffung, Stumpfheit und innerer Zersplitterung. Man sieht, daß seine Einbildungskraft nicht lebhaft genug war, ihn wirklich in's Mittelalter zu versetzen. — Die Franzosen sollen mit zierlicher Gewandtheit immer in der Gegenwart gelebt haben, ohne, wie die Engländer, schwermüthig durch die Vergangenheit, oder wie die Deutschen, mit Embryonen-mäßigem (?) Ungeschick durch die Zukunft bewegt zu werden. (Wer versteht das?) Der Welthandel, meint er, und die allgemeine europäische Wissenschaft würden zuletzt alle Scheidewände der Völker aufheben, und Alles in ein allgemeines, bedeutungsloses Weltleben auflösen. (Wir begreifen nicht, warum ein solches Weltleben bedeutungslos seyn sollte?) Der nordamerikanische Freystaat sey ein Product des Zeitgeistes, der einseitig vorwaltenden Verstandesbildung, daher ohne großartigen Sinn, ohne Religiosität, ohne Wissenschaft, ohne Kunst, eine rohe Bildsäule, die noch nicht zum Leben erwacht sey. (!) Rußland sey ein gemachter Staat, geharnischt aus dem Haupte Jupiters wie Pallas entsprungen, eine rohe Zusammenhäufung von Ländern und Völkerschaften u. s. w. Nur Dänemark, Schweden und Norwegen werden hoch gepriesen; denn — der Verfasser ist aus Norwegen gebürtig. — Die französische Revolution sey eine nothwendige Erscheinung der Zeit gewesen, die gerade in Frankreich, dem Hauptsitze der neuen Bildung, hervorbrechen mußte. — Doch wir sind es müde, Phrasen abzuschreiben, hinter welchen manche einen tiefen Sinn suchen und auch wohl finden werden. Was uns betrifft, wir glauben gefunden zu haben, daß sowohl die gegenwärtige als die vergangene Zeit, ganz aus Herrn Steffens Kopfe zwar nicht geharnischt, aber doch phantastisch bekleidet hervorgegangen ist. —

Blüthen aus Italien, von J. H. von Wessenberg.

Unter diesem Titel erhalten wir eine kleine Sammlung von Gedichten, die bei Gelegenheit der bekannten Reise des Verfassers nach Rom entstanden sind. Ein großer Theil bezieht sich auf die alterthümlichen Gegenstände, die das Auge dort erblickt, z. B. auf Tasso's Eiche, das Pantheon, den Scherbenberg u. s. w.

Bei einem Manne, wie Wessenberg, darf die Kritik nicht die strengsten Forderungen machen; wer ihn achtet, will hier mehr den vielseitig gebildeten und mit dem klassischen Alterthum vertrauten Geistlichen, als den Dichter, kennen lernen. Jene Eigenschaften, die mehr erworbenes Gut, als Geschenk der Natur sind, leuchten aus den Blüthen hervor, durch welche sich der von Deutschen verleumdete Deutsche für die bittern Früchte schadlos zu halten suchte, die ihm Roms blinder Verfolgungsgeist aus den Gemächern des Quirinals zuführte. Wer sie kosten mag, und sehen will, wie sich Gespenster aus dem dunkeln Mittelalter im Tageslichte des 19. Jahrhunderts geberden und grimmige Kapriolen schneiden, der lese die Römischen Noten in der Denkschrift, die der furchtlose Grosherzog von Baden über das Verfahren des Römischen Hofes gegen den Freiherrn von Wessenberg an den Bundestag gebracht hat. — Wir geben einige characterisirende Proben von Wessenbergs Blüthen:

Neapel.

Wie heißt das Land, wo stets das Aetherblau
Des Himmels strahlend fließt um Meer und Au,
Um der Orangen Gold ihr Blühduft schwebt,
Die Reb' am Oel- und Feigenbaum sich hebt,

Und, reich an Trauben, liebend ihn umwebt?
Parthenope! Kein Land der Sonne
War einst wie du der Griechen Wonne.

Wie heißt das Volk, das laut die Klage führt
Von tiefem Elend, doch die Hand nicht rührt
Zu schaffen das, woran es ihm gebricht — *)
Gewerb und Handel, Eigenthum und Licht,
Und Schutz der Unschuld vor dem Bösewicht?
Neapel giebt dem Volk den Namen.
Wer löst den Fluch von seinem Saamen?

O Weltengeist, der dieses Eden schuf,
Gieb einem Genius den milden Ruf!
Er komm' erbarmend sich des Zauberland's!
Sein Volk mit frischem Geist durchathm' er ganz
Der Asch' ersteh' es zum erloschnen Glanz!
Das schönste Land gleicht einem wilden,
Fehlt ihm ein Volk, um es zu bilden.

Folgende Strophen aus dem Gedicht: „Der Grundstein der neuen Kirche" mögen als Gegenstück zu dem päpstl. Breve dienen, worin des von Wessenbergs verderbter Sinn, verkehrte Lehre, schändliches Beispiel, schlimmer Ruf durch ganz Deutschland, (wo mag dieses Römische Deutschland wohl liegen? vermuthlich auf einer Jes. . . Charte?) angeklagt wird.

— „Ein Grundstein nur steht fest, der, den
du selbst gegründet,
Die Lehre, die du uns durch deinen Sohn
verkündet.
Sie sey, Allvater! auch des neuen Tempels
Grund!
Dein Wort soll hier die Brust mit Licht und
Kraft durchdringen,
Zu ewger Wahrheit sich vom Staub die Seele
schwingen,
Damit die That bezeugt, was laut bekennt
der Mund.

Mög ohne Hülle hier das Herz zu Dir sich
heben,
Der Bruderliebe Glut des Glaubens Kraft
beleben,
Die Hoffnung Morgenglanz uns streu'n ins
Erdenthal!

Dann dient Dein Tempel hier zum Vorbild
uns der Hallen,
Wo des Vergelters Thron die Seligen um-
wallen,
Wie um der Sonne Bahn die Sterne sonder
Zahl."

*) Wo denken Sie hin, Herr v. Wessenberg? Es giebt Nöthigeres zu schaffen: neue Bisthümer, neue Klöster u. s. w.

Theologische Notizen.

Es ist in den Zeitungen viel vom Herrn von Wessenberg und seiner Fehde mit dem römischen Hofe die Rede gewesen; wir erinnern uns aber nicht, irgendwo die Ursachen gelesen zu haben, die den römischen Hof gegen den Herrn von Wessenberg so sehr erbittern. Ein katholischer Pfarrer, Huber, hat uns diese Ursachen enthüllt, in einer Schrift, die den Titel führt: Wessenberg und das Päbstliche Breve. Die erste ist: daß er einem Layenbruder eines aufgehobenen Kapuzinerklosters zu heirathen erlaubte, ohne erst den Pabst darum zu fragen. Die zweite: daß er beim Gottesdienst die deutsche Sprache statt der lateinischen einzuführen suchte. Die dritte: daß er jedem Geistlichen auf dessen Verlangen verstattete, statt des lateinischen Breviers ein anderes deutsches Erbauungsbuch zu brauchen, namentlich das von Dereser, welches schon der letzte Churfürst von Cölln und die Fürst-Bischöffe von Würzburg und Bruchsal vor ihm gethan haben. Der Pfarrer Huber, der den Herrn von Wessenberg muthig vertheidigt, mag sich hüten vor einem römischen Ungewitter. —

Ein Pfarrer in der Gegend von Dürkheim, Nahmens Müller, hat Bußreden an das deutsche Volk geschrieben, in welchen von Protheus und Typhus, von einem verfalteten Herzen, einem überlautigen Tone, einem verblaßten Blute u. s. w. die Rede ist. Den Bewohnern des jenseitigen Rheinufers wird gesagt: „Gott hat sich gnädiger an dir, Volk am Rheinesstrand, unter Bayerns Scepter bewiesen, als du nach deiner Verderbtheit verdientest. Unter Fesseln, gesteh es nur, wolltest du schon liegen, deine Glieder und Haupt in fremdem Joch geschmiedet, wenn nur dein Bauch sich wohlbefunden." —

Um auf eine auffallende, 1817 erschienene Schrift, betitelt: die Allgegenwart Gottes, aufmerksam zu machen, brauchen wir nur Folgendes auszuheben: „In Gottes Wesen, wie in dem des Menschen, durch den er sich offenbart, ist eine Dreieinheit: Intelligenz, Geist und Materie(!) in unzertrennlicher Einheit. — Der Mensch kam ursprünglich rein aus dem Schooße des Allmäch-

tägen. Auch in ihm wirkten Intelligenz, Geist und Materie harmonisch. Noch hatte ihn weder der Begriff, noch das Bewußtseyn vom Guten und Bösen ergriffen, er lebte im Stande der Unschuld. Von Freiheit des Willens konnte da nicht die Rede seyn, weil die Intelligenz in dem Menschen, welche allein wollen kann, noch nicht dem mit der Materie verbundenen Geiste unterthan war. Weil aber das Göttliche in dem Menschen durch die Form, durch die es sich an ihm ausspricht, beschränkt ist, liegt und lag auch in ihm die Möglichkeit der Freiheit. Dieser Freiheit sich ursprünglich unbewußt, hielt sich der Mensch lediglich an die Gesetze und Forderungen seiner intelligenten, geistigen und materiellen Natur, die mit sich selbst und der Natur außer ihm im vollkommensten Einverständnisse stand. Sobald dieß Einverständniß gehoben wurde, der Mensch an der Natur zu meistern und zu künsteln anfing, sich auf diese Art von ihr entfernte, sobald er das Band zerriß, das ihn mit der Natur verknüpfte, ward er auch frei; was zuvor im Hintergrunde seines Wesens als möglich verborgen lag, trat hervor und wurde wirklich. Der Mensch wurde nun gewahr, daß er das Vermögen besitze, in seinem Thun und Lassen eine Wahl zu treffen, und entweder den Regungen des auf die Seite der Materie sich neigenden Geistes, der Sinnlichkeit, oder den unmittelbaren Eingebungen seiner Intelligenz zu folgen. Das Bewußtseyn der Freiheit erzeugte nach begangener freier That das Gewissen, jenen geheimen instinktmäßigen Tact, nach welchem die Intelligenz eine That und ihre Triebfeder billigt oder verwirft. Moral und Religion fallen in Eins zusammen. —

In einer guten pädagogischen Schrift, betitelt: das Leben und Wirken unserer Schulen, von seiner Licht- und Schattenseite betrachtet, sagt der wackere Lehrer Troll in Winterthur, über den dem weiblichen Geschlechte zu gebenden Religions-Unterricht, folgende goldene Worte: „Man hüte sich die Religion demselben bloß zur Herzens- und nicht auch zugleich zur Verstandessache zu machen. Sie soll ein Licht seyn auf unsern Wegen; in ihrem Gebiete ist alles klar und freundlich. Darum müssen die Begriffe genau bestimmt, die Ideen deutlich entwickelt, der Zusammenhang der Lehren lichtvoll dargelegt werden. Eben weil das weibliche Geschlecht reizbarer und für Empfindung empfänglicher ist, muß man bei demselben um so mehr auf deutliche Erkenntniß und richtige Begriffe dringen. Sonst geht über der Weichheit der Empfindung die Gewißheit des Glaubens, die Festigkeit des Herzens und die innere lebendige Kraft der Religion verloren. Es heißt nicht: die Sittlichkeit befördern, wenn man sich von dunkeln Gefühlen abhängig macht; man belebt den Sinn für das Göttliche darum noch nicht, wenn man das Herz durch fromme Rührungen bewegt." —

Die deutschen Emigranten.

Unter diesem Titel hat Hr. Adolph v. Schacken eine Skizze zur Characteristik der Zeit in satyrisch-romantisch-dramatisch-bizarren Formen entworfen. Der Schauplatz ist auf dem Verdeck eines amerikanischen Kauffahrers, wo der Schiffs-Capitain sich die Lebensgeschichten seiner Passagiere erzählen läßt; eine bekanntlich schon oft benutzte Erfindung. Wir wollen einige Kraftstellen ausheben, nach welchen man das Ganze beurtheilen möge.

Ein Hesse, der den Anfang macht, rühmt seine für das Vaterland vollbrachten Heldenthaten und behauptet, er sey verbannt worden, weil ein böser Feind gelogen, er habe gelacht

„Als sich der Haarzopf aus dem Grabe hob"

Nun will er in der neuen Welt versuchen, ob man ihm erlaubt zu fechten,

„Wenn auch das dicke Haar zum Zopfe fehlt."

Wir finden es höchst unanständig, einen Fürsten wegen einer bloßen Sache des Geschmacks so — wie sollen wir es ausdrücken? so wartburgisch zu behandeln. Wir gestehen, daß uns die Mode, das Haar abgeschnitten zu tragen, auch weit bequemer dünkt als die Zopf-Mode; aber wenn nun die letztere dem Churfürsten von Hessen besser gefällt, wer hat ein Recht sich öffentlich darüber aufzuhalten? Man werfe doch einen Blick auf hundert Privathäuser; man wird in jedem etwas finden, was gerade unserm Geschmack nicht zusagt, was aber der Herr des Hauses, der Familien-Vater, nach seinem Belieben so eingerichtet hat; und wer hat ein Recht, ihn deshalb öffentlich zu verspotten? die Herren Deutschthümler nehmen es sehr übel, wenn man nur im Allgemeinen ihre abscheulichen Backenbärte antastet, und sind denn die schöner als die hessischen Zöpfe? würde man vollends einen Deutschthümler namentlich wegen seines Backenbartes verunglimpfen, so bekäme man gewiß Händel. Der Churfürst von Hessen kann sein Land glücklich machen, seine Garden mögen Zöpfe tragen oder nicht; und wenn er das thut, so wird einst die Geschichte ihm fürwahr

nicht zurechnen, daß er der alten Mode treu blieb.) —

Nach dem Hessen spricht ein Frankfurter ästhetisch gebildeter Jude, nennt den Wiener Congreß sehr witzig Confreß, und klagt, daß er aus der Stadt Frankfurt in die Vorstadt verbannt worden; (vermuthlich weil die Frankfurter nicht Lust haben sich, wie die Königsberger, in wenigen Jahren aus den besten Straßen vertreiben zu lassen.) Der Capitain meynt:

„daß der Jude verhungert in keinem Lande,
„versteht sich am Rande."

Hierauf erzählt ein Oestreicher, der ein Priester ist, der berühmte Ketzer Werner habe ihm die besten Kunden weggeschnappt, dürfe in der Schloßkapelle Unsinn schwatzen und Damen von Stande trösten; darum wolle er, der Sprechende, in Amerika ein Klösterlein stiften.

Ihn verhöhnt ein deutscher Jüngling, der die Turner hoch preißt, und Werke schmalziger Widerspenstler verbrennt. Als er von der Wartburg zurückgekehrt war, mußte er in einer Brod-Wissenschaft sich prüfen lassen und — erlag der Kabale; weshalb er nun in Amerika einen Geniestreich machen will, den ein, gleichfalls mitreisender, schöner Geist Viehstreich nennt.

Ein Leichtfertiges alterndes Mädchen erzählt von ihrem Leben bei Madame Schubitz in Berlin

„doch enden muß alles, auch das schönste auf Erden,
„so mußte Dame Schubitz begraben auch werden.

Sie ging nun als Freywilliger mit zu Felde:

„bei Lafere schlug eine Kugel in meinen Popo,
„als mich ein Herr Doctor verband, da schrie er: hoho."

Sie bekam den Abschied, hieß der weibliche Held, und geht nun mit einem jungen leichtfertigen Mädchen, Teutolinde, auf gut Glück nach Amerika. Diese Teutolinde hat in Berlin Naturphilosophie gehört und sagt:

„weiß wohl, der Begriff von Tugend ist paradox,
„wer unbedingt ihr huldigt, ist und bleibt ein Ochs."

Ein Würtemberger, Hans Lämmerschwänzel, ist durch seine Base, eine Hof-Küchenmagd, Schreibergesell, vom neuen Könige aber abgesetzt worden; da hat man ihm den Rath gegeben, Geheimnisse zu verrathen; er hätte es auch gern gethan, hat aber keine gewußt, und geht nach Amerika, weil seines Großvaters Bruder dort reich geworden.

Ein Rheinländer berichtet die Schicksale seines Vaterlandes in den letzten 30 Jahren; er hat sich als Landwirth durch die neuen Theorien von Felsenberg, Hermstädt, Fischer u. s. w. ruinirt, will nun in Amerika Bauer werden, aber an keinem großen Strome sich ansiedeln, weil Flüsse natürliche Grenzen sind.

Madam Pimpernel, eine Gouvernante, klagt, daß schon in ihrer Kindheit ein finsterer Geist durch ihr Haus gewandelt sey; ihre Mama nemlich war liederlich und ihr Papa immer besoffen. Nach der Eltern Tode errichtete sie ein Philantropin für die weibliche Jugend, welches der Frankfurter Jude einen großen Gänsestall nennt. Es kamen aber hübsche feindliche Officiere, und es passirten einige kleine Unglücksfälle, worauf die Eltern ihre Kinder zurücknahmen, und Madame Pimpernel Mitglied eines weiblichen Tugend-Vereins wurde, und ein Paar Dutzend grobe wollene Strümpfe auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, auch einen Ring von unschätzbarem Werth zum Besten blinder Helden wollte verloosen lassen. Nachdem die Loose abgesetzt worden, ging sie mit zwei Zöglingen davon, deren Eine eine Gurli, die andere eine Jungfrau von Orleans ist, und in Sonetten spricht.

Der schöne Geist ist von sieben Universitäten relegirt, hat im Examen schlecht bestanden, ist Hofmeister bei einem Junker geworden, den er in Häuser geführt, wo man die Nase einbüßt, ist dann Modeschriftsteller geworden, hat aber nirgend das Glück gefunden, welches er nun in Amerika suchen will. Dasselbe will auch ein Sachse, dem es mit der Staats-Wirthschaft nicht gelungen ist, und ein Schweitzer, der das Glück hatte, der Frau von Krüdener zu gefallen, dieser „Magd aller Mägde" die von ihrer Umgebung Sonnenweib genannt werde. Er zog eine Weile mit ihr herum, verließ sie aber in Leipzig, weil er es nicht leiden konnte, daß sie Gelehrten und Dichtern Audienzen gab.

Einem Tyroler hat die Gemsenjagd nicht mehr gefallen wollen, weil die Tyroler Böcke jetzt gar zu hoch steigen. Ein Nachdrucker aus Carlsruh hat sich gut gestanden, nun aber sey es vorbey damit, da die ältern guten Schriftsteller schon alle nachgedruckt wären, und die neuern nicht einmal den Original-Druck verlohnten. In Amerika will er sein Handwerk fortsetzen.

Den Beschluß macht ein Turnspiel, welches durch den Ruf: Land! plötzlich unterbrochen wird. Dieses Land ist aber nur ein großer crepirter Fisch, der entsetzlich stinckt.

(Wer die Geduld gehabt hat, diesen Auszug

Digitized by Google

ganz zu lesen, der hat das Beste aus dem ganzen Büchlein gelesen.)

Schwärmerei.

Allerdings merkwürdig ist das Buch: Leben und aus dem Leben erweckter Christen aus der protestantischen Kirche, von Herrn Professor Kanne, aber noch merkwürdiger ist der Köhler-Glaube des Verfassers. Die Sammlung beginnt mit Hemme Hayens Leben. Diese wunderbare Geschichte „hat H. K. mit Fleiß vorangestellt. Wer sich an dem Buche stoßen will" sagt er „und stoßen muß, der stoße sich hier daran und gehe dann vorüber." Zu diesem Hemme Hayen sagt Gott unter andern: „Wenn jetzt dein dreijährig Söhnlein in's Feuer fiele, würdest du dich wohl unterstehen, ihn (es) zu retten?" — Nein, Herr! antwortete H. H., und übergab das Kind gänzlich Gott dem Herrn." Und als es wirklich fiel, und der Vater meinte, es müßte in's Feuer gefallen seyn, half er ihm nicht auf. Zum Glücke war aber das Kind nicht ins Feuer gefallen, sonst möchte den guten Mann sein Benehmen doch gereut haben. Denn sogar ein Befehl Gottes, den er befolgte, sicherte ihn nicht vor Reue, wie wir S. 21 lesen: „Nach Verlauf dieser 9 Tage lagen mir meine Frau und Kinder sehr an, daß ich doch etwas essen möchte. Ich bedurfte zwar keiner irdischen Speise, aber dem Herrn gefiel es, daß ich etwas genießen sollte. Allein wie ichs gethan hatte, gereute es mich sehr; ... denn ich fühlte, daß mein Gemüth dadurch gehindert wurde." Also befiehlt Gott auf eine außerordentliche Weise den frommen Seelen Etwas, das ihnen nicht nur unnöthig ist, sondern sogar ihr Gemüth hindert, und Reue nach sich zieht? Es mag wohl eine besondere Erleuchtung dazu gehören, dieß denken zu können.

Schon als Schüler erwartete er vom Nachtwachen in einem Walde besondere Erbauung. Einst suchte er mit vorzüglichem Eifer die Nähe Christi, und fing mit einer Inbrunst an zu beten, als müßte er den Himmel zu sich herabziehen. Er fühlte, daß sein Gebet durchdrang, und noch hatte er es nicht geendet, als auf einmal ein wunderbar helles Licht sich rings um ihn her ausbreitete, u. s. w.

Einmal Abends im Bette, da er am Tage gebeichtet hatte, kam Jesus, mit welchem er in stiller gelassener Sehnsucht sprach, „mit einem vollen Becher aus der Lebensquelle und schüttete ihn über den Verfasser aus; ein himmelsüßer Hauch strömte durch sein Herz, er zitterte vor unbeschreiblicher Freude, und mußte laut schreien." —

Von den meisten hier aufgeführten Personen wird gerühmt, daß ihre Gebete ungemein wirksam gewesen seyen. „Im Frühlinge 1727 fiel eine ungewöhnliche Kälte ein, die den ganzen diesjährigen Weinwachs zu verderben drohte; man meinte, in der ersten Aprilnacht würde Hoch- und Niederfeld erfrieren. Die Noth des armen Landmanns ließ der Jungfer Beata Sturm keinen Schlaf in die Augen kommen, und sie flehte und betete bis Mitternacht. Ihr Flehen drang zum Himmel; denn ganz auf einmal änderte sich das Wetter." Also wenn sie nicht gebetet hätte, so würde sich das Wetter nicht geändert haben? Woher wißt ihr das? Ihr schließt: Post hoc, ergo propter hoc. — Wir müssen gestehen, daß wir die Begriffe von dem Gebete, die hier zum Grunde liegen, und überall in diesem Buche herrschen, mit den erhabenen Gedanken von Gott und Vorsehung, zu welchen das Christenthum leitet, nicht zu vereinigen wissen.

Von der Art, wie Beate St. betete, stehe hier eine Probe: „Ich bin nur ein schlechtes Weibsbild, aber wenn ich etwas verspräche, so wollt ichs auch halten. Du aber bist der große Gott, der nicht lügen kann. Du hast versprochen, wenn wir dich anrufen in der Noth, so wolltest du uns erhören; es sey gut und dir angenehm, Bitte, Gebet und Fürbitte zu thun. So gedenke denn an diese deine Worte; unser Herz hält sie dir vor. Willst du sie etwa nicht als deine Worte erkennen? Sind sie aber wirklich deine Worte, so beweise sie, so errette sie, daß auch andere darauf trauen lernen! Oder willst du uns nicht erhören, warum hast du es denn in dein Wort setzen lassen? Ich für mich habe keinen Nutzen davon, du magst mich erhören oder nicht; aber es ist mir um deinen Namen zu thun, daß der auch einmal wieder gerettet würde."(!)

Ein anderer, Namens Gichtel, wollte vom Glauben leben, und die Veranlassungen, Aemter anzunehmen und nützliche Geschäfte zu treiben, werden hier als Versuchungen vorgestellt, welche zu überwinden das Christenthum fordere. Wir halten es dagegen mit dem Apostel Paulus, der da will, daß jeder arbeite, und sind der Meinung, daß das wahre Christenthum sich vornämlich in gewissenhafter Ausübung der Berufsgeschäfte zeige, und daß es höchst ungerecht sey, Schulden zu machen, wie dieser Gichtel, und dabei nichts zu thun, als zu beten, daß Gott doch die drängenden Gläu-

zur Geduld bringen, und sie verhindern mö-
en Schuldner zu treiben. (S. 48) Die Ver-
ng der Ehe und des ehelichen Umganges wird
nicht geradezu als musterhaft vorgestellt, aber
rößere Heilige werden doch diejenigen deutlich
gerühmt, die sich des Ehebettes enthalten,
denen der sinnliche Genuß dieser Art wahre
ndigung und ein Greuel dünkt S. 86), wenn
H. K. „im Ganzen die Ehe" für „eine
che Anordnung auf Erden" bis jetzt noch
läßt.

Solche Bücher wurden vor 50 Jahren ausge-
n; in unsern Tagen darf man sich kaum un-
hen, darüber zu lächeln. Das sind nun die
mten Fortschritte in moralischer Vervollkomm-
der Menschheit.

Ein Recensent in der Jenaischen Lit. Zeitung
Tittmann's Werke über Erkenntniß
Kunst in der Geschichte, sagt wohl sehr
g: „Ob die Menschheit wirklich allmählig
Vollkommnern fortschreite, läßt sich aus Ver-
ung der verschiedenen Zeitalter nicht entschei-
da jedes Zeitalter seine eigenthümliche Schön-
und Werth, wie seine eigenthümlichen Män-
hat, weshalb denn aber auch die zu je-
Zeit neu angestimmten Klagen über die Ver-
nmerung des Zeitgeistes zurück zu weisen sind."

Literarische Notizen.

Schlechte Menschen grübeln immer nach schlechten Mo-
für edle Handlungen, welche zu begehen sie selbst sich
ig fühlen. Das ist eine uralte Wahrheit, die aber ei-
ffallende Bestätigung durch einen ursprünglich englischen
ß über den Sclavenhandel im vierten Heft der Mis-
en aus der neusten ausländischen Literatur erhält; denn
ird nichts geringeres behauptet, als daß der Verein
bschaffung des Sklavenhandels keineswegs aus Mensch-
t geschlossen sey, sondern um sich nach und nach der
von Afrika auf eine Strecke von 2000 Meilen zu be-
igen, und dort ein Reich, gleich dem der Britten in
dien, zu gründen. (!) —

Kotzebue's Geschichtgen für seine Söhne sind
Freiville in's Französische übersetzt worden, vielleicht
n sie nun im Auslande dasjenige Glück, welches sie in
schland zu machen verdient hätten; denn für Knaben
10 bis 13 Jahren wird man schwerlich ein nützlicheres
anziehenderes Unterhaltungsbuch finden; das hat die Er-
ng dem Verfasser oft bewiesen. —

Für ein reiferes Jünglingsalter möchten wir Menschen-
de von Sintenis empfehlen; nur dürften Stellen
olgende, wo von unserer mangelhaften Kenntniß der
erwelt die Rede ist, doch wohl zu mancher Mißdeutung
nlassung geben: „Die Hauptsache ist doch wohl nur,
ich weder weis was Ich eigentlich sey, noch daß ich
weis was Gott eigentlich sey. Ob ich hierüber in den
ewigen Zukünften mehr Wissenschaft erhalten werde? ich
zweifle daran; ich glaube vielmehr, auch in den allerewigs
sten nicht." —

In dem Buche des Herrn Generals von Dierike: Ein Wort über den preußischen Adel, heißt es, in Beziehung auf das famöse Jahnsche Turngesetz: „Ich finde es sehr unweise gehandelt, Jünglinge und Knaben zu dem verächtlichen Geschäfte der in Frankreich sogenannten Mouchards — Fuchsschwänzer — zu gebrauchen; ich finde es sehr renomistisch gedacht und gehandelt, einem Jeden den Fehdehandschuh hinwerfen zu wollen, der so vermessen ist die Besorgniß zu äußern, daß das Turnen, wenn es über die Grenzen einer weisen Mäßigung hinausgetrieben wird, sowohl der Gesundheit als den guten Sitten nachtheilig werden könnte. Männern, die sich ein solches zu äußern erlauben und für Pflicht halten, mit Schimpf begegnen zu wollen, dürfte Turnjünglinge und Knaben zu dem Wahne führen, das Recht zu besitzen, eine Art von hoher Gerichtsbarkeit wider einen Jeden ausüben zu dürfen, der so unglücklich ist, ihr Mißfallen erregt zu haben u. s. w. (O diesen Wahn besitzen sie wirklich schon! und der Herr Professor Passow in Breslau wird den Herrn General von Dierike belehren, daß solches an den Knaben gelobt werden muß.) — In demselben Buche wird, zum Beweise der frugalen Lebensart des preußischen Adels, angeführt, daß adeliche Hausfrauen zu derselben Zeit ihre Wäsche selbst besorgten, in welcher reiche Kaufmanns-Familien jährlich zweimal ihre unreine Wäsche nach Holland schickten, um sie dort besser bleichen zu lassen. (Hoffentlich hat es doch zu jeder Zeit nur einzelne solche Thoren gegeben. Es ist übrigens ein neuer Beweis, daß der Geldstolz ungleich abgeschmackter ist als der Adelstolz.) —

Drei Vorlesungen in englischer Sprache machen sich über die Gallsche Schädellehre lustig, die der Doctor Spurzheim jetzt in England verbreitet, und statt der 27 Organe, die Gall in Deutschland nachwieß, nunmehro 32 gefunden zu haben behauptet. Ein Herr Foster hat noch ein drei und dreißigstes hinzugefügt, nemlich das Organ des Glaubens an Gespenster, Astrologie und Craniologie, (warum nicht auch an Magnetismus und Hexen?) dessen Ausbildung unserm Zeitalter vorbehalten worden. —

Die Schrift von der englischen Gesetzgebung über Preßfreiheit von Montvóran, beweist, nach dem Urtheil eines verständigen Recensenten, daß diese Gesetzgebung nichts weniger als musterhaft, sondern aus alten und neuen, theils abgeschafften, theils gültigen, mehr oder weniger unbestimmten und schwankenden, bald harten und lästigen, bald mildern und schonenden Rechten und Gewohnheiten zusammengesetzt ist. Daher sind auch die englischen Rechtsgelehrten selbst über viele Punkte gar nicht einig, und der Schikane ist eben dadurch in den Libell-Processen Thür und Thor geöffnet. Hätten die Engländer nicht ihre Schwurgerichte, so würden sie in der That mit ihrer Censurfreiheit schlimmer daran seyn, als wir mit unserer Censurpflichtigkeit. Dieses herrliche Institut, die Jury, ersetzt das Mangelhafte und Fehlerhafte in jener Gesetzgebung und ist das eigentliche Palladium der englischen Freiheit. Es ist daher leicht voraus zu sehen, daß die blose Abschaffung der Censur, ohne gleichzeitige Einführung der Schwurgerichte, uns keine wahre Preßfreiheit gewähren wird; wie auch Herr Professor Krug in seiner, von uns schon angezeigten Schrift, bereits bemerkt hat. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 12. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Ein höchst wichtiger Gegenstand für die ganze Menschheit.

Es ist wohl lange kein so merkwürdiges Buch erschienen, als der erste Band der Beiträge zur Criminal-Rechtswissenschaft von dem Oberappellations-Rath Doctor Schmid zu Jena, der die öffentliche Vertheidigung des Geh. Ob. Med. Raths Kohlrausch gegen eine öffentliche Verunglimpfung enthält. Wen nur irgend Menschen-Beobachtung, Menschen-Kenntniß und Menschen-Wohl interessiren, dessen Geist wird hier volle Nahrung finden, dessen Herz peinliche Wehmuth fühlen. Eine kurze Uebersicht dessen, was das Buch in sich faßt, möge die Wahrheit dieser Versicherung beweisen.

Man findet hier erstens die höchst rührende Geschichte einer unglücklichen Wahnsinnigen; zweitens, die lehrreichsten Bemerkungen über den mangelhaften Zustand des Krankenhauses in Berlin, Charité genannt. Drittens, eine Bestätigung der traurigen Wahrheit, daß auch gelehrte, verdiente und sonst rechtliche Männer durch Leidenschaftlichkeit zu groben Verirrungen hingerissen werden. Viertens, einen actenmäßigen Beweis, daß auch einer, in den meisten Fällen mit Recht hochgerühmten Justizbehörde, wie das Cammer-Gericht in Berlin ist, bisweilen etwas Menschliches wiederfahren kann. Fünftens, den Beweis, daß selbst ein, die Gerechtigkeit liebender und übender Minister nicht immer gegen Widersprüche in seinem Verfahren auf der Huth steht. Und endlich sechstens findet man noch in dem ganzen Werke das Muster einer anständigen Art, freimüthig die Wahrheit zu sagen.

Wir zweifeln nicht, daß der Herr Justiz-Minister und das Cammer-Gericht über den Inhalt dieses Werkes, in so fern er sie betrifft, sich erklären werden, ja wir halten solches für unvermeidlich, wenn anders der Eindruck verlöscht, oder wenigstens gemildert werden soll, den es nothwendig bei jedem Leser hervorbringen muß; es ist daher möglich — aber auch nur möglich, kaum wahrscheinlich — daß triftige Widerlegungen der Sache eine andere Gestalt verleihen; bis dahin müssen wir sie so annehmen, wie Schmid aus den Acten sie uns dargelegt hat, und wie wir jetzt in der Kürze, ohne juristischen Schmuck, dem Leser sie darzustellen uns bemühen wollen. Wenn wir dabei einer ganz andern Ordnung folgen, als der Hr. Ober-Appellations-Rath Schmid, so liegt das blos darin, daß unsere Zwecke ganz verschieden sind. Der seinige ist Rechtfertigung des Herrn Kohlrausch; der unsrige, eine zusammenhängende Erzählung auch für solche Leser zu liefern, welche, so wie uns selbst, die handelnden Personen völlig gleichgültig sind.

1) Geschichte der unglücklichen Wahnsinnigen. Louise Thiele war die Tochter eines an Leib und Seele gesunden Mannes und einer bisweilen hysterischen Mutter, die besonders während der Schwangerschaft mit diesem Kinde einer immerwährenden Wehmuth sich nicht erwehren konnte. Als Kind war Louise schwächlich, aber zeigte früh Anlagen des Geistes und ein Fassungsvermögen, das den Eltern viel Freude machte. Sie wurde vom siebenten Jahre an in die Schule geschickt und ergriff begierig jeden Zweig des Unterrichts, besonders hatte die Religion den höchsten Reiz für sie, ein Hang, den ihr Lehrer vielleicht zu eifrig in dem noch zu zarten Kinde nährte. Daher mochte es kommen, daß die eintretende Epoche der Mannbarkeit Louisen ein Fieber brachte, welches bald in Geisteszerrüttung überging, die sich anfangs in der fixen Idee zeigte, sie könne nicht kauen, und folglich keine festen Speisen genießen. Es wurde Jahre lang von wackern Aerzten nichts verabsäumt, um sie wieder herzustellen, und endlich schien es auch, daß man eine dauerhafte Genesung hoffen dürfe. Da ertrank ihr Bruder und — die vielgeliebte Königin von Preußen starb. Es ist wahrlich ein Beweis ihrer schönen aber getrübten Seele, daß beides so heftig auf sie wirkte, daß sie lange Zeit für alle Freuden abgestorben schien, nur die Einsamkeit suchte und einzig in der Kirche, oder beim Lesen eines religiösen Buches einige Erheiterung fand. — Ihr Vater hatte einen einträglichen Posten, verlohr ihn aber durch den Krieg, setzte das Ersparte zu, mußte sich sehr einschränken, und seine Entbehrungen, seine Sorgen mehrten den stillen Gram der guten Tochter. Zuletzt wurde noch ihre Mutter krank, zwar nicht gefähr-

lich, aber Louisens kindliche Angst schuf Gefahren. Sie wollte der geliebten Kranken allerlei Mittel oder Erquickungen reichen, welche bei des Hauses damaligen Umständen zu theuer waren. Die jüngere Schwester erinnerte sie einigemal daran, vielleicht nicht sanft genug; und dieser Kummer verursachte eigentlich den Rückfall in Geisteszerrüttung. Abermals ein schöner Zug eines kindlichen Gemüthes. Nur der edelste Schmerz konnte diesen Geist zerrütten.

Mehrere Aerzte unternahmen nun wieder die Heilung; weil aber die armen Eltern nicht alle dazu dienliche Mittel herbeischaffen konnten, so entschlossen sie sich endlich, auf vieles Zureden, ihr unglückliches Kind der Charité anzuvertrauen.

Sehr abgemagert und mit dem tiefsten Gram in ihren Zügen kam sie in das Krankenhaus, jammerte, daß ihre Eingeweide zerrissen, ihr Herz in den Kopf gefahren sey u. s. w. Ihr immerwährendes Schreien und Wehklagen wurde, wie es scheint, nicht für ein Symptom der Krankheit, sondern für die Krankheit selbst gehalten, und die ganze Curart hauptsächlich darauf gerichtet, sie ruhig zu machen. Die dazu angewendeten Mittel waren häufiges Begiesen mit kaltem Wasser, zu 16 Eimern über den Kopf gestürzt — Fesseln — eine sogenannte Zwangsweste — schnelles Drehen in einer Art von Trill-Maschine — Brechmittel — Haarseile — ein Sack, in welchen sie ganz eingesteckt wurde, den man nachher zuband, ihn auf den Boden legte und an die Bett-Pfosten befestigte — und endlich eine Megäre von Wärterin, Frau Voigt genannt, die, wenn das Schreien sie incommodirte, die Unglückliche schimpfte, brav maulschellirte, die Lippen derselben mit ihren Habichtskrallen zusammenpreßte, ihr den Kopf gegen die Wand, auch beide Fäuste in den Mund stieß u. s. w. Alle diese sanften Mittelchen wurden bei einem gänzlich entkräfteten, von Kindheit an schwachen jungen Mädchen in dem kurzen Zeitraum von 11 Tagen mehreremale angewandt. Es ist begreiflich, daß die Patienten bei dieser Behandlung sich in der Charité nicht glücklicher fühlen konnte, als in dem Hause ihrer Eltern; es ist begreiflich, daß ihre Wehklagen immer schneidender wurden, und daß sie oft mit einer Stimme, welche, die Frau Voigt ausgenommen, jedes Tygers Herz zermalmt haben würde, ausrief: „Ach mein Gott! mein Heiland! meine gute Pflegerin! erbarmen Sie sich meiner! meine Schwester! mein Vater! u. s. w."

Man könnte vermuthen, ihre Krankheit habe sie so ganz zum Thier herabgewürdigt, daß es nothwendig geworden sey, sie auch nur als ein Stück Vieh zu behandeln; allein das war nicht der Fall. So oft eine sie besuchende Zeugin, Caroline Bühler, mit ihr sprach, waren die Reden der Kranken vernünftig und zusammenhängend; sie sprang nicht von einem Gegenstande zum andern über, sie beantwortete jede Frage und fragte auch selbst manches, nur suchte sie immer von religiösen Gegenständen sich zu unterhalten. Oft weinte und schluchzte sie, und wenn Caroline Bühler sie fragte, warum sie so weine? antwortete sie: „Ach! ich sehne mich nach Hause zu meinen Freunden und Verwandten! ich werde hier so schlecht behandelt!"

Endlich, am 11. Tage ihres Aufenthalts in dieser Hölle, wurde sie abermals, mit einer Zwangsjacke bekleidet, in den Sack gesteckt, und über diesen Sack noch ein zweiter Sack gezogen, und in dem ersten war vor dem Gesicht noch ein großes Stück schwarze Wachsleinwand angebracht, und so wurden die Säcke zugebunden, auf die Erde neben das Bett gelegt und an das Bett befestigt. Da lag nun die Unglückliche mehrere Stunden lang winselnd, schreiend, bittend, verzweifelnd — während die vortreffliche Frau Voigt im Nebenzimmer eine Kaffeegesellschaft versammelt hatte und mit Wohlbehagen ihre Tasse schlürfte. Louisens Geschrei verwandelte sich nach und nach in Aechzen und Stöhnen, auch dieses wurde immer schwächer und endlich war sie ganz still.

Nunmehr ging die Kaffee-Gesellschaft zu fernerer Recreation in die Kammer, die Säcke wurden geöffnet, abgestreift — und die arme Louise war todt! — freilich schrie nun die saubere Frau Voigt noch ärger, als zuvor die Kranke geschrien hatte: „ich bin unglücklich! gebt mir ein Messer! ich muß mich erstechen!" aber Niemand war so gefällig, die Welt von diesem Ungeheuer zu befreien; vielmehr riethen die Kaffeeschwestern, den Leichnam in das Bett zu legen u. d. vorzugeben, daß Louise erst im Bette gestorben sey. Das geschah. Chirurgen wurden herbei gerufen, eine Menge Belebungsversuche gemacht; allein die Glückliche hatte ausgelitten!

Wir fragen jeden Vater, der eine so unglückliche, und vielleicht darum nur noch mehr geliebte Tochter besitzt, was er in der ersten Heftigkeit des Schmerzes thun würde, wenn er auf eine so schreckliche Weise sie verlöhre? Der Herausgeber dieser Blatter gesteht, daß nicht die Furcht vor Gesetz oder Strafe, sondern allein die Religion ihn

abhalten könnte, dem Urheber eines solchen Mordes einen Dolch in die Brust zu stoßen, — und die liebe Frau Voigt ist, so viel wir wissen, unbestraft geblieben! — Freilich konnte sie einwenden: Herr Hofrath Horn, zweiter Arzt der Charité, hat diese Grausamkeiten befohlen, nur auf seinen Befehl habe ich die Kranke in die Säcke gesteckt; aber hatte er denn auch befohlen, daß Frau Voigt indessen Kaffee schlürfen und sich um die Unglückliche weiter nicht bekümmern sollte? —

Und gesetzt den Fall, den Hofrath Horn träfe der gerechte Vorwurf, bei Anwendung eines so desperaten Mittels, als der Sack ohne Zweifel ist, die nöthige Vorsicht nicht beobachtet, keinen Pensionair-Chirurgus zur Aufsicht zugeordnet zu haben u. s. w. — nun so wäre es kein Wunder, wenn nichts ihn vor der Wuth des Vaters schützte, zumal da der Physikus von Könen, nach Untersuchung des Leichnams, officiell erklärte: Louise Thiele sey im Sacke erstickt.

Ihr Vater war abwesend, ihre Mutter in Verzweiflung unfähig zu handeln, entferntere Verwandte zeigten den Todesfall, der einem Morde so ähnlich sieht, der Obrigkeit an, das Criminal-Departement des Cammergerichts untersuchte und — sprach den Hofrath Horn frei — denn er behauptete: Louise sey nicht erstickt, sondern am Schlagfluß gestorben, und hatte sich darüber ein leidenschaftliches Zeugniß von dem seligen Reil zu verschaffen gewußt. Der Sack, hieß es, sey so grob gewesen, daß man sehr bequem dadurch Athem holen können. Daß ein Stück schwarzes Wachstuch diese Bequemlichkeit vernichtet hatte, wurde weiter nicht berührt, so wenig als die Fragen: ob überhaupt körperliche Mißhandlungen in allen Fällen geeignet sind, Wahnsinnige wieder herzustellen? ob nicht die Behandlungsweise der Gemüths-Kranken in der Charité einer völligen Reform bedürfe? ob nicht durchaus nothwendig sey, daß sowohl der Director der Anstalt als die Untergebenen, außer den sonstigen erforderlichen Eigenschaften, auch weiche Herzen haben müssen? u. s. w.

2) Der mangelhafte Zustand der Charité überhaupt, und besonders in Hinsicht der Wahnsinnigen. Schon seit Jahren hat der wackere Hufeland, als erster Arzt der Charité, zu wiederholtenmalen darauf angetragen, die Direction der Anstalt für Gemüthskranke von dem Uebrigen zu trennen, allein vergebens. Auch gegen die Anstellung des Hofraths Horn hatte er, officiell dazu aufgefodert, das Bedenken geäußert, daß dieser Mann noch zu wenig Erfahrung habe, und hatte auch dieses Bedenken ihm selbst ehrlich und offen mitgetheilt — allein vergebens! — Wie man verfuhr und noch verfährt, ist besonders aus der Schilderung ersichtlich, welche ein Prediger abgefaßt hat, den seine Verwandten als melancholisch in die Charité brachten. Man hieng eine schwarze Tafel mit seinem Nahmen und dem Worte melancholisch bezeichnet über sein Bett. (Fürwahr, wer noch nicht melancholisch ist, der muß es wohl werden, wenn eine Tafel in seinem Zimmer ihn dessen versichert, so oft er die Augen aufhebt.) — Man stürzte täglich im Bade 80 bis 100 Eymer kaltes Wasser über ihn her, und zwar geschah dieß gewöhnlich in Gesellschaft eines andern Wahnsinnigen, der sich oft den ganzen Körper mit seinen eignen Excrementen beschmutzt hatte, und dadurch einen ekelhaften Gestank verbreitete, oder gar eines Wütenden, der mit Stricken in der Wanne fest gebunden werden mußte. Auch befand sich immer noch dasselbe Wasser in der Wanne, in dem sich kurz zuvor ein anderer Kranker gebadet hatte. Der Mann war an Beschäftigung gewöhnt, allein man gab ihm weder Papier, noch Feder, noch Dinte, man ließ ihn blos grübeln. Er klagte seine Leiden besuchenden Freunden, welche bewirkten, daß Manches abgestellt wurde; allein das hatte die Folge, daß Niemand mehr zu ihm durfte, (!) und daß sein bisheriger gefälliger Aufwärter gegen einen strengern vertauscht wurde. (!) Jeden Morgen, früh um 7 Uhr, mußte er bei dem Hofrath Horn antichambriren, und deshalb eine förmliche Toilette machen, worauf streng gehalten wurde. Nachmittags mußte er Vorlesungen der Kranken beiwohnen, die entweder nicht wußten was sie lasen, und daher die Worte radebrechten, oder absichtlich alles so unverständlich vortrugen, daß man nur die tödtlichste Langeweile dabei empfinden konnte. Sonntags mußte er in die Kirche, unter Patienten, deren Gesichter vom Krebs zerfressen und bepflastert waren u. s. w. Seine Wohnung glich einem Kerker; man sah da nicht mehr als ein Paar Schemel, einen größern, der die Stelle des Tisches vertrat und einen Scherben von einem zerbrochenen Taschenspiegel. Dabei mußte er, an Schwäche des Unterleibes leidend, unverdauliches Brod aus der Beckerei des Armenhauses genießen, und von rohen Aufwärtern sich Tag und Nacht umgeben sehen. Diese besuchten sich Abends wechselsweise, dampften schlechten Taback, führten rohe Gespräche und ließen für jeden kleinen Dienst sich noch

besonders bezahlen. Die liederlichen Weibspersonen waren blos durch eine verschlossene Gitterthür von seinem Zimmer getrennt. Am empfindlichsten war es dem wackern Manne, daß der Herr Hofrath Horn bei Fremdenbesuchen die Anstalt wie eine Menagerie zeigte, und bei einer solchen Gelegenheit einst zu einem Fremden sagte: dieser (der Prediger) habe sich seine Krankheit durch ein lockeres Leben zugezogen; welches weder schonend noch der Wahrheit gemäß war.

Wenn seine Beschwerden bisweilen durch die Mauern der Charité drangen, so mußte er, in Gegenwart des Herrn Hofraths, einen Brief schreiben, in welchem er seine Zufriedenheit bezeugte. (!) Man kann denken, mit welchem Entzücken, nach vielem vergeblichen Anhalten, er die Charité verließ.

Wer Formey's und Falk's Schriften über die Berliner Charité kennt, der weis, daß sie viele in ihrer ersten Einrichtung begründete Mängel hat, denen sich ohne gänzliche Umwandlung nicht abhelfen läßt; allein Nahrung, Pflege, Reinlichkeit und sorgfältige Behandlung könnten doch von den Vorstehern einer solchen Anstalt gefordert und geleistet werden. Hufeland ging mit redlichem Eifer an die Sache, aber es hieß, er wolle das Ansehn und den Einfluß seines Collegen, des alten Fritze, herabsetzen, und so ließ er nach. Das scheint uns jedoch durchaus keine gültige Entschuldigung für seinen verminderten Eifer zu seyn. Er hätte kräftiger durchgreifen sollen, Er um so mehr, da er den großen Vortheil hat, als königl. Leibarzt oft mit dem Könige selbst sprechen zu dürfen. Auch Horn soll die egoistische Ansicht haben (wie auch sein Brief an Kohlrausch beweist), daß Jeder, der ihn nicht nach Belieben schalten und walten läßt, sein Ansehn schmälert. Unter Horns Direction vermehrte sich die Sterblichkeit. Nach dem officiellen Bericht des Stadtphysicus v Könen, fanden sich in der eben gerollten Wäsche Betttücher und Hemden mit großen gelben Flecken, die wahrscheinlich von gebrauchten Salben und Einreibungen herrührten; die Wahnsinnigen mußten Fremden ihre Künste vormachen; nicht Jeder hatte seinen besondern Wärter, ja der Hofrath Horn gebrauchte sogar einen Wärter als Kutscher und nahm ihn mit auf Reisen, obgleich einer der Kranken diesen Mann aus seinem eignen Beutel bezahlte. Die Irren liefen nach Belieben umher, waren zu wenig beschäftigt. Die kräftigen Waisenknaben und Mädgen waren mit venerischen Frauen unter demselben Verschluß, und Gemeinschaft zwischen jenen Mädgen und diesen Huren nicht zu verhüten. Ein melancholischer, sonst gesunder Mann, war von Huren und krätzigen Mädgen umringt. Manche Zimmer waren mit Kranken überfüllt, indessen andere leer standen. Die Aufwärterin einer Kranken wurde vom Hofrath Horn zu seinem Dienst gebraucht, und eine andere Aufwärterin, die schon hinreichend beschäftigt war, mußte jene verlassene Patientin mit bedienen. Zu Verschickungen auf den Markt nahm Horn den Bedienten des wahnsinnigen Grafen D., und damit dieser während der Abwesenheit seines Bedienten nicht zu Schaden käme, oder dumme Streiche machen könnte, so wurde er so lange in Ketten gelegt. Zu Wäscherinnen gebrauchte man die kranken Huren. Der wahnsinnige Banquier W., der in der Charité alles bezahlte, lag auf Einem Flur mit einer krätzigen Winkelhure. Es kam ferner zur Sprache, daß Horn sich von dem Oekonomen des Hauses die Braten, aus der Apotheke des Hauses die Seife u. s. w. liefern lasse. Er war alles dessen auch selbst eingeständig, berief sich aber auf sein Recht dazu. Indessen zeigte er doch selbst an, daß man ihm Heu und Stroh unter dem Marktpreise liefern wollen, welches er aber nicht angenommen. Auch der bloße Versuch möchte beweisen, wie nothwendig es für den Direktor einer solchen Anstalt ist, die größte Delicatesse selbst in Annahme solcher Vortheile zu beobachten, zu welchen er sich berechtigt glaubt.

Es ist wohl kein Zweifel, daß nach allen obigen, aus Acten gezogenen Angaben, keiner unserer Leser jemals den Gedanken fassen wird, den letzten seiner Bedienten, geschweige sein Kind oder einen Verwandten, der Charité anzuvertrauen, so lange dieselbe in dem beschriebenen Zustande sich befindet.

(Der Beschluß folgt.)

Almanach für die israelitische Jugend, auf das Jahr der Welt 5579. *)

(Erster Jahrgang in Taschenformat, mit einem Titelkupfer.) Nebst einigen zeitgemäßen Anmerkungen über das Judenthum.

Diese unter der israelitischen Nation neue Erscheinung hat den Vorsteher der Erziehungs- und

*) Fängt nach dem Judenkalender mit dem 16. October (Tischri) 1818 an.

Digitized by Google

Lehranstalten für Israelitische Knaben und Mädchen, Herrn Heinemann in Berlin, zum Urheber. Es ist der nemliche, der die religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift, unter dem Titel; Iedidja herausgiebt.

In diesem Almanach finden sich Gedichte und prosaische Aufsätze. Die, welche von Israeliten, für solche ausgegangen sind, haben eine absolut-nationale Tendenz; indeß die übrigen, um mit seinen Worten zu reden, „die Gegenstände des Schönen und Wahren in erweiterten Formen umkreisen." Man findet auch Beiträge beliebter christlicher Schriftsteller, z. B. von Langbein, Elisa v. d. Recke, Mücler, Tiedge, zum erfreulichen Beweis aufgeklärter Menschenliebe. Wir geben einige Proben. Aus dem Laubhüttenfest von Büschenthal:

„Schönes Gedächtniß entschwundener Zeit!
Dich feiert noch heute,
In dem bewahrenden Bild Israels frommes Geschlecht.
Festlich prangt das Gemach, die Zweigengeflochtene Hütte;
Durch das grünliche Dach lächelt das freundliche Licht.
Heiliger fühlt sich der Geist; ihm rufen die deutenden Bilder,
Hoher Erinnerung voll, die Kunden der Vorzeit zurück.
Aber die Freude auch, die irrdische, nahet dem Sinne;
Und mit zaubrischen Stab breitet den Teppich sie aus.
Festlich pranget das Mahl; es duftet aus goldener Schaale,
Manche köstliche Frucht, Seegen des Baums und der Flur.
Becher kreisen umher; und lustig der Kelter entsprungen,
Schäumt der purpurne Wein in der Pokale Kristall.
Jubelnd erschallet der Dank, es ertönen des Lobes Gesänge;
Mit der Freude Gefühl hat sich die Andacht vermählt.
Also begehen wir treu der Hütten Fest und der Erndte,
Wie das Gesetz es befiehlt, wie es dem Sinne genügt.
Und verkündigt kein Wunder die waltende Nähe Jehaoths,
Sinkt vom Himmel kein Brod, springt aus dem Felsen kein Quell:
O so ist er dem Herzen doch nah, das gläubig ihn suchet;
Nah dem frommen Gemüth, welches in Wahrheit ihn ruft."

Aus dem Wochenfest von Büschenthal:

„Laßt uns froh die heil'ge Leier
Stimmen zu dem Festgesang;
Und begehn des Tages Feier,
Da einst, unter Blitz und Feuer,
Donner- und Posaunenklang,
Gott der Herr, aus dürrer Wolke,
Des Gesetzes hellen Strahl
Niedersandte seinem Volke,
Dem Erkies'ten seiner Wahl." (*)

Lese-Früchte.

„Müssiggang ist ein Hausdieb. Des Faulen Werkeltag ist immer Morgen; sein Ruhetag: Heute" — Achtung für sich selbst, ist die stärkste Schwingfeder der Tugend. Laß sie wachsen; sie erhebt Dich, und die steigende Höhe wird Dich immer mehr ergötzen."

Sinnreiche Inschrift auf eine Sonnenuhr in Paris: „Ich zähle nur die heitern Stunden." —

„Derjenige ist der beste und vollkommenste Mensch, der andern so verzeiht, als ob er selbst täglich fehlte; und sich vor Fehlern hütet, als ob er Niemanden etwas vergebe. (Plinius d. Jüngere.)"

Zweck der Tugend.

„In einer Wüste, erzählt ein arabischer Weiser, begegnete mir eine alte Frau von sonderbarer Statur. In der einen Hand hielt sie ein Gefäß voll glühender Kohlen; in der andern einen mit Wasser gefüllten Krug. Geschäftig ging sie bey mir vorüber. Ich redete sie an: „Wohin gehst du? Und was willst Du mit Feuer und Wasser beginnen?" — „Mit dem Feuer das Paradies anzünden, und mit dem Wasser die Hölle ausgießen, damit auf Erden ferner kein Gutes geschehe in Hoffnung des Lohns; kein Böses unterbleibe aus bloßer Furcht der Strafe."

Perlenschnur aus einem hebr. Werke des 12. Jahrhunderts — „Besuche sind dem Regen gleich, dessen wir überdrüssig werden, wenn er täglich kommt, den wir erbitten, wenn er ausbleibt." — „Ist der kein Thor, der um Geld zu sammeln, sich selber wegwerfen muß?" — „Frage lieber zehnmal als ein Narr, eh du ein einziges Mal wie ein Narr antwortest." — „Ein Mensch ohne Freunde ist die linke Hand ohne die rechte." „Das Ohr gehört uns, — die Zunge Fremden." — „Ich liebe Dich, sagte Jemand zu einem weisen Manne. Und warum, entgegnete dieser, solltest Du mich nicht lieben? Du bist nicht

*) Also hat Israel im J. 5579 noch immer seinen ausschließlichen Nationalgott; wie Rom 1818 seine allein seligmachende Kirche!

von meinen Glaubensbrüdern, nicht von meinen Vettern oder Nachbarn, und meine Nahrung habe ich auch nicht von Dir." — „Sey unter den Menschen, ein Tauber der hören, ein Blinder der sehen, ein Stummer der reden kann." — „Von Königen wird die Erde, von Weisen der König gerichtet. Der schlechteste Regent ist der, welchen der Unschuldige fürchten muß." — „Erzählst Du Jemanden, daß er beleidigt worden, beleidigst Du ihn selbst." —

Diese Proben werden genügen, den löblichen Zweck des Herrn Heinemann zur Bildung der Juden beizutragen, zu bethätigen. Man kann sich aber, bei den neuern Bemühungen um Verbesserung des Judenthums, nicht enthalten, auch einen abermaligen Blick auf die Kehrseite zu werfen. Wenn wir auf ihre Vermehrung sehen, so ist diese im Steigen, und schon im Jahr 1737 hat ein Leipziger Professor die Ursache in der Beschneidung finden wollen. *) Sieht man auf den Einfluß ihres Wirkens in der bürgerl. Gesellschaft, so ist es eine fast allgemeine Stimme der Staatswirthe, daß er durch den Schachergeist, durch das Bemächtigen der großen Geldgeschäfte und mancher Staatsämter sehr bedenklich zu werden anfange. Sieht man auf ihren Kultus und ihr Ceremonialgesetz, wie kann man hoffen, daß der Kaufmann, der Handwerker, der Künstler, der Landwirth, Lehrlinge annehmen wolle, die sich wenigstens noch einmal soviel Feiertage machen, als der Lehrherr, (man zählt an 280 halbe und ganze Judenfeste) und dessen Schüssel oft für jene nicht koscher ist? Was kann unter diesen Umständen die feinere Bildung einiger reichen Judenfamilien weiter wirken, als deren Uebertritt zum christlichen Bekenntniß? Wer soll aber gerade die schädlichste Menge, die Vieh- und Schacherjuden bilden, die die Plage der Landstädte und Dörfer sind? Doch nicht die Schullehrer und Rabbiner, denen wohl größtentheils die nöthige Sprach- und Schriftgelehrsamkeit, und die helle Geschichtskenntniß mangelt, um sich zuerst selbst von dem festen Kleben an dem kleinsten Ceremonialgesetz zu befreien, ihrem geistlichen Despotismus zu entsagen, und sich zu der Ansicht zu erheben, daß nicht alle mosaischen Vorschriften, noch weniger die ihres Talmuds für die gegenwärtige Zeit mitgegeben seyen. Wir wagen daher die vielleicht Einigen anstößige Behauptung, daß ohne eine Art von Judenbekehrung keine bürgerliche Judenverbesserung rathsam, oder von dem gehofften Erfolg seyn werde. Wir meinen freilich keine gewaltsame, wie mehrere der Vorzeit, eines Papsts Benedikt u. s. w., wo es hauptsächlich auf Gelderpressung abgesehen war. Wir meinen aber, daß die Idee unserer Vorfahren an sich so verwerflich nicht war. Darum frischen wir hier das Andenken an das fromme Institut eines Calenberg zu Halle in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts auf, wo dieser, auf Veranlassung einer hohen Person, in einer Broschüre vorschlug, Kirchen und Colonien von bekehrten Juden zu bilden. Ein Paar Emissarien jenes Instituts *) haben nicht unmerkwürdige Nachrichten von ihren Bemühungen mitgetheilt. Den Bekehrten gefiel besonders das Evangelium des Lucas, die Bergpredigt Christi und ein Buch, betitelt: „Die Leuchte zur Abendzeit." Folgende Anekdote giebt aber auch noch Stoff zu einer wichtigen Bemerkung: Ein Amsterdamer gelehrter Jude, der sich mit den Vorstellungen der Missionarien sehr zufrieden bezeigt hatte, sagte ihnen: „Er sey es darum, weil sie ihre Beweise auf die Zeugnisse der Propheten gestützt hätten, und weil sie von Christus geredet hätten, ohne bei seiner Mutter anzufangen." Unsers Bedünkens kann es kaum einen feinern Vorwurf der eignen Religions-Anhängsel, und einen bessern Wink geben, warum unsere Bekehrungsversuche scheitern. Nämlich das, was wir in die Schrift hineingetragen, was wir ihr als Tradition und Ceremoniel angehängt, was der Papismus alles hineingekünstelt, das muß dem Scharfsinne eines so gewandten Geschlechts wie die Juden sind, nur um so anstößiger werden, da sie, was die Moral betrifft, unter den hohen und niedern Christen, mit denen sie am öftersten verkehren, unbeschnittene Kinder Israëls genug antreffen.

Da die Juden-Begünstigung mit der gleichzeitigen Jesuiten-Begünstigung, Contraste bildend, an der Tagesordnung ist, so glauben wir den Uebergang von der Anzeige des Israëlitischen Almanachs auf die Bemerkungen über Judenthum in einem den Zeichen seiner Zeit gewidmeten Blatte verantworten zu können.

*) G. Bauer (eigentlich Hoffmann) Diss de causa Foecunditatis Gentis circumcisae in Circumcisione quaerenda. Das wäre ein Thema für die neuern Aerzte.

*) Calenberg hielt seit dem Winter 1730 etlichen 20 Studenten Vorlesungen über Judenthum, Judendeutsch u. s. w. um sie durch diese Kenntnisse zu einer Pflanzschule für die Judenbekehrung zu bilden. Wie viele unsrer Geistlichen mögen H. z. T. so viel davon verstehen, um mit einem erfahrnen Juden disputiren zu können?

Schöne Literatur.

Ein guter Kopf ist ohne Zweifel Herr Julius v. Voß; zwar ein etwas derber Satyriker, aber meistentheils originell, frisch und lebendig. Herr Friedrich macht bekanntlich auch Anspruch auf den Titel eines Satyrikers, aber er ist nicht derb, sondern grob, und oft gemein. Wo Voß die scharfen Zähne weißt, da steckt Friedrich in Ermangelung der Zähne die Zunge heraus, und wo Voß seine Gestalten bisweilen mit Löchern im Hemde auftreten läßt, da zieht Friedrich den seinigen das Hemde über den Kopf. Voß schwingt sich auf und schaut von oben auf die Welt herunter; Friedrich sieht sich unten fleißig um und mahlt in die Breite chinesische Bilder ohne Perspective. Voß hat oft Gedanken, die blitzgleich in den Leser hineinschlagen; so etwas wiederfährt Herrn Friedrich nie; seine Gedanken sieht man immer von Weitem kommen. Voß läßt seine Späße fliegen, und überläßt dem Leser, sie im Fluge zu schießen; Friedrich hetzt die seinigen selbst zu Tode. Kurz Voß ist witzig, und Friedrich will witzig seyn. Schwerlich wird Voß jemals, so wie Friedrich, einen dramatischen Dichter zum Wettkampf herausfodern, aber wenn er es thut, so wird er sicher kein so elendes Product liefern, als der Glücks-Pilz, durch welchen Friedrich sich lächerlich gemacht hat. Wir wissen wohl, daß dieses Urtheil uns wiederum einige grobe Späße und Gemeinheiten zuziehen wird, allein das soll uns nicht abhalten, unserm Motto treu zu bleiben.

Ein Talent für die komische Bühne hat Hr. von Voß abermals in seinen neuen dramatischen Schwänken an den Tag gelegt, sechs kleine Possen, davon jede mehr werth ist, als sechs jener Glücks-Pilze. Schade, daß ihre Derbheit sie wahrscheinlich großentheils von der Darstellung auf der Bühne ausschließt, denn wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo man in Moliere's medecin malgre lui herzlich lachen durfte. (Wir nennen zwar den Aristophanes den Vater der komischen Bühne, doch rathen wir niemanden, die Zoten dieses Vaters auf unsere Bühne zu bringen.) Aber die lebendige Auffassung der Situationen, die scharfe Characterzeichnung und die ächt drolligen Einfalle werden sicher die Stirn manches Lesers entrunzeln, wenn auch ein edler Geschmack oder ein verstimmtes Gemüth nicht immer befriedigt werden sollte.

Dasselbe gilt von der Geschichte des Herrn von Lütterhof, oder das neugestiftete Theater von demselben Verfasser. Ein etwas grelles Colorit sticht auch hier hervor, wenn z. B. die Landfräuleins nur im Winter Schuhe und Strümpfe, und auch dann nur Holzschuhe tragen. Man pflegt dem Verfasser vorzuwerfen, daß er bei allen menschlichen Handlungen die versteckte Triebfeder des Eigennutzes allzuemsig aufsuche; allein dieses Bestreben ist nicht blos dem Satyriker erlaubt, sondern es möchte bei dem Moralisten sogar löblich zu nennen seyn. Denn es ist nun einmal unumstößlich wahr, daß jeder menschlichen Handlung irgend ein Eigennutz zum Grunde liegt, wenn gleich oft ein sehr feiner oder edler Eigennutz; und es ist recht gut, daß der Mensch bisweilen aufmerksam darauf gemacht werde, damit er seinen eigenen moralischen Werth nicht zu hoch anschlage. Jede Handlung hat irgend eine Art von eigenem Wohlbefinden des Handelnden zum Zwecke, und wenn Alceste sich für ihren Gatten opfert, so geschieht es, weil sie fühlt, daß der Tödt ihr leichter wird, als ein Leben ohne ihn. Selbst der wahrhaft Fromme, darf er sich wohl vermessen zu behaupten, er werde, einzig um Gottes Gebot zu erfüllen, seinem Schöpfer eben so eifrig dienen, wenn auch die Frömmigkeit, statt ihn durch beseligende Gefühle zu belohnen, ihm unaufhörlich das Herz zerrisse? — Eigennutz ist die eigentliche Erbsünde, die bald mehr, bald weniger an uns haftet. Wenn grobe Naturen Gutes vollbringen, so trachten sie nach sinnlicher Vergeltung, die edleren nach Ruhm, die edelsten nach Bewußtseyn; im Grunde alle nach äußerem oder innerem Wohlbehagen. — Der, sonst kräftige, Styl des Herrn von Voß ist bisweilen barock, und es hat uns fast geschienen, daß er etwas darinn sucht. —

Der wackere Zschocke hat uns mit dem Goldmacherdorfe, einer anmuthigen und wahrhaften Geschichte des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten beschenkt. Anmuthig allerdings, und sollte sie auch nicht wahrhaft seyn, so ist sie doch sehr nahrhaft für den Geist. Daß Reichthum das Herz verderbe, ist ein alter Gemeinspruch; aber daß Armuth dem Herzen nicht minder Gefahr drohe, wird hier gezeigt. Mit Recht kann man dieß Büchlein ein Seitenstück zu Pestalozzi's Lienhard und Gertrud nennen.

Die poëtischen Werke von Aloys Schreiber sind in zwei Bänden erschienen. Wir zweifeln nicht, daß unsere Leser diesen anmuthigen Dichter längst kennen. Die Jenaische Literaturzeitung sagt von ihm: „So wie, nach dem Ausspruch eines geistreichen Mannes, jeder Mensch

Digitized by Google

wenigstens Einmal im Jahre ein Genie sey, so möge es auch Herrn Schreiber mehr als Einmal im Jahre begegnen, ein Dichter zu seyn; im Ganzen müsse man ihn aber mehr zu den gelernten als zu den gebohrnen Poëten zählen." Dieß Geschwätz scheint uns ein wenig unverdauet zu seyn. Es giebt durchaus gar keine gelernte Poeten, alle sind geborne, und folglich ist Schreiber entweder ein Dichter oder keiner. Wenn er, im ersten Falle, es nicht das ganze Jahr hindurch ist, so theilt er dieses Loos mit allen Dichtern der Vor- und Mitwelt; denn wir könnten manche Stunde nachweisen, in welcher selbst Göthe kein Dichter war. — Schreiber soll, fährt jene Zeitung fort, sich nur eine gewisse Kunstfertigkeit angebildet haben; man glaube meistens in seinen Liedern nur den Wiederhall anderer Stimmen zu vernehmen. Dieß strenge Urtheil mag wohl daher rühren, daß Schreiber sich fast zu sehr in Schillersche Formen einstudiert hat; aber ist der Canarien-Vogel darum kein lieblicher Singvogel, weil er fremde Weisen nachahmt? — Man lasse sich daher nicht erschrecken durch die harte Behauptung: verständige Nüchternheit sey der Charakter der Schreiberschen Gedichte; es wären meist Treibhaus-Gewächse der Reflexion u. s. w., denn jedem Leser von Geschmack und Gefühl werden die meisten dieser Gedichte Genuß gewähren. —

Lieber als mit dem Jenaischen Recensenten stimmen wir mit dem Leipziger überein, wenn er von den Schriften von Gubitz (in 2 Bänden) sagt: „man begegnet überall einem Geiste, der sich die reinsten und würdigsten Ansichten von der Bestimmung des Menschen, von dem Glücke des Lebens, von seinen Hoffnungen und Ansichten gebildet hat; einem Geiste, der sich mit Ernst bestrebt, tiefer ins Innere der Menschheit zu schauen, als der gemeine Blick zu dringen vermag; einem Herzen, das mit Wärme und Innigkeit das wahre Schöne und Gute umfaßt; einer Beredsamkeit, die, aus Liebe und Ueberzeugung stammend, und von einer nicht gewöhnlichen Gemüths-Kraft unterstützt, ansprechend zu nennen ist, so wie eine Phantasie, die, wenn auch nicht vorzugsweise schöpferisch, doch angenehm schmückend und verschönernd sich zeigt." — Aber auch darin müssen wir dem Recensenten Recht geben, daß Hr. Gubitz mehr Talent für die Erzählung als für das Drama besitzt. Zwar ist sein kleines Lustspiel, die selige Frau, mit Recht überall gern gesehen worden, und auch der Beruf ist sehr angenehm und witzig unterhaltend; hingegen müssen wir aufrichtig bekennen, daß sein größeres dramatisches Werk, die Prinzessin — obgleich ein Wettstück — uns ganz verfehlt geschienen. Ein Glück für Herrn Gubitz, daß der Glücks-Pilz seines Nebenbuhlers, Friedrich, eine so höchst alberne Farce ist. —

Ueber Luthers Entscheidung, dramatisches Gedicht von Schorch, haben wir schon in einem der ersten Blatter gesprochen, und kommen blos darauf zurück, um eine uns merkwürdig scheinende Aeußerung der Jenaischen Literaturzeitung auszuheben: „Was ist denn nun das für ein wunderliches Gerede: Der Luther gehöre nicht auf die Bühne? steht denn die Poesie im Gegensatz mit dem Heiligen und Ehrwürdigen? Luther ist ein Held der Menschheit, seine That ein Weltereigniß. Warum sollte der gewaltige Geist von den Bretern verbannt seyn, die die Welt bedeuten? Oder sind Luther und das Heilige idealische Begriffe? Das möchte der demüthige Mann, der sich einen armen stinkenden Madensack hieß, der nicht werth sey, daß man sich nach seinem Namen nenne, das möchte Luther wohl selbst verneinen. Er war ein Kämpfer des Heiligen, aber doch immer ein Mensch, menschlichem Irrthum und Gebrechen unterworfen. Wer sind aber die, die den Luther von der Bühne verweisen? Ists das Volk? wir zweifeln. Fragt doch beim gemeinen Manne nach, der hier, so wie auch sonst, einen richtigern Tact hat, als die Schriftgelehrten oder die Halbgebildeten, die zwischen Himmel und Erde schweben; fragt ihn, ob er an einer würdigen Darstellung seines Glaubenshelden Anstoß nehme? — Nur ein krankhaft überspannter Sinn, mit dem heiligen kokettirend, oder wenigstens nur mit halbem Ernst ihm anhängend, wird sich durch eine Darstellung von Gegenständen der Art verletzt — stellen, so wie auch nur eine kränkliche oder verdorbene Seele an den derben Natürlichkeiten eines Shakespear sich ärgern wird." — Was die letztere Behauptung anlangt, so ist sie falsch, und es gilt, in Hinsicht der Natürlichkeiten auf der Bühne, blos das alte lateinische Sprüchlein: wenn zwei dasselbe thun, so ists nicht einerlei. Wenn z. B. Kotzebue sich nur ein Wort entschlüpfen läßt, welches einer zweideutigen Auslegung fähig ist, so wird er alsobald sanftmüthig gesteinigt; wenn aber in Schillers Kabale und Liebe der Präsident geradezu fragt: ob sein Sohn seine Hure auch jedesmal richtig bezahlt habe? so gilt Schiller darum nicht minder für einen keuschen Dichter. Wenn Kotzebue in seinem Rehbock die schuldlosesten Situationen so darstellt, daß — nicht der Zuschauer — sondern allein der dumme Pachter Grauschimmel auf der Bühne sie anstoßig finden kann so schreien die zarten Gemüther; wenn aber Göthe in seinen Mitschuldigen durch wirklich sündhafte Situationen Lachen erregt, so macht ihm das Niemand zum Vorwurf; und doch ist der Rehbock, gegen die Mitschuldigen gehalten, eines der keuschesten Lustspiele. Das Urtheil der Zeitgenossen ist unrein. Die nach uns kommen, werden das wieder ausgleichen. —

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 13. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Ein höchst wichtiger Gegenstand für die ganze Menschheit.

(Beschluß.)

3. Leidenschaftliche Verirrungen sonst ehrenwerther Männer. Nach dem eigenen Wunsche des Hofraths Horn trat der Medicinalrath Kohlrausch in die Charité, und wirkte sogleich zur Abstellung mancher Mißbräuche, besonders des schlechten, nassen, schimmlichen Brodes, bei welcher Gelegenheit ein Unterschleif von 25 Procent Mehl entdeckt wurde. Horn blieb so lange sein Freund, bis Kohlrausch zum vortragenden Rath in der Medicinal-Section des Ministeriums ernannt wurde. Da schrieb ihm Horn, diese Ernennung compromittire sein Ansehn im Hause, wo Kabale und Partheisucht sich eingeschlichen; Kohlrausch habe dadurch Horns Ehre, Glück und Frieden mit Füßen getreten, sey der Urheber seiner Schmach u. s. w., er könne daher nicht länger vereint mit Kohlrausch in der Anstalt bleiben, und ersuche ihn, freiwillig auszutreten, und sich mit der neu erhaltenen Ehre zu begnügen, die er nicht seinen Verdiensten, sondern der Gunst eines vornehmen Gönners verdanke.

Der Fall, daß ein Mann seinen Abschied nimmt, wenn er sich durch die Beförderung eines andern gekränkt glaubt ist sehr häufig, aber der Fall, daß der Beförderte von jenem ermahnt wird, seinen Abschied zu nehmen, ist uns noch nicht vorgekommen. Auch fand Kohlrausch nicht für gut zu gehorchen. Von diesem Augenblicke an war die Feindschaft erklärt, und darunter litt, wie gewöhnlich, die Anstalt, der sie beide vorstanden, denn die Neckereien nahmen kein Ende. Die Abtheilung der äußerlich Kranken, welche Kohlrausch besorgte, war so überfüllt, daß Fäulniß und Brand überhand nahmen; in Horns Abtheilung der innerlichen Krankheiten war noch Raum genug, allein er gab ihn nicht her. Indessen erbot er sich, manche von Kohlrausch's Patienten unter seine Pflege zu nehmen, und wenn Jenem blos darum zu thun gewesen wäre, das Schicksal jener Unglücklichen zu erleichtern, so hätte er den Vorschlag annehmen sollen. Allein er fand das Ansinnen beleidigend, und, um eine solche Beleidigung abzuwenden, mußte vielleicht ein Vater von fünf unmündigen Kindern am Brande sterben. Zugleich schrieb er einen sehr empfindlichen Brief an Horn, in welchem er ihm zu verstehen gab, daß er von Augenkrankheiten nichts verstehe u. s. w. Diesen Brief schickte Horn an die Behörde, und fragte: ob es ihm möglich sey, mit einem solchen Manne gemeinschaftlich zum Besten der Anstalt zu wirken? — Die Behörde forderte Erklärung von Kohlrausch und dem General-Chirurgus Mursinna. Des Erstern Rechtfertigung würde löblicher gewesen seyn, wenn er nicht in derselben dem Hofrath Horn angerathen hätte, sich kein Fleisch und keinen Braten vom Hauslieferanten liefern zu lassen; ein bitterer Vorwurf, der gar nicht zur Sache gehörte. Herr Mursinna bezeugte: wenn Horn nur etwas willfährig gewesen wäre, so würde er Kohlrausch's Forderungen ohne allen Zwist zugestanden, und nicht immer spitzige abschlägige Antworten gegeben, nicht die Kranken absichtlich in den Zimmern weiter haben auseinander legen lassen (!) um nur sagen zu können, es sey kein Raum da. Sogar ein Zimmer vor dem Operationssaale, welches beim Bau der Charité ausdrücklich zur Versammlung der studirenden Aerzte und Wundärzte bestimmt worden, habe Horn ohne Noth mit kranken Weibern angefüllt, die nun zuhören mußten, wenn die Operirten schrien, oder auch von diesen unsittlich begafft wurden.

(Ihr armen Kranken! es ist schrecklich, wenn Männer an der Spitze einer solchen Anstalt stehen, welche nicht die Kranken, sondern sich selbst für die Haupt-Personen halten.)

Der Hofrath Horn verantwortete sich nicht allein, sondern brachte auch Gegenanklagen vor, die hier übergangen sind, die aber vermuthlich auch nicht grundlos gewesen seyn mögen; denn wie sehr beide, Kohlrausch sowohl als Horn, von Leidenschaft sich hinreißen lassen, erhellt zur Genüge selbst aus dieser Rechtfertigung des erstern. Kohlrausch machte später einige Versuche zur Aussöhnung, die, nach allem was vorgegangen, doch schwerlich von Herzen geschehen konnte. Ja, der Brief, den er deshalb an Horn schrieb, erweckt keine ganz vortheilhafte Idee von dem Schreiber; denn er versicherte in demselben: „er erkenne Horns Redlichkeit sehr gut und ehre ihn im Grunde der Seele." Wäre diese Versicherung ungeheuchelt gewesen, so hätte er früher unmöglich so wegwerfend von Horn

sprechen können. Für ungeheuchelt konnte Horn sie unmöglich nehmen, und es war daher kein Wunder, daß er eine bittere, abweisende Antwort schrieb. Kohlrausch wiederholte den Versuch in Gegenwart des Präsidenten v. Schewe, des Staatsraths Hufeland und mehrerer anderen angesehener Männer. Das bewirkte denn auch eine kühle Umarmung zwischen beiden; aber noch am selbigen Tage schrieb Horn an Kohlrausch: als Mensch habe er ihm zwar verzichen, doch als Staatsdiener und öffentlicher Beamter müsse er dabei beharren, eine öffentliche, entschiedene Genugthuung zu verlangen; es bleibe also alles beim Alten. (Ihr armen Kranken!)

So standen die Sachen, als sich Luisens schrecklicher Tod ereignete. Es war zu erwarten, daß Kohlrausch diese Gelegenheit nicht vorbeilassen würde, seinen Feind anzuklagen. Er that solches in einem Schreiben an den Staatsrath Langermann, nannte die Hornsche Diagnostik schrecklich, behauptete, daß die Charité immer mehr um ihren Credit komme, daß die niedern Stände den Aufenthalt in derselben als ein Urtheil des Elendes und des Todes ansähen u. s. w. Eigentlich Denunciant von Luisens Tode war nicht Er, sondern ein Verwandter der Erstickten. Wenn indessen dieser Verwandter nicht aufgetreten wäre, so hätte ohne Zweifel dieser Brief eben sowohl eine Untersuchung gegen Horn herbeiführen müssen, und wenn Horn nicht als Jurist über die Sache urtheilte, so konnte er allerdings Kohlrausch als Denuncianten betrachten, zumal da dessen Schreiben vom 2. September, die gerichtliche Angabe des Verwandten hingegen vom 6. Sept. datirt ist.

Wenn man nach alle dem das ganze Verhältniß zwischen diesen beiden Männern als ein partheiloser Menschenkenner beurtheilt, so ergiebt sich — was bei solchen Streitigkeiten sich beinahe immer ergiebt — daß beide Recht und Unrecht haben. Kohlrausch behauptet, Horn sey der alleinige Urheber des Zwistes, weil er nicht verdauen können, daß Kohlrausch vortragender Rath geworden; allein wir fragen ihn auf sein Gewissen, ob Er in gleicher Lage es verdaut haben würde? so wie er durchgehends hier erscheint, müssen wir es bezweifeln. Hingegen vergaß sich Horn gewaltig, als er ihm schrieb, er habe den Posten nicht seinem Verdienst, sondern der Gunst eines Gönners zu verdanken. Kohlrausch vergaß sich hinwiederum, als er dem Horn spitzig vorrückte, er verstehe nichts von Augenkrankheiten, lasse sich Braten liefern u. s. w. Am allermeisten vergaß er sich, als er ein nicht an ihn gerichtetes Billet erbrach, eine Handlung, die sich durchaus nicht rechtfertigen, auch nicht einmal entschuldigen läßt. — Kurz, das Ganze war und blieb ein skandalöser Zwist, der dem Publikum zur Belustigung gedient haben würde, wenn nicht die Krankenanstalt dabei zu Grunde gegangen wäre. Dieser unselige Zwist beweist, daß man, bei der Wahl der Männer, welchen die Leitung solcher Anstalten anvertraut werden soll, nicht allein auf Kenntnisse und Geschicklichkeit, sondern vielleicht vor allen Dingen auf gewisse moralische Eigenschaften zu sehen hat, die, bei übrigens braven Männern, selten gefunden werden, vorzüglich auf die Gabe der Selbstverleugnung. Dem Troß der Schauspieler mag immerhin vergönnt seyn, dem elenden Rollenneide zu fröhnen, und lieber ein gutes Stück zu verhunzen, als ein Tüttelgen von ihren Prätensionen aufzugeben; wenn aber bei einer, dem Heil der Menschheit gewidmeten Anstalt der Rollenneid eine Rolle spielt, wenn die Vorsteher solcher Institute nicht fähig sind, sich selbst zum Besten der ihnen anvertrauten Unglücklichen zu verleugnen, so mangelt ihnen durchaus ein Haupterforderniß; und wenn sie diesen Mangel bei sich selbst entdecken, so müssen sie, als gewissenhafte Männer, sogleich ihren Posten entsagen, wenn die Befriedigung persönlicher Eitelkeit, oder gar das Kühlen eines Müthchens, nur durch vermehrtes Menschenelend erkauft werden kann.

4. Das Verfahren des Kammer-Gerichts. Es ist schon einmal vor mehrern Jahren in der Biene bewiesen worden, daß die Urtheile des Kammergerichts bisweilen so seltsam ausfallen, daß Leute, die sonst wohl mit gesunder Vernunft begabt, auch nicht fremd in juristischen Kenntnissen sind, sich, ohne besondere Voraussetzungen, unmöglich darein finden können. Jene Sache war jedoch zu geringfügig, um hier umständlicher daran zu erinnern; sie konnte nur Lachen erregen, hier ist von Thränen die Rede. Nach dem Urtheil der sachverständigsten Männer, (worunter wir nur den damaligen Chef der allgemeinen Policey, Staatsrath Sack, nennen wollen) handelte das Kammergericht nicht mit seiner gewohnten Unbefangenheit. Es richtete die vorläufige Untersuchung besonders auf Horns unerlaubten Eigennutz, berührte Luisens Tod nur leicht, ließ auf die ganze barbarische Behandlung der Wahnsinnigen sich gar nicht ein, eben so wenig als auf die Frage: ob nicht Horn, durch Schlaffheit der Aufsicht über Aufwärter und Kranke, Unglücksfälle aller Art veranlasse; sondern erklärte: daß zu einer peinlichen oder fiscalischen Untersuchung kein Grund vorhanden sey. Mit dieser Erklärung war aber der Staatsrath Sack gar nicht zufrieden, sondern hielt

sich verpflichtet, besonders um der großen Sensation willen, die Luisens schrecklicher Tod im Publico gemacht hatte, nochmals auf förmlicher Untersuchung zu bestehn; wobei er als erwiesen annahm, daß Luise im Sack erstickt sey. Das Kammergericht wurde folglich angewiesen, die Untersuchung vorzunehmen, beschränkte dieselbe jedoch blos auf den einzelnen Fall, nicht auf die Frage sie ausdehnend: ob Horn überhaupt fähig, oder ob es überhaupt möglich sey, einem so großen Geschäftskreise vorzustehen? da doch Hufeland schon früher erklärt hatte, es sey unmöglich, wenn man nicht die Irrenanstalt von der Charité trenne. Es wurden ferner Gegenbeschuldigungen gegen Kohlrausch eingemengt, die gar nicht zur Sache gehörten; er wurde, dem offenbaren Inhalt der Acten zuwider, als Urheber der Anschuldigungen gegen Horn betrachtet; es wurden blos solche Zeugen abgehört, die, nach ihren Verhältnissen, für Horn zeugen mußten; es wurde, dem amtlichen Zeugniß des Physikus von Könen zuwider, ein Gutachten von Reil als vollgültig erkannt, in welchem dieser geistreiche aber leidenschaftliche Mann seinen eignen, sonst öffentlich gelehrten, Grundsätzen widersprach; es wurden neue Aussagen über Luisens Tod als unerheblich bei Seite gelegt u. s. w. Kurz, Horn wurde nicht allein frei gesprochen, sondern auch Kohlrausch betreffend hinzugefügt: es entstehe dringender Verdacht, daß er, nicht ohne Absicht, Vorsatz und besseres Wissen, Thatsachen entstellt und unrichtig vorgetragen, jedoch dessen nicht für überführt zu achten sey. Und durch diese schwere Injurie beschimpfte man ihn öffentlich, ohne ihn zu hören, oder nur einmal zu fragen, welche Beweise er etwa noch zu Begründung seiner Anschuldigung beibringen könne? ja, nachdem der factische Inhalt seiner Angaben sich als durchaus wahr erwiesen hatte.

Mit Recht wird jeder Leser, der jenen Fall aus der Biene nicht kennt, über ein solches Erkenntniß erstaunen. Der Oberappellationsrath Schmid beweist dessen dreifache Nichtigkeit aus der Unvollständigkeit der Untersuchung, aus der Falschheit der Beweismittel, und endlich in besonderer Beziehung auf Kohlrausch, dem freilich nicht verargt werden konnte, daß er seine Sache vor das Publikum brachte, nachdem er alle Mittel und Wege erschöpft hatte, um seine gekränkte Ehre zu retten. Er wandte sich zuerst an den Minister von Schuckmann, der ihn zurückwieß; dann an den Herrn Staats-Canzler, der die Sache an den Justizminister verwieß. Dieser befahl dem Kammergerichte damals, über die Frage zu entscheiden: ob die Untersuchung zu reassumiren sey? er hielt also damals (1813) eine solche Reassumtion für sehr möglich; hingegen erklärte er 1816, die Freisprechung Horns sey rechtskräftig, und es könne von einer Reassumtion gar nicht die Rede seyn.

Die vorliegende Schrift (die, zur Ehre der Preußischen Regierung sey es gesagt, in Berlin nicht verboten worden) beschuldigt außerdem den Hrn. Justizminister noch mancher Mängel in seinem Verfahren, und sucht solche juristisch zu erweisen. Wir folgen ihr aber nicht weiter in dieses Labyrinth menschlicher Schwachheiten, in welchen vor allen Dingen jeder Pfad auf die Ueberzeugung führt, daß eine Reform der Charité höchst nothwendig, und ein menschenfreundlicher Director dieser Anstalt höchst wünschenswerth sey.

Frau von Krüdener, ein Pendant zum Kometen vor 1811.

Der Prediger Burdach stellt diese Dame, in einer unten benannten kleinen Schrift, als Schwanzgestirn am neuesten Kirchenhimmel dar. *) Er versucht die Quellen, aus denen sie schöpfte, näher zu beleuchten, ihr Wirken zu beobachten, und endlich über ihre Plane und Zwecke einige Winke und Fingerzeige zu geben. Es ist wohl desto verdienstlicher, solche Nebelgestalten von allen Seiten zu beleuchten, da Manche wie z. B. der Verfasser der Krüdnerschen Biographie in den Zeitgenossen, sie mit einem glänzenden Schleier der christlichen Nachsicht zu bedecken suchen. Als ob wir der verwirrenden Störungen in Kirche und Staat nicht genug haben könnten! Unser Verf. setzt im ersten Abschnitt den Ursprung und die Quellen der Krüdnerschen Sektirerei gut auseinander. Er zeigt den gewöhnlichen Weltlauf des Ueberganges von dem Extrem des räsonirenden Unglaubens, (den Rom zu verantworten hat,) zu dem Extrem des schwärmenden Aberglaubens, zu welchem letztern die Frau von Krüdner, ihrer frühern Geschichte und Individualität nach, ein Einflußreiches Werkzeug geworden ist. Ihren wohlwollenden Gesinnungen gegen die Menschheit liegt eine arge Selbsttauschung zum Grunde, die sich immer da befindet, wo Jemand auf äußerliche Bußübungen einen zu großen Werth legt, und jede freiere Ansicht als Gottlosigkeit verdammt. Ihre Begleiter und Apostel, (ein Empeytas, Kellner und Lachenal,) sind wohl eigentlich die Betrüger des Volks und lenken die arme Prophetin, ihrer unbewußt, die mit einem eiteln schwärmerischen Gemüthe und überreizten Nerven, ihrer anlockenden Huldigung

unmöglich widerstehen kann. Wie kann nun ein pietistisches Floskelwesen, ohne innern Gehalt das reine Christenthum ausmachen? — Sieht man auf die Art ihres Wirkens und die Beförderungsmittel, die der Verf. im zweiten Abschnitte vornimmt, so sucht sie das Volk von ihrer eignen Religiosität und Menschenliebe auf Kosten derer zu überzeugen, die ihren Meinungen nicht huldigen wollen. Ist das auch reines Christenthum und allgemeine Liebe, die Obrigkeiten „miserable Stellvertreter Gottes" zu nennen, und ihre Gesetze — „eitles menschliches Machwerk, nicht werth, daß man ihnen gehorche?" u. s. w.? Und gegen wen führt man solche Sprache? Gegen die einer richtigen Unterscheidung unfähige, alle Wohlhabenden beneidende Menge. Warum Fleiß und Arbeitsamkeit in den Augen der Dürftigen und Bettler herabsetzen? Unser gegenwärtiger kirchlicher und bürgerlicher Zustand, unsere Ordnung der Dinge erscheint der guten Sonnenfrau, (so nennen sie ihre Anhänger zuweilen,) auf ihrer Kometenbahn, als der Holofernes unserer Zeit. Und nach einem Briefe des Herrn Kellner, der unserm Verf. mitgetheilt worden ist, fühlt sich Fr. v. K. „als eine zweite Judith dazu berufen, diesem Holofernes den Kopf abzuschlagen." (Man denke!) Wenn daher (nach dem 3 Abschn.) Plan und Zweck auf nichts geringers geht, als unsere Staats- und Kirchenformen fallen zu machen; wenn ein finsterer Geist sich in das Gewand eines Engels oder Botschafters des Lichts kleidet, um die edelsten Kräfte des Geistes in neue Fesseln zu schlagen; so ist es Zeit, daß jeder Helldenkende sich dem Unwesen widersetze. Dieser nämliche Geist, der die Menge gegen die Reichen und Gewaltigen erbittert, macht den Fürsten und ihren Räthen wiederum die Denkenden verdächtig, und eine gewisse Allianz mit dem Papismus als Gängelband annehmlich; er möchte Regierende und Gehorchende von neuem zu seinen Drathpuppen machen. (Thuts auch schon zum Theil.) Der heimliche Mentor der Fr. v. K., Herr Kellner, ist nach Hrn. Burdachs Meinung ein verkappter Jesuit, der zum Scheine ihre Plane befolgt, im Grunde aber sie ganz in seinen eignen Banden hält. Denn ein Mann seines Verstandes, seiner Umgangs- und Weltklugheit kann durchaus kein Betrogener seyn. — Doch wir haben über dieses merkwürdige Phänomen weniger urtheilen als referiren wollen, damit jeder selbst wähle, ob er es mit Hrn. Burdach oder mit dem Biograph in den Zeitgenossen halten wolle. Wir setzen noch das nicht übel gewählte Motto der Burdachschen Schrift aus der Ep. an die Colosser 2, 18. her. „Lasset euch niemand das Ziel verändern, der nach eigner Wahl einher gehet, in Demuth und Andacht der Engel, daß er nie keines gesehen hat, und ist ohne Sache aufgeblasen in seinem fleischlichen Sinn."

*) Der ganze Titel lautet: „Frau von Krüdener und der Geist der Zeit. Zur Beherzigung für Gläubige und Ungläubige, dargestellt von Hrn. Burdach, D. der Phil. und Prediger. Leipzig bei Hartmann 1818."

Arzenei-Kunde.

Die Jenaische Literatur-Zeitung meint: der Magnetismus werde das Menschengeschlecht um eine Stufe weiter fördern. (Auch höher?) Das Hellsehen im kranken Zustande werde vielleicht denen gesunden Hellsehern den Weg bahnen, so wie die entdeckte Kraft des Willens der Cultur dieser Kraft, die bis jetzt nur als rohes Natur-Product vorgekommen sey. (Wie es zugehen soll, daß das Product eines kranken Zustandes nach und nach das Product eines gesunden Zustandes werde, begreifen wir freilich nicht. Es kommt uns vor als könnte man mit eben dem Rechte sagen: Der Veilchen-Geruch des Urins in der Honigruhr werde vielleicht den Weg dazu bahnen, daß nach und nach aller menschliche Urin wie Veilchen riechen werde.)

Jeder kräftige, zur Zeugung fähige Mann (heißt es weiter) habe auch Willens-Kraft, Schöpfer-Kraft, Leben gebende Kraft, und könne magnetisiren sobald er wolle. (Also wäre die Zeugungs-Kraft doch mit im Spiele? und dann bleibt es immer ein gefährliches Spiel.)

Die, welche die Mannheit verloren haben, werden hier Weib-Männer genannt — (ein seltsamer, sehr unpassender Ausdruck) — Sie sollen leicht zu magnetisiren seyn, können es aber selbst nicht, so wenig als willenlose Kinder und Greise. (Hat man die Versuche schon gemacht?)

Auch Stubengelehrte, die sich versessen und mannigfaltig geschwächt haben, sollen nicht dazu geeignet seyn. (Nun, wir werden ja bald gar keine Stubengelehrten mehr haben, und in jedem Turner erwächst uns ein kräftiger Magnetiseur.)

„Hätte Mesmer keine überwiegende Mannheit gehabt, er wäre nicht einmal auf den Gedanken gekommen zu wollen." (Wir mögen die Gedanken nicht erwecken, die mancher Ehemann,

Digitized by Google

dessen Frau magnetisirt wird, bei Lesung dieser Sätze haben könnte. Allerdings erklärt sich so am besten die große Anhänglichkeit der Damen an ihre Magnetiseurs. Es ist, wenn jene Sätze wahr sind, nunmehr ausgemacht, daß ein Frauenzimmer, welches zum Magnetismus seine Zuflucht nimmt, im Grunde blos fremde Zeugungskraft zu Hülfe ruft, und wenn diese gleich nicht auf die gewöhnliche grobe Weise wirkt, so muß sie doch durchaus in den Körper der Kranken überströmen, und das geschehe auf welche Weise es wolle, so haben doch nicht alle Männer oder Väter ihre Freude daran.)

Ein gediegenes Werk hat der Doctor Kreysig geliefert: die Krankheiten des Herzens, systematisch bearbeitet und durch eigne Beobachtungen erläutert. Ein wohl kundiger Recensent sagt von demselben: es werde den Namen, und den unvergänglichen Ruhm des Verfassers so lange aufrecht erhalten, als die Erzeugnisse des Genie's ein Gegenstand der Verehrung der dankbaren Mit- und Nachwelt bleiben würden. — Von den moralischen Herzens-Krankheiten, und besonders von der jetzigen Herz-Epidemie, Partheiwuth genannt, kommt freilich nichts darin vor, und wir fürchten, wenn auch ein zweiter Kreysig dafür aufträte, die schwersten Patienten würden nicht einmal curirt seyn wollen. —

Wir warnen vor den Milch- und Molken-Kuren des Herrn Doctor Dähne. Zwar hat er in seinem Büchlein so ziemlich alles zusammengetragen, was über diesen Gegenstand zu wissen nöthig ist, aber theils so geschwätzig und ins Kleinliche gehend, daß es fade und lächerlich wird; theils hat der Verfasser seinen Kranken, außer Milch und Molken, immer auch andere Mittel nebenher verordnet, so daß es sehr ungewiß bleibt, wovon sie gesund geworden. Wenn z. B. im Histerie-Krampf Milch mit Egerwasser gebraucht wurde, so scheint das letztere allein schon hinreichend, die heilsame Wirkung zu erklären. —

In Reils Werke über die Erkenntniß und Kur der Fieber wird die große Wohlthat, die dem Menschengeschlecht durch Entdeckung der Kuhpocken-Impfung verliehen worden, sehr lebhaft dargestellt. Es giebt, heißt es, auf dem Erdboden keine so mörderische Seuche als die Pocken. Nach einem mäßigen Durchschnitt verlohr Deutschland allein jährlich 7000, und Europa 400000 Menschen an den Pocken.. So viele andere blieben entstellt und verstümmelt, oder wurden durch Nachkrankheiten früh oder spät weggerafft. Die Pocken zerrissen das zarteste Band der Herzen; sie waren die herrschende Geißel des Menschengeschlechts, und doch thaten die Regierungen nichts dagegen! Millionen Schlachtopfer fielen, und man sah ruhig zu, minder schonend als die Diener des Moloch, die wenigstens durch Trommeln und Pfeifen das Gefühl der beim Opfer Gegenwärtigen zu betäuben suchten. Endlich erschien Jenner, und bald wird die Pocken-Pest ganz verschwunden seyn. Aber, meint Reil, nun entstehe die Frage: wie alle die, auf solche Weise Erhaltenen künftig zu ernähren seyn möchten. Ohnehin übersteige die Zahl der Gebohrnen jetzt schon bei weitem die der Gestorbenen, folglich würde die Natur das zu viel durch Laster, Elend und Krankheiten vor der Reife wieder aufreiben müssen. (So lange es noch kein Land ohne große unangebaute Strecken giebt, so lange ist Mangel an Unterhalt für diejenigen, die arbeiten wollen, wohl nicht zu fürchten)

Reil ist geneigt, die Kuhpocken für modificirte Menschenblattern zu halten, deren Gift dadurch gutartiger geworden, daß es durch den Körper eines grasfressenden Thieres gegangen. Wenigstens gehörten beide Gattungen von Pocken zu Einer Familie, und darin liege der Grund, daß Eine gegen die andere schütze. — Den Jägern und Jagdliebhabern melden wir, daß sie durch die Kuhpocken-Impfung nicht blos ihre Kinder gegen die Menschenblattern, sondern auch ihre Hunde gegen die abscheuliche Hundekrankheit sichern können, die oft so große Verwüstungen unter unsern vierbeinigen Freunden anrichtet. —

In Merkel's Archiv für die Physiologie handelt Nasse vom Athmungs-Bedürfniß des Körpers zum Behuf der Geistesthätigkeit und beweißt, daß diese keineswegs, so wie die aufregenden Gemüthsbewegungen, Vermehrung, sondern im Gegentheil Verminderung des Athmens erfordere und verursache. Die Erfahrung lehrt, daß man bei Kopfarbeiten sparsamer und schwächer athmet, ja, bei angestrengtem Denken selbst auf kurze Zeit das Athmen absichtlich aussetzt. Es scheint also, daß zum Behuf der Geistesverrichtungen, das Bedürfniß Athem zu holen nur gering seyn möge.

Dasselbe Archiv liefert die Uebersetzung einer Abhandlung von Knox aus dem Edinburger Journal, über die Beziehung zwischen den Tageszeiten und verschiedenen Functionen des menschlichen Körpers. Des Verfassers Versuchen zufolge, ist der Puls des Morgens am schnellsten, und nimmt immer gegen Abend an Schnelligkeit ab, so daß er wohl von 72 auf 58 Schläge fällt. Gegen 3

Uhr Morgens soll der Puls anfangen schneller zu werden, man möge geschlafen haben oder nicht. Aehnliche solche Perioden sollen im ganzen Organismus herrschen, und namentlich sogar in der geistigen Thätigkeit. (?)

Klein hat eine Geschichte vom sogenannten Versehen beigetragen, die, je nachdem man darüber denkt, Alles und nichts beweißt. Eine im achten Monat schwangere Frau erschrack über das zerprügelte, blauaufgeschwollene Gesicht ihres Mannes, und gebahr nun ein Kind mit einem fürchterlichen Muttermaal an derselben Stelle des Gesichts. —

Die Leipziger Literatur-Zeitung tadelt den Vorschlag in Franck's System einer vollständigen medicinischen Polizei, die Landpfarrer als Landärzte zu benutzen, und meint, sie blieben doch immer nur Halbwisser. Vom Halbwissen aber gestehe der Verfasser selbst, daß es eine Quelle größern Unglücks sey, als sich selbst überlassene Krankheiten auf dem Lande je zu stiften im Stande sind. Auch die Priester-Aerzte der Vorzeit, auf welche Franck sich berufe, wären nur Halbwisser gewesen, da die Arzneikunst jetzt unendlich mehr sey als vormals. (Aber sind denn unsere gewöhnlichen Landärzte in der Regel mehr als Halbwisser?) —

Zum Schluß dieses Artikels machen wir noch dem Publikum bekannt, daß trotz der kräftigen Mahnung, welche Hufeland an die Brunnen-Direction zu Selterfen hat ergehen lassen (und welche auch in diesen Blättern wiederholt wurde) dennoch die Brunnen-Knechte daselbst fortfahren, aus Einem Korckstöpsel zwei zu machen, mit solchen elenden Korck-Stückchen die Flaschen zu verschließen, und auf diese Weise dem herrlichen Wasser einen großen Theil seiner Kraft zu rauben. Diese kleinliche, schmutzige Ersparniß ist unverantwortlich, und kann den Behörden unmöglich bekannt seyn. Man sollte jedem Brunnenknechte täglich nur schaales Bier zu trinken geben, bis er sich entschlösse, die Korcken nicht mehr entzwei zu schneiden.

Militair.

Aus den, im vorigen Jahre erschienenen, Memoiren über den Krieg in Spanien von dem Garde-Officier de Nayles, heben wir folgende Bemerkungen über die berühmten und berüchtigten Guerilla's aus: Es wär fast unmöglich sie zu einem ernstlichen Gefecht zu bringen, ja es war schon schwer, sie auch nur aufzufinden. Von jeder Bewegung unserer Truppen wurden sie durch die Landbewohner unterrichtet, und wußten immer vorher, wann wir sie angreifen wollten. Dann zerstreueten sie sich und sammelten sich wieder an bestimmten Orten. Oft kamen sie 14 und mehrere Meilen von dem Orte wieder zum Vorschein, wo man zuletzt Nachricht von ihnen gehabt hatte. Nie wagten sie einen Angriff, ohne große Ueberlegenheit von ihrer Seite. Das herumschweifende Leben und die Aussicht auf große Beute lockte immer mehrere herbei, und ihre Anzahl wuchs täglich. Ihr äußeres Ansehn war höchst seltsam. Sie trugen an Kleidungsstücken was sie erbeutet hatten. Man sah nicht selten eine französische Marschalls-Uniform und dabei den großen, spanischen runden Hut, oder einen Kerl in Lumpen gekleidet auf einem prächtig aufgezäumten Engländer. Wenn es keine Franzosen zu plündern gab, so wurden gelegentlich auch die Freunde nicht verschont, und in vielen Gegenden Spaniens fürchteten die Einwohner eben so sehr die Guerilla's als den Feind. Deserteurs von allen im Kriege begriffenen Nationen, die Franzosen nicht ausgenommen, schlossen sich an sie an. Wenn ein solcher Deserteur genug erbeutet zu haben glaubte, so machte er sich wieder davon. Man hat Beispiele, daß Franzosen, nachdem sie mehrere Jahre unter den Guerilla's gedient hatten, mit bedeutendem Vermögen nach ihrem Vaterlande zurückkehrten und nachher wieder in der französischen Armee dienten. — Der Krieg mit den Guerilla's wurde gegenseitig mit großer Grausamkeit geführt. In der Regel tödteten sie jeden Franzosen, der ihnen in die Hände fiel; die Franzosen hingegen gaben keinem Gefangenen Pardon, wenn er nicht in völliger Uniform war, und sich dadurch, als zu den regulairen Truppen gehörig, legitimirte." — Als der Verfasser 1811 Spanien verließ, hatte der Transport, mit dem er abging, eine Escorte von 500 Infanteristen und 50 Officiers zu Pferde. Dennoch gelang es den Guerilla's, sich mehrerer Wagen zu bemächtigen und auch Gefangene zu machen.

Von Joseph Buonaparte sagt Herr de Nayles: Dieser König, statt sich an die Spitze der Armee zu stellen, verlebte seine Zeit in Madrid unter Maitressen, an der Tafel schwelgend oder im Theater sich erlustigend. Um aber doch auch bisweilen den König zu spielen, verfügte er Avancements bei seinen Truppen, die nur auf dem Papiere vorhanden waren, oder vergab Bißthumer, die er gar nicht besaß. Die Schwäche seiner Re-

gierung war so groß, daß die Guerilla's auf den Spaziergängen bei Madrid französische Officiers aufhoben, und er selbst lief mehrmals Gefahr ein gleiches Schicksal zu erfahren.

Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden

hat Göthe das dritte Heft herausgegeben, dessen größeres Drittheil eine Abhandlung über Leonardo da Vinci's Abendmal einnimmt, folglich ganz eigentlich nur für Kunstfreunde und Kunstkenner geschrieben ist. Doch enthält es auch Herbsttage im Rheingau verlebt, die oft sehr gemüthlich ansprechen. Gern begleiten wir den Verfasser in das zerstörte Nonnenkloster (Eibingen), welches jetzt zu Montur-Kammern benutzt wird, wo im Chor Sättel, Geräth, in Salen und Zimmern Tornister liegen u. s. w., während die Wappen der ehemals hier beherbergten und ernährten Damen noch stolz herabschauen; oder zu der alten großen Pappel, die am Hochzeitfeste des vorletzten Greifenklau gepflanzt wurde; oder zu dem Gottesdienste, wo geputzte und bekränzte Kinder Blumen streuten, aber sie gleich wieder einsammelten, weil sie zu verschwenderisch damit umgiengen, und doch für den feierlichsten Augenblick noch welche übrig behalten wollten; oder in die Kapelle des heiligen Rabanus, die jetzt ein Winzerhaus ist, wo aber die Erde, von der Stelle, wo der Altar gestanden, Ratten und Mäuse vertreiben soll; oder zu der Postmeisterin in Ingelheim, Frau Glöckle, die besonders von Engländern häufig besucht wird. Es war uns neu, daß die Güte des Weines nicht blos von der Lage, sondern auch von der spätern Lese abhängt, und der Johannisberger wohl nur darum so vorzüglich ist, weil man, im eingeschlossenen Bezirk, die Weinlese ungehindert verspäten kann.

Auch kleine Aufsätze liefert Göthe, unter dem Titel: Aus verschiedenen Fächern Bemerkenswerthes. Hier warnt er unter andern (wie Ruckstuhl in der Nemesis) „vor dem unersetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Ueberzeugung und aus bester Absicht eine falsche Richtung giebt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will." Dann meint er: „einer freiern Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Wege sey, werde es sehr zu statten kommen, wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben."

„So würde auch jetzt ein kurzgefaßter Aufsatz willkommen seyn, der uns vor Augen stellte, wie seit 40 Jahren geist- und klangreiche Menschen sowohl französischen als italienischen Opern deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbeachtetes Verdienst erworben." —

„Der Deutsche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, sobald er das schädliche Bestreben aufgiebt, die Niebelungen der Ilias gleichzustellen." —

Folgender Satz enthält eine große, noch von niemanden beachtete Wahrheit: „Leider bedenkt man nicht, daß man in seiner Muttersprache oft eben so dichtet als wenn es eine fremde wäre. — Dieses ist aber also zu verstehen: wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben, und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft, und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann."

Aus dem Abschnitt: Bildende Kunst wollen wir nur noch Eine Stelle ausheben: „Auf den heiligen Joseph überhaupt haben es die Künstler abgesehen. Die Byzantiner, denen man es nicht nachsagen kann, daß sie überflüssigen Humor anbrächten, stellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrüßlich vor. Das Kind liegt in der Krippe, die Thiere schauen hinein, verwundert, statt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmlisch-anmuthiges Geschöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling, die Mutter sitzt still dabei; St. Joseph aber sitzt abgewendet, und kehrt unmuthig den Kopf nach der sonderbaren Scene." —

Einen Unterricht in der Gerberei, (pag. 35) sollte man hier bei Kunst und Alterthum kaum suchen.

Eschenmayer's Psychologie

ist ein reichhaltiges, originelles Werk, aus welchem unser Blatt blos Andeutungen zu geben im Stande ist. — Die Seele nennt der Verfasser „die alleinige Urkraft, von der unser ganzes geistiges Daseyn ausgeht." (Diese Definition hat das mit vielen andern gemein, daß sie nichts er-

Digitized by Google

klärt.) Durch den Leib, der ein ganz entgegengesetztes Princip enthalte, sey die Seele gebunden, und aus beiden zusammen entstehe als mittleres Product (?) das Leben. (Wie aber zwei entgegen gesetzte Principe zusammen kommen? und wie sie zusammen halten? davon steht hier nichts.)

Außer unsern gewöhnlichen fünf Sinnen scheint der Verfasser auch einen Wärme-Sinn, einen Zeugungssinn und einen Hautsinn anzunehmen, ja er behauptet sogar, daß unter seltenen Bedingungen sich eigne Sinne ausbilden. Dahin rechnet er die sogenannten Wasserschnecken, die Wünschelruthe, den thierischen Magnetismus. Natürlich nimmt er auch das Wahrsagungsvermögen in Schutz. Ein höherer Geist, meint er, lasse uns in den Spiegel der Zukunft blicken. — Von den Ahnungen bei dem Tode geliebter Personen heißt es: „Sollte es zu gewagt seyn, zu sagen, daß eine der irrdischen Hülle entbundene Seele noch einen Augenblick auf der Erde weilen und sich ihren Lieben, gleichsam von ihnen Abschied nehmend, durch Ahnungen, nur dem innern Auge der Phantasie sichtbar, mittheilen könne?" (Ein recht angenehmer Glaube, aber dem Auge der Phantasie ist wenig zu trauen) — „Wenn wir hier ausgelernt haben" heißt es ferner, „so fängt eine höhere Elementarschule an, und davon unterrichtet uns die Mystik, die uns im Schauen der Seele aufgeht." (Wer versteht das? wir wetten, das hat der Professor selbst nicht verstanden. Aber die Mystik lehrt die Kunst zu glauben, daß man verstehe.)

„Das Gewissen" sagt der Verfasser, „löst die Zweifel in einem Nu, welche Verstand und Klugheit mit erfinnlicher Mühe zusammen geklaubt haben. Die Stelle gebührt ihm daher über Vernunft und Wille innerhalb des religiösen Verhältnisses." (Wir meinen aber, es gebe kein Gewissen ohne Theilnahme der Vernunft; es sey eigentlich nichts weiter als eine schnelle Rechtserkenntniß, die durch öfteres Ueben zum Gefühl geworden ist.)

Ganz neu ist die Hypothese von einem organischen Aether, der das Band zwischen Geist und Leib bilden soll. „Und wäre denn die Annahme zu gewagt, daß ein inneres, organisches, selbstzeugendes Licht das Gehirn durchleuchte, und, wie die physische Sonne ihre Strahlen sammelt und wieder versendet, als Lebenssonne das gleiche thue? — Hier ist der Ort, wo zwei Welten ineinander scheinen, und aus den Strahlen beider bildet sich eine dritte, und diese ist die Lebenssonne, die Gehirn und Nerven durchleuchtet. Diese Sphäre ist das gemeinschaftliche Band zwischen Geist und Leib, und wie Eines verändert wird, wird es im Andern gefühlt."

(Eine Hypothese, die vor so vielen andern nichts voraus zu haben scheint.) —

Der Schlaf soll seyn: die aus den Polen in die Null zusammengezogene Existenz. (Wir wünschen demjenigen Glück, der nun weis was Schlaf ist.)

Eben so dunkel ist uns der Begriff von Tugend geblieben, die der durch sich selbst potenzirte Wille, oder das Gute im Guten seyn soll. Also giebt es im Guten noch etwas außer dem Guten?

Ein ähnlicher Nebel ruht auf der Behauptung, daß das ganze Universum an sich nichts sey, sondern nur so erscheine im Reflex einer in das Zeitleben eingebildeten Seele; denn es sey eine urbildliche und eine abbildliche Seele zu unterscheiden u. s. w. Lauter Sätze, mit welchen man keinen Hund aus dem Ofen lockt.

Der Verfasser hat wohl gethan, bei vielen derselben mit den Worten anzuheben: „sollte es zu gewagt seyn?" Allerdings sind wohl die meisten zu gewagt. Ueberall blickt das Bestreben durch, sich eine neue Bahn zu treten, und da der Verfasser ein mit vielen Kenntnissen ausgerüsteter Denker ist, so folgt man ihm ganz gern, wenn man auch alle die Wunderdinge nicht gewahr wird, die er auf seiner Wanderschaft erblickt.

Bei uns ist erschienen:

Cotta Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen. Eine Preißschrift. Mit 7 fein kolorirten Quartkupfern, g. 4. 4 Rthlr.

Steiners, J. F. R., Entwurf einer neuen durchaus feuerfesten Bauart mit gewölbten Decken und Dachungen, zur Sicherheit und Wohlfahrt menschlicher Wohnungen und anderer Gebäude, 2 Hefte. Mit 16 illuminirten Quartplatten. gr. 4. 5 thl. 18 gr.

Hoffmannische Hof-Buchhandlung.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 14. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Die Belagerung von Corinth. Gedicht von Lord Byron.

(Wir wiederholen den Versuch, unsere, der englischen Sprache etwa unkundige Leser, mit einem Dichter bekannt zu machen, der jetzt in England so hoch gepriesen und so hart angefeindet wird.)

Jahre und Jahrhunderte, Stürme und Schlachten sind über Corinth hinweg gezogen, doch steht noch immer die der Freiheit errichtete Burgveste! Orkane und Erdbeben verschonten den alten Felsen, den eine tief gesunkene Welt noch jetzt mit Stolz betrachtet; diesen Grenzstein zwischen zwei Meeren, die zornig gegen einander rauschen, aber am Fuße des Berges, ihm huldigend, sich besänftigen. Ha! wenn das, seit Timoleon's Opfer und der Flucht des persischen Despoten, hier vergossene Blut aus der Erde hervorschäumte, die es in Strömen verschluckte, so würden blutige Wellen diese Landenge bedecken! wenn die Gebeine der hier Gefallenen auf einander gehäuft empor stiegen, sie würden, der stolzen Acropolis gegenüber, zum Berge sich thürmen und höher als sie in den klaren Himmel hinauf reichen.

Tausend Lanzen schimmern auf dem Gipfel des düstern Cytheron. Von einem Meere zum andern breitet in der Ebene der Landenge das Lager der Muselmänner sich aus. Die schwarzen Haufen der Spahi's rütteln sich überall. Hier beugt das arabische Kameel sein Knie, dort tummelt der Tatar seinen Renner. Der Turkoman hat seine Heerden verlassen, um das Schlachtschwerdt umzugürten. Der Schlachten Donner überbrüllt die Wogen — Feuerschlünde sprühen Tod. Pfeifende Kugeln stürzen Mauern. Aber von den Wällen blitzt nicht minder aus schwarzem Dampf das Feuer der Belagerten, und sendet den Tod in das bestaubte Lager der Ungläubigen.

An der Spitze der erbittersten Feinde der Vertheidiger Corinth's steht Alpo, ein Abtrünniger aus Venedig. Erfahrner als alle Söhne Osmann's in der grausamen Kunst des Krieges, und tapferer als irgend ein sieggewohnter Kriegsheld, fliegt er unermüdlich von Posten zu Posten und sucht die Gefahr. Bald schlägt er einen Ausfall zurück, und flößt den überraschten Muselmannen frischen Muth ein; bald springt er vom Rosse, eilt zu den Batterien, deren Feuer träge wird, belebt durch seine Heiterkeit die Ermüdenden, richtet selbst die Stücke, schwingt Lanze und Schwerdt, leitet den Angriff, giebt überall das Beispiel des Muthes. — Kein Anführer im Heere darf sich ihm vergleichen.

Einst wurden seine Voreltern zu den ersten Bürgern Venedigs gezählt. Er selbst lernte im Dienste des Vaterlandes die Waffen führen, die er nun, verdammt, gegen dasselbe kehrt. Mahomed's Turban windet sich jetzt um sein Haupt, ihn beseelt die ganze Wuth eines Neubekehrten, der Tausend unvergessene Beleidigungen zu rächen hat. Ihm ist sein Vaterland nicht mehr das glänzende, freye Venedig. Unbekannte Angeber hatten in den Löwenrachen des heil. Marcus Anklagen gegen ihn niedergelegt, von welchen er nicht rein zu waschen sich vermochte. Die Flucht entzog ihn der Verfolgung, er weihte sein Leben den Schlachten, er suchte Rache oder Tod, und lehrte Venedig erkennen, was es an ihm verlohren. Ihm war vom Feldherrn die Vorhuth vertraut. Tod und Verwüstung verbreitend huldigte er seinem neuen Glauben.

Immer schwächer wurden die heftig beschossenen Mauern. Bomben zerschmetterten und entflammten manchen Dohm. Rothe Feuersäulen wirbeln in die Lüfte. Krachend stürzt das Gebäude zusammen, zahllose Sterne steigen aus der Gluth, im Himmelsraume verlöschend, Rauch und Qualm verhüllen die Strahlen der Sonne, und schauerlich gelb färbt sich der ferne Horizont.

Doch nicht Rachsucht allein tobt in dem Abtrünnigen — die Mauern von Corinth umfangen ein holdes Mädchen, schon der Gegenstand seiner Liebe und Hoffnungen zu einer Zeit, wo er, noch unbescholten, in frischer Jugend und Fröhlichkeit, ihr zu Ehren um Mitternacht die süßesten Lieder über das adriatische Meer hingleiten ließ. Ein unerbittlicher Vater hatte seine Wünsche vereitelt. — Auch Francesca's Herz schien zärtliche Erinnerungen zu nähren, denn keiner der zahlreichen Bewerber konnte sie gewinnen. Ihr Lächeln wurde seltener, sie wankte träumend umher, und ihre Wangen erbleichten. Je mehr das Vergnügen zu gefallen in ihr erstarb, je inniger wandte sie sich zu Gott, je emsiger verehrte sie ihn.

Digitized by Google

Minotti, nach Corinth gesandt, um die neue

Eroberung der Venetianer zu vertheidigen, nahm seine liebliche Tochter Franzesca mit sich, und seit die Gattin des Menelaus diese Ufern geflohen, hatte keine mit Franzesca zu vergleichende Schönheit sie geschmückt.

Nun war die Mauer gestürzt. Eine gähnende Bresche ermuthigte stürmende Wagehälse, mit dem ersten Tagesstrahl sich über Trümmer einen Weg zu bahnen. Der Befehl ist gegeben. Ein auserlesener Haufe von Tataren und Turkomannen soll die Bahn brechen. — Es ist Mitternacht. Der Mond wirft sein kaltes Licht auf die schwärzlichen Gebürge. Das Meer strahlt des Himmels Bild zurück. Er gleicht einem Ocean, der in den Lüften schwebt mit Lichtinseln besäet. An beiden Ufern ist das Meer ruhig, murmelt kaum wie Quellen, bedeckt mit lichtem Schaum die Kiesel. Die Winde sind entschlummert auf den Wellen. Die Fahnen des halben Mondes hängen schlaff herab, als wären sie geleimt an ihre Stäbe. Ueberall herrscht tiefes Schweigen, nur unterbrochen durch das Rufen der Schildwachen, das Wiehern der Rosse, oder durch ein Gesumse, ähnlich dem Rauschen eines bewegten Waldes, aus dem Lager aufsteigend. Da erhebt sich die Stimme des Mollah, der die Gläubigen zum Gebete der Mitternacht rief. Sie glich den Tönen eines einsamen Geistes in der Wüste; sanft und melancholisch wie die Töne einer vom Winde bewegten Harfe.

Alpo lag in seinem Zelte am Ufer des Meeres. Der fromme Gesang schwieg. Die Schildwachen waren abgelöst. Tiefe Stille umgab ihn wieder. „Die letzte ruhelose Nacht" rief er aus: „morgen erndten vielleicht meine Liebe, meine Rache den Lohn aller Mühseligkeiten." Er bedarf der Ruhe, um seine Kräfte zum Werke der Zerstörung zu stärken, allein er kann nicht schlafen, es wogt in seiner Seele, er fühlt sich allein mitten unter diesem Heere — Er allein — ein Verleugner seines Gottes! kein Herz, kein Arm, dem er vertrauen dürfte. Man folgte ihm, weil er tapfer war und reiche Beute vertheilte; man gehorchte ihm, weil er den Willen der Menge zu beherrschen wuste; aber nie verziehen ihm die Muselmänner seine christliche Geburt; sie beneideten ihm seinen Rang und selbst den falschen Ruhm, den er unter Mahomed's Panier errungen. Sie wusten nicht wie tief ein verwundeter Stolz herabsteigen — wie ausschweifend ein fühlbares Herz, vom Unglück verhärtet, hassen kann. Bösewichter kann jeder beherrschen, der sein Leben an ihrer Spitze wagt.

Wie vom Fieber geschüttelt lag er da. Krampfhafte Seufzer entsprachen dem schnellern Umlauf seines Blutes; vergebens warf er sich hin und her um den Schlaf zu finden. Der Turban zwängte seine brennende Stirn, das Panzerhemd preßte wie Blei seine Brust. Doch hatte er sonst oft in Waffen geschlafen, auf bloser Erde unter dem Dache des Himmels. Er verließ sein Zelt und schritt das Ufer entlang, wo Tausende von Kriegern in den Armen des Schlafes lagen — er beneidete diese Ruhe, die ihn floh.

Die Kühle der Nacht erfrischte ihn. Balsamischer Thau netzte seine Stirn. Hinter ihm ausgebreitet lag das muselmannische Lager, vor ihm ließen die gekrümmten Ufer seinen Blick bis in den Golf von Lepanto, bis zu dem Schnee der Höhen von Delphos schweifen. Geschlechter der Menschen vergehen am Strahl der Sonne, nicht dieser Schnee. Tyrannen und Sclaven fegt die Zeit hinweg, Bäume und Thürme stürzen zusammen; aber auf jenen Felsenspitzen ruht noch immer der leichte, weiße Schleier, den die fliehende Freyheit hier niedergelegt zu haben scheint. —

Abtrünnigkeit und Verbrechen hatten Alpo's bessere Gefühle nicht ganz vernichten können. Die alte und neue Zeit ging an ihm vorüber. Schaamroth gedachte er der griechischen Helden, die für ihr Vaterland fielen und nicht starben. Noch seufzen die Winde, noch murmeln die Gewässer ihre Namen, und jede graue Trümmer einer Säule erinnert an ihre Ueberreste. Noch ist Griechenland, trotz dem Joche unter dem es seufzt, das Land des Ruhmes, das Loosungswort der Vereinung für die ganze Welt. Der Mann, der über einer starken, großen That brütet, wendet seinen Blick nach Griechenland, und packt einen Tyrannen; er heftet den Blick auf Griechenland und stürzt dahin, wo man Freiheit gegen Leben eintauscht. Das Meer, welches diese Ufer bespült, schwillt nicht höher an, fällt nicht tiefer, ist der Gewalt des Mondes nicht unterworfen. Seit Jahrhunderten ist die Grenze, wo es seinen Schaum absetzt, dieselbe, so wie die gelbe Sandbank, die das Meer vom grünen Rasen trennt.

Versunken in solche Betrachtungen wandelte Alpo, sich nahend der belagerten Stadt. Schon könnte man von den Mauern ihn erreichen — jene vorspringende Befestigung schleudert ihr Feuer bis in's Meer — er vernimmt Rufen der Schildwachen auf den Wällen, er vernimmt den Wiederhall seiner eignen Tritte, aber kein Blei zischt um sein Ohr. — Er sieht am Fuße der äußern Mauer, wie hungrige Hunde Leichname verschlingen, die sie knurrend sich aus den Zähnen reißen. Er sieht den Schädel eines Tataren schälen wie eine Frucht. Aber, gierig auf das ekelhafte Mahl, bellt keiner dieser Hunde ihn an.

Alpo wendet schaudernd den Blick. Unerschüttert konnte er in Schlachten Sterbende in Blut gebadet sehen, und doch hier nicht den Anblick der nicht mehr Leidenden ertragen. —

Unfern der Mauern von Corinth erheben sich die Trümmer eines Tempels, von Menschen erbaut, die längst vergessen sind. Drei Säulen stehen noch und große Marmorblöcke liegen umher, im Grase fast versteckt. Ewig wird die nichts verschonende Zeit uns ein Sehnen hinterlassen nach dem was war, und einen Schmerz über das was kommen soll! — Alpo saß auf dem Fußgestell einer Säule, die Hand lag über den Augen, das Haupt neigte sich auf die Brust, er seufzte — da ließ ein Klageton sich vernehmen — war es der Wind, der zwischen diesen Trümmern säuselt? — er wirft den Blick hinaus aufs Meer, es ist spiegelglatt. Die langen Grashalme um ihn her sind ohne Bewegung, wie die Paniere des Lagers und die Blätter der Bäume auf den Höhen des Cytheron — woher denn dieser Ton? — er wendet sich — täuscht ihn das Auge? — ein schönes Weib sitzt hinter ihm. Er springt auf, erschrockener als hgbe ein feindlicher Krieger den drohenden Arm gegen ihn erhoben. „Gott meiner Väter! was seh ich? wer bist du? was willst du, so nahe dem Lager?“ — Plötzlich erwacht der alte Glaube. Er will das Zeichen des Kreuzes schlagen, aber sein Gewissen raubt ihm die Kraft dazu — sein Auge starrt das schöne Weib an — er erkennt diese Züge — es ist Franceska! aber blaß, ohne Lächeln auf den Lippen. Ihre großen blauen Augen sind ruhig wie das Meer, ihr Blick starr und kalt. Ein leichtes Gewand umschwimmt ihre Gestalt, ohne den Busen von Marmor zu verhüllen. Ihr langes schwarzes Haar berührt den Boden, und theilt sich, um den Arm von Schnee zu zeigen. Sie erhebt die Hand und diese Hand war aus Aether geformt, denn des Mondes Strahl schien durch zu leuchten. „Ich verlasse meinen Ort der Ruhe“ hub sie an, „um mich dem zu nahen, den ich liebe, um sein Glück und das meinige zu schaffen. Den Wachen, Thoren und Mauern bin ich entschlüpft, mitten unter Feinden hab ich dich gesucht, denn selbst der Löwe weicht ehrerbietig zurück vor einer reinen Jungfrau. — Ich komme zu dir, und wenn ich vergebens kam, so sind wir auf ewig getrennt. Du hast schwer gesündigt, indem du den Glauben deiner Väter verleugnetest, aber noch ist die Frist der Reue nicht abgelaufen. Tritt diesen Turban mit Füßen! mache das verehrte Zeichen der Christen, so wird der morgende Tag uns für immer vereinen.“

„Warum“ sprach Alpo, „soll unser Brautlager unter Sterbenden und Todten seyn? Morgen verzehren die Flammen alle Christen und ihre Altäre. Ich hab' es geschworen und nur du und die deinigen sollen dem Verderben entrinnen! ich werde dich an einen anmuthigen Ort führen, dort wirst du als Gattin in meinen Armen ruhen, und aller Kummer wird vergessen seyn. Aber demüthigen muß ich zuvor Venedigs Uebermuth! es soll das Gewicht eines Armes fühlen, den es verachtet hat.“

Da legte Franceska ihre Hand auf Alpo's Hand. Die Berührung war nur leicht, aber sie drang bis ins Innerste. Frost ergriff sein Herz, doch fehlte ihm selbst die Kraft zu schaudern. Nie hatte die Hand einer Geliebten das Blut in den Adern des Liebenden so erstarrt. Er fühlt sich einer Ohnmacht nahe, indem er sein Auge auf das bleiche Gesicht heftet, dem jene Lebendigkeit der Züge fehlt, die sonst wie Wellen im Sonnenstrahle spielten. Sie spricht, aber ihre Lippen sind starr wie der Tod, kein Hauch geht aus ihrem Munde, ihr Busen hebt sich nicht. Ihr Auge glänzt, aber ihre Augenlieder sind unbeweglich. Ihr Blick ist eisig, wild, wie der Blick einer Nachtwandlerin.

„Wenn nicht die Liebe zu mir dich bewegt, so beschwöre ich dich, denk' an dein ewiges Heil! dein Untergang ist gewiß, wenn du nicht diesen Turban von der meineidigen Stirn reißest, wenn du nicht schwörst, die Söhne Venedigs zu schonen. Du wirst die Erde nicht wieder sehen, du wirst nicht den Himmel schauen noch mich. Gehorchst du meiner Stimme, so öffnen sich dir die Pforten der Barmherzigkeit. Wankst du, so trifft dich der Fluch dessen, den du verleugnetest! Schau auf zum drohenden Himmel! siehst du die Wolke vor dem Monde? wenn dein Herz sich nicht verwandelt, noch ehe des Mondes Scheibe sich entwölkt, so rufen Gott und Menschen Wehe über dich! und deiner harrt eine Ewigkeit des Jammers!“

Alpo schaute auf zum Himmel — er sah die Wolke, die den Mond bedeckte — aber sein Herz war voll Stolz, und der Strom dieser Leidenschaft verschlang alle übrigen. Soll er um Gnade betteln? sollen die Worte einer schüchternen Jungfrau ihn schrecken? soll er, der schwer Beleidigte, seine ungerechten Feinde retten? Nimmermehr! und wenn ein Blitz in diesem Augenblick ihn zerschmettern sollte! —

Aufmerksam verfolgte sein Blick die vorüberziehende Wolke, und als der Mond nun wieder entwölkt da stand, rief er laut: „Was auch mein Schicksal sey, ich wanke nicht! es ist zu spät. Das Rohr beugt sich vor dem Winde und erhebt sich wieder; der Baum bricht. Ich bin, wozu Venedig mich gemacht

hat — sein Feind! — aber du, meine Francesca, dich werd' ich retten!" — Er wandte sich nach ihr — sie war verschwunden. Hat die Erde sie verschlungen? hat sie in die Lüfte sich erhoben?"

(Der Beschluß folgt.)

Neapel und seine Umgebungen.

(M. s. Sitten- und Landschaftsstudien von Neapel und seinen Umgebungen, in den Jahren 1809 — 10, nebst späteren Zusätzen von Friederike Brun, geb. Münter. Leipzig 1818.)

Es ist der vierte Band von den Episoden aus Reisen durch Italien, worin uns die rühmlich bekannte Reisende Menschen und Landschaften des untern Italiens beschreibt. Der Vorrede des Herrn Böttiger zufolge hat die freundliche Gastgeberin ihr Mahl nicht für kritische Köche, sondern für unbefangene Genießer und fröhliche Gäste zurichten wollen. Wir enthalten uns daher billig über die Landschaftsmalerei mit Worten, über die Einkleidung in Briefe, und über die zuweilen sehr poetische Prosa unsere Meinung zu sagen, und theilen lieber einige Auszüge mit, die hoffentlich dem Geiste eine Unterhaltung und dem Gemüth eine Freude gewähren. 1. Brief. — „Welch ein Contrast, Rom und Neapel! Es ist Vergangenheit und Gegenwart, durch das treffendste Bild dargestellt. Dort im feierlich stillen Rom, spricht alles die Erinnerung an, und Mnemosyne schwebt mit leisem Flüstern über den schauervollen Trümmern der höchsten Erdengröße. Die Pontinischen Sümpfe, von ihren dunkelnden, träge ruhenden Kanälen durchschnitten, in deren unbewegten Gewässern finstere Gehölze dumpfe Schatten werfen, schienen nur Stygische und Acherontische Tiefen! Der schweigende Liris (jetzt Gargiliano) ward als stillgleitender Lethe begrüßt, jenseits demselben öffnen sich die Gefilde der Seligen! Leichthinschattende Ulmen, festlich durch Rebengewinde zu Freudenlauben vereint; eine mildere weichere Luft und glänzendere Formen; es ist dir, als ob hier, wie Virgil es so schön singt: „ein eigner Himmel und eigne Sterne leuchteten." (Aber leider! auch eine eigne Staffage von Straßenräubern und Banditen in der schönsten der Landschaften; das haben die Papisten jener Gegend vor den Heiden voraus.) — „Du versinkst in halbwache Träume schnell dahingezogen, und nun geweckt — durch das Brausen der Menschenmassen von Neapel. Hier ist alles Gegenwart, nah dich umdrängende, lebenwimmelnde Gegenwart. Streben nach Erhaltung des Daseyns, nach dem Genusse des Augenblickes; kein Gedanke weder vor- noch rückwärts. (Welch ein Charakterzug, den das neueste Concordat gewiß nicht veredeln helfen wird.) Schönheit und Geschmack in den Gebäuden sey entflohen. — „Sie wollen erwerben, um zu genießen!" — Wie ärmlich sind hier die Umrisse der weiblichen Gestalten — wie braun, dürre und Sonnenverbrannt — im Gegensatz zu den Madonnenähnlichen Frauen von Rom mit schönen Kindern auf dem Arme." — Ueberhaupt hat die Verfasserin fast nirgends Schönheit bei dem weiblichen Theile des Volkes im untern Italien gefunden, noch seltener als ehemals, wegen des erduldeten Elends der kriegerischen Zeit. Die jungen Dirnen waren an einem Madonnenfest fast alle weiß angezogen, aber selten rein. Die Equipagen waren weder so glänzend noch zahlreich wie in Rom, und die schönen Pferde hatte der Krieg dünne gemacht. Die Cultur der Baumwolle und Zunahme der Schaafzucht gab einigen Ersatz für die gestörte Schiffarth.

3. Brief. Herbstfest des heil. Januarius. „Ich komme aus der Kathedralkirche zurück, herzlich wenig befriedigt. Als wir ankamen, stand ein Priester (denn der Erzbischof war krank) auf dem Hochaltare in höchster Noth, und war angstschwitzend — die geheimnißvolle Phiole ängstlich drehend und wendend. Es war schon über eine Stunde nach Mittag, und das Volksmurmeln stieg dumpf aus allen Tiefen der großen Kirche empor. Endlich als eben das Gedränge um den Altar etwas nachließ und viele ungeduldig weggingen, rief der Priester aus: „es sey geschehen," und wandte sich sogleich an uns, con rabbia et dispetto (über den Heiligen oder über die Ketzerin?) uns die Phiole mit der heil. Masse, an der durchaus nichts flüssig war, an die Lippen zum Kusse stoßend und dann unzähligen Andächtigern, als wir waren. „Es ist aber mit diesem Flüssigwerden des heiligen Blutes ein räthselhaftes Hokuspokus, und bleibt selbst denen, unter deren Händen das Wunder geschiehet, ein Geheimniß. Selbst der aufgeklärte Erzbischof von Neapel aus der Familie Filangieri versicherte, daß er nicht dahinter kommen können, wie es mit dem Flüssigwerden zugehe, das bald schnell, bald langsam, bald gar nicht erfolge. Der König von Spanien besaß einen Theil des heiligen Blutes. Im nämlichen Augenblicke, wo das Wunder zu Neapel

geschah, geschah es auch zu Madrid. Kouriere in demselben Moment von Madrid und Neapel abgefertigt, beglaubigten das. An diese Facta glauben hier selbst die Verständigen."

(Verdiente nicht der partielle Blödsinn der Papisten, nicht alle Katholiken sind das, so gut wie die partielle Manier, in der Psychologie mit vorgetragen zu werden? Jahrhunderte fließen dahin, ganze Völker eilen vorwärts, und — die Papisten bleiben wie verzaubert stehen. Schon im J. 1700 erwähnte der berühmte Engländer Addison in seiner Reise dieses heiligen Blutes, mit der Bemerkung, daß hier eine sehr plumpe Täuschung vorgehen müsse. Er erinnert sehr treffend an eine ähnliche Gaukelei zur Heidenzeit, deren Horaz mit dem bekannten Ausrufe erwähnt: Credat Iudaeus Apella, non ego. — (Sal. 5. L. 1.) wie denn offenbar mehrere alte Wunder aus heidnischen in christliche metamorphosirt worden sind. Er bemerkt eben so treffend, daß katholische Länder, welche in mehrerm Verkehr mit den Protestanten stehen, weniger Ceremonien und Aberglauben haben, daher z. B. die Franzosen aufgeklärter als die Italiener und Spanier wären.) Was jeden Freund des Menschengeschlechts wieder versöhnt, ist die erfreuliche Schilderung, welche unsere beobachtende Reisende von dem guthmüthigen Character der Italiener im Allgemeinen, an mehrern Stellen macht; vorzüglich in dem arbeitsamen Ländchen um Sorrento, das sie einer gemahlten Idylle ähnlicher, als der Wirklichkeit findet. Sie sagt zugleich: „fein ist der Italiener bei aller Güte, aber auch Güte schnell erkennend; allein mißtrauische, den Nationalcharakter herabwürdigende List vergilt er dem Fremden sicherlich nicht. (Genie findet Güte und Offenheit immer seines Gleichen. Wie um so mehr ist es zu bedauern, daß der Garten der Erde, das schöne Italien und seine Bewohner mit solchen Anlagen, durch Verfassungen und Verwaltungen und durch den Druck des hohen Adels im Unteritalien seit Jahrhunderten so verwahrloßt werden.) — Von dem Zustande zu ihrer Zeit (1810) sagt sie folgendes: „Die untersten Volksklassen, von Abgaben erdrückt und durch streng militärische Polizei nur im Zügel gehalten, sind durchaus für die alte Regierung, und schwören beim Namen der Königin Karoline von Oesterreich. Der gebildete Mittelstand und Mitteladel zittert vor der Rückkunft einer Regentin, welche schon einmal ihren Unterthanen wie eine Göttin der Rache erschien. Der höhere Adel würde sich wahrscheinlich mit dem Volke vereinigen; allein man thut alles, um ihn zu erdrücken. „Durch ein eigenes Tribunal ohne Rechtsformen nimmt man ihm Güter ab, die viele Jahrhunderte bei der Familie waren, wenn die Documente fehlen. — „Der König Joachim ist bei dem Allen doch nicht eigentlich gehaßt. Man weiß, daß er selbst unter der Geißel des Tyrannen Napoleon seufzt und z. B. jährlich 21/2 Million Dukati Tribut an Frankreich bezahlen muß." — (Wie es mit der sonst eingerissenen, großen Prozeßwuth der Neapolitaner stehe, darüber berichtet die Verf. nichts. Neapel war immer ein Paradieß der zahlreichen Advokaten, besonders zur Spanischen Zeit. Damals schrieb ein Vicekönig dem Papst Innocenz: „Ew. Heiligkeit verlangen eine Lieferung von 20000 Schweinen von mir. Damit kann ich nicht dienen; aber leicht würde ich Ihnen eine gleiche Zahl Advokaten schaffen können.") Noch eine tröstliche Stelle schreiben wir ab: „Ueber den Zustand der Sitten des Mittelstandes in ganz Italien sind die Ausländer oft in einem großen Irrthum und von blindem Vorurtheile befangen! Denn es sind diese im Durchschnitt von einer Reinheit, welche die der meisten großen Städte unsererseits der Alpen weit entfernt sind, erhalten zu haben. Im nördlichen Italien aber sind diese im gebildeten Mittelstande mit einem Grade von Litterarischer Cultur vereinigt, von dem wir uns in unserm selbstgenügsamen Stolze noch weniger träumen lassen." — Dieses läßt auf eine Feinheit des geselligen Tons schließen, den wir bei der Wuth zu politisiren noch ganz verlieren werden. Wir müssen unsere Leser auf das interessante Buch selbst verweisen, wovon wir einen kleinen Vorschmack gegeben haben.

Zu bemerken ist noch das von dem Maler Hetsch gezeichnete Titelkupfer, das ein einladendes Impluvium oder Cortile im Styl der zu Pompeji aufgegrabenen Wohnungen vorstellt; und ein Kupfer vom Grabmahl und Thurm des Cicero auf dem Berge Acervara, welche Gegend zum Landsitz des Prinzen Caposèle de Ligny gehört, und die er für die Formianische Villa jenes berühmten Redners anspricht. Die Verf. hat einen Auszug aus einem Briefe des Prinzen an sie vom 30. August 1816 darüber mitgetheilt.

Schöne Literatur. Schluß.

Obgleich ein Recensent von den gesammelten Blättern von Treumund Wellentreter (2 Bände) zu schwärmen beliebt: „sey es nicht der Parnaß, welchen der Verfasser erstrebt, so sey es

vielleicht der Aether selbst, der über jenem stehe mit seinen ewigen Sternen," (!) und „der zweite Band enthalte Goldkörner eines spiegelreinen Flusses, der des Himmels Klarheit widerstrahle" — so können wir doch nicht leugnen, daß diese Blätter uns öfter gelangweilt als erbaut haben. Wer aber eine gewisse besondere Stimmung zum Lesen derselben mitbringt, dem mögen sie allerdings einen ätherischen Genuß gewähren. —

Das Taschenbuch Pythagoras empfiehlt, Sprüche der Weisen zu sammeln, und um damit einen Anfang zu machen, liefert der Verfasser — seine eignen Sprüche, die sich selten über das Mittelgut erheben. Ein Vater, der seine Kinder schlecht erzieht, wird mit einem Schmetterling verglichen, der zwar selbst unschädlich sey, aber eine um desto schädlichere Brut hinterlasse. — Der reiche Dumme sey mehr zu beklagen, als der arme Dumme. (Warum?) — Jeder habe seine Null, nur komme es darauf an, wo sie stehe; ob sie ihn zur ganzen Zahl oder zum Bruche mache. (Aber eine Null macht nur in seltnen Fällen zum Bruche.) — Den Bösewicht nennt der Verfasser eine Pause in der Symphonie des Lobes Gottes. (Aber eine Pause bringt oft eine schöne Würkung hervor. Einer falschen Quinte möchte der Bösewicht eher zu vergleichen seyn, zumal da der große Componist sie einst Kunstgerecht auflösen wird.) —

Wenn gleich die Schrift, welche wir zum Schluß dieses Artickels anzeigen wollen, schon 1816 heraus gekommen ist, so dürfen wir doch mit ihr eine Ausnahme machen, denn sie gleicht dem Wein von einem guten Jahrgange, und möchte leicht, wie der gute Wein, mit jedem Jahre noch kräftiger werden. Wir meynen die Herbstreise nach Venedig, von Friedrich v. Raumer. Hier sind, bei lebendiger Darstellung, Klarheit des Verstandes, Tiefe des Gefühls, Originalität der Ansichten, Rechtlichkeit und Mäßigung. Man muß den Verfasser lieb gewinnen, wenn man auch nicht überall seiner Meynung ist. Wir heben einige Stellen aus und wählen — nicht etwa die besten, die glänzendsten — sondern nur die kürzesten, weil der Raum uns beschränkt.

„Wenn es weder an Zeit, noch an Gelde, noch an Gesundheit, nach an guter Laune fehlt, so stimme ich sehr für die mit reisenden Frauen; aber die allein und auf ihre eigene Hand reisenden und reisebeschreibenden Frauen kommen mir unnatürlich und hermaphroditenartig vor. Fragst du, warum ich der Weiber nicht erwähne, welche nicht reisen, auch nicht mit reisen, sondern Männer mit sich auf Reisen nehmen, so antworte ich: weil dieß in die verkehrte Welt gehört, wo die Weiber in Männer und die Männer, ich weis nicht ob in junge oder alte Weiber verwandelt sind." —

„Das Sprüchwort: unterm Krummstabe ist gut wohnen, hat kein einzelner Theoretiker erfunden, sondern es war in dem Munde und dem Herzen von hunderttausenden. Aber freilich, das ist ja eine Haupt-Anklage unserer Tage, daß sich Länder und Städte, gegen und trotz der a priori erwiesenen Grundsätze, zufrieden und glücklich befinden. Diese sollen sich glücklich, jene sollen sich unglücklich fühlen, und wer nicht gleich dem Commandowort folgt, gilt für einen Dummkopf oder Schurken. Warlich! nächst der Tyranney, welche darauf ausging unglücklich zu machen, ist diejenige die ärgste, welche mit Gewalt glücklich machen will." —

„Erinnerst du mich an das jetzige laute Schelten über den Komopolitismus, so entgegne ich, daß vor wenigen Jahren der Patriotismus eben so wegwerfend behandelt wurde. Beides ist aber nur auf niederm Standpuncte möglich, während der höhere augenscheinlich zeigt, daß zwischen ihnen kein wahrer Streit seyn kann und seyn soll, und daß sie sich ununterbrochen gegenseitig bedingen und stärken müssen, wenn das Rechte gedacht, gefühlt und gethan werden soll." —

„Das wunderlichste Volk auf Erden ist — wenn anders kein Schauspiel-Director widerspricht — ohne Zweifel das Volk der Gelehrten. Sie sitzen wenigstens so erhaben, wie Socrates in den Wolken des Aristophanes, und schreien laut auf, wenn ihnen die Behörde auch nur von weitem zu nahe kommt. Alle Verletzung der herkömmlichen Formen von ihrer Seite hingegen, werden mit dem wohlbekannten Genie entschuldigt, oder mit ihren Verdiensten gerechtfertigt." —

Die eigentliche Reisebeschreibung verbindet den Vorzug der Treue mit dem der Lebendigkeit. Nur die Granatäpfel müssen wir gegen den Verfasser in Schutz nehmen. Er sagt: „wir sahen hier (in Verona) zuerst die schönen großen Granatäpfel, und machten im Kaffeehause Anstalten Einen zu essen; allein der aufwartende Jüngling schüttelte mit dem Kopfe und sagte lächelnd: zum Aufhängen in der Stube als Zierrath sind sie gut, aber nicht zum Essen; und er hatte vollkommen Recht."

Vermuthlich hat der aufwartende Jüngling nur gemeynt, sie müßten noch eine Weile hängen, ehe sie eßbar wären, so wie die Borstdorfer Aepfel eine Weile liegen müssen: denn wir können den Verfasser versichern, daß sie im October vortrefflich schmecken. Es giebt deren zwey Gattungen, eine süße und eine

säuerliche; die letztere ziehen wir vor und möchten sie eine mildere, veredelte Citrone nennen. Sie kühlen und erfrischen ungemein, erhalten sich auch sehr lange; denn als der Herausgeber dieser Blätter im October zu Verona seinen Wagen mit Granatäpfeln vollgestopft hatte, fand sich beim Auspacken in Rußland, im April des folgenden Jahres, noch ein vergessener Apfel und war noch sehr gut. Wir begreifen daher nicht, warum die Granatäpfel nicht nach Deutschland verführt werden?

Politik.

Es ist ein Schreiben des Fürsten Metternich, vom 11. December 1817, an den österreichischen Geschäftsträger zu München, Freiherrn von Hrubi, im Druck erschienen, aber ohne Angabe des Verlegers oder Druckorts, weshalb dessen Aechtheit noch großem Zweifel unterworfen ist. Der Angabe nach ist es geschrieben, um den Bayrischen Hof wegen der Besorgnisse zu beruhigen, die derselbe über die Bundesversammlung geäußert haben soll. Oestreich stimmte nicht für Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung, „weil es wenig gedeihlich sey, alte, in ihren innern Bestandtheilen zerrüttete Körper, mittelst einem neuen Anstrich als neue hinstellen zu wollen.“ (Freilich, wenn es nur ein Anstrich seyn sollte. Man könnte sich die Sache aber auch vorstellen, als eine auseinandergenommene Uhr, die, wenn sie von verständigen Händen wieder zusammengesetzt wird, noch recht gute Dienste leisten kann.)

Die Bundesversammlung würde Oestreich nur dann für selbstständig erkennen, wenn die verbündeten Fürsten in Person versammelt wären; denn die Gesandten blieben denen verantwortlich, von welchen sie geschickt worden. Darum sey von der Bundesversammlung wohl nichts zu fürchten. Weniger Beruhigung gewähre der Gang mehrerer deutschen Regierungen. Hier wird ein Beispiel angeführt, welches zu citiren wir uns nur dann erlauben würden, wenn wir von der Aechtheit des Schreibens überzeugt wären.

Das Recht, einer ständischen Verfassung zu genießen, erkennt Oestreich, nach Inhalt der Bundes-Acte, für alle deutschen Staaten an, aber die Art dieser Verfassungen und die Zeit ihrer Einführung müsse gänzlich den einzelnen Regierungen überlassen bleiben, nach Maasgabe der Local-Verhältnisse, der Bedürfnisse des Volks und der Erwägung des Zeitgeistes. Werde damit gezögert, und deshalb Klage bei der Bundes-Versammlung erhoben, so könne die sich gar nicht darauf einlassen. Träte aber der Fall ein, daß die Stände zu Annahme vernünftiger Stipulationen nicht zu bewegen wären, so könnten freilich Unruhen daraus entstehen, die aber in der Bundesglieder wechselseitiger Verpflichtung zum Beistande ein kräftiges Gegenmittel finden müßten.

(Wenn wir blos die innere, aus den geäußerten Gesinnungen hervorgehende, Wahrscheinlichkeit in Betrachtung ziehen, so müssen wir dieses merkwürdige Schreiben allerdings für ächt halten, und uns freuen, daß das mächtigste Bundesglied ohne alle politische Winkelzüge seine Ansicht rein ausgesprochen hat, wodurch wenigstens jedermann in den Stand gesetzt wird, seine Erwartungen von der Bundesversammlung in die nöthigen Schranken zurück zu ziehen.)

Die Jenaische Lit. Zeitung, indem sie die Betrachtungen über das heilige Bündniß, besonders im Vergleich mit ähnlichen Ereignissen des XVI. Jahrhunderts, recensirt, erlaubt sich die Bemerkung, daß die Urkunde des heiligen Bundes nur Grundsätze, aber keine Anwendung auf das Einzelne äußerer Erscheinungen enthalte, und gerade dadurch dem Mißtrauen und der Gleichgültigkeit Stoff und Nahrung gebe, dabei auch die Erwartung des Guten theils der Verzögerung, theils der Verhüllung überlasse.“ (Was heißt das: eine Erwartung, die der Verzögerung überlassen wird? ist das deutsch?)

Am Schlusse heißt es ferner: „Der gutmüthige Verfasser habe keine Ahndung (Ahnung) davon, wie viele Blätter dieses goldenen Buches der Allianz, trotz des prächtigen Titels und der Inhalts-Anzeige, noch unbeschrieben, wie viele beschriebene es nicht seyen, wenn die Zeit es zu fodern scheine.“ (Es ist nun einmal das Loos der Fürsten, es den Herren Jenensern nicht recht machen zu können.)

Die politische Correspondenz von Fiévée hat schon fünf Auflagen erlebt; wir dürfen folglich voraussetzen, daß sie auch in Deutschland sich in vielen Händen befindet, und wollen daher nur das ausheben, was der Verfasser über die in Frankreich (und auch in Deutschland) schwärmende Idee sagt, eine der englischen gleiche Verfassung haben zu wollen, deren wahre Beschaffenheit und Bedingungen man doch nicht verstehe; denn man wisse oder bedenke nicht, wie dort das Ministerium sich bilde, wie dort eine fest stehende, politische Denkart bis in die untersten Classen herrsche, wie dort die Kraft der beiden Gewalten, neben der Königlichen, auf Adel, Communen und Corporationen beruhe, die Alle sehr

begüterk wären u. s. w. Er führt unter andern an, die französischen Minister hätten ungleich mehr Stellen zu vergeben als die englischen, obgleich verhältnißmäßig der Volksvertreter in Frankreich weit weniger wären, nemlich nur 255, in England hingegen 658. Auch warnt er die französischen Deputirten, sie möchten sich doch hüten, bisweilen Dinge zu sagen, über welche in Deutschland der letzte Schüler lächeln würde. — Folgende Stelle gereicht dem sonst gründlichen Politiker nicht zur Empfehlung: „Nie kann man den Priestern zu viel Ansehen (ascendant) einräumen! sie sind die wahre Miliz der Könige, das einzige Mittel den Landleuten den König kennen zu lehren, die Civilisation unter ihnen zu erhalten, sie zu den Sitten und zu einer nicht sklavischen Unterwürfigkeit zurück zu führen." — Das folgende Compliment macht er seinem Vaterlande: „es giebt in Frankreich keinen Begriff mehr von Recht und Unrecht. Was dem Interesse einiger Einzelnen zuwider läuft, wird Unrecht genannt, und Recht, was das Interesse Aller kränkt." — Auch ein seltsames Finanzprojekt hat Herr Fiévée ausgeheckt. Für ihn giebt es nämlich der Orden noch nicht genug. Es soll ein neuer Orden de la Couronne gestiftet werden, und jeder unbescholtene Mann, der wenigstens 2500 Franken zahle, soll das Recht haben ihn zu tragen. Er empfiehlt diesen Vorschlag dem Schutze der Damen. Besser hätte er vielleicht gethan, wenn er noch ein Dutzend Damenorden unter gleichen Bedingungen vorgeschlagen hätte, da diese so häufig noch nicht sind. Was die Orden für Männer betrifft — freilich, abschaffen oder zurücknehmen lassen sie sich nicht mehr — aber wenn die Fürsten nicht bis auf eine geringe Zahl die Ritter aussterben lassen, und wenn das geschehn, ihre Orden nicht mit weiser Sparsamkeit vertheilen, so werden bald nur diejenigen sich noch geehrt dadurch finden, die in der Brust die Ehre vermissen. Als die Holländer den Pfeffer im Preise erhalten wollten, rotteten sie viele Tausend Pfefferbäume auf den molukischen Inseln aus. Ehrenzeichen sind auch ein Gewürz am Brei der menschlichen Gesellschaft; man hüte sich mit vollen Händen es zu streuen. —

Das Panorama oder Bemerkungen über die neuern Grundsätze in der Staatswirthschaft, von einem deutschen Geschäftsmanne, werden in der jenaischen Literaturzeitung ein unverdautes Gewäsch genannt. Am heftigsten eifert der Verfasser gegen die Einführung brittischer Fabrikate, und dabei wird von dem Recensenten folgendes bemerkt: „Es ist freilich traurig, daß die brittischen Fabrikate zum Theil die Fabrikate des Continents noch an Güte und Wohlfeilheit übertreffen. Aber abgesehen davon, daß es, zumal seit der Aufhebung der Continental-Sperre, bei weitem damit nicht so arg ist, als der Verfasser es macht; so beweist dieß weiter nichts, als daß die Fabrikanten des Continents diejenigen Fabrikationszweige aufgeben müssen, in welchen sie mit den Britten die Concurrenz nicht halten können. — Aber wovon sollen diese Arbeiter leben? — sie sollen sich dem Landbau widmen. Uns ist in Europa kein einziges Land bekannt, wo der Landbau auf derjenigen Stufe stünde, auf der er stehen könnte, wenn alle Oedungen angebaut und das Grundeigenthum richtiger vertheilt wäre. Darinn liegt also der Grund des Uebels; darinn liegt es, daß die Fabricationsclasse auf dem Continent unverhältnißmäßig angewachsen ist: ein Uebel, das sich durch die weit größere Vermehrung der Fabrikanten-Familien im Verhältniß des Landbauers immer vergrößern muß. Der Verfasser behandelt auch den Staat nur als eine Menschenfabrik; aber selbst aus diesem, offenbar irrigen, ja lächerlichen Gesichtspunkte betrachtet, was für schwächliche, kraftlose Menschen liefert nicht die Fabrikation! Die Hervorbringung der höchst möglichen Masse von Natur-Erzeugnissen ist es also, welche der Staat begünstigen muß; der Fabrikation muß er nur ihren freyen Lauf lassen. Was an innern Producten vom Inländer, zu den nämlichen Preisen und in der nämlichen Güte als vom Ausländer, verarbeitet werden kann, verarbeite er, und er wird dabei bestehen können, weil er ja doppelte Commerz-Kosten erspart. Derjenige Fabrikant aber, welchem durch Aus- und Einfuhr-Verbot das Recht eingeräumt wird, dem Inländer sein Fabrikat theurer zu verkaufen, als dieser es vom Ausland beziehen kann, erhält dadurch nur einen Paßbrief, ist ein Köstling seiner Mitbürger." — (Diese Betrachtungen haben uns sehr vernünftig und beherzigenswerth geschienen.) —

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung. In No 13. pag. 104 Zeile 12 ist zu lesen: Wasserschmecker, statt Wasserschnecke.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 15. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Die Stimme des Zeitgeistes.

(Beschluß.)

Im zweiten Aufsatz untersucht der Verfasser: ob die Auflösung der Zünfte und Einführung der Gewerbfreiheit vortheilhaft oder nachtheilig für Deutschland sey, und nennt es mit Recht einen heillosen Fehler, an dem wir noch jetzt laboriren, alles Alte für unpassend und mangelhaft zu halten, und darum abzuschaffen; alt und fehlerhaft gelte bei uns einerlei; was in die Procrustisbetten unserer neuen Theorien nicht passen wolle, das werde ohne Gnade als unbrauchbar verworfen. Auf diese Weise haben wir uns um manche nützliche Institute gebracht, deren Mangel uns jetzt schmerzlich fühlbar wird; und nicht selten sind wir genöthigt, mit vielen Kosten und großer Mühe schlechter wieder herzustellen, was wir schon besser besaßen. Auch die Klöster rechnet der Verfasser dahin, weil viele derselben sehr nützlich waren; er läugnet ihre Mängel nicht, meint aber, man habe sie verbessern nicht aufheben sollen. Allein der Thätigkeitstrieb des Menschen zerstöre, wenn er nicht schaffen könne. Der Mensch baue lieber neu, als daß er das Bestehende ausbessere; Schaffen mache ihm mehr Freude als Erhalten; darum werde vieles vernichtet, ohne vorher zu wissen, ob das Neue auch das Bessere seyn werde. Der Mensch habe zwei Augen für fremde Fehler, und nur eines für fremde Vorzüge. Auch die Schattenseite der Zünfte habe man hervorgehoben, ihre guten Seiten übergangen. Die Fürsten hätten die Gewerbfreiheit eingeführt, weil Zünfte willkührlich zu beherrschen nicht immer leicht gewesen; weil der Staat reich gefüllte Kassen dadurch an sich gezogen; weil man Vermehrung der Bevölkerung davon erwartet, ohne zu fragen ob sie sich auch ernähren könne; weil die Patentsteuer die Staatseinnahme vergrößerte, und endlich weil man dem Kunstfleiße aufzuhelfen glaubte, was doch bis jetzt nicht geschehen. Man fange an sich zu überzeugen, daß man zu rasch verfahren, denn das Wesen der Zünfte sey tief in dem Volkscharakter der Deutschen begründet, bilde tüchtige Handwerker, habe durch eine Art von Sittengericht heilsam gewürkt, habe den Gemeingeist belebt und befördert, unglückliche Zunftgenossen unterstützt u. s. w. Der Verfasser wirft auch über die Nachtheile der Zünfte keinen Schleier, allein er findet die Vortheile überwiegend, zumal da die Gewerbfreiheit bis jetzt keine erfreulichen Resultate geliefert hat, denn das Publicum klagt allgemein über schlechte und theure Arbeit u. s. w. Der Schluß lautet: „Wenn man die Innungsverfassungen von einigen mit dem Zeitgeiste unverträglichen Gebräuchen reiniget, diejenigen Zwanggesetze, die den Gewerbstand zu sehr beschränken, und in den kleinsten Kreis des alten Herkommens bannen, aufhebt, das Aufblühen des Kunstfleißes durch Einrichtung politechnischer Schulen befördert, und den Erfindern nützlicher Handgriffe und Verbesserungen den Lohn ihres Fleißes und Nachdenkens durch Patente sichert, so werden die Zünfte sich nach wie vor als zweckmäßig bewähren, unser Handwerksstand wird künftig, wie früher, seines Fleißes, seiner Sitten, seiner Rechtlichkeit wegen durch die ganze Welt geachtet und geschätzt werden; Wohlhabenheit wird wieder in die Mauern unserer Städte zurückkehren, und der deutsche Bürgerstand erhält die Würde wieder, die er zu unserer Väter Zeit behauptete.“ (Uns scheint daß der Verfasser hier vollkommen Recht habe, nur nicht als Stimmführer des Zeitgeistes, das heißt: der Schreier; denn die erwarten noch immer gewaltige Vortheile von der Gewerbfreiheit.)

Der dritte Aufsatz raisonirt über die begehrten Einfuhrverbote der englischen Waaren, von welchen im Scherz und Ernst, in Prosa und Versen, ja sogar in Pasquillen so viel geschwatzt worden. Im Grunde, sagt der Verfasser, wären es blos die Baumwollenwaaren (und auch die nicht einmal alle) die von den Engländern besser und wohlfeiler geliefert würden, und Anlaß zu Beschwerden gäben; denn unsere Stahl- und Eisenfabriken wären im Zunehmen; das holländische, französische und deutsche Tuch sey besser als das englische; das Seidenzeug der Engländer sey in Deutschland nicht beliebt; nur ihr Wedgewood könne man nicht entbehren. Der Werth der bey uns eingeführten Baumwollenwaaren betrage höchstens 11 Millionen rhein. Gulden, wovon der rohe Stoff mit 10 Procent abzuziehen; folglich verlöhren

wir an Arbeitslohn höchstens 5,1/2 Millionen, wovon sich 100 Gulden auf den Kopf gerechnet, 55000 Menschen ernähren könnten. Ob nun das Geschrey der Fabrikanten nicht lächerlich sey, dem zufolge hunderttausende verhungern, hunderttausende an den Bettelstab gerathen, ganze Provinzen entvölkert werden und ganz Deutschland verarmt? Deutschland zahlt für Thee, Kaffee, Zucker und Gewürze jährlich mehr als zehnmal so viel, ohne deshalb zu verarmen. „Es ist aber eine alte üble Gewohnheit der Deutschen, alle Sachen zu übertreiben und sich von dem Schein irre führen zu lassen. Es bedarf dazu nichts weiter, als ein lautes wiederholtes Geschrey, (Zeitgeist genannt) und der ganze helle Haufe stimmt ein und glaubt Wohlfarth und Leben in Gefahr. Am räthlichsten ist dabey, die Menge sich heiser schreien zu lassen — denn ehe der Vetter Michel sich ausgeschrieen hat, kommt er zu keiner Besinnung und man predigt tauben Ohren." (Sehr wahr und vollkommen passend auch auf das Geschrey um Constitutionen, Preßfreyheit u. s. w.)

„Alle erfahrne Staatswirthe sind einstimmig der Meinung, daß Fabriken, die allein durch Einfuhrverbote erhalten werden können, dem Lande keinen Nutzen bringen, und es ist noch kein Fall eingetreten, der das Gegentheil bewiesen hätte."

Der Verfasser will, daß die Brodlosen Fabrik-Arbeiter zum Pfluge greifen, da es in Deutschland noch große wüste Landstrecken gebe, die angebaut werden könnten. Er beweißt, daß das Verbot der Einfuhr englischer Waaren nicht allein ungerecht, sondern auch unthunlich sey.

Der vierte Aufsatz enthält freymüthige Gedanken über den deutschen Bund. Der natürlichste Weg, Deutschlands Selbstständigkeit zu sichern, sey gewesen, ein gemeinschaftliches Reichs-Oberhaupt zu wählen. „Aber damit standen die Ansprüche der Fürsten des zweyten und dritten Ranges auf unbedingte Souverainität im Widerspruch, und diese wollten lieber Deutschlands Sicherheit noch einmal gefährdet sehen, als einem Rechte entsagen, das größtentheils nur in der Einbildung besteht; denn der Mindermächtige ist doch nie selbstständig; er muß stets dem Willen des Mächtigern folgen, sey es als Vasall oder als Bundesgenosse."

Deutschland, fährt der Verfasser fort, habe Opfer bringen müssen, um ein neues Königreich (der Niederlande) als trennendes Zwischenreich, zu bilden; allein der Vorwand, Deutschland werde dadurch besser geschützt, sey so gehaltlos, daß man durch eine Widerlegung desselben sich lächerlich machen würde. (Diese Behauptung scheint sehr seltsam. Daß ein Krieg zwischen zwei Reichen immer schwieriger wird, je mehr fremde Länder zwischen ihnen liegen, ist doch wohl sehr natürlich.) — Oestreich werde gelegentlich das Bundes-Interesse weniger berücksichtigen als sein eigenes, und nichts leiste die Gewähr, daß es in solchem Falle sein Uebergewicht nie zum Nachtheil des Bundes anwenden werde. In Preussen würde der Bund einen Stütz-Punkt haben finden können, wenn man nicht alles gethan hätte, um dieser Macht die Aussicht zu benehmen, in dem Bunde Gewährleistung für eigne Sicherheit zu finden. Bayerns Interesse stehe in den meisten Fällen mit dem des Bundes in gradem Widerspruche, und könne dem Bunde nie aufrichtig zugethan seyn. Dänemark und die Niederlande wären, durch die Lage ihrer Hauptländer, gezwungen, bei England ihre Sicherheit zu suchen und dessen Absichten jederzeit zu befördern, so wie auch Hannover, und von daher sey zu fürchten, daß der Bund in neue Kriege verwickelt werde. Sachsen, durch eine Theilung höchst unglücklich, welche der Bund verewige, könne sein Heil da nicht finden wollen.

Die freyen Städte nennt der Verfasser eine besondere Erscheinung im deutschen Bunde. Sey ihre Wiederherstellung blos ein Act der Gerechtigkeit gewesen, so sey nicht abzusehn, warum Augsburg, Nürnberg u. s. w. nicht ein gleiches Recht wiederfahren. Wolle man Entfaltung eines freyen deutschen Sinnes durch die kleinen democratischen Staaten befördern, so sey das wenigstens keine Schmeicheley für die fürstlichen Regierungen, unter denen solches also nicht geschehen könne. Wäre die democratische Verfassung für die Deutschen die passendste, warum gäbe man sie nicht Allen? und wäre sie es nicht, warum säe man Unkraut unter den Waizen? halte man die freyen Städte für nothwendig zu Belebung des deutschen Handels, so sey das irrig, und widerlege sich durch den blühenden Handel vieler monarchischen Staaten. Mit einem Worte, es lasse sich kein vernünftiger, auf Deutschlands Wohl abzweckender Grund angeben, und sie wären gewiß nur darum frey geworden, weil England, Frankreich und Rußland unabhängige Stapel-Plätze sich hätten sichern wollen. Diese Städte verhinderten alle gemeinsame Maasregeln des Bundes in Handelsangelegenheiten; machten Deutschland auf immer von dem kaufmännischen Interesse der Ausländer abhängig; glichen Schwämmen, die die Säfte des

Vaterlandes einsaugten; aller Reichthum werde sich dahin ziehen und der deutsche Handel allein in ihre Hände kommen. Die Juden halte man für nachtheilig, weil sie sich ausschließlich mit dem Handel beschäftigen, und doch gründe man ganze Freystaaten, die dasselbe thun. — Endlich wolle man auch den mediatisirten Adel durch Kuriatstimmen mit seinem Landesherrn in Opposition setzen u. s. w. Man habe also im deutschen Bunde die widersprechendsten Interessen einander gegenüber gestellt. Nirgends entdecke man ein Mittel, die verschiedenen Bundesstaaten zu Einem Zwecke zu vereinigen; nirgend eine zusammenhaltende Kraft, oder eine Macht, die Zwistigkeiten verhindern und ausgleichen könne; darum werde man die Zeit mit Declarationen und Protestationen hinbringen, und Deutschland habe die Hoffnung, eine zweite Auflage des Regensburger Reichstages zu erleben. — In Hinsicht der Stimmen herrsche das größte denkbare Mißverhältniß, denn acht der kleinsten Bundesglieder, die zusammen nicht über eine halbe Million Menschen gebieten, könnten Oestreich und Preußen die Wage halten.

Der Verfasser berührt noch mehrere, schon oft besprochene Mängel, und schlägt zu deren Beseitigung vor: 1. eine fünfjährige, zwischen den acht großen Mächten wechselnde Dictatur. 2. Belgien, das Königreich Preußen und die Schweiz sollen, um die Grenzen der Bundeslande zu decken, in die Vertheidigungslinie gezogen werden. 3. Der Bund soll aus einem Fürstenbunde sich in einen Völkerbund verwandeln; nemlich: Deputirte des gesammten deutschen Volkes, nach der Seelenzahl ohne Rücksicht auf Landesgrenzen, sollen die Rechte des Volkes vertreten, dessen Wünsche zur Sprache bringen, während dieser Zeit von ihren Fürsten unabhängig seyn, in volksthümlichen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme haben u. s. w. (Das würde einen schönen Wirrwarr geben! wir möchten doch wissen, welche Angelegenheit bei'm Bunde zur Sprache kommen könnte, die nicht, unter irgend einem Vorwande zu einer volksthümlichen zu machen wäre?)

Der fünfte Aufsatz beleuchtet die Ansprüche des deutschen Adels auf Erhaltung und Wiederherstellung seiner Vorrechte. Der Verfasser zählt zuerst auf, was der Adel verlohren, und man muß gestehn, es ist sehr viel. 1. Die Reichsunmittelbarkeit, die, weil sie auf dem Grundbesitz ruhte, von jedem Edelmann durch Ankauf von Gütern erworben werden konnte. 2. Die geistlichen Churfürstenthümer, Bißthümer, Ritterorden u. s. w. und mit diesen ein jährliches Einkommen von vielen Millionen Gulden. 3. Den eximirten Gerichtsstand. 4. Die Steuerfreiheit. 5. Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit. 6. Den Besitz leibeigener Bauern. 7. In mehreren Staaten die landständische Repräsentation als besonderer Stand. 8. Den ausschließlichen Besitz der hohen Militär- und Civil-Aemter. Der Verfasser geht nun durch, auf welche Weise diese Vorrechte erworben worden, und verfährt dabei mit ziemlicher Unpartheylichkeit. Das Resultat ist: wenn der Adel als Stand fortbestehen wolle, so müsse er allen denen Vorrechten entsagen, wodurch die andern Stände beeinträchtigt worden; nemlich Steuerfreiheit, Patrimonial-Gerichtsbarkeit und eximirten Gerichtsstand, wogegen er in Gottesnahmen auf seinen Gütern die Polizeyinspection verwalten, von der Conskription befreyt seyn, einen Hirsch pürschen möchte u. s. w. (Der Grundsatz, daß kein Stand ein Vorrecht besitzen soll, wodurch andere Stände beeinträchtigt werden, mag vortrefflich seyn; nur sollte der Verfasser ihn nicht aufstellen, nachdem er kurz zuvor den Zünften das Wort geredet hat. Er wird doch nicht läugnen, daß durch die Vorrechte der Zünfte die übrigen Stände auch beeinträchtigt werden? das ist und bleibt der Fall bei jedem Vorrecht; folglich muß man, wenn ein solches abgeschafft werden soll, diesen Machtspruch nie durch den Grund rechtfertigen wollen: andere würden dadurch beeinträchtigt; sondern blos durch den Beweis: daß jenes Vorrecht der Gesellschaft keine Vortheile gewähre, durch welche jener Nachtheil aufgewogen oder überwogen werde. Diesen Beweis gegen den Adel zu führen, überlassen wir dem Verfasser, und erinnern ihn blos an seine Worte: „es ist ein heilloser Fehler, alles Alte für unpassend und mangelhaft zu halten.") —

Der sechste Aufsatz enthält Bemerkungen über den Kornwucher, der sich gewöhnlich nur in gebürgigten Gegenden und in Ländern, wo der Weinbau getrieben wird, zeige. Der Verfasser meint, die rechten Blutigel treiben ihr Geschäft weder unmittelbar noch an ihrem Wohnorte, sondern bewiesen sich in ihrer Heymath recht mitleidig gegen die Dürftigen, träten den Hülfsvereinen bei und steuerten Hunderte, ja wohl gar Tausende zur Verpflegung der Nothleidenden. Dann erzählt er, welcher Kniffe und welcher Schleichwege sie sich bedienen, um die Getraide-Preise zu steigern. — Um diesen Wucher zu hemmen, schlägt der Verfasser vielleicht würksame, aber höchst willkührliche Mittel vor: kein Gutsbesitzer soll, bei schwerer Strafe, Brodgetraide kaufen, oder in seinem Hause verkau-

fen dürfen, sondern Alles soll auf den Markt gebracht werden. (Welcher Zwang für den Landmann!) Zwischenhändler sollen am Pranger stehn, und überhaupt Niemand mit Korn handeln, der nicht dazu verpflichtet ist, ein hinlängliches Vermögen besitzt, und Raum genug zu Aufbewahrung der Früchte nachweist. Diese Verfügungen nennt der Verfasser leicht ausführbar, und den Rechten keines Menschen zu nahe tretend. (!) —

Den Beschluß macht ein Mancherley. Hier wird allein dem Adel die Schuld beigemessen, daß noch keine Constitutionen in Deutschland eingeführt worden; und den Staatsbeamten, daß der Censurzwang fortwährt; denn nach des Verfassers Meinung haben sämmtliche Staatsbeamten ein böses Gewissen. Was wir Deutsche in Zukunft für die Preßfreiheit zu erwarten hätten, sehe man aus den Censuren der Preußischen und Frankfurter Zeitungen. Daher wären die preußischen Tageblätter zu der flachsten Erbärmlichkeit herabgesunken, und die sparsame Regierung lasse lieber für ausländische Zeitungen vielleicht so viel ausgeben als für englische Manufacturwaaren. In Frankfurt ließen sich mehrere Bundesgesandten die Zeitungen regelmäßig vorlegen ehe sie in die Presse kämen. Das Gesetz, welches die Bundesversammlung über die Preßfreiheit abzufassen im Begriff stehe, werde vermuthlich dem Würtembergischen ähnlich seyn.

Auch über den Büchernachdruck möchten die deutschen Schriftsteller und Buchhändler von dem Bundestage doch ja nichts eingreifendes erwarten; denn in Oestreich, Bayern, Würtemberg und Baden werde er gehegt und gepflegt, bewürke einen jährlichen Umsatz von 2 bis 3 Millionen Gulden, und folglich würden diese Staaten ihn wohl zu erhalten wissen. (Wir leben der Hoffnung, daß ein Spruch der Bundesversammlung nächstens diese hämische Vermuthung widerlegen werde. Wir wünschen aber auch zugleich, daß man die Buchhändler ernstlich warnen möge, ihre ungeheuern Bücherpreise herabzusetzen; denn es ist nicht zu leugnen, daß sie durch diese den Freunden des Nachdrucks Waffen gegen sich in die Hände geben. Z. B. noch vor wenig Tagen haben wir ein sehr gangbares Buch von 23 Bogen, ohne Kupfer, auf gewöhnliches Papier gedruckt, mit 1 thl. 16 gr. bezahlen müssen, und doch hat der Verleger, wie wir in Erfahrung gebracht, dem Verfasser nicht mehr als 3 Louisdors Honorar für den Bogen gezahlt. Die ganze Auflage von 1000 Exemplaren kann ihm höchstens 500 thl. gekostet haben, wogegen er nun (selbst nach Abzug von 33 Proc. Rabat) 1100 bis 1200 thl. einnimmt, indessen der Verfasser nicht viel über hundert empfangen hat. Ist das ein christlicher Gewinn? — fürwahr, ehe man auf der Leipziger Messe die Juden von der Buchhändler-Börse ausschließt, sollte man zuvor ein Gesetz gegen solche Wucherer abfassen.) —

Den Damen zeigen wir noch an, daß der Verfasser auch gegen die Schnürbrüste zu Felde zieht, und — es ist in der That höchst seltsam, daß wir solches auch zugleich den Herrn Officieren anzeigen müssen. Der Verfasser sagt: „der allgemeine Abscheu gegen diese Unnatur spreche sich so deutlich aus, daß zu erwarten stehe, dieser läppische Unfug werde ein Ende nehmen, denn gegen eine so einstimmig geäußerte Verachtung wage die Narrheit gewöhnlich nicht, sich lange zu behaupten." —

Wir haben bei dieser, in Mainz gedruckten Schrift, uns länger wie gewöhnlich aufgehalten, weil sie viel merkwürdiges und bei manchem Schiefen auch viel Gutes enthält. Sie beweist zugleich unwidersprechlich, was wir schon oft behauptet haben, daß nemlich jeder Schriftsteller seine eigne Stimme für die Stimme des Zeitgeistes ausgiebt. Denn man durchblättere einmal ein Paar hundert der neusten Schriften; überall wird man finden: die Frauenvereine, die Gewerbfreiheit, der Haß gegen die englischen Waaren u. s. w. sind Producte des Zeitgeistes. Und siehe da, nun tritt ein anderer auf, und erklärt abermals im Namen des Zeitgeistes: die Frauenvereine taugen nicht viel, die Gewerbfreiheit noch weniger und die englischen Waaren mögen immerhin passiren. Wem sollen wir nun glauben! durch wen hat der Zeitgeist würklich gesprochen? —

Die Belagerung von Corinth.
(Beschluß.)

Die Sonne gieng so glänzend auf, als wollte sie einen glücklichen Tag verkünden. — Da erscholl die Trompete, die Trommel wirbelte und das heulende Horn des Muselmann's ertönte. Die Fahnen, die Roßschweife rüttelten sich. Die Rosse wieherten, die Waffen klirrten, jauchzendes Geschrei erhob sich von allen Seiten. Die Hausen bilden sich, die Säbel blitzen, und mit Ungeduld erwartet jeder den Wink zum Aufbruch.

Ihr reitenden Turkomannen, Spahi's und Tataren, fort zur Vorhut! fegt die Ebene rein, und umzingelt die Mauern, damit kein Christ dem Tode entrinne. Fußvolk vorwärts! Dir die Ehre, mit blutigen Fußtapfen die Bresche zu bezeichnen.

Die schäumenden Rosse nagen den Zaum und scharren mit dem Hufe. — Die Reiter schütteln ihre Lanzen — die Lunte brennt. — Alpo steht an der Spitze der Janitschaaren. Eine Feldschlange soll das Zeichen der Vernichtung geben. Auf! nach Corinth! Das Blut der Priester soll an den Altären fließen, das Blut der Häupter in den Pallästen; kein Stein soll auf dem andern bleiben, und kein lebendes Wesen soll zwischen den Trümmern ächzen. — Gott und der Prophet! Allah! Hu! so schwirrt es gen Himmel. Dann ein Augenblick der Stille. Der Vezier will reden. „Dort ist die Bresche, ruft er, die Stunde ist gekommen! Nichts wird dem verweigert, der zuerst das Kreuz der Christen herunterschlagen wird." — Ein Rasseln der Lanzen und Säbel, dann ein wüthiges Freudengeschrei folgt diesen Worten. Nun schweigt alles — man erwartet das Signal — der Schuß kracht.

Wie eine Heerde hungriger Wölfe den muthigen Büffel in der Wüste angreift, der mit blitzendem Auge und zornigem Brüllen sie erwartet; wie er die ersten, die es wagen, auf ihn zu stürzen, mit den Füßen zermalmet oder mit blutigen Hörnern in die Luft schleudert; so die kühnsten der Muselmänner vor und zwischen den Mauern von Corinth. Zertrümmerte Harnische fliegen umher, wie zerbrochenes Glas, Kugeln, Kartätschen ackern den Boden ringsum lokker. Ganze Reihen fallen, und liegen in derselben Ordnung, wie sie standen, gleich den Grasschwaden, die des Mähers Sense niederlegt. Aber wie die Frühlings-Fluthen der Felsen Grundfesten unterwühlen, und immer wiederkehrend, endlich ungeheuere Klumpen lösen, die gleich den Lavinen der Alpen mit Donnergebrüll ins Thal hinabrollen; so erlagen die ermüdeten Vertheidiger von Corinth der immer neu heranwachsenden Menge der Feinde. Sie fielen in großen Massen nach einem langen tapfern Streite. Die Waffen aller Kämpfenden waren mit Blut gefärbt. Nun ist der Wall erstiegen — der Kampf hat geendet — Mord und Plünderung sollen nun beginnen. Schon dringt ein Gekreisch aus dem Innern der Häuser, und die Fliehenden mit Blut bespritzt, suchen ihr Heil im schnellen Laufen auf schlüpfrigem Pflaster. Hie und da kämpfen noch kleine Haufen, um wenigstens fechtend zu fallen. Unter ihnen ein Greis mit Silberhaar, doch starken Armes. Keiner hatte kraftiger, als er, des Kampfes Anstrengung ertragen; die Leichname, um ihn gethürmet, bezeugen seine Tapferkeit. Noch blieb er heute unverändert, aber sein Harnisch deckte der alten ehrenvollen Narben viele. Langsam zog er sich zurück. Die Kühnsten fühlten das Gewicht seines eisernen Armes und in Entfernung hielt er die Feinde, die zahlreicher waren als die Haare seines Hauptes. Seit dem Unglückstage bei dem Dardanellen, der seinen einzigen Sohn ihm raubte, hatte seiner Rache schon mancher Feind geblutet, und dem Schatten des jungen Minotti waren schon mehr der Sühnopfer gebracht, als einst dem Schatten des Patroclus.

Jetzt naht sich mit Allah-Geschrei ein Hause der tapfersten Muselmänner. Der nervigte Arm ihres Anführers läßt sichere Streiche fallen, und schont nirgend. Andere fechten glänzender geschmückt, und blanker schimmert ihr Säbel, doch kein Säbel trank so viel Menschenblut, als der in der Faust des Abtrünnigen.

Nun steht er vor dem stehenden Greise. „Ergieb Dich, Minotti! um deiner Tochter willen schenke ich Dir das Leben!"

„Nimmer, Du Renegat! nimmermehr! und könntest du mir ein ewiges Leben auf Erden schenken, aus deiner Hand würd' ich's verschmähen."

„Will dein Hochmuth auch Francisca'n verderben? Ihr eignes Leben setzt dein Widerstand in Gefahr."

„Franciska ist in Sicherheit." — „Wo?" — „Im Himmel! in dem Himmel, aus welchem deine Verbrechen Dich ausschließen. Sie hat sich rein erhalten, sie ist deiner Macht entrückt."

So sprach der Greis mit bitterm Lächeln, und sah den Abtrünnigen wanken, als habe ihn ein Keulenschlag getroffen.

„Todt!" rief er aus, „und wann ist sie gestorben?" —

„In der entwichenen Nacht. Ich weine nicht über sie. Kein Sprosse meines Stammes wird dein oder Mahomets Sclave seyn. Vertheidige Dich!"

Allein umsonst fodert er ihn auf. — Alpo war schon nicht mehr. Aus den Hallen eines benachbarten Tempels, in dem die letzten Vertheidiger Corinths sich vereinigt hatten, traf ihn das tödtliche Blei, seine Hirnschaale zerschmetternd. Noch einen Blitz sprühten seine Augen, dann fiel er mit dem Gesicht auf den Boden. Ewige Finsterniß deckte sein Auge, nur seine Glieder zuckten noch einmal. Man wandte ihn um, die bestaubte Brust, das blutige Gesicht gegen den Himmel gekehrt — noch schäumte das Blut aus seinem Munde, doch der Athem war entflohen. So schnell war er in's Reich der Todten hinabgeschleudert worden, daß kein Gedanke an Gott ihn mehr ergreifen konnte — keine Hoffnung der Barmherzigkeit — er blieb ein Abtrünniger bis zum letzten Athemzuge.

Digitized by Google

Geschrei der Wuth und des Triumphes erhoben zu gleicher Zeit seine Gefährten und seine Feinde. Der Kampf erneuete sich mit Erbitterung. Minotti mit einer Hand voll tapferer Männer wich nur Fuß für Fuß, jeden Schritt mit Feindesblut bezeichnend; und so erreicht er den Tempel, aus welchem zuvor ein Schuß Alpo's Verhängniß erfüllte, und wo der Ueberrest der Christen sich zusammengedrängt hatte. Hier, hinter dicken Mauern, konnten sie Athem schöpfen. — Ach! nur einen Augenblick! Denn das Gedränge der drohenden, Wuth schäumenden Muselmänner ist so heftig, daß sie auch nicht mehr zurückweichen können; und die ersten, die bis zu dem engen Gange einmal hingeschoben werden, müssen tödten oder selbst den Tod finden. Sie fanden ihn, doch ehe ihr Auge brach, stiegen schon Rächer auf ihre Körper. Reihen fallen und sind augenblicklich ersetzt. Die Christen ermüden endlich, die Osmann.n sprengen des Tempels schwere eiserne Pforten. Während diese noch widerstehen, sind jene den sichern Schüssen ausgesetzt, die aus zertrümmerten Fenstern, aus jeder kleinen Mauer-Lücke auf sie gerichtet werden. Aber schon wanken die Pforten — kreischen auf ihren Angeln — neigen sich und stürzen. — Corinth ist verlohren!

Mit ernster Stirn und tiefer Trauer im Blick hat Minotti den Altar bestiegen. Er steht, die Augen erhoben zu dem Bilde der heiligen Jungfrau, welches mitten im Mordgetümmel ihn anzulächeln scheint. Er bezeichnet sich mit dem Kreuze, seufzt, und ergreift eine der Fackeln, die auf dem Altar brennen. So steht er, die Fackel schwingend, als die Muselmänner schaarenweis in den Tempel dringen. — Der Musiv-Boden des Gebäudes bedeckt die Gräber derer, welche die Zeit gebähren und sterben sah. Ihre auf die Steine gegrabenen Namen hat das Blut fast verwischt. Aber zwischen den langen Reihen der Särge in den düstern Gewölben hatte der Krieg seine Schwefelschätze, seine Werkzeuge der Vernichtung, in großen Massen niedergelegt, die letzte Zuflucht des Minotti, dessen Vorsicht früher schon eine geheime Verbindung zwischen dem Altar und jenen Todschwangern Massen bewerkstelligt hatte.

Vergebens kämpften noch hie und da die wenigen letzten Christen. Selbst an den Todten kühlten die Sieger ihre Wuth, verstümmelten die Leichname, zertrümmerten die Bildsäulen, beraubten die Altäre, entweihten die heiligen Gefäße, taumelten brüllend bis zum Hochaltar, wo der Räuber gierige Blicke durch den goldnen Kelch gefesselt werden, aus dem noch vor Anbruch dieses Tages die Anbeter Christi zur Stärkung ihrer Seele sein Blut getrunken hatten, dieß kostbare Blut, von dem noch einige Tropfen des Kelches Boden bedeckten; und um den Tisch des Herrn schimmerten 12 güldene Lampen, die letzte, reichste Beute. Schon streckten die kühnsten ihre Arme nach diesem Raube, als der Greis die Fackel an die Lunte hielt — mit furchtbarem Krachen fliegen das Gewölbe und der Altar in die Luft, zugleich mit ihnen Christen und Mahometaner, Lebende und Leichname! Die Stadtmauern stürzen zusammen — die Meereswellen weichen zurück — die Berge erbeben, als habe die Erde gezittert — Wirbel von Rauch und Flammen schleudern die Trümmer umher — ein Aschenregen bedeckt die Ebene — der Meerbusen füllt sich mit Leichen, die Ufer sind mit Leichen besät — Muselmanen oder Christen? — mögen die Mütter ihre Söhne suchen und erkennen. Was im Umkreis dieser Erschütterung Leben athmete, ist verschwunden. Die Vögel flattern erschrocken von dannen — die Stiere auf dem Felde zersprengen ihr Joch — die Rosse zerreißen ihre Zügel und rennen in die Ebene — die Wölfe heulen in den Höhlen der Gebürge — des Schakals Stimme ertönt, wie die Stimme wimmernder Kinder — der Adler sträubt sein Gefieder, schwingt sich vom Felsen in die Luft und kreischt über schwarzen Rauchwolken, die ihm folgen und ihn zwingen, höher noch zu steigen. — So das Ende der Belagerung von Corinth.

(Wir bescheiden uns, in diesem Umriß dem Leser nur einen schwachen Begriff von der düstern Phantasie des Dichters, von der Kühnheit seiner Bilder und der Stärke seines Ausdrucks gegeben zu haben; doch wird diese Skizze hinreichen, diejenigen, die der englischen Sprache kundig sind, zum Lesen des Ganzen einzuladen.)

Politik. (Schluß.)

Einen neuen Abriß der Staats-Wissenschafts-Lehre, zum Gebrauch für Vorlesungen, hat Herr Professor Behr zu Würzburg geliefert, auch den Grundriß einer Constitution für Monarchieen beigefügt. Der Verf. meint: nicht diejenige Staats-Form sey die Beste, in welcher die höchste Gewalt am besten verwaltet wird, sondern diejenige, wo sie am besten verwalten werden muß. Das klingt recht hübsch, heißt aber im Grunde nichts; denn in der wirklichen Welt hat bis jetzt die Politik diese Aufgabe noch nirgend gelöst, und es ist sehr zweifelhaft, ob es ihr je gelingen werde, ihr Genüge zu leisten. — Nicht

der todte Buchstabe der Constitution führt die Völker in's Leben ein, sondern das vermag nur der Sinn und Geist, der in der Wechsel-Wirkung zwischen Volk und Regierung herrscht, beide auf einem Puncte vereint, und im herzlichen Einklange beide für das Gemein-Beste beseelt. Aber dieser Sinn und Geist kann sich erzeugen, nähren und ausbilden in jeder Staatsform, vorausgesetzt, daß die Regierung gut ist; dagegen kann und muß er, selbst bei der am besten scheinenden Staatsform, fehlen, wenn beide, Regierung und Volk, mißtrauisch oder gar feindselig gesinnt, einander gegenüberstehen. Dieß zu vermeiden, jenes wohlwollende Zusammenwirken zu erstreben, ist die höchste Aufgabe der practischen Staats-Kunst und des wirklichen Staatsmannes. — Das gesetzgebende Collegium beauftragt der Verfasser mit der Aufsicht und allenfalls mit der rechtlichen Untersuchung der Geschäftsführung des Regenten; dieser soll sich vor demselben verantworten; es soll ihn ermahnen und, wenn das nicht fruchtet, suspendiren, einen Interimsverwalter aus seiner Mitte proclamiren, sich nöthigenfalls der Person des Suspendirten versichern, und am Ende, mit Berufung auf das Volk, ihn förmlich entsetzen oder einsperren. (? Wir zweifeln, daß, unter solchen Bedingungen, viele Fürsten Lust haben werden, Regenten zu werden oder zu bleiben. Auch das Volk würde bei einer solchen Verfassung, in einem ewigen Fieber herum taumeln.) — Freilich ist das Glück der Unterthanen, insofern es auf die Güte der Regierung gebauet ist, immer vom Zufall abhängig; aber auch bei der scheinbar besten Verfassung wird diesem Zufall stets sein Antheil gebühren, wenn es dem Volke wohl geht. Für dieses Wohlergehn kann keine Verfassung je Gewähr leisten, am wenigsten die des Herrn Professor Behr, durch welche der Regent der Eifersucht des Volkes, und beide, Regent und Volk, einem Haufen herrschsüchtiger Aristocraten hingegeben werden. —

Zu Volks-Repräsentanten sollen, nach der Ansicht des Verfassers, auch die Staats-Beamten und der Militair-Stand Mitglieder liefern, und jeder Staatsbürger soll das Recht haben, schriftliche oder mündliche Anträge zu machen. Für so nothwendig man es auch halten möge, der Willkühr der Regierungen durch Stände Schranken zu setzen, eben so nothwendig ist es gewiß, daß die Macht der Stände nicht zu sehr ausgedehnt werde, damit nicht der Geist der Monarchie ausarte in die schädlichste aller Regierungsformen, die Aristokratie. Aber ein solches Ausarten möchte leicht zu befürchten seyn, wenn die Stände sich auf Privat-Petitionen einlassen dürfen.

Natürlich verstattet der Raum dieser Blätter nicht, ein Werk von solchem Umfange gnügend anzuzeigen. Wer es nicht selbst lesen, und doch mehr davon wissen will, dem empfehlen wir die treffliche Recension desselben in der Leipziger Lit. Zeitung.

Rhinoplastik.

Die Kunst, Nasen zu drehen, ist bekanntlich eine sehr alte und jeder Zeit mit Glück geübte Kunst, aber die Kunst, Nasen zu machen, (Rhinoplastik) ist neu und fürwahr nicht so leicht als jene. Wer bisher seine Nase verlohr, war ein armer Mensch, und hätte er auch sonst im Golde bis über die Ohren gesteckt; denn der einzige Vortheil, daß man ihm keine Nasenstüber mehr geben konnte, kam selten in Betrachtung gegen das Unglück, aus der menschlichen Gesellschaft verbannt zu seyn; und wenn er sich auch eine falsche Nase ansetzen ließ, so raisonirten die Leute darüber wie der Thorschreiber und die Trompeters-Frau im Tristram Shandy; auch konnte ihm wiederfahren, daß er sich die Nase begoß ohne es einmal zu fühlen, oder daß sie ihm gar in der Hand blieb, wenn er sich daran zupfen wollte.

Im Ernst: der Verlust der Nase ist ein so schrecklicher Verlust, daß der Herr Geheimerath Gräfe in Berlin — der einzige bisjetzt, der diesen Verlust zu ersetzen weis — zu den ausgezeichneten Wohlthätern der Menschheit gezählt werden muß. Von ihm ist das merkwürdige Buch unter obigem Titel erschienen, aus welchem wir, was auch Nichtärzte nothwendig interessiren muß, mittheilen wollen.

Seit undenklichen Zeiten bildeten die Braminen nur Nasen aus der Stirnhaut. In jenen Ländern, wo die Nasen so oft abgeschnitten werden, war freilich diese Kunst am nothwendigsten. Vermuthlich kam sie durch die Araber aus dem Orient nach Italien, wo der sicilianische Arzt Branca 1442 sie mit Glück ausübte, und als ein Geheimniß auf seine Nachkommen vererbte, die, statt der Stirnhaut, sich des Armes bedienten, um den fehlenden Theil der Nase zu ersetzen. Aber 1571 starb der letzte dieser Nachkommen, und erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts brachte Taglia cozzo die Kunst nach seiner Vaterstadt Bologna und hielt sie länger nicht geheim. Leider starb er früh, und mit ihm ging sie fast unter. Der letzte, der diese Operation zu Venedig im Anfang des 17. Jahrhunderts verrichtete, war Molinetti. Seitdem spotteten die meisten Aerzte darüber, und die medicinische Facultät zu Paris entschied sogar, sie sey unmöglich. Unsern Tagen

Digitized by Google

war es aufbehalten, theils durch die Engländer, größtentheils aber durch den verdienstvollen Gräfe, die verlohrne Kunst wieder aufleben zu sehen. Den ersten Versuch machte er an einem gesunden, noch jungen Manne, der bei Montmartre durch einen Säbelhieb die Nase verlohren hatte. Er zuerst vereinte die indische Operationsweise aus der Stirnhaut mit der italienischen aus dem Arme; denn jene bewirkte die Heilung bisweilen schon in 6 Wochen, hinterließ aber jederzeit eine entstellende Stirnnarbe, und die Entblößung des Schädels konnte auch sonst nachtheilige Folgen haben; beiden wurde freilich durch die letztere ausgewichen, allein der Zweck oft erst nach Verlauf eines Jahres erreicht. Die neue Methode, mit Recht die deutsche genannt, nimmt den Hautlappen aus dem Arme, befestigt ihn aber, nach indischer Weise, ohne alle Vorbereitung, unmittelbar an den Nasenstumpf, und bewirkt schon in 4 bis 6 Wochen eine sichere Heilung ohne Stirnnarbe oder Schädelentblösung.

(Hufeland erzählt in seinem Journal, daß reiche, der Nase beraubte Indier, einem armen Teufel auch wohl ein Stück seines Sitzfleisches abzukaufen pflegten, um sich eine Nase daraus zu schnitzeln. Dieses Stück wurde aber nicht wie die Stirnhaut behandelt — vermuthlich weil sonst die kranke Nase 6 Wochen lang in einer sehr beschwerlichen Nachbarschaft hätte zubringen müssen — sondern man erhöhte durch Peitschen den Lebensproceß in demjenigen Theile, der zu einer Nase avancirt werden sollte, schnitt ihn dann frischweg aus dem Hintergesichte und setzte ihn ohne weitere Umstände an das Vordergesicht.)

Herr Geheimrath Gräfe hat drei merkwürdige Krankengeschichten mitgetheilt und in Kupferstichen treue Abbildungen dazu geliefert. Bei allen drei Patienten gelang die Operation vollkommen, nur mit dem Unterschied, daß bei dem ersten, einer Frau, die indische Methode, bei dem zweiten, einem jungen Manne, die italienische, und bei dem dritten einem jungen Mädchen, die deutsche Methode angewandt wurde. Früher ist geglaubt worden, daß die so ersetzten Nasen, durch Kälte sehr leicht wieder abstürben; allein der zweite Fall beweist unwidersprechlich das Gegentheil, denn im Januar 1818 arbeitete dieser Mann mit der neuen Nase bei 14 Grad Kälte in einer offenen Schmiede mit ganz entblößter Nase, ohne alle nachtheilige Folgen.

Die deutsche Methode ist nur anwendbar bei vollkommener, gesunder, nicht schlaffer Armhaut. Die nach dieser Methode behandelte Patientin hieß Auguste Wilhelmine Braun, war 24 Jahr alt, hübsch aber blaß, schlank und zart, etwas schwächlich, und hatte die Nase durch ein bösartiges Flechtengeschwüre verlohren. Das arme Mädchen ist hier abgebildet, ein Mal, wie sie vor der Operation aussah und das andere Mal wie sie jetzt aussieht. Die neue Nase hat eine sehr gefällige Form und ist der übrigen angenehmen Gesichtsbildung vollkommen entsprechend. Keine Narbe bezeichnet die Stelle wo sie angesetzt ist, nur ein schwacher, etwas gerötheter Strich war noch bemerkbar, und auch dieser verlohr sich bald ganz.

Gräfe hat seinem Werke noch eine, zur Rhinoplastik gehörige Bandagenlehre beigefügt, nebst genauen Abbildungen aller, zu dieser Operation erforderlichen Dinge, und hat überhaupt alles so deutlich beschrieben, daß wir nicht zweifeln, geschickte Wundärzte werden sich durch dieses Buch in den Stand gesetzt sehn, die Operation gelegentlich nachzumachen; auch ist sie bereits zweien Schülern des Geheimerath Gräfe vollkommen gelungen.

Der Verfasser ist bereits mit fünf verschiedenen Orden geziert, aber den eigentlichen großen Verdienstorden hat er durch diese wiedergebohrne und sehr verbesserte Erfindung sich selbst verliehen.

Protestation.

Ich finde in des Herrn Hofrath Winkler Tagebuch der deutschen Bühnen, daß das Theater zu Hanau unter meinem Namen aufgeführt hat: Antonio der Fageljunge von Cremona, ein romantisches Schauspiel in 4 Acten; ferner: Die Schlangeninsel, ein komisches Singspiel in 2 Acten. Da ich von beiden nicht der Verfasser bin, so muß ich für die Zukunft mir die Ehre verbitten, mich mit fremden Federn zu schmücken. Es ist zwar nicht das erste Mal, daß mir von Winkeltheatern eine solche Ehre angethan wird, aber eine Bühne, die sich ein churfürstliches Theater nennt, sollte sich doch auf meine Kosten dergleichen armselige Behelfe nicht erlauben.

Weimar d. 31. July.

Kotzebue.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 16. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Romane.

In 2 Bänden ist erschienen: Wahl und Führung oder Religion und Fanatismus in romantischer Darstellung. Der uns unbekannte Verfasser ist gewiß ein Mann von Geist und Herz, auch fehlt ihm die Gabe, lebhaft darzustellen, nicht; aber er ist noch viel zu breit. Die Zeiten sind vorbei, in welchen der Deutsche gern einer solchen Ueberschwemmung zusah, die ihn oft hinderte, das eigentliche Bett des Stromes zu erkennen. Jetzt will er stets am Ufer wandeln, höchstens einer Krümmung des Stromes mit nachgehn, aber sobald er gewahr wird, daß das Wasser sich über die Wiesen verbreitet, sucht er andere Wege. Doch wenn auch der Verfasser seine meist trefflichen Gedanken mehr concentrirt hätte, so scheint uns doch die Idee, die Vorzüge der protestantischen Religion vor der catholischen durch einen Roman beweisen zu wollen, nicht glücklich. Dieser (übrigens höchst unwahrscheinliche) Roman ist freilich ein Gemälde, welches nur um des Rahmens willen da ist, allein wir gestehen, daß wir solche Gemälde nicht lieben. Nach unserer Meinung hat der Verfasser auch viel zu viel bewiesen. Schwärmer giebt es in allen Religionen. Die Unthat seines Leopold hätte eben so gut, besonders in unsern Tagen, auch ein Protestant begehen können. Der Mann, der in Frankfurt vor einigen Jahren Weib und Kinder ermordete, war ein Protestant. — Daß der Verfasser die Frauenzimmer stets Bilder nennt (das Bild, das Frauenbild, das holde Bild, u. s. w.) scheint uns etwas geziert. — Wer den Roman ganz überschlagen und sich blos an die Raisonements des Verfassers halten will, wird oft befriedigt, doch schwerlich amüsirt werden. Es giebt wohl noch keinen Roman, in welchem die Bibel so fleißig benutzt worden wäre. —

Mit Vergnügen können wir hingegen den Schulinspector Heister oder die Elementar-Methode zu Süderhausen, einen pädagogischen Roman, empfehlen; denn er rügt auf eine höchst ergötzliche Weise alle Uebertreibungen der Pestalozzischen Methode, ohne jedoch den wirklichen Verdiensten Pestalozzi's zu nahe zu treten, obgleich dessen sogenannte Anschauungen mit Recht unter die Nebel gesetzt werden.

„Wahrheit bleibt Wahrheit" sagt Sturmwald, ein wackerer Schüler Pestalozzi's, „selbst wenn ein kühner Steuermann ihr Schiff in Gefahr brächte. Sie selbst kann nicht untergehn. Daher wird Pestalozzi's Verdienst sich ewig im Zeitenstrom aufrecht erhalten." — Dem entgegnet ein Anderer: „Warum duldet aber Pestalozzi, dieser Mann der Wahrheit und der ungekünstelten Einfalt der Natur, wie Alle ihn schildern, daß Fremde die schlichten Kinder seines Geistes und Herzens, angethan mit neuphilosophischem Schmuck und die Sprache der Mystiker lallend, in die Welt schicken?"

„Arme wollte er durch eine verbesserte Erziehung dem physischen und moralischen Verderben entreißen — und siehe es sind die Söhne der Reichen, die er in Pension nimmt — in die Hände der Mütter wollte er die Erziehung der Kinder legen — und siehe er nimmt sie ihnen vom Schooße (wie der consequenterc Schmid selber ihn anklagt) und schichtet sie haufenweis in sein Institut." —

Die Ausfälle in Pestalozzi's Schriften, z. B. das platte Urtheil über Niemeyer, werden damit entschuldigt, daß die in P's Reden eingewebten philosophischen und literarischen Auseinandersetzungen nicht von ihm selbst, sondern von Hr. Niederer herrühren, folglich P's Schriften den Landschaften des van der Heyden gleichen, der die Thiere durch van der Velde hinein mahlen ließ. Es wird ihm ferner vorgeworfen, daß er sein Thun und Treiben im Posaunenton der Welt verkünde und das von seinen Anhängern ihm gebrachte Lob in öffentlichen Blättern abdrucken lasse, ja daß er sogar seine Elementar-Methode mit dem Christenthum vergleiche. — Seine meisten Jünger wären nichts weiter als blinde Nachbeter, die den Leyerkasten aborgeln, wenn ihn der Meister gestellt hat. — Sein Buch der Mütter wird kein Buch für Mütter genannt. Es hat dem Verfasser Veranlassung zu einer höchstkomischen Scene gegeben, die wir als Probe des Ganzen ausheben wollen.

Der Schulinspector Heister hatte nemlich, um sich bei dem Consistorio beliebt zu machen, eine Schule der Mütter errichtet, die an einem Mittwoch Nachmittag sich zum erstenmale versammelte.

„Heister trat vor, das Buch der Mütter

in den Händen. Sie sehen hier, geehrte Mütter und Frauen, redete er sie an, ein Buch, das in seiner unscheinbaren Hülle die köstlichsten Schätze und den so lange vergeblich gesuchten Stein der Weisen in der Erziehungskunst enthält. Lassen Sie sich durch die Trockenheit nicht abschrecken, worin Ihnen die ersten Uebungen erscheinen werden. Wie aus der Hülle eines kaum sichtbaren Saamenkorns die Riesenlinde unsers Kirchhofes empor stieg, die jetzt die Hälfte seiner Gräber beschattet, so tritt aus der Hülle des hier ausgestreuten, unscheinbaren Saamenkorns die Geisteskraft mächtig empor, die den Menschen zur Gottheit erhebt. Wir wollen uns daher nicht schämen, Kinder zu werden, und die Uebungen durchmachen, wie sie dieselben, nach der Absicht des Verfassers, als Mütter mit ihren Kindern zu betreiben haben, wenn sich der Geist derselben Naturgemäß entwickeln und kräftigen soll. Die Methode ist diese: Eine von Ihnen sey Mutter. Sie nehme das Buch, lese nach der Reihe die vorgezeichneten Namen, und zeige zugleich mit der Hand auf die sobenannten Theile des Leibes. Die übrigen seyen Kinder und zeigen zugleich mit der lehrenden Mutter das genannte Glied, indem sie das Vorgesagte in Einem Tone laut und verständlich nachsprechen. Wer will die Lehrerin seyn?"

„Frau v. Silas, als Landsmännin von Pestalozzi glaubte, hiezu das nächste Recht zu haben, nahm das Buch, fuhr von oben nach unten den Körper herab und sagte: der Leib oder der Körper. Die übrigen sprachen und machten es nach, jedoch die Frau Heistern und Meyen nicht ohne Verdruß und verbissenes Lachen, denn es war ihnen als begiengen sie eine Thorheit. Doch da, nach einem bekannten Sprüchwort, wer A sagt auch B sagen muß, so gieng die Uebung fort bis zum Hinterkopf oder Scheitel. Hier zeigte sich eine unvorhergesehene Schwierigkeit; denn die guten Frauen hatten die Zusammenkunft bequem gefunden, zugleich ihre neuesten Hüte nach Bertuchs Modejournal einander zu zeigen. Nun aber waren diese Hüte (sogenannte Italiäner) von einer so gewaltigen Bedachung, daß von dem ganzen Haupte nur das Kinn und ein kleines Stückgen des Mundes zu sehen war. Als nun der Hinterkopf und die Stirn und die Scheitel an die Reihe kamen, da sagte der gefällige Heister, um den Frauen alle Verlegenheit zu ersparen: lassen Sie uns lieber den Kopf überschlagen und beim Rumpfe fortfahren."

„Da gieng es aber noch schlimmer. Wer das Buch der Mütter kennt, der weis, daß die lückenlose Reihe in den Lectionen des Rumpfes also lautet: der Rumpf — der obere Theil des Rumpfes oder der Oberleib — der untere Theil des Rumpfes oder der Unterleib — die Brust — die Herzgrube — der Bauch — der Nabel — die Schaamtheile u. s. w."

„Als Frau v. Silas bis an den Nabel gekommen war, und nun mit ihrem unwillkührlich vorwärts strebenden Blicke auf das nächstfolgende Wort traf, so stieß sie einen gewaltigen Schrei des Entsetzens aus, warf das Buch an die Seite und stürzte mit lauten Verwünschungen aus der Stube, ihr nach die Frau Stadträthin Meye, die Frau Schnippel, die getaufte Jüdin, ja sogar die Frau Schulinspectorin Heister. Fräulein von Zerr (eine buckligte Pensionshalterin) gieng zuletzt, sprechend: des Anstandes halber darf ich allein nicht zurück bleiben, — wiewohl den Reinen alles rein und das natürliche nicht schändlich ist." — —

„Du willst das Kind mit dem Bade ausschütten" sprach ein Vertheidiger, „es wäre unrecht, die ganze Methode nach den Fehlgriffen, die hier geschehen sind, zu beurtheilen und zu verdammen."

„Als ob" erwiedert ein Tadler, „solche Lächerlichkeiten blos hier zum Vorschein kämen! hat man nicht noch tolleres Zeug von Zeller in Königsberg gehört?" —

„Aus Allem diesen" behauptet jener, „scheint das Resultat hervor zu gehen, daß es mit der philosophischen Begründung der Elementar-Methode, in sofern sie auf der Entdeckung einer vorher unbeachteten Uranlage des Menschen unter dem Namen innrer Anschauung beruhen soll, nichts ist, und daß man, wenn man diesen für die ursprünglichen Anlagen und Kräfte des Geistes unpassend gebrauchten Namen wegnimmt, sich eben da befindet, wo man vorher war, welches mich unwillkührlich an die Anecdote von jenem Bauer erinnert, der Lust bekam, sich auch einmal in einer Sänfte tragen zu lassen. Aber die Träger waren Schälke, sie setzten ihn in eine alte Sänfte ohne Boden und ließen ihn auf eigenen Beinen forttraben, worauf er endlich ausrief: Holt still, ju Lüde! wo is mi denn? mi is ja as wenn ick ginge." —

Den gelehrten Damen ist der Verfasser auch nicht hold, denn sein Sturmwald vergleicht sie mit krähenden Hennen, die keine Eyer mehr legen, und welchen darum der Bauer den Hals umdreht.

Genug der Proben, um unsere Leser zu bewegen, dies drollige aber auch lehrreiche Büchlein nicht unbeachtet zu lassen. Der Verfasser ist nicht blos mit Witz, sondern auch mit allen den Kenntnissen ausgerüstet, die erforderlich waren, um die seltsamen Uebertreibungen der Pestalozzianer zu züchtigen. Frei-

lich erscheint Pestalozzi selbst dabei auch nicht immer in einer Glorie. —

Der Kurländische Freiherr von Schlippenbach, ein schon bekannter angenehmer Dichter, hat in 2 Bänden mit Lebensblüten aus Süden und Norden in Wahrheit und Traum uns beschenkt. Man würde irren, wenn man aus dem etwas gezierten Titel auf den Inhalt schließen wollte. Das Ganze ist ein Roman, der mit einer Beschreibung von Petersburg und der umliegenden Gegend verflochten ist, oder umgekehrt: eine Beschreibung von Petersburg, durch einen Roman belebt. Der letztere hat uns weniger gefallen als die erste, die recht lebendig und, wie wir bezeugen können, sehr treu ist. Die häufig eingestreuten Betrachtungen und geschilderten Gefühle schöpfte der Verfasser aus einem hellen Geiste und empfindsamen Herzen; nur scheint es uns, er habe sich oft ein wenig zu sehr gehen lassen, und sey dadurch etwas breit geworden. Hier eine Probe des Styls. Der Verfasser besuchte die Festungskirche und stand bei den Särgen Peters des Großen und Catharina II.

„Wie darf hier Jeder den entseelten Gebeinen so nahe treten, der voll scheuer Ehrfurcht zurück gewichen wäre, als noch ein lebendiger Wille sie zu regen vermochte! wie verwischt der Tod den Glanz irdischer Macht! und selbst das Gold scheint zu erblinden, das man zum Schmuck der Gräber brauchte. Rund um die Kaiserlichen Gräber sind an der ganzen innern Wand der Kirche, in dreifachen Reihen, eroberte Fahnen, Roßschweife, Flaggen und Standarten von allen Nationen aufgestellt, mit welchen Rußland jemals Krieg geführt; so wie auch an einem niedrigen Gerüste vor einer Fensterblende eine große Anzahl Schlüssel eroberter Festungen hängen, einige von Silber, andere in einer Form aus den ältesten Zeiten herstammend. Auch das Brod, das man Suwarow, dem Stürmer Praga's, zum Zeichen der Uebergabe von Warschau brachte, wird hier noch aufbewahrt. Welch' ein Entsetzen regt sich bei dem Gedanken, wie viel des edlen Blutes um diese Paniere floß, und wie diese entwurzelten Stangen erst in den Staub tausend und tausend niedergetretener Menschen gepflanzt, die Lorbeerzweige treiben konnten, mit denen die Herrscher und die Helden der Zeit ihre Stirn so lange umwanden, bis auch sie einsanken; und die errungenen Trophäen verwittern da, wo jene verwesen." —

Bei Gelegenheit einer Maskerade bei Hofe, sagt Hr. v. S. von der, eben anwesenden, Erbgroßherzogin von Weimar: „Im Costum der russischen Nationaltracht, die offenbar von der alten morgenländischen abstammt, oder ihr doch sehr ähnlich ist, war diese Maria des Namens ihrer Schutzpatronin so würdig! — Ich hätte gewünscht, ihr Bild von einem Meister so gemahlt zu sehn; das Heilige, Himmlische in dem Ideale zarter Weiblichkeit würde dann nach der Natur copirt erschienen seyn." — (Hier stimmt gewiß jedes Herz mit dem Verfasser ein.) — Die Kaiserin Mutter nennt der Verfasser mit Recht eine Kaiserin der Mütter, eine mütterliche Kaiserin. —

Von der Freundschaft des Mannes für ein liebenswürdiges Weib behauptet er: sie sey wohl immer eine werdende, entschwundene oder verzweifelnde Liebe. Er ist überhaupt ein warmer Verehrer der Damen. Ein Herr von Holberg hingegen, ein entschiedener Weiberfeind, wählte zu seinem Umgange nur solche Damen, deren treuloser und leichtsinniger Character ganz unbezweifelt war, und zwar aus dem seltsamen Grunde: weil man in Italien, auf Reisen in unsichern Gegenden, die ärgsten Banditen als Begleiter nehme, um sich gegen die übrigen zu sichern; daher auch auf der Lebensreise, unter dem weiblichen Raubvolke, das der beste Rath sey, indem man schon Alles gewonnen hätte, wenn man wenigstens wüßte, daß man nicht betrogen werden könnte.

Warum der Verfasser immer wenn statt wann, denn statt dann schreibt, und warum er für Logis nicht lieber Wohnung sagt, wissen wir nicht.

Erziehungsschriften.

1. v. Guckenbergers, Rußl. Kais. Collegien-Assessors Vernunftbüchlein für Mütter und Aerzte, oder Kunst, die Abkürzung des Lebens zu verhindern.
2. Erziehungslehre für gebildete Eltern, herausgegeben von Joh. Fr. Weingart.

Der Verfasser von No. 1 hat die Absicht den Eltern eine Anweisung, zu einer vernunftgemäßen physischen Erziehung der Kinder vom ersten Lebenshauche an, mitzutheilen. Die Absicht ist an sich löblich. So ausgemacht es ist, daß die sichere Grundlage eines heitern Sinnes, eines kräftigen Charakters auf der physischen Festigkeit beruhet, so häufig sind noch immer die gröbsten Fehler gegen die physische Erziehung; öfters auch darum, weil wir es zu gut machen, die Kinderstube nach dem Thermometer heizen u. s. w. Unser Verfasser hat aber seinem Texte durch den gewählten Styl, welcher durch Laune und Späße anziehend werden soll, eine solche Breite gegeben, daß er weniges und meist bekanntes auf viele Blätter ausdehnt, und gerade dadurch

vielleicht die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Er hat also wenigstens, was den Ton betrift, das eigne Motto des Titelblatts: veritas est amica simplicitati, nicht im Auge behalten. Wir geben nur einige Ueberschriften der Abschnitte seines Buchs an, die vorn alle auf zwei Seiten neben einander doppelt lauten: z. B. „I. das Paradies. Man kann wieder hineinkommen (oder) I. der gesunde Mensch, im Naturzustande, unter glücklichen Verhältnissen. III. Der Sündenfall. Erhebe dich du schwacher Geist. III. Civilisation. In Annäherung zu dem Naturzustande. XI. Aufgeschaut! jetzt kömmt das wichtigste. Einer oder der Andere bricht ein Bein. XI. Verschiedenheit der Nationen. Hängt von der Ernährungsart ab. XV. Spektakel über Spektakel. Ohrfeigen! Hündelein! Gänse! XV. Das Verdauungs- und Aneignungsgeschäft, durch Schädlichkeiten und Ueberladungen gestört." ꝛc. Wenn diese Doppelrubriken vernünftige Leser von dem Vernunftbüchlein abschrecken, so möge es der Verf. nicht übel nehmen.

2. Man will sagen, die Gegend von Sondershausen und im Eichsfelde sey vor der Errichtung der Voigtischen Buchhandlung eine ziemliche Literarische Oede gewesen. Diese Handlung hat wenigstens die Lesewelt jener Gegend aufgeregt und vermehrt. Hier liefert sie eine Art Speculationsartickel, eine sogenannte Fünfteleſſenz aus den Erziehungsschriften eines Salzmann, Campe, Ewald, Schwarz, Niemeyer, Pestalozzi u. s. w. wozu der Herausgeber sein Scherflein legt. Das Buch verbreitet sich über physische, intellectuelle und moralische Erziehung, und giebt, damit nichts fehle, einen Anhang von pädagogischer Literatur, so daß das Ganze für manche Erzieher, als ein Noth- und Hülfsbüchlein oder Wegweiser, seinen Nutzen haben kann. Der neueste Kunstgeschmack der dortigen Gegend scheint sich auf dem Titelkupfer auszudrücken. Ein Elternpaar sehr elegant gekleidet hat zwei Kinder neben sich, und in dem modern verzierten Zimmer schwebt ein Engel über ihnen an der Decke. Diesem soll vermuthlich die Unterschrift gelten: „Geleite du sie die Pfade des Lebens hinab."

Die blinde Miß Mac-Avoy in Liverpool.

Diese verschmizte Dame erregt jetzt nicht weniger Aufsehen in England als die Stuttgarter Somnambüle in Deutschland erregt hat, denn — sie sieht mit den Fingern. Ein würdiger Geistlicher, Glover, hat seine Ueberzeugung von diesem Wunder sehr bestimmt ausgesprochen, und dadurch dem jungen Frauenzimmer viele Anhänger verschafft. Indessen sind nun zwei sich wiedersprechende Zeugen aufgetreten, der Eine, Doktor Renwick ein Arzt, hat eine Erzählung der Krankheit der Miß Mac-Avoy in einem Quartanten in englischer Sprache geschrieben; der Andre, Sandars, hat durch eine Broschüre: Wink für die Leichtgläubigkeit große Zweifel gegen die Kranke erregt. Er ist freylich nur ein Kaufmann in Liverpool und versteht nichts von der Arzney-Kunde, aber er beobachtet scharf und hat gesunden Menschenverstand. Da unser Blatt ganz eigentlich bestimmt ist, allen Alfanzereyen, Träumereyen und Betrügereyen entgegen zu arbeiten, so halten wir für Pflicht, auch diese Dame, wenn gleich eine Kranke, vor unsern Richterstuhl zu ziehen.

Doctor Renwick erzählt: sie hatte als Kind den Keich-Husten, worauf eine bedenkliche Augenkrankheit folgte, die ihr das Licht unerträglich machte. Wenn man ihre Augenlieder aufhob, so erschien der Augapfel wie eine Kugel von Blut. Nach gebrauchten Mitteln konnte sie mit dem rechten Auge wieder sehen, das linke blieb schwach und trübe. Im Juny 1815 besuchte Renwick sie zum Erstenmale, sie klagte über Schwindel, sah mit dem linken Auge fast nichts, und mit dem rechten entfernte Gegenstände weiß, die näheren doppelt. Drey Tage nachher wurde sie ganz blind. Die Pupille zog sich, bei dicht vor dieselbe gebrachtem Lichte, gar nicht mehr zusammen. Auch konnte man ihr plötzlich mit der Spitze eines Federmessers gegen das Auge fahren, ohne daß sie im mindesten zwinckerte. Kurz, Renwick überzeugte sich, daß sie vollkommen blind sey. Nun fieng sie aber an mit den Fingern zu lesen, wenn sie dieselben über die Buchstaben hinweg gleiten ließ. Man verband ihr die Augen mit einem Shawl, man legte ihr allerley Bücher vor, und immer konnte sie, wenn sie eben gut aufgelegt war, 25 bis 30 Worte in einer halben Minute lesen. Man wollte sie durch weißes, unbedrucktes Papier täuschen, aber sie merkte es gleich. Die Farben verschiedener Zeuge wußte sie auch zu unterscheiden, und je lebhafter die Farbe war, je angenehmer ihr Gefühl. Ferner bezeichnete sie die Umrisse von Gemählden. Doch anhaltend konnte sie ihre Künste nicht machen. Nach dem Lesen einiger Zeilen pflegte sie zu erklären, nun erscheine ihr alles schwarz, und dann wurden ihre Finger kalt, erhielten aber ihre Empfindlichkeit oft wieder, wenn sie sie erwärmte.

Im Januar 1817 gab sie sogar die Farben am Seidenzeug an, welches in ein Glas verschlossen war, auch die Farben von allerley Arzney-Mitteln in Glä-

sern. Von einer Flasche mit Wasser und einer andern mit Spiritus gefüllt, urtheilte sie, beide Flüssigkeiten wären farbelos, auch schien ihr die eine bey der Berührung wärmer zu seyn als die andere. Die Stunde auf der Uhr, und selbst die Minute, zeigte sie durch das Uhrglas richtig an, u. s. w. Bei allen diesen Experimenten trug sie eine Art von dichter Larve vor dem Gesicht. Endlich konnte sie auch sehen was auf der Straße vorgieng, wenn sie ihre Finger an die Fensterscheiben legte, nur schienen ihr die Menschen draussen sehr klein und als ob sie auf das Glas gemahlt wären. Der Herr Doctor Renwick glaubt alles das wie ein Evangelium, wagt aber nicht es zu erklären.

Der Kaufmann Sandars in Liverpool hingegen erzählt: er habe am 13. October vielen Experimenten beigewohnt, einige wären gelungen, andere ganz mißlungen. Wasser und Spiritus unterschied sie richtig, die Gläser waren aber nicht von gleicher Länge, auch nicht mit Wachs verstopft, wie doch hätte geschehen müssen, um den Argwohn zu entfernen, daß ein feiner Geruch ihr den Spiritus verrathe. Einmal ließ sie sich sogar die Augen mit Goldschlägerhäutchen verkleben, und las dennoch einen Brief mit Leichtigkeit. Indessen ist der Umstand, daß ihre Kunst nicht fortwährend ihr zu Gebote steht, ein bequemer Vorwand, dessen sie sich auch jedesmal bedient, wenn man ihr das Gesicht recht vollständig verbindet. Bisweilen behauptet sie, es sey nothwendig, das ihr Hauch den Gegenstand berühre, den ihre Finger sehen sollen; allein das Glas hemmt ja ganz die Berührung des Athems. Im Dunkeln kann sie gar nicht lesen, welches man dadurch entschuldigt, daß ja sogar ein Sehender des Lichts bedürftig sey, um zu lesen, um wie viel mehr ein Blinder. Unsere Somnambülen verstehen das Ding besser.

Bradbony, Verfasser der Reisen in Amerika, erschien gleichfalls nebst einem seiner Freunde, um das Wunder in Augenschein zu nehmen. Um einen entscheidenden Versuch anzustellen, ersuchten sie Miß Mac-Avoy, die Hände auf den Rücken zu legen, und so die Farbe eines Stückes Tuch zu bestimmen, welches sie zu diesem Behuf mitgebracht hatten. Sie willigte ein, nannte aber eine unrechte Farbe, bat jedoch um Erlaubniß, die andere Hand gebrauchen zu dürfen, und als das ihr zugestanden wurde, fuhr sie schnell mit dem Tuche forn herum, und that als wolle sie es nur in die andere Hand legen, brachte es eben so schnell wieder auf den Rücken, und rieth nun richtig. Die beiden Freunde ertappten sie noch bey einem andern Versuche mit einer Uhr, und schieden mit der Ueberzeugung, daß sie eine Betrügerin sey. Aber eine sehr geschickte Betrügerin, und die, dem Anschein nach, kein Motif dazu hat, wenigstens nicht Gewinnsucht, denn sie nimmt kein Geld. Wer aber die vom Professor Pfaff in Kiel bekannt gemachte, merkwürdige Geschichte gelesen hat, weiß, wozu bloße Eitelkeit ein junges Frauenzimmer fähig macht. — Um sich leicht aus jeder Verlegenheit ziehen zu können, versicherte Miß Mac-Avoy, daß bey gewissen Veränderungen in der Atmosphäre sie oft plötzlich die Gabe mit den Fingern zu sehen verliere. Das ist sehr bequem, denn wer kann ihr beweisen, daß nicht eben Veränderung in der Atmosphäre vorgegangen sey?

Der Zauber-Reigen.

Leander (vermuthlich schon wieder ein falscher Nahme) hat Erzählungen für Winterabende geschrieben, welche der beliebte Schriftsteller Laun herausgegeben hat. Vermuthlich würden sie aber auch ohne den Nahmen dieses Herausgebers Leser gefunden haben, denn sie sind wundersam abentheuerlich und der Styl ist oft recht lebhaft, nur auch oft zu weitläuftig. Wir wollen zur Probe eine dieser Erzählungen, doch sehr abgekürzt, liefern.

Bey der Vermählungs-Feyer einer Prinzessin, hatten sämmtliche Lehnsmänner des Herzogs mit ihren Frauen sich eingefunden; nur Ritter Gunibald kam traurig allein, denn sein geliebtes Weib, Engeltrud, hinterließ er krank, wiewohl nicht gefährlich, auch hatte sie versprochen ihm einen Boten zu senden, wenn es schlimmer mit ihr werden sollte. Kein Bote war erschienen, dennoch quälte er sich mit trüben Vorstellungen, wozu noch besonders die Gegenwart Wulfhildens beitrug, einer argen Wittwe in Goldbrocat mit rothem Federschmuck, in deren Herzen vormals die Liebesflamme für Gunibald gebrannt, und die, um seiner Gattin willen zurückgesetzt, ihm Rache geschworen hatte. Erst vor kurzem hatte Engeltrud ihm das entdeckt und ihn scherzend gewarnt, sich bei'm Feste von Wulfhilden nicht wieder fangen zu lassen. Dennoch konnte er jetzt ihrem schmeichelnden Zuvorkommen nicht ganz widerstehen, konnte wenigstens ihr nicht versagen, um Mitternacht den großen Fackeltanz mit ihr zu tanzen. Der geschickte Vortänzer, der ausdrücklich aus Mayland dazu verschrieben worden, suchte darzustellen, wie ein Ritter sich um die Gunst seiner Dame bewerbe, und bei der letzten Tour mußte jeder Tänzer seine Tänzerin küssen. Ob nun gleich Gunibald seine Gedanken mit fester Treu auf Engeltrud heftete, so konnte er

doch nicht umhin, alles nach zu thun, was der Vortänzer angab, folglich auch Wulfhilden zu küssen, die einen so glühenden Kuß ihm auf die Lippen drückte, daß ihm der Odem stockte und ein nie gefühlter Schmerz ihn durch drang, als sey ihm ein Dolch in's Herz gestoßen worden. Da verwirrten sich seine Sinne, und ihn dünkte plötzlich, er sähe Engeltrud im Sarge und geleite mit seiner Fackel sie zu Grabe. Als er wieder zu sich kam, war Wulfhilde verschwunden. — So bald der Morgen graute, ritt er heim, und je näher er der Heimath kam, je mehr fühlte er seine Brust erleichtert, da noch immer kein Todesbote ihm entgegen trat. Doch ehe er noch seine Burg erreichte, irrte er abwärts zu der Wald-Zelle eines Eremiten, der sein und seiner Gattin Beichtiger war. Mit den Worten: Friede sey mit dir! trat ihm der Einsiedler entgegen, und verkündete ihm den Tod des geliebten Weibes. Fast schon genesen war sie umher gewandelt, und hatte die gewohnten häuslichen Geschäfte verrichtet. Nur am Abend jenes Festes, mit welchem die Vermählungs-Feyerlichkeiten beschlossen wurden, hatte unerklärliche Bangigkeit sie überfallen, und um Mitternacht plötzlich ein Schmerz ihr Herz durchzücket, sie im Wahnsinn den Gemahl im Kampfe mit einem Drachen gesehen, dessen Hauch ihr selbst ein tödtendes Gift gewesen. — Gunibald wankte nach seiner Burg, und wollte den Leichnam der Entschlafenen nicht aus seinen Armen lassen, bis er in Erstarrung versank und man den Augenblick benutzte, sie in der Schloßkapelle beyzusetzen.

Sieben Tage wandelte der Verlassene einsam umher und verschmähte jeden Trost. Am Abend des siebenten Tages trat er in die Zelle des Einsiedlers und begehrte zu wissen, ob der Mann Gottes durch sein Gebet ihm helfen könne? ob Gott, durch brünstiges Flehen gerührt, wohl seine Gattin von den Todten wieder erwecken werde?

Der Priester mahnte ihn ab von solchem thörigten Beginnen, wodurch er nur die Ruhe der Seligen störe. Aber Gunibald verließ ihn zornig, floh von ihm als von seinem Feinde, fluchte ihm in seinem Herzen, irrte lange in der Wildniß umher und gerieth endlich auf die Heerstraße. Hier begegnete ihm Wulfhild mit großem Gefolge. Bey ihrem Anblick wurde der Schmerz auf's neue lebendig, den er bey ihrem Kuß empfunden. Rasch riß er das Schwerdt aus der Scheide und, auf sie zustürzend, schrie er: „so ende dein verruchtes Leben, heillose Zauberin!" — Aber eben als er zustoßen wollte, sank er ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu sich kam, stand Wulfhild ruhig neben ihm, lächelte zu seinen Drohungen und meynte, ihm sey ja wohl noch zu helfen, zwar nicht durch jenen unwissenden Priester, doch durch die Kräfte, die in der Erde Schooße schlummern. Sie sey keine Zauberin, gebrauche, um Engeltrud zu erwecken, nur ein Kraut das überall wachse. Im Mondschein müsse es gepflücket werden, darum solle er nur getrost ihr folgen. Er that es bis zu einem Kreuzwege, wo sie ihm stille zu stehen gebot, während sie in einiger Entfernung sich nach dem Kraute bückte und im Kreise herum ging, auch kam es ihm vor als sähe er eine Gestalt im dunkeln flatternden Gewande neben ihr stehen. Schwer athmend kehrte sie zurück, überreichte ihm die Springwurzel und ein Täflein, auf dem ein Spruch geschrieben stand, den sollte er sprechen bei Engeltruds Sarge, dann das Kraut auf die Brust der Todten legen und ruhig nach Hause gehen um zu erwarten, was sich begeben werde. Für die Würksamkeit des Mittels erbot sie mit ihrem Blute sich zu verbürgen, nur müsse er die Gemeinschaft des Priesters meiden, und vor allen Dingen sich wohl hüten, die Wiederbelebte zu fragen, wo sie gewesen, oder ihr zu vertrauen, auf welche Weise er sie erweckt habe.

Nach manchem schweren Kampfe mit seinem Gewissen betrat er um Mitternacht die Kapelle und sagte sein Sprüchlein her:

Aus unten wird oben,
Aus Nacht wird Tag,
Zum Licht erhoben
Was im Grabe lag u. s. w.

Dann schob er zitternd das Kreutz von der Brust der Todten, legte die Wurzel an dessen Stelle und eilte heim. Aber die Nacht verstrich und der nächste Tag, ohne daß Engeltrud erschienen wäre. Verzweifelnd stieg er am Abend wieder in die Gruft hinab, — der Sarg war leer. Zwischen Hofnung und Zweifel schwebend rannte er auf die Burg, wo aus seinem Gemach ihm ein Licht entgegen schimmerte. Er riß die Thür auf, da trat Engeltrud in ihrem Leichengewande ihm entgegen und bot ihm den Gruß des Wiedersehns.

Nun verschlang die Freude jede andere Empfindung; er vergaß Alles und genoß nur sein Glück. Engeltrud trieb ihr Wesen wie vormals im Hause, war auch anzusehen wie sonst, nur ihr Anblick bleich und ihre Mienen traurig, auch sprach sie fast wenig. Wer es vernahm, daß sie nach sieben Tagen aus dem Todesschlaf erwacht sey, kam glückwünschend, nur der Einsiedler nicht, dem auch Gunibald mit geheimer Scheu überall auswich. Oft drängte es ihn, die von Wulfhild verbotenen Fra-

gen zu thun; oft kam es ihm auch vor, als sey Alles nur ein grauser Spuk, und eine andere Seele wohne in dem bleichen Körper seines Weibes. Zwar kniete sie noch mit ihm, wie vormals, zum Gebete nieder, warf sich aber ganz zur Erde, so daß ihre Stirn den Boden berührte, und lag still, unbeweglich, bis er das Amen gesprochen. Ob alle dem wurde ihm nach und nach sehr unheimlich und starre Kälte faßte oft sein Herz bei ihrem Anblick, ohne daß er wußte warum. Sie kam ihm vor wie ein Bild, das durch Kunst bewegt der Menschen Geberde nachahmt, und ihn schauerte, wenn sie ihn umarmte. Einst sah er sie im Traume, wie sie von seinem Lager aufstand, Hände ringend einige Mal auf und nieder wandelte, und endlich vor ihn sich hinstellte, klagend: „was nützt es dir, meinen Leib zu martern und ihm die Ruhe zu rauben?" wobei er bemerkte, daß der Todtenschleyer auf ihrer Brust glimmte und dampfte als ob er brenne. Auffahrend aus dem Traume, ergriff er die Hand der neben ihm Schlafenden — sie war eiskalt. Da ritt er mit dem ersten Tagesstrahl hinaus auf die Jagd, fand zwey müde Pilger, und lud sie ein, in der Burg auszuruhen, die er ihnen von ferne zeigte. „Nein" erwiederten sie, „dort haust ein Ritter mit einem herumwandelnden Leichnam."

Tief erschüttert durch diese Rede nahm er endlich seine Zuflucht zu dem Einsiedler, den er zwar nicht in der Zelle, aber ein aufgeschlagenes Buch fand, in welchem er eine alte Zauberhistorie las, die ihm die Augen öffnete. Heim eilend fand er Engeltrud vor ihrem Schrein mit Linnengeräth, trat fest vor sie hin und sprach: „Ich beschwöre dich mir zu sagen, von wannen du kommen bist, und ob der Geist Gottes in deinen Adern weht?" Sie blieb stumm, aber ihre Augen rollten fürchterlich. Da riß Gunibald sein Schwerdt aus der Scheide, hielt ihr den Griff desselben in Kreuzes-Gestalt vor die Augen und schrie: „Falle nieder und bete das Zeichen an; kannst du das nicht, so fleuch in den Abgrund von dannen du kommen bist!" Da verschwand Engeltrud, und ließ ihre Kleider vor dem Schrein aufgerichtet stehn. Gunibald, mit verwirrtem Sinn, stürzte hinaus in den Wald, lebte noch drei Tage in der Zelle des frommen Einsiedlers, und starb beruhigt nach reuiger Beichte Wulfhild wurde auf einem Kreuzwege todt gefunden, ohne daß eine Spur des Mordes sich zeigte. Ohne Zweifel hatte ihr der Teufel den Hals umgedreht.

Literarische Notizen. *)

Von dem Herrn Doctor Börne in Frankfurt am Main ist eine sehr geistreiche Ankündigung einer neuen Zeitschrift, die Wage, erschienen, die mit dem Monat July ihren Anfang nehmen wird. Er meint, die Zahl der Tagesblätter zu vermehren, so groß sie auch schon sey, bleibe doch stets ersprießlich, denn wie die Menge der Straßen und Kanäle auf Wohlhabenheit eines Landes deute, so lasse sich aus der Menge der Zeitschriften auf lebhaften Umtausch der Gedanken schließen, und wenn ein Zeitschriftsteller auch nur ein Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, so bleibe er doch ein ehrenwerther Mann. — Für kleine tägliche Bedürfnisse brauche man ausgemünztes Wissen, nicht Barren der Wahrheit, und das Kupfer, durch Tagesblätter unter das Volk gebracht, sey mehr werth, als alles Gold in Büchern. — Oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört und verlohren würde. — Die Wage wird das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst besprechen, und wenn es mit so vielem Geiste geschieht, als in der Ankündigung sprudelt, so dürfen wir uns Glück zu einer neuen, trefflichen Zeitschrift wünschen. Um unser Urtheil noch mehr zu belegen, schreiben wir folgende Stelle ab:

„Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten solle das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner Eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offenem Hader. Wenn das Erdgeschoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wache und lauernde Zwingsherrschaft benutzte diesen Streit, um jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab sie zu essen, oder machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unserer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach, und dessen Erdgeschoß durch Ueberschwemmungen litt. Die Zerstörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger zum Menschen ihre Zuflucht zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Aerger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen."

„Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte was ihm vorher gegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird, es ist sonst nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen, ist in der Ordnung der Dinge, und besser ist's, daß die überspannten Gemüther durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen. —

*) Die erste dieser Notizen sollte schon vor zwei Monaten erscheinen, ist aber durch Zufall verspätet worden.

Digitized by Google

Der Leser wird aus dieser Stelle wohl gewahr werden, welches politischen Glaubens der Verfasser ist, aber das gilt uns gleich; er ist ein guter Kopf, und das freut uns. Auch mag er immerhin eine scharfe Feder haben, wenn er sie nur nicht in Gift taucht, und das wird er nicht. —

Nach Schmitson's Vorschlage, in seiner Schrift über Wehr- und Schirmanstalt, (die den Beifall der hohen Bundesversammlung erhielt) soll die Armee künftig Streitmannschaft heißen, die Infanterie Fußvolk, die Kavalerie Reitvolk, die Artillerie Geschützvolk u. s. w. Eine Compagnie nennt er eine Manney, vier Manneyen bilden ein Battallion; denn dieses Wort soll ursprünglich deutsch seyn, von dem veralteten Batten (schlagen) und all abstammen, auch die Endung on sey in alten Hauptwörtern gewöhnlich gewesen. Zwei Battallione bilden nun ferner einen Zug, zwei Züge eine Schaar; dann giebt es Schaarenzüge, Schaarenmanneyn u. s. w. Officiere heißen Wehrobern, und theilen sich in Leutmar, Hauptmann, Banner, Oberbanner, Hauptbanner, Urbanner, und der General en Chef wird Herzog genannt. — Welche unnütze Mühe der Verfasser sich da gegeben hat! Nimmermehr werden die (freilich undeutschen) Benennungen durch einen Schriftsteller abgeschafft und umgewandelt werden. —

In Paris ist eine Topographie aller bekannten Weinberge erschienen, nebst Anzeige der Gattung und Güte jedes Gewächses, der Orte wo der größte Weinhandel getrieben wird, der üblichen Maaße, der gewöhnlichen Transportmittel u. s. w. von Julien, dem Verfasser eines Handbuchs für Kellermeister. Diese Topographie ist allen Liebhabern und Kennern von Weinen sehr zu empfehlen, denn sie ist, besonders was Frankreich betrifft, aus sehr guten Quellen geschöpft. In der Vorrede wird erwähnt, daß in der Baumschule Luxemburg zu Paris, 1400 verschiedene Sorten Weinstöcke sich befinden, welche Herr Bosc gegenwärtig beschreibt und zeichnen läßt. In Frankreich werden jährlich fast 23 Millionen Oxhofte Wein gewonnen, wovon nicht ganz die Hälfte im Lande consumirt wird. —

Die Jenaische Literaturzeitung sagt von einer Schrift über den thierischen Magnetismus: sie verdiene keine weitere Anzeige, weil sie ein bloses Pasquill sey. Da sie aber eine Inauguralrede ist, die zu Erlangung der Doctorwürde von Herrn Demschik in München gehalten worden, so dürfen wir wohl vermuthen, obgleich wir die Schrift selbst nicht kennen, daß sie blos Unglauben an den göttlichen Magnetismus empfiehlt, und ein solcher Unglaube ist in den Augen der Herrn Magnetiseurs schon ein Pasquill. — Vermuthlich wäre sie auch gar nicht angezeigt worden, wenn sie würklich ein Pasquill wäre; aber es schien nur darum zu thun, sie unter diesem Nahmen kurz und schimpflich abzufertigen.

Der Verfasser des Theofon, oder von dem Zustande nach dem Tode, hatte schon früher bei Gelegenheit den Ausspruch gethan, „daß man an den Teufel glauben müsse, um an Gott glauben zu können" im Theofon aber sucht er die junge Christenheit nicht blos zu überreden, daß es ein zahlloses Heer von Teufeln giebt, die beständig zum Unheil der Menschheit geschäftig sind, sondern auch, daß die höllischen Qualen schon im Grabe anfangen und empfunden werden, und daß es überhaupt weit wichtiger, für Tugend und Weisheit fördersamer sey, an die Hölle, als an Gottes Liebe und des Himmels Seligkeit zu glauben. Ferner wird hier gelehrt, daß wir, wissentlich oder unwissentlich, mit einer uns umgebenden Geisterwelt in steter Verbindung stehn; daß unsere lieben Verstorbenen bei Gott für uns bitten können, und wir auch für sie; daß schon hienieden dem Geiste eine solche Ahnungs- und Weissagungskraft beiwohne, daß „der Mensch es vermag, in den Räumen der Schöpfung zu lesen, wie Gott in den Herzen der Menschen liest." (!)

Ueber den sogenannten Satyriker Friedrich in Berlin fällt ein Recensent in der Jenaischen Literaturzeitung folgendes wahre Urtheil: „Der Verfasser hat durch seine satyrischen Feldzüge und andere dergleichen Schriften eine Art Celebrität erlangt. Wie viele Messen diese Celebrität noch erleben werde, wagen wir nicht zu bestimmen. Herrn Friedrich gelingt allerdings manchmal ein Spas, aber von rechtem Kernwitz findet sich doch selten eine Spur. Er weiß sich an die Erscheinungen des Tages zu hängen, und das macht ihn zum Liebling aller Politikaster, die sich über seine oft sehr seichten und weit ausgesponnenen Späse halb todt lachen wollen, weil sie bei einem Glase Bier und einer Pfeife Tabak, dergleichen schnurrige Einfälle auch wohl zuweilen erschwingen u. s. w."

In einem englischen, von dem unlängst verstorbenen Philologen Beloe nachgelassenen Werke, betitelt: der Sechzigjährige, eine Art von literarischem Lebenslauf, finden sich viele merkwürdige Erinnerungen an Personen, die in den letzten 40 Jahren Aufsehn gemacht haben, und zum Theil noch leben. Unter andern erzählt Beloe, daß in Oxford, wo ein Student noch im Jahr 1766 höchstens 200 Pf. brauchte, jetzt die Schmausereyen auf den Stuben, die Lustreisen nach London u. s. w. immer kostspieliger werden; daß die Studenten sich nicht mehr mit dem gewöhnlichen Portwein begnügen, sondern Champagner und Bordeaurwein haben müssen. Er sah eine drei monatliche Rechnung von 300 Pfund, blos für solche köstliche Weine, die noch obendrein ein junger Herr ausgetrunken hatte, der keinen Pfennig im Vermögen besaß, sondern blos von der Güte seiner Verwandten leben mußte. Für Spazierritte wurden sonst jährlich ein Paar Pfund verzehrt, jetzt 50 bis 80, und die Pferdephilister borgen wie bei uns. Ehemals bestand das Dessert der Studenten aus Zwieback, Aepfeln und Nüssen für einige Schillinge, jetzt reichen kaum 2 Pfund für Gefrornes, Zuckerwerk und theure eingemachte Früchte hin. Auf diese Weise vernaschte ein junger Mensch 50 Pfund in ein m Jahre, dessen Eltern sich daheim sehr knapp behelfen mußten. —

Es ist bekannt, daß der Dichter Ausonius den Kaiser Gratian in's Feld begleitete, wo ihm, nach der Schlacht im Jahr 368, eine junge Allemannin als Beute zu Theil wurde, deren reizende Gestalt ihn so fesselte, daß er sich um ihre Bildung bemühte, sie mit sich nach Rom führte, und in einer Reihe lieblicher Gesänge verherrlichte, von welchen noch mehrere Fragmente auf uns gekommen sind. Diese hat kürzlich Herr Gebauer zu Meissen nicht unglücklich verdeutscht. Er vermuthet, daß das hübsche Mädchen, welches unsern des Schwarzwaldes gebohren war, Pezela in ihrer Muttersprache hieß, woraus der Römer, um des Wohlklanges willen, Bissula machte. Leider fehlt uns gerade der Theil des Gedichts, wo er über des Mädchens Heimath, Schicksal und Bildung sich verbreitet. Nur noch äußerlich, sagt er, erscheine sie als eine Tochter des Rheins, durch ihr tief blaues Auge und ihre blonden Locken. —

Die Frage: wie können die Deutschen sich vom Joche des englischen Kunstmonopols befreyen? hat Herr Serviere mit gutem Willen aber schwacher Kraft abgehandelt. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 17. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Ueber Frau v. Krüdener und deren Aufenthalt in Mitau,

ist uns von einem beliebten, in jener Gegend wohnenden, Schriftsteller folgendes zum Einrücken mitgetheilt worden.

Den 29. März 1818. Eine Frau die, wie sie sagte, aus dem Glanze und aus der Sünde der Welt, von Gott selbst geweckt und berufen worden, durch alle Länder zu ziehen, und den Glauben an das Evangelium zu verkünden, Fürsten und Völker aus dem Schlafe zu schrecken, indem sie Strafgerichte vorhersagt, die bald einbrechen sollen; eine solche Frau ist auf jeden Fall eine psychologische Merkwürdigkeit, und selbst eine politische, wenn man bedenkt, daß sie mit ängstlichen Blicken von den Regierungen der Länder, die sie durchzog, betrachtet, von den Polizeien derselben umringt, dennoch ihren Weg ruhig hinzieht, um, wie sie lehrt, als Gesandte Gottes ihre größe Bestimmung zu erfüllen.

Gesandte Gottes an die Welt, Verkünderin des reinen Glaubens, Begeisterte, die mit kindlicher Einfalt die Schulen aller Weisheit verwirrt, indem sie die rechte Wahrheit finden lehrt; welche hohe erhabene Begriffe müssen sich schon mit der Persönlichkeit eines solchen Weibes verbinden, welche Wunder müssen geschehen, um das Wunder einer solchen Bestimmung zu beurkunden. Das Wort Gottes, wie es der Christ in der Bibel erkennt, — soll es durch ein lebendes Wesen erhöhte Kraft, Erläuterung, neue Stärke erhalten, — wie groß und hoch und wunderbar muß dieses Wesen seyn, in dessen lebendiger Sprache erst das lebendige Wort Gottes, wie es die Schrift lehrt, neue Kraft gewinnen soll. Es ist also wohl der Mühe werth, die Gesandte Gottes an die Welt zu betrachten. Ihre Worte und Persönlichkeit sind das einzige Creditiv an die Menschheit, und jeder Mensch hat also das Recht, es zu prüfen, das große Siegel desselben zu beschauen, welches nichts anders seyn kann als die Gewalt des Himmels selbst, die sich durch Wunder und Zeichen in Herz und Seelen prägt.

Ich erschien bei Frau von Krüdener, und meldete mich als alter Bekannter aus Leipzig, wo ich sie vor 20 Jahren, noch als Weltkind, oft gesprochen und gesehn hatte. Ein leichter Gruß mit der Hand unterbrach ihr Gespräch mit mehreren anwesenden Herrn nicht, in welchem sie eben die Noth des Teutschen Volks schilderte, und wo folgende Beobachtung mir treffend und richtig schien. In der Schweiz wäre die Hungers-Noth viel größer gewesen, als in Deutschland; doch dort das Volk lange nicht so tief gebeugt und niedergedrückt — denn hier hätte die Tyrannei der Fürsten, (?) und Irreligiosität des äußeren Mangels drückende Last vermehrt. Eine gebildete Gesellschaft fand ich vor mir, zu welcher Frau von Krüdener sprach, doch jeder stand ebenso wie ich, nur horchend der neuen Lehre, und es schien ihr unser Glaube stark genug, um die Erzählung eines Wunders, ohne Schwierigkeit, tragen zu können, denn sie berichtete ohngefähr mit folgenden Worten:

Noch lebt der alte Gott, der ehemals Wunder that, noch ist seine Kraft nicht vermindert. Ich selbst habe davon bei meiner Mission Beweis gehabt, als ich z. B. in Lucern mit 18 Brodten 700 Menschen speiste, und noch Brod übrig blieb; da sagten auch Katholische Geistliche, es brauche nicht des äußern Cultus, mich als rechte Christin zu erkennen.

Ich mischte mich in's Gespräch, als sie von ihrem Beruf sprach, wie einst Judith den Kopf des Holofernes, so aller Schulweisheit den Kopf abzuschneiden — und meinte: daß eine Weisheit, eine Wissenschaft und Kunst, die eben auch das Heilige offenbarte, die zum Ewigen, die zu Gott und zu seiner Erkenntniß führte, schon deßhalb wichtig wäre, weil sie bewiese, daß auf verschiedenem Wege immer eine und dieselbe lichte Höhe erreicht werden könnte, indem dies eben der Preis der rechten Wahrheit seyn müßte, daß, in alle Gesichtskreise gestellt, sie dennoch allenthalben eine und dieselbe erschiene. Ja! sagte sie, auch aus dem Miste erzeugt sich die Blume und Staude, die doch schöner und lieblicher in Gottes freiem Garten in der Natur gedeiht, indeß, was mühsam und schwierig die Schule lehrt, hat der Glaube lebendig empfangen.

Ich sprach über einige literärische psychologische Erscheinungen der neuern Zeit, wie Kanne und Schubert, berühmte Geister des Forschens, sich nun auch dem unbedingten Glauben hingegeben. So ist es recht, meinte Frau von Krüdner, und erzählte

wie sie in Leipzig einen jungen Mann, den philosophische Zweifel schon zum Selbstmorde entschlossen gemacht, in 3 Tagen, wo er ihren Versammlungen beiwohnen müssen, zum gläubigen Christen gebildet, ihn seelig und glücklich gemacht. Der begleitende Apostel der Frau von Krüdener, Namens Keller, wechselte mit ihr die Unterhaltung ab, und sprach mystische Commentare über Christum, Religion und Glauben, in denen ich dennoch Geist und Bildung anerkennen muß. Die Unterhaltung wechselte im Laufe des Gesprächs, und nur folgende mystische Lehre ist mir am deutlichsten erinnerlich. Sechs Wochen-Tage Gottes, von denen jeder ein Jahrtausend umfasse, wären vorüber — der Abend des Sabbaths nahe heran, doch vor dem Sabbath selbst, gehen Strafgerichte einher, denen nur die Gemeinde Gottes entgehe. Sie habe 7000 Menschen versammelt und jeder könne folgen, um unbeschadet den Sabbath zu erleben.

Die Resultate meines innern, mir nicht eigentlichen klaren Bewußtseyns, als ich Frau v. Krüdener verließ, waren wesentlich folgende:

Die Eitelkeit der Welt hat sich zur Eitelkeit des Himmels gewandelt. In dem blauen seelenvollen Auge der alten Frau spiegeln noch Strahlen schwärmerischer Liebe der Jugend. Sie wendet nun das Herz zu Gott, um ihn, der wahrhaft der Gott der Liebe ist, mit begeisterter, exzentrischer Liebe zu umfassen, ihn, irdischen Augen sichtbar, zu lieben, ihn nur zu preisen, ihm nur zu leben. Die Valerie, deren Element der Seele nur Liebe ist, sah ich veraltet vor meinen Augen, doch immer der Eitelkeit und dem Ruhme nicht fremd.

Achtungswerth durch Geist und Bildung, selbst durch diese hohe schwärmerische Liebe, die jedes Wesen zum Göttlichen erhebt, und eben deshalb leicht den Himmel an die Erde grenzen läßt, wenn diese ihre frischen Blüthen verlor, doch von der andern Seite wieder tadelnswürdig durch diesen Grad der Eitelkeit, in sich die höchste Bestimmung, die Bestimmung eines Gottes selbst — eine Welt zu erleuchten und zu erwärmen, zu finden, sah ich in Frau v. Krüdener, die irrende Sterbliche nur, und nirgends ein Wunder, und die Berichte von derselben hätten mich lächeln lassen, wenn nicht meine Seele halb Mitleiden, halb Achtung für den heiligen Gegenstand selbst, der diese Irrende beschäftigt, zum Ernst gestimmt hätten.

Den 31. März 1818. Ich kann, nachdem ich abermals Frau v. Krüdener gesprochen und sie zu einer großen Versammlung Neugieriger aus allen Ständen reden gehört, mein früheres Urtheil nicht ändern. Doch erscheint sie mir als Schwärmerin nur; daß sie aber für Zwecke wirke, die sie nicht aus innerer Ueberzeugung selbst erkenat, kann ich nicht glauben, doch eben so gewiß scheint mir von allen Sünden der Welt, Eitelkeit und Ruhmsucht am Herzens-Thor Wache zu halten, und nur vor dem Glauben und der Religion das Gewehr zu präsentiren.

Sie hatte ein Gedicht in Nidden, einer sehr wüsten Gegend an der Ost-Seeküste in Preussen gemacht, das an ihre in der Schweiz lebende Tochter gerichtet ist, und einzelne sehr schöne Gedanken, obgleich manche Fehler gegen die Sprache und das Sylbenmaaß hat. Ich bat um die Abschrift, erhielt aber zur Antwort, daß Gott ihr Verse eingebe, aber sie bekannt zu machen, noch nicht erlaubt habe, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, welche Eitelkeit dazu gehöre, solche sprachwidrige Verse für Eingebungen des Himmels zu halten, so schön auch einzelne Gedanken wären, z. B. wo von der Kraft des Glaubens gesprochen wird: Auch dem Felsen giebt er Flügel.

Nach einer mit Gesang begleiteten Bet-Stunde sprach Frau v. Krüdener sehr lange und sehr viel, in einer an die Zuhörer gerichteten Rede. Was sie sagte, enthielt viel schönes und viel Wahres, und der ruhige Vortrag hinderte nicht, die innere Begeisterung zu erkennen, aus der ihre Gedanken und Bilder hervorgingen. Manche wirklich geniale Aeußerung zeigte von dem Geiste der Frau, und eben so von einem durch Religion und Glauben erfüllten Herzen, und natürlich war es, daß Andacht in den meisten Zuhörern erweckt ward, doch würde ich sie, wenigstens bey jeder andern feyerlichen gottesdienstlichen Handlung eben so, und gewiß noch mehr empfunden haben, hätte ich ein altes Mütterchen still und einsam in ihrer Kammer betend gefunden, oder hätte ein zartes Kind mit gefaltenen Händchen, stammelnd, Worte des Glaubens zu Gott gerichtet. Mich wenigstens erkältete dieses Prunken mit Religion, und es war mir als suchte Frau v. Krüdener statt der fortgeschleuderten Juwelen und Perlen, statt der jugendlichen Myrthen und Rosenkränze, die Glorie, um sich als Schmuck zu tragen.

In einem Tempel, dessen Bestimmung Gottesdienst ist, vermisse ich nicht gern laute festliche Feyer. Aufschwingen der Melodien und aller Künste, mag die Seele sich da erheben — dort verschwindet die Persönlichkeit aller Priester, und aller Beter. Die Menschheit als ein Ganzes kömmt und betet vor dem Ewigen; dasselbe beynahe ist bei einer Privat-Andacht der Fall, wo Hausgenossen sich versammeln. Die Persönlichkeit tritt auch da nirgends zwischen

die Idee der Gottheit und die Bilder der Welt trennend und scheidend ein. Hier aber war es immer Frauv. Krüdener, die sich nicht verlor, und die Heilige sollte man nicht vergessen, wann Andacht die Seele zu Gott erhob.

Eben dieses laute glänzende Gefolge des Glaubens gefällt mir nicht, da dieser, wie der Hymnus, welchen die Natur in jeder sternenhellen Nacht an die Gottheit richtet, am innigsten und schönsten ertönt, wenn ihn der Wohllaut, man kann wohl mit Grund sagen, in melodischen Strahlen des Himmels umwiegt. Das Erhabene mischte sich mir mit dem Niedern der Erde, und ich sah nicht die Flammen des Glaubens klar und hell, sondern den Rauch, der jene Flamme mir aber verhüllte. Auch der Umstand daß Frau v. Krüdener Christum als das höchste Prinzip der Liebe darstellte, und doch von den Strafgerichten sprach, die nahe bevorstehen, schien mehr darauf berechnet, die Herzen zur Gottheit hinzuängstigen, als sie in hoher freudiger Begeisterung liebend für den Glauben zu gewinnen. Strafend, tödtend, vernichtend kann sich die Seele den Gott der höchsten Liebe nicht denken, so stellte ihn das alte Judenthum dar — den zürnenden gebieterischen Herrn; das Christenthum aber kennt nur den liebenden schonenden Vater — und wenn, wie Frau v. Krüdener sagt, das sündige Leben nicht von der Hoffnung der Seeligkeit ausschließt, so müßte also, nur ihre Stimme nicht zu hören, die einzige unverzeihliche Sünde seyn — denn wenn Strafgerichte einbrechen, wie sie lehrt, sollte der milde barmherzige Vater weniger für die empfinden, die zu ihm flehn, und in Schmerzen untergehn — als für die Wenigen, welche Frau v. Krüdener dem Himmel warb? — welch ein Widerspruch in Lehre und System, groß genug, um den Irrthum zu finden, der in beyden sich offenbaret. —

Später haben wir von eben daher noch folgendes Schreiben erhalten:

Die berühmte Prophetin Frau v. Krüdener, welche wir dem Auslande jung und liebenswürdig zugesandt, uns aber alt und überheilig zurückgeschickt worden, hat auch hier in Mitau Wunder verkündet, obgleich keine gethan. Ein Theil ihrer Begleitung mußte wegen mangelnder richtiger Pässe über die Grenze zurück, wo man indeß Schwierigkeit machte, diese Rückgabe anzunehmen, und wie man von Mahomets Sarg fabelt, der von zwei gleichstarken Magneten angezogen, mitten in der Luft schweben soll, so schwebte mehrere Tage das Castrum doloris der Frau v. Krüdener, und namentlich Hr Keller zwischen der russischen und preussischen Grenze, indeß ist neuerlich der Befehl erschienen, diese prote[illegible] Begleitung nunmehro als gangbar durchzulassen. Frau v. Krüdener lebte einige Wochen in Mitau, predigte und sang, hatte im Anfange viele, zuletzt nur sehr wenige Zuhörer, von eigentlichen Bekehrungen bis zur Nachfolge ist hier kein Beyspiel bekannt geworden. Einen kranken Posthalter in Doblen hat die Nordische Patriarchin, wie sie die Betgesellschaft der Madame Blau aus Riga nennen soll, zwar durch ein Wunder heilen wollen, das Wunder ist aber diesmal von der Pfanne gebrannt. Auf den Ruf: „stehe auf und wandle, künftig sollst du Johannes heißen", ist der Kranke doch liegen geblieben, obgleich einige Begeisterte momentane Besserung verspürt haben wollen. Auch in Riga ist Frau v. Krüdner ein paar Wochen gewesen, und hat auch dort eine Menge neugieriger Zuhörer gehabt, wirklich aber nur neugieriger, denn im Ganzen ist es hier für den Mysticismus doch zu kalt, und es scheint das ansteckende Miasma im Wehen der Nordwinde sich zu verlieren.

Oestreichische. Literatur.

Von den erneuerten vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstaat sind uns einige mitgetheilt worden, besonders in der Absicht, die Resultate der Bemühungen der Naturforscher, welche der Kaiser im Gefolge seiner Tochter mit nach Brasilien geschickt hat, auch dem norddeutschen Publicum bekannt zu machen; denn in diesen Blättern sind die Berichte derselben abgedruckt, unter welchen die des Zoologen Natterer uns am interessantesten geschienen. Bekanntlich kostete ein Sturm, bald nach dem Auslaufen der Schiffe, der Fregatte Austria das Bogspriet und der Auguste alle Masten, wodurch jene gezwungen wurde, in den Hafen von Pola, und diese, in den Hafen von Chioza einzulaufen, um den Schaden auszubessern. Alsobald benutzten die Naturforscher diesen unangenehmen Zufall, um die Gegenden in der Nähe der Landungsplätze zu durchstreifen und trugen manche schöne Beute davon. Natterer entdeckte neue Arten von Möven, Eydechsen u. s. w., der Botaniker Schott neue Pflanzen, der Leibjäger Sochor half sammeln und fangen, und stopfte die Vögel aus. Aehnliche unermüdliche Bestrebungen fanden statt, während die Schiffe auf der Rhede von Gibraltar lagen und auf die Kron-Prinzessin warteten. Da ging Natterer oft nach Algesiras, ob solches gleich mit mancherlei Schwürigkeiten und sogar mit Gefahr verknüpft war, denn die dortigen Berge

sind noch voll schlechten Gesindels, die den Professor Mikan sogar angefallen und beraubt haben sollen. Natterer ließ sich dadurch nicht abhalten, selbst Nächte hindurch mit Sochor im Walde auf dem Anstande zuzubringen, um eine neue Art von Ziegenmelkern zu schießen. Er vertraute besonders seiner Kugelwindbüchse, die in Spanien als ein Wunder betrachtet wurde. Auf diese Weise brachte er bald zwei an den Consul abgelieferte Kisten voll Säugthiere, Vögel, Insecten, Eingeweidewürmer und Amphibien zusammen. Aus Mangel an Zuckergläsern that er die letztern in blecherne Büchsen, deren Deckel er fest löthen ließ und dann erst mit Blasen verband. Bei'm Auspacken fand sich, daß Alles vortrefflich erhalten worden. Die Kisten für die ausgestopften Sachen ließ er inwendig ganz und von außen an den Fugen mit Schiffspech überstreichen, ein Beispiel, welches mit gleichem Glücke der Botaniker Schott bei einer Kiste mit Pflanzen nachahmte. Seine wenige Musse wandte Natterer dazu an, 124 oft neue Thierarten anatomisch zu untersuchen, und fand in ihnen 36 Arten von Eingeweidewürmern, wovon die meisten bisher noch unbekannt waren. Unter den Säugthieren befand sich auch eine neue Art von Feldhasen. — Die Affen auf dem Felsen von Gibraltar hat er auch gesehn und als Simia inuus erkannt. Es ist die einzige Affenart, die aus Afrika dahin verpflanzt, in Europa einheimisch geworden. Sie sind nicht scheu und kommen ziemlich tief gegen die Stadt herab.

Schott meldet, daß der Ackerbau in der Gegend von Algesiras höchst nachlässig getrieben wird. Der dortige Pflug macht nur Risse, nicht Furchen; gedüngt wird gar nicht, und um die Saat bekümmert man sich weiter nicht. Das reife Getraide wird von Pferden oder Ochsen auf freyem Felde ausgetreten.

Aus Brasilien schrieb der Professor Mikan, das Zubereiten und Aufbewahren der gesammelten Gegenstände koste mehr Zeit als das Sammeln. Um die Sachen vor den Ameisen und den noch weit schlimmern Termiten zu schützen, muß man sie entweder aufhängen, oder die Tischfüße mit Theer bestreichen, oder sie in Wasser stellen. Die Termiten fraßen unter andern einen ganzen Koffer voll Wäsche und Kleidungsstücke. Man vertilgt sie durch Arsenik. — Die Sandflöhe nisten sich bei den Menschen ein, aber wenn man sie sogleich gewahr wird, ehe sie ihren Eyersack gebildet haben, so zieht man sie mit einer Nadel ziemlich leicht aus dem Fleische.

Die Herrn Naturforscher fanden, daß man auf Mawe's und Koster's (bei uns bisher sehr geachtete) Reiseberichte wenig trauen darf. Es ist ein Zeitraum von zwei Jahren erforderlich, um nur eine der großen Capitaneien gehörig zu bereisen. Sello, der als Botaniker mit dem Prinzen von Neuwid vereinigt war, nun aber für sich reist, hat sich einen Zeitraum von 10 Jahren zur Bereisung Brasiliens bestimmt.

Auch der König von Bayern hat zwei Naturforscher mit gesandt. Die ganze Gesellschaft, von der sich unendlich viel erwarten läßt, besteht nun, zwei Mahler und den Jäger mitgerechnet, aus 9 Personen.

Diese interessanten Nachrichten sind nicht die einzigen, die wir den vaterländischen Blättern verdanken, obgleich uns nur wenige Nummern davon zu Gesicht gekommen sind. Wir zeichnen noch einiges aus:

Der Freiherr von Liechtenstern hat die geographische Literatur Oestreichs mit einem Handbuche der neusten Geographie bereichert. Er zählt über 11 1/2 Millionen Slaven, 5 Millionen Italiäner, fast 5 Millionen Deutsche, 4 Millionen Ungarn, fast 1 1/2 Million Walachen, 400000 Juden u. s. w. An Geistlichen 64000, Adliche 475000, Militair 800000, Beamte 280000, Handwerker 2 Millionen 333000, Bauern über 20 Millionen. Das Verhältniß Oestreichs zum deutschen Bunde hat er in sechs Zeilen abgefertigt. —

Herr v. Hammer, (längst rühmlich bekannt) hat das Publikum mit einer Geschichte der schönen Redekunst Persiens nebst einer Blüthenlese aus 200 persischen Dichtern beschenkt. Sie ist das Resultat 25 jähriger Studien, und handelt in der ersten Abtheilung von dem Beginnen persischer Cultur, bis zum Umsturze des Reichs durch die Araber; und in der zweiten, von der Eroberung Persiens durch die Araber bis auf unsere Zeit. Den Gegenstand der dritten Abtheilung machen die Sagen und die Bilderlehre der persischen Dichter aus. Bei der, längst außer Zweifel gesetzten Verwandtschaft der persischen mit der deutschen Sprache, muß dieses gründliche Werk um so willkommener seyn. — Von dem großen Firdussi sang ein persischer Dichter:

Vom Throne Gottes stieg das Wort zur Erde nieder,
Er hob's empor und setzt' es in den Himmel wieder.

Omar Chiam war der Dichter der Freygeister und Religionsspötter. Man kann ihn den persischen Voltaire nennen. —

(Im Ganzen müssen wir jedoch bekennen, daß

Digitized by Google

die, in den vaterländischen Blättern abgedruckten Proben persischer Gedichte uns wenig angesprochen haben. Man muß sich erst in eine gewisse künstliche Art zu empfinden hinein studiren, und die Künstlichkeit in der Dichtkunst war uns stets verhaßt. Doch das ist Sache des Geschmacks, und wir lassen gern einem Jeden den seinigen.) —

Aus einem Ueberblick der Criminal-Processe in den Militär-Grenzen ergiebt sich, daß die Moralität in der croatischen Grenze am schlechtesten, in der siebenbürgischen besser, in der slawonisch-banatischen am besten ist. In den erstern ist Raub, in den beiden letztern sind Diebstähle am häufigsten. Des besten Rufes genießen die Sichelburger, wo alle jene Verbrechen unerhört sind. Im Allgemeinen sind die Nichtunirten unsittlicher als die Katholiken. Die wackere östreichische Regierung hat viel und mit Glück gethan, um die Moralität jener verwahrlosten Völkerschaften zu verbessern. —

Bei der Anzeige einer Reise nach Dalmatien vom Doctor Germar, sagt der Herausgeber: sie lasse sich mit Vergnügen lesen, obschon sie manche Kleinigkeiten enthalte, die vielleicht nur für Sachsen, die solche Sächelchen sehr zu lieben schienen, interessant seyn möchten. —

Der Freyherr von Hormayr hat Millot's allgemeine Weltgeschichte fortgesetzt, auch unter dem Titel: Allgemeine Geschichte der neusten Zeit, vom Tode Friedrich des Großen bis zum neusten Pariser Frieden. Es wird gerühmt, daß der Verfasser von einer noch so nahen Zeit mit anständiger Freymüthigkeit, ohne Verletzung der geschichtlichen Würde und Treue gesprochen, kurz, daß er das Möglichste geleistet habe. Des Menschen eigentliche Bestimmung ist ihm eine unaufhörliche Veränderung und Zersetzung, ein chemischer Proceß, den er das wahre Fortschreiten mit dem Zeitgeiste nennt. (Wir bekennen, daß wir ihn hier nicht ganz verstehn.) — Die „glänzende diplomatische Laufbahn des Fürsten Metternich" theilt er in vier successive, zum großen Ziel der Weltbefreyung convergirende Epochen ein, und wendet eine horazische Ode des vierten Buches auf den Fürsten an. —

Ein Schreiben des durch seine Entdeckungen berühmten Angelo Mai, an den Herausgeber der vaterländischen Blätter, Herrn Doct. Sartori, ist uns durch eine Klage interessant geworden, welche beweist, daß Herr Mai den widerhaarigen Geist gar nicht kennt, der jetzt unter den deutschen Gelehrten herrscht. „Man berichtet mir, sagt er, daß verschiedene deutsche Blätter, und besonders das von Jena, gegen mich verschiedene Ausfälle machen. Ich bin über diese Feindseligkeit erstaunt, da ich mir bewust bin, in meinen Werken nie Jemanden beleidigt zu haben." (Guter Mai! das schützt dich nicht. Die meisten deutschen Recensenten schreiben ja nur um zu beleidigen, und leben vom Beleidigen, und empfinden kein größeres Vergnügen, als wenn sie, bei'm Niederlegen der Feder, zu sich selbst sagen können: „da hab' ich einmal wieder Einen tüchtig zusammen gehauen! Der wird sich ärgern!" Diesen vermeinten Aerger, (der oft gar nicht einmal verursacht wird) schlürfen sie gleichsam mit Wohlgefallen in sich. Wenn sie höflich und mit Anstand schreiben müßten, wie die Göttinger, so würde das Recensiren gar keinen Genuß gewähren. Die Jenenser haben es freilich darinn am weitesten gebracht.) —

In der Nürnberger Handelszeitung waren vor einiger Zeit Betrachtungen über der deutschen Länder so verschiedene Fruchtbarkeit an Büchern angestellt, wo denn z. B. Sachsen, wie auch früher, den ersten Platz einnahm, denn seine 82 Buchhandlungen hatten nicht weniger als 914 Artikel geliefert, hingegen der große östreichische Kaiserstaat, mit einer Bevölkerung von 28 Millionen Menschen, nur 269 Artikel aus 25 Buchhandlungen, welches freylich auffallend klingt. Die vaterländischen Blätter erinnern aber mit Recht, daß unter jenen 28 Millionen nur 5 Millionen Deutsche sind; daß viele östreichische Buchhändler es gar nicht als einen Vortheil ansehn, ihre Artikel in den Leipziger Meßcatalog zu setzen; daß es überhaupt deren wenige giebt, die mit dem Auslande Geschäfte machen; daß die Communication mit Ungarn sehr erschwert ist; daß von der großen Menge in Oestreich gedruckter Schul- und Gebetbücher, Kalender, Zeitschriften u. s. w. im Meßcatalog nie Erwähnung geschieht u. s. w. Wenn man alle diese Umstände zusammen nimmt, so möchte Oestreich auch in der Bücherproduction wohl wenig hinter andern deutschen Ländern zurückbleiben. — An Zeitungen erscheinen in der ganzen Monarchie 17 deutsche, 1 lateinische, 2 ungarische, 1 böhmische, 1 polnische, 1 griechische und 1 serbische. — In Wien hat ein Herr Passy jetzt auch eine theologische Leihbibliothek errichtet. —

Der Herr Docter Sartori erwirbt sich, durch die Herausgabe der vaterländischen Blätter, ein wahres Verdienst um die östreichische Literatur, mit welcher wir unser Publikum künftig öfter unterhalten werden.

Auch Herr Andre fährt fort, in seinem He-

Digitized by Google

sperus ein Nationalblatt für gebildete Leser zu liefern. In dem vierten, vor uns liegenden Hefte steht ein Aufsatz über den großen Vorzug der magyarischen Sprache, mit wenigen Worten viel ausdrücken zu können. Zum Beweis ist ein arabischer Denkspruch gewählt, der, von Wort zu Wort in's Deutsche übersetzt, also lautet:

Sohn! du weintest am Tag der Geburt: es lachten die Freunde:
Trachte daß am Todestag, während sie weinen, du lachst.

Das arabische Original besteht, gerade wie die deutsche Uebersetzung, aus zwei Zeilen und 20 Worten. Hierauf that der Sammler (ein uns unbekanntes Journal) sich etwas zu gute, und forderte alle übrigen Sprachen heraus, es an Kürze der Deutschen gleich zu thun. Da traten drei Ungarn in die Schranken, kämpften und siegten. Der Erste, Graf Desöffy, brauchte nicht mehr als 13 Worte; der Andere, Kazinczy, in zwei Uebersetzungen nur 11 und 6 Worte, und endlich der Dritte, ein Professor Valyi-Nagy, 14 Worte. Ob die Herren sich dabei solche unangenehme Freyheiten erlaubt haben, wie das Tracht' des Sammlers, wissen wir nicht. Im Fall solches nicht geschehen ist, so besitzt die magyarische Sprache allerdings einen außerordentlich großen Vorzug; denn es scheint uns ausgemacht, daß derjenige der beste Schriftsteller ist, dem es gelingt, in der möglichst kürzesten Zeit, die möglichst größte Menge von Gedanken und Bildern auf eine ungezwungene, gefällige Weise in dem Leser zu erwecken. In diesen wenigen Worten liegt die ganze Kunst gut zu schreiben, eine Kunst, die freilich durch die Sprache, deren man sich bedienen muß, bald erschwert, bald erleichtert wird. Wir halten die Deutsche in dieser Hinsicht für eine der erleichterndsten, wenn man sie gehörig zu brauchen weis. Wäre sie nur auch eben so wohlklingend. —

Ein Aufsatz über den Magnetismus in demselben Hefte ist belustigend. Es wird darinn die sogenannte Thatsache erwähnt, daß ein Magnetiseur eine platt auf der Erde liegende Somnambüle, ganz leicht aufhob, indem er blos seine Daumen an die ihrigen hielt, also gerade so wie ein Magnet das Eisen aufhebt. „Durchblättert Eure Protocolle" redet der Verfasser die Richter an, „ihr werdet unter 20 Fällen 19 finden, wo zwei Personen ungleichen Geschlechts auf die an sie gerichtete verfängliche Frage geantwortet haben: sie wissen nicht wie es zugegangen. Hier habt Ihr nun den Schlüssel dazu in dem Magnetismus. Ihr habt aus Ignoranz beide gestraft, und Ihr hättet doch nur den Anziehenden strafen sollen, weil von ihm gefordert werden kann, daß er die Stärke seiner Anziehungskraft kenne, und sich in der gehörigen Entfernung halte." — Bei Erwähnung der festen Kraft des Willens, durch welche unsere Magnetiseurs so viele Wunder verrichten, wird an eine Gattung von Zauberern erinnert, die man vor 150 Jahren die Schützen nannte, und die, wenn sie mit dem festen Willen Jemanden zu tödten in die Luft schossen, diesen Jemand immer richtig trafen, wenn er auch in weiter Ferne in der stärksten Festung verschlossen war. Täglich drei Menschen konnten sie auf diese Weise tödten. (Daß ein tüchtiger Wolffarthianer auch wieder an diese Schützen glauben müsse, ist außer Zweifel.)

O Wunderschlaf! o Zauberei!
Was Meister in der Arzeney
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranker Jungfern Phantasie,
Gar durch die Wände sehen sie
Wohl mit verschlossenen Augen,
Kennen,
Nennen
Was geschrieben,
Weil den lieben
Guten. Dingern
Augen sitzen an den Fingern.

Heutige dramatische Kunst.

Ob wir gleich das harte Urtheil der Heidelberger Jahrbücher über Müllners Yngurd, nicht unterschreiben mögen, so haben uns doch einige, die Kunst überhaupt betreffende, Stellen dieser Recension allzuwohl gefallen, als daß wir sie unsern Blättern nicht einverleiben sollten:

„Einem nur einigermaßen aufmerksamen Beobachter dessen, was die Kunst — nennen wir sie vor der Hand so — in den letzten Decennien hervorgebracht hat, kann es nicht entgangen seyn, daß sie eine Menge von Ansichten, Begriffen und Ideen in Umlauf gesetzt, die, zwar den Namen von der Wirklichkeit erborgend, doch, vermittelst eines gewissen phantastischen Studiums, eine eigenthümliche Farbe gewonnen haben. Kindlichkeit, Liebe, Dichtungsgabe, Volks-Thümlichkeit und Königs-Würde, Schuld, Ahndungs-Vermögen, Religion sind solche Begriffe, denen wir noch eine Menge anderer zufügen könnten. Ist einmal der wahre gediegene

Grund der Wirklichkeit verlassen, so ist es natürlich, daß Uebertreibung, Schwärmerey, Schwächlichkeit, Empfindeley sich einstellen mußten; wie denn ja in so vielen Gedichten unserer Tage die Liebe ein sinnlich-practisch-religöses Spiel, die Schuld eine krasse Eingebung des Teufels, Volksthümlichkeit ein altes Spiel mit Worten, Sitten und Trachten, das Ahndungs-Vermögen eine aller Wahrheit und Erfahrung entblößte Geisterseherey, die Dichtungsgabe eine Fertigkeit, in schön klingenden Worten phantastische Begriffe auszusprechen, und die Religion eine abgeschmackte Tändeley mit sogenannten Heiligen und einer halb neu- halb altmodigen Gottheit geworden ist. — Daß man hiermit glücklich bey dem, was man Manier nennt, anlangte, fällt in die Augen; ebenso, daß diese Manier eine äußerst schwache, thörigte seyn mußte. Man kam schnell so weit, daß die Character, die in den meisten Kunst-Erzeugnissen der letzten Zeit auftreten, statt handelnde Personen zu seyn, als Repräsentanten der genannten und anderer Ideen erscheinen. „Ich bin die Liebe, ich die Religion, ich die Poesie" — so scheinen sie mit dürren Worten zu sagen; und so gleichen sie jenen Figuren auf alten Bildern, denen beschriebene Papiere aus dem Munde gehen, oder, noch schlimmer, den aus dem Don Quixote bekannten Malereyen des Orbaneja v. Ubeda. — Klar ist es aus dem Gesagten, daß Dichtungen, in diesem Sinn verfaßt, zumal dramatische, ihrer eigentlichen Wirkung durchaus verfehlen mußten. Da sehen wir irgend eine große, oder zarte Natur, wie der Schöpfer derselben sie denn nennen mag, vor unsern Augen zu Grunde gehen; es ist nicht der Lauf der Dinge, der sie erdrückt; es ist ein gewisser Begriff des Dichters, an diese oder jene Person geknüpft, dem sie zum Opfer fällt. Es wird gekämpft, mit Worten oder in der That, — wir sehen nur des Dramatikers phantastische Vorstellungen streiten. Diese werden uns in hochtrabenden, oder halben Worten und Vers-Geklingel wiederhohlt dargelegt: — und eine solche Spiegelfechterey soll dann eine Tragödie seyn."

Der Recensent führt bey dieser Gelegenheit den Ausspruch eines heutigen Musageten an: „Sey ein Dichter, das heißt, christlich-tiefsinnig-fromm und hell-heiter, und liebe die Menschen und dann schaue sie ruhig an und ich gebe dir mein Wort, du wirst sie mitten durchschauen." — Nun wissen wir doch, fügt der Recensent hinzu, was ein Dichter ist.

Aber so ein Nebel-Käppler ist der brave Müllner doch fürwahr nicht. Er hat freylich auch hier und da der Mode nachgegeben — und das ist Jammerschade! — er hat, dem Zeitgeist zu gefallen, mystische Zierrathen angebracht; aber auch Schiller hat schon dasselbe gethan. Die Schuld wird doch immer ein treffliches Werk bleiben, und Yngurd hat herrliche Scenen und Einzelheiten. Die Heidelberger Jahrbücher wundern sich, daß ein berühmter Critiker in irgend einem Journal behauptet hat, das Sujet des König Yngurd sey noch gar nicht auf die Bühne gebracht worden; sie machen aufmerksam auf die mannigfaltigen Aehnlichkeiten mit Shakespears König Johann, Macbeth, Calderone's Leben ein Traum und Wallenstein. Manche dieser Aehnlichkeiten ist aber weit hergehohlt, und gesetzt auch, sie wären alle vorhanden, die Behandlung ist doch neu; das mystische ausgenommen, ist alles bey Müllnern lebendig und klar; es scheint ihm blos, wenn er mit einem Kunstwerk schwanger geht, bisweilen zu wiederfahren, daß er, wie eine schwangere Frau sich versieht, nemlich an der Mystik, woraus denn allerley Geburtsflecken entstehen, für welche er aber ein Theoretisches Mäntelchen in Bereitschaft hält, wie es eben jetzt die Mode mit sich bringt.

Literarische Notizen.

Das historische Taschenbuch auf das Jahr 1817 vom Doctor Köthe, enthält die Geschichte des Jahres 1616, oder die Lage Europen's vor dem Beginn des dreißigjährigen Krieges; eine vortreffliche Einleitung zu der Geschichte dieses Krieges, die ein lebendiges Gemählde von dem damaligen Interesse aller Parteien aufstellt, aus den besten Quellen geschöpft und in einem schönen einfachen Style geschrieben ist. —

In Hamburg besteht, außer so manchem andern Guten und Vortrefflichen auch ein hanseatischer Verein, und dieser Verein hat einen Wohlthätigkeits-Schatz gesammelt, und zum Beste dieses Schatzes hat der Professor Zimmermann eine treffliche Rede drucken lassen, die am Tage der feierlichen Erinnerung an den Aufruf zu den Waffen für die Befreiung des Vaterlandes, gehalten worden. Folgende Stellen haben uns vorzüglich angesprochen:

„Es giebt ein junges Völklein im jetzigen Geschlechte, das sich brüstet und blähet, dem Spotte der Verständigen zum Trotz, als sei aus ihm allein das Heil und die Rettung des Vaterlandes hervorgegangen. — Damit man uns mit solchen Burschen nicht verwenge, lassen Sie uns diesen eiteln Dünkel fern von uns halten. — Wenn wir die Ereignisse der letzten Jahre mit reiner Seele würdigen wol-

len, so lassen Sie uns, was wir selbst dabei gethan, vor allen Dingen nicht überschätzen." (Was wird Herr Passow und Compagnie dazu sagen!)

„Der alte und unbescholtenste Ruhm des Deutschen ist seine Treue. Liebe zum Vaterlande, zu einheimischer Zucht und Sitte, achtende Ehrfurcht gegen Obrigkeit und Gesetze, stille, fleißige Besorgung bürgerlicher Pflichten — das sind die Tugenden der Treue, welche uns ziemen und zieren." —

„Der Schneider-Scherz, welcher in unsern Tagen mit altdeutsch und neudeutsch getrieben worden, ist des wahrhaft deutschen Ernstes unwerth, und weit unter aller Beachtung. Mögen die, welche von dieser großen Zeit kaum die Außenseite kennen gelernt haben, diese Tändelei als Puppenspiel für sich behalten. Nicht viel bessern Inhalts ist das Spiel unserer nachkommenden Jugend mit körperlicher Krafft und Uebung auf Kosten der geistigen Thätigkeit. — Weder wir selbst, noch unsere Väter haben es gering geachtet, dem Körper Frische und Gesundheit zu erhalten — aber nie ist diese Beschäfftigung vorherrschendes Spiel gewesen. Wir haben indessen gesehen, daß gerade so viel Gewandtheit, die von geistiger Kraft und regem vaterländischem Gefühl bewegt wurde, hinreichte, den viel geschmeidigern und in körperlichen Uebungen viel erfahrnern Feind nicht nur zu schlagen, sondern zu entmuthigen; wie überall die geistige Krafft den körperlichen Stoff beherrscht und regiert. Wir leben weder in der nackten Zeit des classischen Alterthums, noch in der rohen Raub-, Rauf-, und Turnierzeit des Mittelalters u. s. w." (Ei! ei! was wird Herr Passow und Compagnie dazu sagen!)

Der Verfasser ist übrigens dem Turnen, als einer vollständigen Ausbildung der Gymnastik, eben so wenig abhold, als wir es sind, wenn nichts übertrieben und überschätzt wird; allein er tadelt mit Recht die Absonderung dieser Uebungen von der gesammten Jugendbildung. Ferner sagt er: „Schon darin liegt eine Uebertreibung, daß man den Namen Turner zu einer subjectiven Geschlechts-Benennung erhoben und mit so vielem Nachdruck in's Leben eingeführt hat. Dadurch muß ein Zunftgeist entstehen (ist schon entstanden) der immer beschränkt ist, und in der Beschränktheit sich selbst überhebend hervortritt."

„Man wird den Beweis fodern, daß einzelne Turner ihre übrigen Berufs-Geschäffte als Nebendinge betrachten und üben: diesen aber kann nichts als die Erfahrung geben. Ich kenne hiesige Vorsteher von Erziehungs-Anstalten, welche solche Klagen längst schon geführt haben: ich selbst habe in meinem Wirkungskreise auch einzelne Erfahrungen gemacht, die dergleichen rechtfertigen."

Jahn sagt: „Ein Vater, der seinen Sohn liebt, muß ihm als Knaben kein Reitpferd halten. Das verfault und verlüdert den jungen Menschen, setzt ihm den Dünkel von Erwachsenheit und Vornehmheit in den Kopf, verleitet ihn zu Verschwendung und eitlen Lüsten und Lastern." Aber dieß Verfaulen und Verlüdern ist stets im Gefolge, wenn körperliche Uebungen und Vergnügungen vorherrschend getrieben werden, — Der Dünkel von Vornehmigkeit wird dann besonders bey unsern Turnern nicht länger ausbleiben, wenn man fortfährt (wie Hr. Passow) diesen jungen Leute in den Kopf zu setzen, daß sie der Kern des deutschen Volkes, die Stütze und Hoffnung des Vaterlandes seyen, und was dergleichen schönklingende, aber nichts sagende Worte mehr sind." Der Professor Zimmermann glaubt, daß das Turnwesen schlechterdings unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt werden müsse. — (Es wird Niemanden gereuen, diese Rede gekauft zu haben, wenn man kann sie mehr als Einmal mit Vergnügen lesen.) —

An den Sprecher der Stadt und Landschaft Coblenz ertheilt in Müllers Staats-Anzeigen ein Schreiben, welches nun auch einzeln abgedruckt zu haben ist. Hr. Müller sagt dem Hrn Görres darinn mit vielen Complimenten, „daß das Leben eines wahren Staats-Gelehrten ohne solche Uebergänge, welche die Welt Abtrünnigkeiten zu nennen pflegt, nicht zu denken ist", und daß er sich freue, auch Hrn Görres abtrünnig von seinen vormals behaupteten Grundsätzen zu sehen, indem derselbe nunmehr die ständische Verfassung gegen das vielbeliebte Kopf- und Geld-Repräsentations-Wesen, in Schutz genommen habe. Allein ganz recht hat er es ihm doch nicht gemacht. Hrn Müllers politische Grundsätze sind bekannt. Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz giebt er nicht zu, sondern nur Gleichheit der Menschen vor Gott. Eine christliche, auf ursprünglicher und gesetzlicher Ungleichheit der Stände beruhende Verfassung könne nie versagen, (ein Ausdruck dessen Hr. G. sich bedient hatte) so lange sie wahrhaft christlich sey. — „In Heydnischen Staaten gebe es nur Casten, aber nicht Stände. Den Magen des Gemeinwesens wüßte der wackere Römer anzuzeigen, aber nicht das wahre Haupt und Herz desselben." — „In christlichen Staaten lasse sich nichts neues entdecken." — „Daß der Lehr- Wehr- und Nährstand die unzerlegbaren Wurzeln aller Staatsverfassungen wären, habe G. selbst erklärt, und doch zerlege er selber wieder eine dieser Wurzeln, indem er sage, von der Geistlichkeit habe sich der eigentliche gelehrte Stand geschieden, und fordere als Stimmführer der öffentlichen Meinung alle Beachtung. Das wären aber nur Geld- und Vernunft-Philosophen, ohne die nöthige handgreifliche Basis von Grundeigenthum. Die geistige Industrie, die sich dermalen im innern Zustande der Rohheit und Wildheit befinde, (ja wohl!) könne Beachtung fordern, und wehe dem Staatsmanne, der sie nicht ernstlich bedenke; aber Landstandschaft werde ihr nur der einräumen, der es mit dem Staate am allerübelsten meine. (Zumal da es mit dem Stimmführen der öffentlichen Meinung oft sehr windig aussieht, indem die Herrn in der Regel nur ihre eigene Meinung aussprechen). — Die Dotation des geistlichen Standes in Grundstücken erklärt Herr A. Müller in allen europäischen Staaten für das erste aller politischen Erfordernisse. Wir wiederhohlen, was wir schon irgendwo geäußert haben, daß es nämlich keinen einzigen Grund dafür giebt, der nicht auch auf die Rechtspflege anwendbar wäre. Sollen die Geistlichen mit Grundstücken dotirt werden, so können die Richter dasselbe und mit demselben Rechte fordern. — Der Verfall des geistlichen Wesens von Europa soll daher entstanden seyn, daß sich das Geistige gegen das Geistliche, die Wissenschaft gegen die Religion erklärt, (wo und wann hat sie das gethan?) das Vaterhaus verlassen und bei den Trebern der gottentblößten Vernunft fortzubestehen vermeint habe.

Vom dritten Stande behauptet Hr. M., er sey eben nichts anders, als der Versammlungsort aller bloßen Vernunft- und Geld-Interessen, eine bestehende Verschwörung gegen alles wahre, politische, ständische Leben. — Er richtet die Frage an Herr Görres: „Sollten Sie nicht wissen, wie viel unreife Begeisterung, wie viel Begierlichkeit und Eigennutz, wie viel schlechte Sache Sie auf Ihre Schultern nehmen, indem sie die Sache des Zeitgeistes vertreten?. u. s. w." —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 18. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Lucian Buonaparte.

In London bei Colburn sind vor Kurzem die geheimen Memoiren aus dem Leben Lucians Buonaparte erschienen. (Memoires secrets sur la vie privee, politique et littéraire de Lucien Buonaparte, prince de Canino) aus dessen eigenen Briefwechsel und andern authentischen, ungedruckten Schriften gezogen, zwei Bände, mit Lucian's (wohlgetroffenem) Bildniß. Man vermenge dieses Werk ja nicht mit den gewöhnlich zusammengerafften Anecdoten-Sammlungen, die blos auf die Leichtgläubigkeit und auf den Beutel der Leser berechnet sind; es ist klar, daß nur ein Augenzeuge es liefern konnte, (wie auch in der Vorrede versichert wird) und die innern Kennzeichen der Wahrheit bieten auf jedem Blatte sich dar; auch hat in einem Anhange ein Vertrauter von Lucian dem Herausgeber bezeugt, daß „die Memoiren sehr exact sind" mit Ausnahme einiger, gegen Lucian's Gattin eingeflossener Verleumdungen. Wir glauben, unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn wir bei dem Auszuge aus diesem interessanten Werke, den Raum nicht sparen. Im Anfang der Revolution beschränkte sich Lucians Ehrgeiz auf den Posten eines Magazin-Aufsehers in St. Maximin, wo er Christine Boyer, Tochter eines Gastwirths, kennen lernte, ein hübsches, sanftes, schüchternes Mädchen, die er liebte, und wieder geliebt wurde, ohne jedoch Anstalten zu einer ernsten Verbindung mit ihr zu treffen. Ihr Vater war ein ehrlicher grader Mann. Als nun eines Tages Lucian von der Rednerbühne die Gleichheit der Stände mit Wärme gepredigt hatte, trat Bayer zu ihm und sprach: „Du hast deinen Satz trefflich bewiesen, aber wenn wir alle gleich sind, warum heiratheſt du meine Tochter nicht? Du machst ihr den Hof, Du schadest ihr dadurch. Wenn Du ein ehrlicher Kerl bist, warum besinnest Du dich?" — Diese Worte vor einer großen Versammlung von Patrioten gesprochen, machten Lucian stutzig, er fühlte, daß er ein gutes Beispiel geben müsse, schüttelte dem Gastwirth die Hand und sagte: „Wohlan ich werde deine Tochter heirathen!"

Als er später Kriegscommissair wurde, erfüllte er sein Versprechen, obgleich seine Familie manches dagegen hatte, weniger weil sie es für eine Mißheirath hielt, als weil Lucian noch zu jung, nämlich kaum 21 Jahr alt war. Uebrigens war die Aufführung der Demoiselle Boyer untadelhaft, während die Töchter der Madame Lätitia schon große Anlagen zur Galanterie verriethen. Lucian gab sich alle Mühe, seine Frau zu bilden, und in Kurzem konnte sie mit Anstand in ihrer neuen Familie erscheinen. Indessen war sie stets schüchtern, blaß und kränklich, hat also auch nie in der großen Welt geglänzt. Sie besaß viel Sanftmuth und ein vortreffliches Herz. Sie liebte ihren Gemahl aufrichtig, seufzte über seine öftere Untreue, klagte jedoch nie, sondern suchte stets nur durch Liebe ihn zurückzuführen. Sie starb in Paris, während er Gesandter in Spanien war. Lucian, der trotz seiner vielen Intriguen, ihre Tugenden erkannt und sie zärtlich geliebt hatte, war untröstlich über ihren Tod. In dem Park von Plessis-Chamant ließ er ihr ein Denkmal von Bronze und Marmor errichten, mit der Inschrift:

Tochter,
Gattin,
Mutter
ohne Tadel.
Christine Boyer,
gebohren zu St. Maximin —
gestorben zu Paris u. s. w.

Sollte man glauben, daß er genöthigt war, das Grabmahl mit einem Gitter umgeben zu lassen, weil böse Menschen es beschmutzt und kleine Münze darauf geworfen hatten? So oft er zu Plessis war, brachte er täglich einige Stunden dazu, führte auch seine Töchter bisweilen dahin. Jeden Abend vor Einbruch der Nacht mußte die Gouvernante die Kinder zu dem Grabe ihrer Mutter begleiten, auf welchem sie beteten und es mit Blumen bestreuten. Auch die Blumensträußer, die sie ihrem Vater an seinem Geburtstage brachten, mußten sie dort pflücken. Aber die Lebhaftigkeit von Lucian's Character verstattete seinem Schmerz keine lange Dauer.

Er galt in der Hauptstadt für einen roué. (Bruder Lüderlich.) Einst unterhielt er eine der

hübschesten Schauspielerinnen vom französischen Theater, Mademoiselle Mèzeray, die sehr habsüchtig und verschwenderisch war. Nachdem sie schon viel Geld, eine Equipage, ein eingerichtetes Haus u. s. w. von ihm erhalten hatte, lüsterte ihr gewaltig nach einem Hôtel und nach Diamanten. Lucian miethete ihr ein Hôtel und überreichte ihr ein Paar prächtige Ohrgehänge; beides hielt sie für Geschenke; aber sechs Wochen nachher nahm er ihr die Ohrgehänge wieder weg, unter dem Vorwande, sie besser fassen zu lassen, und als bald darauf eine ihm zugestoßene Krankheit ihn veranlaßte, ganz mit ihr zu brechen, erfuhr sie auch zu spät, daß sie in ihrem schönen Hôtel nur zur Miethe wohne.

In Spanien bestrebte sich Lucian vorzüglich, die Neigung einer gewissen großen Fürstin zu gewinnen, und es gelang ihm, wenigstens rühmte er sich dessen in einer vertraulichen Depesche, fügte aber hinzu, daß es ihm schwer seyn werde, es lange auszuhalten. Noch nach seiner Zurückkunft aus Spanien trug er eine goldene Kette um den Hals, an welcher das geschmeichelte Bildniß jener Fürstin, in Brillanten gefaßt, befindlich war. Die hohe Gunst, in der er zu Madrid stand, ließ ihn schon im Jahre 1801 unternehmen, was Napoleon erst nach der Unterjochung von Europa im Jahre 1810 wagte. Josephine nämlich konnte nicht mehr Mutter werden, doch bedurfte Buonaparte eines Erben, um seine Macht zu befestigen. Lucian ersah ihm zur zweiten Gemahlin die junge schöne Infantin von Spanien, Isabelle, des Königs zweite Tochter, 16 Jahr alt, jetzt Kronprinzessin von Neapel. Allerdings konnte eine Prinzessin aus dem Blute der Bourbons der neuen Dynastie eine Stütze verleihen; Napoleon begriff das wohl, und bevollmächtigte seinen Bruder zu der Unterhandlung. Der gute König Karl 4te setzte sich über alle Bedenklichkeiten zu Gunsten des Usurpators hinweg, den seine blinde Bewunderung nur den großen Mann zu nennen pflegte. Die befangene Königin gab gleichfalls nach. Napoleon sollte den Titel Consul beibehalten, aber seine Monarchie sogleich für erblich erklären. So standen die Sachen, als Josephine, der man alles verheimlicht hatte, den Handel entdeckte. Sie bediente sich der ganzen Gewalt, die sie über Buonaparte erlangt hatte, sie weinte, bat, ließ ihre Tochter Hortense für sich bitten, flößte politische Besorgnisse ein und siegte endlich! Statt der letzten in Madrid erwarteten Unterschrift empfing Lucian die gemessensten Befehle, alles abzubrechen. Wüthend trug er auf der Stelle seine ganze Correspondenz zum König und der Königin, die ihn schuldlos fanden und nur dem ersten Consul es entgelten ließen. Bei Lucian's Zurückkunft nach Paris, sagte Josephine zu ihm: „Ei, ei, Hr. Bruder, Sie wollten mich von der Familie trennen?“ — „Ja, antwortete er, ich wollte unsere Neigung dem Wohl des Staates opfern.“ Diese Antwort entwaffnete Josephinen nicht, und seit jener Zeit wurde die, zwischen der Familie Beauharnois und Lucian bestehende Feindschaft heftiger und sichtbarer.

Die spanischen Damen, minder leichtsinnig als die Französinnen, feuriger liebend und eifersüchtiger, konnten sich an Lucians Flatterhaftigkeit nicht gewöhnen. Ein spanischer Ehemann, der einen Liebeshandel zwischen seiner Frau und Lucian entdeckt hatte, nahm es im Ernst übel, schickte seine Frau in's Kloster und dem Herrn Gesandten eine Ausforderung. Lucian, von Natur brav, wollte sich schlagen. Seine Freunde machten ihm begreiflich, daß es sich in seiner Lage nicht gezieme, wegen einer solchen Lumperei sein Leben auf's Spiel zu setzen. Ein Mahler, Namens Lethiers, stellte sich statt seiner, allein der Spanier fragte: wo ist mein Gegner? Ich bin es, antwortete Lethiers stolz — „Sie? ich kenne Sie nicht, und ein Edelmann meines Gleichen schlägt sich nicht mit einem Menschen Ihres Gleichen. Ich werde den Herrn Ambassadeur zu finden wissen.“ — Auf der Stelle kehrte er zurück nach Madrid, um seine eigene Schande auszuposaunen; allein der Hof, der philosophischer dachte, schickte ihn auf seine Güter, um frische Luft zu schöpfen und sein Blut abzukühlen.

Nach Lucians Zurückkunft aus Spanien führte seine älteste Schwester, Elise Bacciochi sein Hauswesen. Ihre Schlafzimmer stießen an einander, sie badeten sogar in einem Saale zu derselben Stunde. Man sah sie stets beisammen, und während einem ganzen Monat blieben sie auf das innigste vereinigt. Aber die Schwester war eben so flatterhaft als der Bruder, ihr Mann ein dummer Teufel, dem Napoleon ein Dragonerregiment gab, weil er nicht wußte, was er mit ihm anfangen sollte. Er kratzte den ganzen Tag auf der Violine, und bekümmerte sich wenig um die Aufführung seiner Frau. Diese lernte den, nachmals als Präsident des gesetzgebenden Corps, Großmeister der Universität, Senateur u. s. w. bekannt gewordenen Fontanes kennen, fand ihn nach ihrem Geschmacke, verließ und plünderte zuvor das Haus ihres Bruders.

Der Verfasser kömmt nun auf Madam Jouber-

teau, Lucians zweite Frau, die er mit den gehäs-
sigsten Farben schildert. Wir mögen um so weniger die skandalösen Geschichten nachschreiben, welche hier von ihr erzählt werden, da der wohl unterrichtete Correspondent, welcher den Anhang zu diesem Werke geliefert hat, ihnen größtentheils widerspricht. Es scheint, daß der Verfasser persönlich von Madam Jouberteau beleidigt worden. So viel ist indessen gewiß, daß sie früher Lucians Maitresse war. Er wünschte sich einen Sohn, und als sie schwanger wurde, versprach er ihr in der Freude seines Herzens sie zu heyrathen, wenn sie einen Sohn gebähren würde. Das letztere geschah, und Lucian war bereit Wort zu halten. Darüber gerieth er in heftigen Zwist mit Napoleon. „Wie!" sagte dieser, ich will dich mit einer spanischen Prinzessin, der Königin von Etrurien vermählen, und du verschmähst sie wegen einer Straßenh.?" — (gourgandine) — „Das mag sie seyn" antwortete Lucian, „aber ich folge nur deinem Beispiel, und du mußt wenigstens bekennen, daß die Meinige jünger und hübscher ist, als die Deinige?"

Die Brüder trennten sich im Grimm. Lucian machte auf der Stelle Anstalten, seine Heyrath zu vollziehen, und als Napoleon solches in Paris zu verhindern wußte, fuhr er in der Nacht nach Plessis-Chamant und vollzog sie dort. Die Wuth des ersten Consuls kann man sich denken. Er ließ sogleich den Pfarrer hohlen, der die Ceremonie verrichtet hatte, und fuhr ihn an: „Elender! warum habt Ihr meinen Bruder copulirt?" — „Er ist mein Wohlthäter und der Wohlthäter meines armen Dörfchens" antwortete der zitternde Pfarrer.

(Würklich genoß er von Lucian eine Pension von 600 Livres, und die Armen in Plessis-Chamant, wie auch in der umliegenden Gegend, empfingen reiche Allmosen. Der Pfarrer hatte eine Kuh; so oft nun Lucian's Töchter auf dem Schlosse wohnten, kamen sie zweimal wöchentlich, unter dem Vorwande warme Milch zu hohlen, in des Pfarrers Wohnung, brachten, als für sich selbst bestimmt, eine Menge Lebensmittel mit, die sie nie anrührten, und ließen bei'm Abschied noch Geld zurück, um Messen für die Seele ihrer Mutter zu lesen.) Napoleon fand in diesen Gründen keine Entschuldigung, sondern jagte den Pfarrer mit den Worten von dannen: „Elender! kehrt heim und erwartet die Folgen meines gerechten Zorns!" —

Es ist bekannt, daß dieser Bruderzwist Lucian nöthigte, Paris zu verlassen, und sich in Rom aufzuhalten, wo er sehr ungern Franzosen bei sich sah, hingegen sehr gern mit dem preußischen Minister v. Humboldt Umgang pflog, selbst in der Zeit, da Buonaparte den König von Preußen bis an die Grenzen seines Reichs getrieben hatte. Es war in der That seltsam, täglich zu sehn, wie der Bruder des Eroberers die Charte vom Kriegstheater mit Stecknadeln besteckte, in Gesellschaft des feindlichen Gesandten jeder Bewegung der Armee folgte, und, wenn er an den Fortschritten seines Bruders nicht mehr zweifeln konnte, wenigstens sie zu verkleinern strebte und Unglücksfälle weissagte.

Im Jahr 1807 unterhandelte Napoleon die Abtretung von Sicilien, und es war ausbedungen, daß in diesem Falle Lucian zwar auf den Rang eines französischen Prinzen Verzicht leisten, aber seine Frau und Kinder behalten, als Prinz von Geblüte der neapolitanischen Monarchie anerkannt werden, und in Sicilien als Vicekönig residiren solle. Allein die Engländer, im Besitz von Malta, wußten das zu hindern.

Oefter schon hatte man von Lucian begehrt, seine Tochter erster Ehe nach Paris zu schicken; im Jahr 1810 wurde dieses Begehren erneuert, und er willigte ein, die Aelteste ihrer Großmutter anzuvertrauen, in der sichern Hoffnung, seiner Charlotte ein glänzendes Loos zu bereiten. Man sprach bereits mit Gewißheit von Napoleons Ehescheidung, und die Familie schmeichelte sich, daß eine junge hübsche Nichte den mächtigen Oheim wohl fesseln könne. Lucian selbst schien es zu hoffen.

Charlotte kam und beugte das Knie, als sie Napoleon zum erstenmal vorgestellt wurde. Hastig sprach er: „stehn Sie auf, Prinzessin, und umarmen Sie Ihren Oheim." Sie war folglich als Prinzessin anerkannt, und von allen Seiten wurde ihr gehuldigt. Aber das währte nicht lange. Sie hatte ihrem Vater versprechen müssen, ihm Alles haarklein zu schreiben, was sie sehen, hören und sogar was sie denken würde. Sie that es unbefangen in einer Art von Tagebuch, und man meinte, die Correspondenz sey sicher genug, wenn man die Briefe unter dem Couvert eines sichern Freundes abgehn ließe. Der Oheim und die züchtigen Tanten waren in diesem Tagebuche bisweilen nicht sehr geschont. Napoleon las alles, wurde mürrisch gegen seine Nichte, ließ sich aber lange nicht merken warum, bis einst Madam Mürat sie lobte. „Du kennst sie nicht" sagte Napoleon, „man hat ihr ihre Rolle gut einstudirt. Du bildest dir ein, sie liebe dich? da! lies!" und damit überreichte er ihr den letzten Brief, den Charlotte nach Italien geschrieben. „Ich war nicht wenig überrascht" erzählte Madam Mürat 8 Monate nachher zu Neapel, „meine Nichte ist

freilich nur noch ein Kind, aber der Madam Lucian werde ich nie verzeihen, daß sie meines Bruders Kinder nicht besser erzieht. Ich hasse diese Frau!" setzte sie mit Heftigkeit hinzu: „sie hat Zwietracht in unsere Familie gebracht."

Indessen hatte der gefangene König Ferdinand von Spanien um die Ehre gebeten, von Napoleon adoptirt zu werden, und eine französische Prinzessin zu heyrathen. Joseph's Töchter waren noch zu jung, also fiel die Wahl auf Charlotten, und schon wurde das Palais royal für sie und ihren Gemahl in Stand gesetzt. Alles das trieb man sehr geheim, sogar ohne Lucian um seine Einwilligung zu fragen. Als man ihn endlich davon unterrichtete, ließ er sich durch die Ehre nicht blenden, den Erben Carl des fünften und Ludwig XIV. seinen Eidam zu nennen, sondern schrieb an Napoleon: „Nein! Nie werde ich meine Kinder Deiner Politik aufopfern. Gott mag wissen, was Du mit Ferdinand vor hast, ich aber weiß, daß du diesen unglücklichen Fürsten zu schwer beleidigt hast, als daß ich ihn jemals meinen Sohn nennen könnte."

Buonaparte's erster Wuth bei'm Empfange dieses Briefes verdanken wir die Kenntniß der Bedingungen, die er dem Könige von Spanien vorschreiben wollte. Der Ebro sollte die neue Grenze beider Staaten werden, Spanien durch Tractaten gefesselt, Frankreichs Schicksale theilen, und zahlreiche französische Garnisonen in spanischen Festungen die Treue des tributairen Fürsten verbürgen. In dieser Hinsicht sollte Ferdinand bei Charlotten den Vorzug vor dem Grosherzog von Würzburg erhalten, an den Napoleon auch gedacht, gegen den aber die bestimmte Braut, nachdem sie ihn gesehn, eine kindische Abneigung bezeigt hatte.

Der Groll der Brüder wurde nun immer bitterer, und Lucian schrieb endlich an Napoleon: „Gieb mir meine Tochter wieder! oder, deinen Befehlen und meiner Verbannung zum Trotz, werde ich bis in die Tuilerien dringen um sie zu holen." — Napoleon schäumte und schrie: „Sie soll reisen! ich will nichts weiter von ihr hören! in 24 Stunden soll sie nicht mehr in Paris seyn!"

Lucian ging ihr 20 Meilen weit entgegen, schloß sie bewegt in seine Arme und rief: „mein Kind! ich hatte einen großen Fehler begangen, aber ich habe dich wieder, und Alles ist vergessen!"

An diesem ganzen Zwist nahm die Kaiserin Marie Luise nicht den mindesten Theil. Als Mademoisell Lucian ihr präsentirt wurde, sagte sie: „ich bitte um ihre Freundschaft." —

Nie war der Bruch zwischen beiden Brüdern so auffallend gewesen: Weder die Mutter noch die Schwestern wagten mehr, Lucian's Namen zu nennen, und er selbst war auf das äußerste gefaßt. In der Hitze hatte er an Napoleon geschrieben: „ich weiß, daß deine Wuth dich bis zum Brudermorde treiben kann." Das hieß in der That, solche Gedanken bei Napoleon erwecken. Indessen erhielt er doch Pässe, um nach Amerika zu gehen, machte schleunige Anstalten, weil er immer noch daran gehindert zu werden fürchtete, und schiffte am 5. August 1810 in Civitavechia sich ein. Außer seiner Frau, seinen Töchtern erster Ehe, Charlotte und Amelie, seinem Sohne Carl, der 1803 vor der Vermählung gebohren worden war, seinen Töchtern zweiter Ehe, Lätitia und Johanna, und seinem jüngsten Sohne Paul, befanden sich in seinem Gefolge: Anna Jouberteau, seine Stieftochter, die er wie seine eignen Töchter liebte; ein Arzt, ein Lehrer seiner Kinder, ein Musikmeister, zugleich Kaplan, ein Secretair, ein Neffe seiner ersten Frau, und ungefähr 30 Bediente verschiedener Gattung, also in der That ein fürstliches Gefolge.

Das Schiff, Hercules, draussen auf der Rhede, hatte beygelegt, um die Familie zu erwarten. Die See gieng sehr hohl, mit vieler Mühe reihten sich die Böte längs dem Schiffe und es sah gefährlich aus, besonders für Reisende, die nicht an den Anblick des Meeres gewöhnt waren. Mit Todes-Angst sah Lucian seine Kinder nach und nach die Fahrzeuge verlassen, die, auf den Wellen tanzend, bald einen Abgrund zwischen sich und dem Schiffe ließen, bald gegen dasselbe stoßend zerschmettert zu werden drohten; er schauderte, da er sie, eines nach dem andern, in den Armen eines Matrosen auf der schmalen Schiffsleiter sah. In dieser Angst gedachte er der Verfolgung, die ihn zu fliehen zwang, seine Lippen bebten und man hörte ihn mit dem Tone der Verzweiflung den Vers aus dem Trauerspiele Philoctet murmeln: Ils m'ont fait tous ces maux — que les dieux les leur rendent. (All dieß Unheil haben sie mir zugefügt — mögen es die Götter mit Gleichem vergelten.) — Die Leser werden bemerken, daß diese ganze lebendige Beschreibung nur von einem Begleiter Lucian's herrühren kann.

Es ist bekannt, daß ein Sturm ihn zwang in Cagliari einzulaufen; daß der König von Sardinien den kranken Flüchtlingen nicht zu landen erlaubte; daß der englische Minister den Paß versagte: daß bald darauf der Hercules von einer englischen Fregatte genommen, und Lucian nach Maltha geführt wurde, wo man ihm, sammt seiner Familie, trotz der großen, für kranke Kinder schädlichen Hitze,

in das Fort Micaſoli ſperrte, welches ganz unmöblirt war, und wo man das kleinſte Geräth in der Stadt miethen oder kaufen mußte. Schon 7 Stunden war er da, ehe der Gouverneur, General Dix, ihn beſuchte. Lucian ſprach nicht als Gefangener, ſondern mit dem Stolze eines beleidigten, drohenden Monarchen, woran ſich aber der General nicht kehrte, ſondern erklärte daß, ehe er nicht Inſtruktionen erhalte, er ihm keine andere Wohnung einräumen, auch ihn nicht auf ſein Ehrenwort frey auf der Inſel herumgehen gehen laſſen dürfe; indeſſen wolle er ſogleich nach Cagliari deßhalb ſchreiben. Die Antwort kam nach 28 Tagen; und nun durfte Lucian ein vormaliges Landhaus der Großmeiſter beziehen, welches aber auch unmöblirt war, und von 50 Mann bewacht wurde. Indeſſen erhohlten ſich die Kinder hier, und man wußte ſich die Zeit zu vertreiben. Lucian arbeitete an ſeinem Gedicht: Carl der Große; Abends wurde Muſik gemacht.

In dieſer Zeit kam die Marquiſe Minutolo auf einer Sicilianiſchen Fregatte nach Maltha, und wollte ganz insgeheim für die Königin Mürat 8 Millionen Ducaten von ihm borgen. Lucian antwortete, daß er nicht 8 Millionen Franken im Vermögen habe, wobey er noch ſeine Bildergallerie zu 2 Millionen, und die Diamanten ſeiner Frau eben ſo hoch anſchlagen müſſe. Bei dieſer Gelegenheit geht der Herausgeber ſehr in's Detail von Lucian's Einkünften, die ſich 1804 auf 200000 Livres beliefen, ungerechnet 65000 Franken, die er als Senateur, und 1500, die er als Mitglied des Inſtituts empfing. Beyde letztere wurden ihm 1810 geſtrichen, und ſowohl der Senat als das Inſtitut erhielten Befehl, ſeinen Nahmen aus ihren Liſten auszuſtreichen. In Italien hatte er zwar nicht verſchwendet, aber allerley, ſowohl Grundſtücke als Kunſtwerke gekauft, hatte mehr ausgegeben als eingenommen, ſeine Capitalien angegriffen, und endlich ſeine Zuflucht zu der Familie nehmen müſſen, ſo ſehr er auch unabhängig von ihr zu ſeyn ſtrebte. Louis und Joſeph halfen ihm einigemal, und ſelbſt Jerome, als König von Weſtphalen, lieh ihm 100000 Gulden, wurde aber bald ein ungeſtümer Mahner, und hatte die Unverſchämtheit zu ſagen: „hat mich Lucian für ſeinen Banquier gehalten?“ Empört durch dieſe Undankbarkeit verſetzte Lucian die Diamanten ſeiner Frau und bezahlte den harten Gläubiger. Madame Lätitia hätte ihm freylich leicht helfen können, allein ſie that es nicht, und es iſt überhaupt irrig, wenn man glaubt, er habe der Zärtlichkeit ſeiner Mutter viel zu danken. Außer einigen unbedeutenden Geſchenken am Neujahrstage, gab ſie nichts als Einmal 160000 Franken bey der Trennung von ihrer Enkelin Charlotte.

Endlich wurde Lucian erlaubt, ſich nach England zu begeben, und dort als Kriegsgefangener auf ſein Ehrenwort zu leben. Das ſchöne Schiff, des Präſident, hohlte ihn ab. Er bewieß ſich ſehr freygebig gegen die Schiffsmannſchaft. Der Capitain Warren, der das Schiff führte, nahm eine Uhr mit Diamanten beſetzt von ihm an, und ſchenkte ihm dagegen eine herrliche Doppelflinte, die ſein Lieblingsgewehr wurde. Seit ſeiner Abreiſe aus Civitavechia bis zu ſeiner Ankunft in England, hatte er 200000 Franken ausgegeben.

Er wurde nun nach Ludlow, der Hauptſtadt von Wallis, gebracht, wo ihm der Lord, Graf Powis, mit vieler Höflichkeit ſein möblirtes Haus anbot. Er bezog es und gewann bald die Achtung der Einwohner, mit welchen er fleißig umging, durfte ſich aber nicht weiter als 11 Meilen von Ludlow entfernen. Nach ſechs Monaten ſchien es der engliſchen Regierung bedenklich, daß Lucian ſich zu viel Liebe erwerbe; denn ſie ſchwebte immer noch in dem Irrthum, der Bruderzwiſt ſey nur Spiegelfechterei und verhülle große Pläne; daher wünſchte ſie, daß er ſich von Ludlow entfernen möge. Er kaufte nun ein Landgut, und, bey ſeiner Abreiſe von Ludlow, ſchämte ſich Lord Powis nicht, 300 Guineen Mieth-Zins von ihm anzunehmen. Uebrigens hatte Lucian ſein Syſtem jetzt ganz verändert. So einfach und ſparſam er, Italien verlaſſend, zu leben ſich vorgenommen hatte, ſo glänzend lebte er in England, ſchaffte prächtige Equipagen an, gab ſeinen Leuten reiche Livreen, mit einem Worte, er wollte imponiren, und änderte auch dann nichts an ſeiner Lebensweiſe, als er durch den Banquerout eines Londner Banquiers 8000 Pfund Sterling verlohr.

Die engliſche Regierung wechſelte die Commiſſarien zu ſeiner Aufſicht oft. Der Strengſte unter denen war der Obriſte Layton, der alle Briefe von oder an Lucian erbrach. Indeſſen lebte dieſer ſehr regelmäßig auf ſeinem Landgute Torngrove. Morgens um 8 Uhr ſtand er auf, frühſtückte mit ſeiner Familie um 9 Uhr, und ging dann nach einer artigen Hütte, die er eine Meile von ſeiner Wohnung hatte erbauen laſſen, wo er bis 1 Uhr an ſeinem Heldengedichte arbeitete, doch dieſe Arbeit bisweilen unterbrach, um mit Warren's Flinte wildes Geflügel zu ſchießen. Um 2 Uhr kam er zum Mittagseſſen. Bey gutem Wetter jagte er auch noch Nachmittags bis 5 Uhr, und arbeitete dann wieder in ſeinem Kabinet bis 10. Dazwiſchen gab es manche Pauſe, in der er ſeiner Familie ſich widmete.

Schon früher hatte er einen Roman in zwey Bänden geschrieben, in welchem sowohl der Styl als die Begebenheiten orientalisch, und etwas schlüpfrig waren. Dieß Werk seiner Jugend ließ er drucken, doch ohne sich zu nennen, (der Titel ist auch hier nicht einmal angegeben.) Das Publikum nahm wenig Notiz davon und er selbst achtete es nicht mehr. Später übersetzte er manche Stanze von Tasso, und endlich erregte Chateaubriand's Genie des Christenthums, ein Buch welches er liebte, den Gedanken in ihm, seinen Charlemagne zu schreiben. Schon 1807 waren drey Gesänge fertig, und als er Italien verließ, hatte er deren schon zehen vollendet. Das Ganze war auf 24 berechnet. In Malta und England beschäftigte er sich aufs neue damit, und 1813 erreichte er sein Ziel. Das Gedicht wurde in England gedruckt, allein die französischen Journale sprachen nicht eher davon, bis Napoleon gestürzt war. Lucian hatte sogleich ein Exemplar an die französische Academie geschickt nebst einem sehr höflichen Schreiben. Sollte man glauben, daß viele Mitglieder derselben nicht einmal zugeben wollten, ihm zu antworten? bis der, durch diese Schändlichkeit empörte Suard es mit Heftigkeit verlangte. Aber als Lucian 1815 nach Paris zurück kam, waren dieselben Menschen, die ihren Mitbruder so verächtlich behandelt hatten, die ersten, die darauf antrugen, daß man eine Deputation an ihn absenden solle, und alle um die Wette machten ihm den Hof. Damals ließ Lucian sein Werk bey Didot wieder auflegen, wollte auch eine Prachtausgabe davon veranstalten; allein das Gedicht gefiel nicht und so unterblieb jene Prachtausgabe.

(Der Beschluß folgt.)

Arzeneykunde.

Herr Professor Kieser zu Jena hat ein System der Medicin aufgestellt, und zwar nach höheren philosophischen Ansichten, (o weh!) ein System, wie noch keines da gewesen, und welches mit unerschütterlicher Consequenz durchgeführt werden soll, (wobei natürlich wieder eine Menge Kranke systematisch geopfert werden müssen, wie solches jedesmal der Fall gewesen, wenn ein neues System grassirte. Unbegreiflich ist uns, daß Aerzte und Philosophen, wenn sie auch blos die Geschichte ihrer Kunst oder Wissenschaft studiert haben, nicht durch die Thatsache erschüttert worden sind, daß bis jetzt noch kein System durch die Zeit als das einzig wahre bekräftigt worden, wenn gleich ein Jedes zu der Zeit, wo es gepriesen wurde, für das einzig wahre galt. Immer kam wieder ein anderer eitler Thor, und bildete sich ein, er habe nun entdeckt was ewig gelten müsse.) — Der Verfasser glaubt, (was schon mehrere vor ihm geglaubt haben) daß die gottesdienstlichen Gebräuche in den alten Tempeln zu Erregung des thierischen Magnetismus gedient, und durch diesen die Priester geheilt, auch die Griechen ihre Orakel darauf gegründet haben. Jetzt kehre nun, eben durch den Magnetismus, die alte göttliche Kunst der Medicin in ihrer reinsten Form zurück, und die weissagende Somnambüle sey die wiedergebohrne verschleyerte Isis der alten Griechen. (Vor kurzem würde man es noch für einen Schimpf gehalten haben, die Arzeneykunst von den Gaukeleyen der heydnischen Priester abzuleiten. Vor kurzem glaubte man noch den Asklepiaden in Knidos und Kos, und besonders der Hippocratischen Familie, dankbar nachrühmen zu müssen, daß sie die Medicin den Priestern entrissen und von Gaukeleyen gereinigt. Das ist nun vorbei!)

Herr Kieser entblödet sich nicht zu versichern: die eigentliche wahre ärztliche Kunst bestehe nicht blos in wissenschaftlicher Kenntniß, sondern in physisch-körperlicher Kraft des Arztes, um vermöge seines Individuums unmittelbar, magnetisch, die Krankheiten zu heilen. Im ersten Falle erscheine er nur als Heilkünstler der niedern Art, (!) im zweyten als Heilkraft der Natur selbst! als der Gott der Alten, dem die Schlüssel anvertraut seyen, mit welchen er die innersten Geheimnisse der Natur löse und binde. (O du eitles Menschenkind!) Besprechungen, Beschwörungen und andere magische Heilmethoden sollen häufig auch von ungelehrten, aber psychisch und physisch reinen Aerzten mit Glück geübt werden können, sobald sie nur an sich, und die Kranken an ihre Kunst glauben. (!)

Natürlich findet Hr. Kieser, daß die Verdienste des Hippocrates sehr überschätzt worden, — daß Friedrich Hoffmann ein Mann von untergeordnetem Geiste war, selbstgenügsam in der Beschränktheit, Philisterhaft sammelnd, blos den gemeinen Verstand befriedigend. (Wie kann Hr. Kieser das letztere wissen, da ihm der gemeine Verstand gänzlich fehlt und er noch obendrein stolz auf diesen Mangel ist? — Wir, mit unserm gemeinen Verstande, mögen unsern Lesern nicht zumuthen, in den Tempel des Kieserschen Systems noch tiefer einzudringen, sondern wollen nur noch anführen, daß der Erbauer dieses Tempels sogar den armen Menschen übel deutet, und es höchst unge-

reimt findet, daß sie ein Verlangen nach Unsterblichkeit haben.) (!)

Nach der neusten Beobachtung über die Kuhpocken in England (durch Hufelands Journal mitgetheilt,) ereignete sich in einer, aus 160 bis 170 Knaben bestehenden Schule der Fall, daß Einer dieser Knaben, der früher vaccinirt worden war, die Menschenblattern bekam, und 8 Kinder ansteckte, die alle die Kuhpocken gehabt und deren Einer sogar nachher mit Menschenpocken inoculirt worden war. Alle 9 Knaben hatten zwar häufige Pusteln, übrigens aber die Krankheit sehr mild. Die Engländer nennen diese Art Blattern die gemilderten Menschenpocken, weil sie schon am 6ten Tage abtrocknen, kein zweites Fieber sich meldet, die Pusteln seltener und kleiner sind u. s. w. Man glaubt, an dem jetzt häufigen Vorkommen dieser Art Pocken sey schuld, daß man bisher nur einen einzigen Stich mit der Impfnadel gemacht und die Erscheinung einer einzigen Kuhpocke für hinreichend zur Sicherung gehalten habe, wobei man noch unbedenklich diese einzige Pustel zerstörte, um andere Kinder zu impfen, ohne die völlige Ausbildung derselben abzuwarten. Man macht also nun zwey Stiche und läßt wenigstens Eine Pustel uneröffnet und ungestört abtrocknen. Man will auch an den Narben der Kuhpocken ein Kennzeichen gefunden haben, nach welchem man noch nach Jahren bestimmen könne, ob das Individuum geschützt sey oder nicht. Es soll nemlich im ersten Falle die Narbe in ihrer Mitte mehrere kleine dunkle Punkte oder Tüpfgen haben, die im letzten Falle fehlen. —

Ueber die Träume des schlafenden und wachenden Zustandes hat Herr Professor Grohmann in Hamburg in Hufelands Journal eine Abhandlung geliefert, die wohl mitunter ein Traum des wachenden Zustandes seyn möchte. Am besten hat uns folgende Bemerkung gefallen: „Unser Zeitalter ist in dem Grade prophetisch geworden, daß man es mit Recht das am hellen Tage träumende und schlafende nennen dürfte. Man höre doch nur die Wunder-Erscheinungen von Offenbarungen und Visionen, und bemerke in ihnen das Traum ähnliche in allen Formen und Farben, unter welchen sich das Spiel der träumenden Seele einzukleiden pflegt. Alle weitere Bemerkung ist aber freilich für den blinden Schwärmer unnütz." —

Der Doctor Haas ließ, in französischer Sprache, seinen Besuch des Alexander-Brunnens in den Jahren 1809 und 1810 drucken, (ma visite aux eaux d'Alexandre) aber die ganze Auflage vernichtete der Brand von Moscau, und nur 3 Exemplare wurden gerettet. Alexanders-Bäder nennt der Verfasser sämmtliche, am Caucasus zerstreuten Mineralwasser, die mehrentheils heiß sind. Der Anstalten zu Aufnahmen der Kranken giebt es noch wenige, in Constantinogorsk einige Häuser, sonst lebt man unter Zelten und Kibitken. Ausgestellte Cosaken-Posten sichern vor Ueberfällen der wilden Völker des Caucasus; doch darf man nach Sonnenuntergang nicht in's freie gehen, weil die Cosaken Befehl haben, auf jeden nächtlichen Wanderer Feuer zu geben. — Vom Elborus, dem höchsten unter den caucasischen Bergen, wird behauptet, daß er noch von keinem Sterblichen erstiegen worden, daß er aber gewiß höher als der Montblanc sey. — Die einzige Unbequemlichkeit, und selbst Gefahr, entsteht den Reisenden in jener Gegend durch die Kameele, welche die Kalmücken dort auf die Weide treiben. Die Cosakenpferde scheuen sich nemlich so sehr vor den Kameelen, daß man, so oft sich eines blicken läßt, nothwendig aussteigen, und lieber die Pferde abspannen muß, weil sonst leicht Unglück entstehen kann. Auch haben die Kalmucken Befehl, die Kameele nie zu nahe an der Heerstraße weiden zu lassen. —

Von einem Nichtarzte, Graumann, ist eine kurze Darstellung der heilsamen Würkungen der Heilquellen in Kaiser-Franzenbad (Eger) erschienen, die wohl auch Aerzte nicht ohne Belehrung lesen werden. Wer das treffliche Egerwasser nicht an der Quelle trinkt, dem wird hier unter andern die Vorsicht empfohlen, jedesmal beim Eröffnen der Flasche einen neuen Korkstöpsel zur Hand zu haben, um sich des durchbohrten nicht weiter bedienen zu dürfen. Allerdings ist das von großem Nutzen — bey allen verschickten Brunnenwassern, sollte man glauben. Aber das Selterser Wasser macht doch hiervon eine Ausnahme, denn das wird gleich am Brunnen so schlecht verkorkt, daß der Brunnengeist längst entflogen ist, wenn es an Ort und Stelle kommt. Wir haben, auf Hufelands Veranlassung, schon im vorigen Herbste öffentlich darüber geklagt, und versprochen, das Publicum zu benachrichtigen, wenn der gerechten Klage nicht abgeholfen werden sollte. Das letztere ist leider nicht geschehen und, wie wir hören, ist das nicht die Schuld der Brunnen-Direction, sondern der Domainen-Verwaltung, die bei einem Gegenstande von solcher Bedeutung (denn es werden über eine halbe Million Krüge versandt) es duldet, daß die schmutzigste Habsucht sich halber Korken bedient und dadurch die Kranken um

die halbe Würkung betrügt. Solche Leute verdienen nicht halbe, sondern ganze Verachtung. Wir werden von Zeit zu Zeit fortfahren, diesen Unfug, und zwar immer derber, zu rügen, bis er abgestellt wird.

Literarische Notizen.

Herr Criminal-Rath von Santen zu Bützow hat versucht, die Größe der Criminal-Verbrechen und das Maas der Strafe in jedem Falle nach einem sichern Verhältniß zu bestimmen. Wir bescheiden uns gern, über diesen Versuch nicht urtheilen zu dürfen, allein dem gesunden Menschenverstande kommt er wunderlich vor. Man soll nämlich den Grad des Verbrechens mit dem Grade des verbrecherischen Willens multipliciren, von der Summe jedoch den Antrieb durch moralische Urheber abrechnen, dann die Grade der Extension, Protension und des gestifteten Schadens addiren, und die Summe wiederum mit jener multipliciren, so ergebe sich daraus die Größe der Verschuldung. Dann folgt eine Rangordnung der Verbrecher, wobei die Zahl 10 als der allgemeine Nenner in den Brüchen angenommen wird. Wer den Verbrecher der Strafe zu entziehen sucht, verschuldet ein Zehntel; wer ihn zu dem Verbrechen auf irgend eine Weise gereizt hat, 2 Zehntel. Jede Handlung, wodurch Schmerz zugefügt wird, läßt der Verfasser einen halben Grad gelten, Verletzung eines Werkzeuges der Sinne 5000 Grad, Vernichtung eines Sinnes 10000 Grad, Veranlassung eines siechen Körpers 30000 Grad; bei Verbrechen gegen das Eigenthum rechnet er jeden Thaler zu 8 Grad u. s. w. Mit einem Worte: man findet hier eine juristische Mathematik, bei der der Criminalrichter weiter nichts zu thun hat, als ein bischen zu rechnen. Am lächerlichsten scheint uns die Sache zu werden, wenn von unvorsätzlichen Verbrechen die Rede ist, denn da soll der 1000ste Theil derjenigen Strafe angewandt werden, welche den Verbrecher getroffen haben würde, wenn er mit Vorsatz gehandelt hätte. Setzen wir nun den Fall, Einer habe durch unvorsichtiges Losdrücken einer Flinte den Andern im Arm verwundet, und die Wunde sey in acht Tagen wieder geheilt. Wäre der Schuß mit Vorsatz geschehn, so betrüge die Strafe, nach des Verfassers Rechnung, ein 12 tägiges Gefängniß, ohne Vorsatz also den tausendsten Theil von 12 Tagen, etwas über eine Viertelstunde!

Es sind Betrachtungen über Freiheit der Presse und Censur bei Gelegenheit der Würtembergischen Verordnung erschienen, welche letztere, wie der Verfasser meint, bei aller scheinbaren Anerkennung höherer Ideen, das Wesen der zu lösenden Aufgabe durch und durch mißverstanden habe, und es scheine, sie sey nur darum erlassen worden, um durch scheinbares oder halbes Nachgeben den Zeitgeist einigermaßen zu beschwichtigen, und den verhaßten Gegenstand der künftigen Berathung der Stände Ein für Allemal zu entziehn; denn was die Verordnung mit einer Hand gebe, nehme sie mit der andern. Das Gerede von der Ehre fremder Regierungen, welches man so oft hören müsse, sey genau betrachtet ein Schall ohne Bedeutung. (Und doch gesteht der Verfasser zu, daß diese Ehre von der öffentlichen Meinung abhänge, die doch wohl irre geleitet werden kann?) Das ewige Wittern von Beleidigungen verrathe schon bei Privatpersonen einen schwachen und kleinlichen Sinn — wer das Wahre erfahren wolle, müsse auch das Falsche und halbwahre hören — (Warum denn?) — Wer hier einen Unterschied mache, erfahre nichts, als was er eben hören wolle oder solle, und sey der Täuschung am meisten ausgesetzt. (Es scheint uns, daß der Verfasser einen Beitrag zu dem halbwahren geliefert habe.) —

In Millin's encyclopädischen Annalen wird von dem neusten Bande von Göthe's Wahrheit und Dichtung gesagt: „Die französischen Journale haben die ersten Bände dieses Werks mit einem Tadel belegt, der nur in Frankreich gegründet ist. Deutschland allein kann die langen Details würdigen, in welche Göthe sich über Materien einläßt, die in fremden Ländern gänzlich unbekannt sind. (?) Man kann nicht zweifeln, daß Göthe uns weit interessanter scheinen würde, wenn wir mit der deutschen schönen Literatur eben so vertraut wären, als mit der englischen."

(Wenn blos von Göthe's Wahrheit und Dichtung die Rede ist, so möchte Millin doch wohl irren, denn unter allen aufrichtigen Lesern von Geschmack ist wohl nur Eine Stimme darüber, daß dieses Werk ein Schlafrock ist, in dem sich Göthe dem Publicum produciert. Aber auch der Schlafrock eines berühmten Mannes wird mit Vergnügen betrachtet.)

Professor Plank hat ein gehaltreiches Schriftchen über den gegenwärtigen Zustand und die Bedürfnisse der protestantischen Kirche herausgegeben. Da heißt es unter andern: „Der Neigung des Zeitgeistes zu einer blosen Gefühls-Religion und Gefühls-Religiosität ist aus allen Kräften entgegen zu würken; denn der unseligste Selbstbetrug ist nur allzuleicht damit verbunden, und es ist leichter, aus der entschiedensten Irreligiosität in den Zustand der ächten Religiosität überzugehen, als aus dem Zustande jener Selbsttäuschung. Offenbar hat man es mehrfach darauf angelegt, die Leute in dieß religiöse Empfinden hineinzubringen, und diese Art von Religiosität ist eine ordentliche Modesache geworden; die neuere Aesthetik erklärte sogar das Religiöse für einen Hauptbestandtheil des Romantischen; mit Sorgfalt ist deswegen ein unzeitiger, ungemessener, unbedachtsamer Gebrauch der Mittel zu vermeiden, die in der Religion blos auf die Erregung von Gefühlen berechnet sind, und die Religionslehrer dürfen es nicht so sehr darauf anlegen, ihre Zuhörer in den Zustand eines behaglichen erweichenden Empfindens zu versetzen, als vielmehr den des feierlichen Ernstes in ihnen hervor zu bringen; sie in die Erfahrungen einer religiösen Mystik hineinführen zu wollen, wäre ebenso wenig jetzt an der Zeit; ohnehin ist die Mystik keine Wissenschaft, sondern ein Gemüthszustand, in den man sich am wenigsten absichtlich hinein arbeiten kann, und durch die Erfahrungen einer unächten Mystik würden sie nur in die Labyrinthe der Schwärmerei hineingezogen werden."

In einer andern Schrift desselben Verfassers: Ueber Offenbarung und Inspiration, mit Beziehung auf Schlegermacher's neue Ansichten über Inspiration, heißt es: „Offenbarung ist der Augenblick der innigsten Berührung durch Gott, der weitesten Trennung von der Welt, der höchsten innern Exaltation im Gebiet des übersinnlichen Erkennens und Ahnens." — (Wer weiß denn nun was Offenbarung ist? überhaupt giebt man dem Verfasser Schuld, daß seine Offenbarungs-Theorie sich in offenbaren Widersprüchen herum drehe.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 19. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Lucian Buonaparte (Beschluß.)

So heftig auch sein Groll gegen Napoleon war, so betrübte dessen Sturz ihn dennoch tief, da er wohl einsah, daß solcher den Sturz der ganzen Familie nach sich ziehen werde. Es war ihm peinlich zu denken, daß er die ersten Augenblicke seiner so lange entbehrten Freiheit nur der Entthronung seines Bruders und dem gänzlichen Umsturz des politischen Gebäudes verdanke, welches zu errichten er selbst so thätig gewesen war. Er wollte durch Frankreich nach Italien gehen, es wurde ihm abgeschlagen. Er ging durch Deutschland und die Schweitz, ließ aber seine Familie in England zurück, um zuvor von einer guten Aufnahme des Pabstes sich zu vergewissern. Diese übertraf seine Erwartung. Der Pabst erhob ihn zum römischen Prinzen. Er war nun Fürst von Canino, Graf von Apollino, Herr von Nemori u. s. w. Auch seine, ihm bald nacheilende, Familie wurde vom Pabste sehr gütig empfangen.

Seines Bruders Unglück erweichte sein Herz. Er näherte sich jetzt dem Herrn der Insel Elba, dem er als Kaiser von Frankreich getrotzt hatte. Der erste Briefwechsel wurde durch Mittelspersonen geführt, welche durch das Unglück beiden Brüdern noch theurer geworden waren. (Der Verfasser nennt sie nicht.) Die öftern Reisen der Madam Lätitia und ihrer Tochter Pauline von Elba nach Rom brachten bald Napoleon und Lucian einander näher, ohne daß jedoch der letztere seine stets vertheidigten Grundsätze aufgab. Seine Briefe enthielten anfangs nichts als Critiken von Napoleon's unpolitischem Betragen, und dieser buhlte jetzt um des, so lange von ihm verfolgten, Bruders Freundschaft und Rathschläge. Lucian gewährte beides, da er nicht allein eine persönliche Ehre darinn sah, das politische Wieder-Aufleben seiner Familie zu befördern, sondern auch dadurch einige kleinliche Leidenschaften befriedigen konnte. Denn die Weigerung, ihn in Frankreich aufzunehmen, das Mißtrauen, welches man ihm bewiesen, ja sogar die Critiken französischer Journalisten über sein Gedicht (obgleich es Stellen zum Ruhm der Bourbons enthielt) hatten ihn erbittert und der Wiederherstellung der alten Monarchie abgeneigt gemacht. Auch Fouché hatte Emissarien nach Rom und Neapel geschickt, um Lucian und Mürat zu bewegen einer Coalition aller revolutionären Elemente in Frankreich und Italien beizutreten, und diese den verbündeten Monarchen entgegen zu stellen. Lucian hoffte die Herrschaft zu theilen, und sich so nothwendig zu machen, daß er Frankreich vor neuer Tyranney bewahren könne. Er versprach also seinen Beistand. Gegen Ende Octobers 1814, kam Bertrand nach Rom, und hier wurden zwischen diesem, (als Bevollmächtigtem Buonaparte's) Thibaudeau und Lucian die zu ergreifenden Maasregeln verabredet. Das Maifeld war ganz Lucian's Idee; er hatte sie aus seinem eignen Gedichte geschöpft. Indessen hinterging ihn der stets betrügerische Napoleon gleich anfangs durch die Versicherung, daß Oestreich ihm beistehen und seine Gemahlin nebst ihrem Sohn nach Paris kommen würden, sobald er wieder Herr von Frankreich seyn werde.

Mit Ungeduld erwartete Lucian den Erfolg von Buonaparte's Landung. Den erschrockenen Pabst wußte er durch das Versprechen seiner Vermittlung zu täuschen, und so erlangte er die nöthigen Pässe um nach Paris zu gehen, wo er, gleich nach seiner Ankunft, lange Conferenzen mit Napoleon hatte, und von diesem den Auftrag zu einer Unterhandlung mit England erhielt. Würklich hatte er sich auch schon zur Ueberfahrt an die Küste begeben, allein die englische Regierung verweigerte ihm die Pässe, worauf er den Weg nach der Schweitz einschlug, und zu Verloix seine Familie erwartete. Diese Schweizerreise war mit Napoleon verabredet, denn die Aussöhnung, so aufrichtig sie auch war, durfte noch nicht bekannt werden, weil Lucian fürchtete, daß man seine Familie in Rom zurückhalten könnte, und auch um gewissen Leuten nicht verdächtig zu werden, die sich der Zügel der Regierung bemächtigt hatten, und unter deren Vormundschaft Napoleon selbst gewissermaaßen noch stand. Aber die Begebenheiten drängten sich; alle Hoffnung zum Frieden verschwand; der geängstete Napoleon gab dem Ge-

Digitized by Google

danken Raum, die Herrschaft mit seinem Bruder zu theilen, und Lucian erschien öffentlich zu Paris, wo Napoleon ihm das neumeublirte Palais Royal einräumte und ihm am Tage nach seiner Ankunft einen Theil seiner gestickten Dienerschaft (maison brodée) zuschickte. Damals fabelte man, Lucian habe sogleich auch die Uebergabe der, noch in den versiegelten Kellern befindlichen, Weine verlangt, Er, dem Wein und jedes geistige Getränk so zuwider ist, daß er es nicht einmal auf Reisen gern sieht, wenn seine Begleiter dessen trinken, und der bei der Tafel stets zerschnittene Citronen neben sich liegen hat, um den, ihm unangenehmen, Geruch des Weins zu vertreiben.

Er geizte nun nach Berühmtheit als Fürst, als Staatsmann und als Dichter. Alles machte ihm den Hof, und war entzückt von ihm, denn er verstand weit besser als sein Bruder, im Gespräch oder Umgang die Herzen zu gewinnen. (Der Herausgeber dieser Blätter muß solches aus eigener Erfahrung bekräftigen.) — Auch die kriechendste Schmeichelei wurde nicht gespart, und das Journal de Paris, welches nicht lange zuvor sein Heldengedicht heruntergemacht hatte, erhob es jetzt bis in den Himmel.

Als Didot, der Drucker des Charlemagne, der neuen Kaiserlichen Hoheit seine Aufwartung machte, fragte Lucian: „Nun, wie steht's um unsere Geschäfte?" — „Sehr schlecht" antwortete Didot. „Die ganze Auflage ist noch fast unberührt in meinem Magazin." — „Ey, erwiederte Lucian, ich glaubte, man habe mich genug critisirt, um die Lust mich auch zu lesen zu erwecken. Aber seyn Sie unbesorgt, jetzt wird man mein Gedicht dermaßen loben, daß es bald Käufer finden wird." Die Schlacht von Waterloo vernichtete jedoch alle Hoffnungen des Dichters und des Buchhändlers. Bis dahin hatte Lucian den größten Einfluß im Rath und in beiden Cammern. Unter allen Ministern bewieß Carnot ihm die meiste Achtung.

Der fliehende Napoleon stieg zuerst bei Lucian ab, den die Hiopspost zwar erschütterte, doch ihm nichts von seiner revolutionairen Energie raubte. Er wollte, sein Bruder solle sich gar nicht in Paris zeigen, sondern gleich zurückkehren und die Trümmer seiner Armee sammeln. „Du giebst das Spiel auf ehe es noch verlohren ist!" rief er aus. Aber Napoleon's Kraft war gesunken. Vergebens sprach Lucian im Rath: „es ist doch nur eine verlohrne Schlacht; 30000 Mann mehr oder weniger werden das Schicksal Frankreichs nicht entscheiden." Carnot allein unterstützte ihn noch. In der Deputirten-Kammer bot Lucian seine ganze Beredsamkeit auf, und warnte endlich sogar, man solle den Vorwurf des Leichtsinn's vermeiden, der so oft den Franzosen gemacht werde. Aber das nahm man ihm gewaltig übel.

Lucian eilte zu seinem Bruder und fand ihn im Garten, wo er ihn nochmals aufzurütteln strebte, allein umsonst. Bei'm Weggehn sagte Lucian zu einem Secretair: „Der Rauch von Mont St. Jean hat ihm den Kopf verdreht, er ist ein verlohrner Mensch."

Das letzte Bret in diesem Schiffbruch ergriff Lucian, indem er Napoleon den Zweiten zu proclamiren vorschlug, wobei er die Hoffnung nährte, Regent zu werden. In der Deputirten-Kammer scheiterte er. Die Pairs-Kammer schien geneigter; aber Pontecoulant trat dazwischen und fragte mit Härte: „unter welchem Titel schlägt der Prinz von Canino dem französischen Volke einen Souverain vor? ist der Prinz von Canino ein Franzose? wer hat ihn für einen Franzosen erklärt? nur als römischer Prinz ist er anerkannt." Lucian rief, er sey wenigstens Franzose durch seine Gesinnungen; aber Fouche's Parthey siegte, und Lucian überzeugte sich, daß kein anderes Heyl für Buonaparte sey, als jenseit des Meeres. Er selbst wollte ihm folgen und zog sich vor der Hand nach Neuilly, einem Landsitze seiner Schwester Pauline zurück. Als die Gefahr größer wurde, ging er unter dem Nahmen eines Grafen von Chatillon nach Boulogne und miethete ein Packetboot, um nochmals eine Reise nach England zu wagen und dort Pässe für sich und seine Familie zur Ueberfahrt nach Amerika auszuwürken. Noch zu rechter Zeit erfuhr er aber, daß alle seine Bemühungen umsonst seyn würden, ging daher wieder nach Paris, verweilte dort nicht, sondern schlug den Weg nach Italien ein, unter dem Nahmen eines Grafen Casali und nur von Wenigen begleitet. Immerwährende Angst, ergriffen zu werden, folterte ihn. Es war nicht leicht, die Linie der östreichisch-sardinischen Armee zu umgehn. Nachdem er einige Zeit an den Grenzen Savoyens herumgeirrt war, und endlich gar fürchten mußte, den Royalisten in die Hände zu fallen, faßte er den Entschluß, sich lieber dem östreichischen General Grafen Bubna zu vertrauen, der so eben Lyon eingenommen hatte. Er speiste bei dem Grafen, und wurde dann bis Turin von einem östreichi-

Digitized by Google

schen Officier begleitet. Er wollte sogleich weiter nach Rom, aber der Commandant von Turin setzte ihn als Gefangener in die Citadelle, wo mehrere Zimmer für ihn bereitet waren. Jetzt schien ihn sein Muth zu verlassen. „Ich begreife nicht, rief er aus, warum man mich als Gefangenen behandelt? mich, der ich mich stets den ehrgeizigen Entwürfen meines Bruders widersetzt habe, und auch zuletzt nur nach Frankreich gekommen bin, um ihm gemäßigtere Gesinnungen einzuflößen." Er bat um Erlaubniß, auf sein Ehrenwort nach Rom zu gehn, wo seine Frau schwer krank läge. Der Turiner Hof versprach, sich deshalb an die verbündeten Mächte zu wenden, und ließ indessen den Gefangenen mit aller Achtung behandeln, vielleicht weil Lucian einst dem Bruder des Königs von Sardinien zu Rom mit Geld ausgeholfen hatte.

Endlich, am 15. September 1815, durfte Lucian seine Reise fortsetzen, unter der Bedingung, in Rom unter Aufsicht des Pabstes zu wohnen, und sich aus den römischen Staaten nicht zu entfernen. Gegen das Ende des Jahres 1816 bat er dringend um Pässe nach Amerika, allein die Minister der vier großen Mächte zu Paris entschieden, daß er zu Rom bleiben solle.

Hier endigt vor der Hand das Leben dieses merkwürdigen Mannes, der eine Reihe von Jahren hindurch einen festen Charakter zu behaupten schien, und doch am Ende seinem Ehrgeiz unterlag. Angehängt sind noch: eine Beurtheilung seines Heldengedichtes; ein Abdruck seiner, im Gesetzgebenden Corps gehaltenen Reden, und die schon erwähnten Berichtigungen eines seiner Vertrauten. Da heißt es unter andern: „bis zum 13. Vendemiaire lebte Madam Buonaparte, die Mutter, nebst ihren drei Töchtern sehr eingezogen zu Marseille, fast nur in einem einzigen Zimmer, und hatte keine andern Einkünfte, als die schwache Unterstützung, welche die französische Regierung den ausgewanderten Corsen angedeihen ließ. Der älteste ihrer Söhne, Joseph, nachmals König von Neapel und Spanien, hatte Demoiselle Clary, eine Kaufmannstochter, geheirathet. Ihr zweiter Sohn Napoleon, bewarb sich um die Schwester seiner Schwägerin, jetzt Königin von Schweden, die ihm unter dem Vorwand verweigert wurde, daß Ein Buonaparte in einer Familie schon genug sey. Als Napoleon das Commando der italiänischen Armee übernahm, besuchte er seine Mutter und fand sie bei Tische, mit zinnernen Gabeln Eyer ohne Brod verzehrend. Er stand bestürzt, ergriff seiner Mutter Hand und sagte: „Mutter, eine bessere Zukunft naht sich. Haben Sie den Muth zu warten, ich werde sie zu beschleunigen wissen."—

„Joseph schlug die Krone von Italien und Lucian das Herzogthum Parma aus, weil beide einsahen, daß Napoleon die Thronfolge in Frankreich den Kindern seines Bruders Louis zuwenden wollte, sie aber ihre Rechte nicht aufgeben mochten. Daher der Kriegmit Oestreich 1806, der, nach des Verfassers Behauptung, nicht würde statt gefunden haben, wenn die Lombardey unter Joseph ein unabhängiges Reich gebildet hätte."

„Lucian vertraute nie der Dauer von seines Bruders Glücke; stets erwartete er die Nachricht, daß ein Zufall, eine Verschwörung oder eine Kanonenkugel seinem Leben ein Ende gemacht habe. Darum glaubte er schon 1806, Ruhe für Frankreich und Europa nur in Wiederherstellung der Bourbons zu finden, aber mit Beseitigung der alten Mißbräuche. Er schickte sogar einen Vertrauten von Paris ab, um mit den Bourbons zu unterhandeln; allein Napoleon, der etwas zu argwöhnen schien, ließ den Unterhändler zu Troyes in Champagne arretiren. Man fand zwar nichts verdächtiges bei ihm, (denn den Paß, den ihm Graf Cobenzl unter einem deutschen Nahmen nach Wien ausgestellt und einen Creditbrief auf Wien, hatte man um Spielzeug für Lucian's Kinder gewickelt, weshalb Niemand darauf achtete,) aber dennoch wurde der Reisende auf seine Güter verwiesen. Die Unterhandlung mußte nun über London geführt werden, wodurch die Zeit verlohren ging, bis der Bruderzwist Lucian nöthigte, eine Freistatt in Amerika zu suchen. Er begnügte sich nunmehr, seine Gesinnungen gegen das Haus Bourbon in seinem Gedichte auszusprechen, und zwar zu einer Zeit, wo Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand. Wenn Lucian später keinen Vortheil davon ziehen mochte, so geschah es, weil er zwar die Wiederherstellung der Bourbons gewünscht, aber nur durch ihn selbst, und nicht um den Preiß des Glückes seiner Familie."

Vermuthlich wissen die wenigsten unserer Leser, daß Napoleon einst auf Raynal's Rath eine allgemeine Geschichte von Corsika geschrieben hat, die er diesem Gelehrten durch seinen Bruder Joseph zusandte, mit einem Briefe, in welchem er Raynal ersucht, seinen Bruder Redlichkeit, und vor allen Dingen Menschlichkeit zu lehren, als deren er sehr bedürftig sey. (de lui donner des le-

Digitized by Google

gons d'Honnêteté, et surtout d'Humanité, dont il a grand besoin.) Der ganze Brief soll merkwürdig seyn, und befindet sich anjetzt im Original in der Gewahrsam des Herrn Francis Egerton zu Paris.

Wir schließen mit Uebersetzung einer, Madam Lätitia betreffenden Note. Sie wußte, daß sie vormals schön gewesen, pflegte sich noch immer jung zu kleiden, und trug einen Blumenkranz auf dem Kopf. Schon verschiedene Male hatte Napoleon ihr Vorstellungen deswegen gemacht. Endlich trug er Madame Bacciochi auf, sie zu dem berühmten Lenormand zu führen, um ihr zu kaufen, was ihrem Alter und ihrem Range angemessen sey. Allein Lätitia fand Alles viel zu theuer, und als ihre Tochter dennoch für 1000 Thaler seidene Zeuge für sie kaufte, war sie länger als 14 Tage krank, aus Verdruß so viel verschwendet zu haben. — Ihre drei Köche hatten gemeinschaftlich nur Eine Küchenschürze, Einen Scheuerwisch und Ein Handtuch. — Sie kaufte täglich nicht mehr als drei halbpfündige Brode, die sie mit einer alten Kammerfrau theilte, von welcher sie seit 30 Jahren bedient wurde. Wenn ihre Töchter sich einen Spaß machen wollten, so meldeten sie sich bei ihr zur Tafel, und lachten weil das Brod erst vom Becker geholt werden mußte. Als sie endlich genöthigt war, ein Haus zu machen, stellte sich während der Tafel die alte Kammerfrau in den Vorsaal, nahm alle Speisen weg, die gar nicht oder nur wenig berührt worden waren, und verschloß sie in eine Kammer, zu der sie allein den Schlüssel hatte, um sie an den folgenden Tagen wieder auftragen zu lassen. — Wenn Madame Lätitia gefragt wurde, warum sie so sparsam lebe? antwortete sie: „Als ich meine 9 Kinder noch ernähren mußte, brauchte ich jährlich 100 Louisdor. Jetzt ist mein Sohn Lucian nicht angestellt und braucht viel; darum muß ich seinen Töchtern ein Heirathsgut ersparen. Auch weiß man ja nicht, was geschehen kann." — Nach dem russischen Feldzuge erfuhr Napoleon, daß seine Mutter hinter einem gewissen Gemählde eine Summe von 5 Millionen verborgen habe. Er bat sie, ihm Geld zu leihen, sie versicherte sie habe nur eben so viel, als sie brauche. Zwei Tage nachher speiste er bei ihr, und nach der Tafel stellte er sich, als betrachte er die Gemählde. „Haben Sie die Güte, mir dieses hier zu überlassen," hub er an. „Recht gern, mein Sohn, ich werde es dir schicken," Aber Napoleon ließ es sogleich von der Wand nehmen, entdeckte den Schatz und trug ihn davon. Die Frau Mutter war indessen verstummt.

Schöne Literatur.

Ein neuer Roman von Lafontaine in drei Bänden, Reinhold, ist das abentheuerlichste, weitschichtigste Gewebe, welches uns seit langer Zeit vorgekommen ist. Gehäufte Unwahrscheinlichkeiten von Anfang bis zu Ende. Ungefähr sieben verschiedene Paare werden unaussprechlich glücklich, sind aber auch lauter unaussprechlich schöne Mädchen und unaussprechlich herrliche Jünglinge. Unter den letztern befinden sich sogar verwechselte Prinzen. Der Styl ist ein wenig großmütterlich. Wenn es wahr ist, daß man nur so lange Romane schreiben soll, als man deren allenfalls selbst noch spielen kann; so ist allerdings für den Verfasser (dem wir manchen sehr angenehmen Roman verdanken) die Zeit gekommen, dieser Dichtungsart zu entsagen. —

Drei Tage zu Pferde, eine Erzählung von Laun, unterhält recht angenehm. Es sind die komischen Abentheuer eines jungen Mannes, der auf die Leipziger Messe reist, um ein Reitpferd und eine Frau zu bekommen. —

Der Astrolog, eine calcedonische Wundersage nach Walter Scott, in drei Bänden von Lindau bearbeitet, liefert ein oft langweiliges Gewäsch von Zigeuner-, Schleichhändler- und schottischen Wirthshausscenen, nebenher Natur- und Landschafts-Gemählde, auch recht ausführliche Zuchthaus-Schilderungen. Eine treue Darstellung schottischer Sitten möchte das Hauptverdienst dieses Romans seyn. —

Die Gedichte des Pfarrers Hanhart in Winterthur sind hie und da recht artig. Mehr läßt sich nicht davon sagen. Wir wollen ein Beispiel aus der Einladung zur Molken-Cur anführen:

Wir gehen, wir kommen; es schwindet die Zeit;
Bald schlägt auch die Stunde die Jeden erfreut,
Wo frohe Gesellschaft die Eßlust erweckt,
Und munteres Scherzen die Nachbarin neckt.
Der Zufall vereint,
Was fern sonst erscheint.
Es fühlt das Verwandte sich näher gezogen;
Das Leben ist milder, der Himmel gewogen.

Bisweilen sind aber die Reime dem Ohre unerträglich, z. B. schienen, gewinnen. —

Die germanische Edda oder die deutsche Götterlehre in Gedichten von Steckling hat zwar uns nur wenig angesprochen, mag aber leicht ein Publikum finden, welches ihr Geschmack abgewinnt. Der Verfasser wagt manche neue Wortbildung und Form, sucht auch durch Einschieben von Vocalen, unsere Sprache wohllau-

tender zu machen, sagt z. E. nicht liebte, sondern liebete, nicht manche, sondern manige, nicht vollzog, sondern vollzoh. Die verschiedenen Beschaffenheiten des Erdbodens bezeichnet er folgendergestalt: „Der finstere Walding, der freundliche Halding, der bräunliche Heiding, der grünliche Weiding, der ärmliche Sanding, der üppige Landing." Die der Gewässer wie folgt: „Der liebliche Fliessing, der mächtige Giessing, der lautere Klaring, der schlammige Maring, der tönende Halling, der ruhige Walling." Die Seejungfrauen heißen: Ebbina (von Ebbe) Schaumina (von Schaum) u. s. w. In der Unterredung Gymar's mit seiner Gattin Orboda heißt es:

Weß Auge sah jemalen ein ehliches Weib, das nie
Ein Dennoch oder ein Aber von galliger Zunge spie,
So bald es die Rede nur des weiseren Mannes hörte,
Und welches die Weisheit nicht in Thorheit gern verkehrte? —

Bei Gelegenheit des Musen-Almanachs Eos von Burdach (dessen wir schon in diesen Blättern erwähnt haben) macht die Hallische Lit. Zeitung folgende sehr wahre Bemerkung:

„Wenn unsere frühern Voß'schen, Bürger'schen, Schiller'schen u. a. Musenalmanache alle eine mehr oder minder bedeutende Reihe von Jahren fortdauerten, und auch, abgesehn von dem Aesthetischen, selbst eine historische Bedeutung in der Literatur noch jetzt behaupten, so gelingt es dagegen neuern Erzeugnissen dieser Art (wenn sie nicht etwa die beliebtere Gestalt der Taschenbücher annehmen) selten ihre Dauer auf mehrere Jahre auszudehnen, und viele derselben gehören unwidersprechlich zu den mattesten und unbedeutendsten literarischen Erscheinungen. In jener frühern Zeit wurde aber auch die Herausgabe der Musenalmanache von Männern besorgt, die sich bereits einen Ruf gegründet hatten, und dies mußte der Sache selbst auf mehrfache Weise zum Vortheil gereichen, indem sich von jenen nicht allein eine bessere Auswahl erwarten ließ, und ihr Ruf dem Publikum den Inhalt empfahl und verbürgte, sondern indem auf diese Weise zugleich der übertriebenen Vervielfältigung solcher Blumenlesen, die eben so sehr dem Gehalt, als dem Interesse der einzelnen schadet, gewehrt wurde. Seit einem Menschenalter schon ist es nichts Ungewöhnliches mehr, wenig bekannte Namen (wie le Pique, Jördens, Chamisso u. a.) als Herausgeber von Musenalmanachen auftreten zu sehn; daß man aber mit einer solchen Herausgabe sogar seine poetische Laufbahn beginnen könne, hat wohl erst die neueste Zeit gelehrt. Rec. glaubt ein zeitgemäßes Wort zu sagen, wenn er diesen Mißbrauch hier, so viel an ihm ist, rügt und mit Ernst darauf dringt, daß man den Begriff des Choragen wie der mit dem eines Herausgebers von Musenalmanachen vereinige und Niemand der letztern Eigenschaft auftrete, der sich nicht auch in der ersten tüchtig erwiesen hat." —

Es ist ein neuer Dichter aufgestanden, mit Namen Greverus, den wir mit Vergnügen in's Publicum einführen; nicht als ob die Sammlung vermischter Gedichte, welche er herausgegeben hat, eine besondere Auszeichnung verdiente, sondern weil wir ein schönes, nur oft noch rohes Talent in dem Dichter zu entdecken glauben, und künftig lauter reife Früchte von ihm erwarten. Wir wollen hier, zum Beleg unsers Urtheils, drei Sonetten von ihm liefern.

Hilf, Muse, hilf nur ein Sonett mir singen!
Doch vierzehn Verse — Götter, welche Zahl!
Und so viel Reime finden, welche Qual! —
Es wird mir nie und nimmermehr gelingen

Zu Ende die Quartette nur zu bringen!
Doch wie? das geht? es leuchtet mir ein Strahl
Von froher Hoffnung! glücken mir zumal
Noch die Terzette, ach! wie will ich springen!

Hätt' ich das Werk nur niemals unternommen!
Es wird, ich fühl's, ein schmählich Ende nehmen!
Doch, da ich dran bin, bleibt mir keine Wahl.
O weh! nun weis ich nicht mehr fortzukommen!
Hilf, Muse, hilf, sonst muß ich todt mich schämen —
Doch still! Sind das nicht vierzehn? Zählt einmal!

Das Zweite.

Da ist ja Eins! Nun mach ich mehr Sonette!
Schon wächst für diese Versart mir der Muth;
An diesem Liedchen kühl' ich meine Wuth;
Mit jedem Deutschen reim ich in die Wette.

Die Form wähl' ich mir zum Gedankenbette:
Paßt der Gedanke? nun so ist es gut!
Ist er ein Tröpfchen? dehn' ich ihn zur Fluth;
Beschneid' ihn, ist er groß, nach seiner Stätte.

Doch wenn zum Unglück mir Gedanken fehlen?
Oho, wer kann im Dichten immer denken!
Das pflegt man deutschen Dichtern ja zu schenken,

Wenn sie den Reim nur wissen zu erquälen:
Und wenn es hundertmal an Sinn gebricht,
Das merkt der Deutsche vor dem Reimen nicht.

Das Dritte.

Wohl habt ihr, Neugebornen, Recht zu schrein,
Wenn die Natur gewaltsam aus der stillen
Behausung, wo ihr schliefst, Euch wider Willen
In's Leben stieß, Euch zwinget, Mensch zu seyn!

Was giebt es ärmer als ein Menschenherz?
Wie Ebb' und Fluth so steigt es auf und nieder;
Das längst Empfundne kehrt zum Ekel wieder,
Es dauert nur getäuschter Hoffnung Schmerz.

Doch ist mit der Geburt noch nichts verlohren:
Nur weckt nie aus dem Schlummer Euren Geist;
O laßt den Löwen schlafen — er zerreißt
Des Lebens Glück — weh, wer für Höh'res brennt!
Staub seyd ihr; darum lebt fürs Element:
Dann ists so gut, als wär't Ihr nie gebohren.

Auch einige Epigramme sind recht witzig. Zum Exempel das auf H — g (Haug):

Geh nach Sibirien, Haug, da kannst du mit Epigrammen
Zobel schießen; was gilts? keinem verdirbst du den Pelz. —

Hingegen unter aller Critik ist das folgende:

Nimm, statt des Morgenblattes, zu deinen Gedichten — den Nachttopf:
Fi! in ein öffentlich Blatt schlägt man sein Wasser nicht ab.

Fi! hätte hier der Dichter sich selbst zurufen sollen. Eben so gemein und grob hat es uns geschienen, wenn er von seinem eigenen Epigramm erklärt, es sey bestimmt, gleich Bremsen die Ochsen zu quälen. Bremsen quälen aber auch oft edle Rosse. Zwei dieser Bremsen sind an Oken gerichtet, (den wir freilich nicht zu den edlen Rossen zählen können) über einige Sätze aus dessen Naturphilosophie:

Satz 2436. „After ist kopfentbehrender Mund"
so lehrest du, Oken:
Hat er wohl Red-Organ? Lehrest du etwa
durch ihn? —

Satz 3435. „Wer erröthen kann, ist ein Mensch, und Mohr, wer es nicht kann."
Oken, erröthest du nicht? Sage dir selbst, was du bist. —

Mit einer Brunnen-Lectüre hat Sponagel durch Beschreibung seiner viertägigen Leiden im Bade zu Pyrmont die Kurgäste beschenken wollen. Komisch genug sind diese Leiden, wenn sie nur auch witzig erzählt wären. Des Verfassers Vorbild war Thümmel, aber er hat kein Seitenstück zu Thümmels Reisen geliefert. —

Der Amtmann zu Reinhausen oder Franke's Geheimnisse, ein neuer Roman von Haberland, ein sehr verwickelter Zwirnsknaul, der größtentheils durch einen Bruder zerhauen wird, welcher blutarm nach Indien ging und steinreich zurückkam; denn daß man in Indien mit leichter Mühe steinreich wird, ist nun einmal in Romanen und Schauspielen eine ausgemachte Sache. Der Vorrede zufolge hat Hr. H. auch noch ein paar andere Romane geschrieben: Die Familie Leblanc und den Verbannten, die wir beide nicht kennen; wenn sie aber, wie er sagt, „beifällig aufgenommen worden" so ist vermuthlich der Styl in denselben weniger nüchtern als der in dem Amtmann zu Reinhausen, wo übrigens Alles noch zu rechter Zeit entdeckt wird, wenn es eben die höchste Zeit ist; denn sogar eine schon angefangene Traurede wird noch zu rechter Zeit unterbrochen. Fünf Minuten später wäre die Braut für ihren ersten Liebhaber verlohren gewesen.

Militair.

Die Göttingischen gelehrten Zeitungen liefern eine weitläuftige Anzeige von einer, dem Herrn Staats-Rath Ribbentropp zu verdankenden, vollständigen Sammlung aller Vorschriften, welche auf die preussische Militair-Oeconomie Bezug haben. „Etwas hart scheint die Bestimmung, daß, wenn ein Officier in Gefangenschaft geräth, er gleich die Feld-Gage verliert, und, wenn er auf sein Ehrenwort entlassen wird, nur den halben Sold erhält. Auch blessirte und kranke Officiere vom Capitain aufwärts, verlieren für die Zeit die Feld-Gage." (Das ist also ein Fall, in welchem die Civil-Beamten mehr begünstigt sind. Ausgehobene und weggeführte Geißeln z. E. aus dem Civilstande, oder Kranke, beziehen ihren unverkürzten Gehalt. Wir wünschten wohl rationem legis zu kennen, warum ein Officier, der das Unglück hat, gefangen oder krank zu werden, nicht erleichtert, sondern ihm zugleich noch ein zweytes Unglück aufgebürdet wird?) —

„Nach der Preussischen Einrichtung genießen die Freywilligen den Vortheil, daß sie mit einjähri-

ger Dienstzeit abkommen, und der Staat, daß sie sich auf eigne Kosten montiren, equipiren und beritten machen müssen. Wir erlauben uns hier folgende Bemerkung: es giebt, wie alle Erfahrungen lehren, sehr viele Individuen in allen Ländern, die nicht die Mittel besitzen eine lateinische Schule zu besuchen und sich auf eigne Kosten zu equipiren, die aber, ohne den äußersten Nachtheil für ihre künftige Bestimmung, für die Erhaltung ihrer Eltern und Angehörigen, selbst auf die kurze Dienstzeit von 3 Jahren ihren Berufsgeschäften nicht entzogen werden dürfen. Diese Classe scheint eben so sehr die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung zu erfordern, als die Gebildeteren und Reichern, wenn gleich der Staat von der ihr zuzugestehenden Begünstigung keinen unmittelbaren Vortheil ziehen kann." —

„Es ist der Wille der preussischen Regierung, daß die Casernirung der Truppen in ihrer größtmöglichen Ausdehnung statt finden soll. Wenn man die Kosten der Anlegung, Ausrüstung und Unterhaltung von Casernen in Betracht zieht, so muß man der Besorgniß Raum geben, daß dieser Plan wohl erst nach einer langen Reihe von Jahren wird in Ausführung gebracht werden, und dann fragt es sich, ob die militärischen Vortheile, welche, im Betreff der Disciplin und Subordination, aus dem Leben in Casernen entstehen, den damit verbundenen Nachtheilen das Gleichgewicht halten? Der Soldat in Casernen ist schlecht ernährt, weil er auf seine Gage beschränkt ist; es fehlt ihm an Gelegenheit zu arbeiten, er ergiebt sich nur zu leicht dem Trunke und dem Müßiggange; er tritt gleichsam aus dem bürgerlichen Leben heraus und ist nach einiger Zeit, gleich dem Mönche, zu nichts als zum Soldatenstande geschickt. Es ist eine auffallende Erscheinung daß, während die stehenden Heere immer mehr Gegner finden, die Einrichtung der Casernen überall empfohlen wird." (Diese Erscheinung erklärt sich wohl aus der großen Last der Natural-Einquartirung.)

Im Jahr 1811 ward in Glatz ein Versuch angestellt, wie lange eingepöckeltes Rindfleisch saftig und schmakhaft erhalten werden könne, aus welchem sich ergab, daß Rindfleisch mit seinen Knochen 4, 1/2 Jahr gegen die Fäulniß verwahrt und in einem solchen Zustande erhalten werden kann, daß es ein vollkommen gesundes Nahrungs-Mittel und besonders auch einen brauchbaren Bouillon gewährt, —

Die Verordnungen über die Behandlung feindlicher Länder, „geben das Resultat, daß die französische Revolution auch auf die Behandlung der Unterthanen einen höchst nachtheiligen Einfluß gehabt habe. Der Krieg soll den Krieg ernähren. Die Zeiten des 30jährigen Krieges sind wieder eingetreten, nur verfahrt man jetzt methodischer." —

Als eine besondere Einrichtung der Preussischen Armee erwähnen wir die, seit dem Jahre 1814 eingeführten, Compagnien, welche die Bestimmung haben, die Verwundeten vom Schlachtfelde wegzubringen. Es werden dazu invalide, gut gediente Soldaten, Reconvalescenten, und überhaupt solche Leute ausgewählt, die zu den Strapatzen des Felddienstes nicht mehr recht geeignet sind. Jedes Armee-Corps erhielt eine solche Compagnie, die aus 120 Köpfen bestand. Jeder trägt einen Beutel, worinn Charpie und Verbandstücke befindlich sind. Auf jede Compagnie werden 2 Kranken-Wagen gerechnet, deren jeder 12 Blessirte faßt. Außerdem giebt es noch 30 Kranken-Wagen und 60 Tragesessel. —

„Noch erlauben wir uns die Bemerkung, daß das jetzt beliebte System, die Armeen im Felde entweder cantonniren, oder bivouakiren zu lassen, und die Zelte ganz zu verbannen, im nördlichen Deutschland nicht immer angewandt werden kann. Eines Theils sind viele Gegenden so arm an Wohnorten, daß man die Truppen nicht unterbringen kann, ohne sie sehr weitläufig auseinander zu legen, welches, wenn man es mit einem unternehmenden Feind zu thun hat, sehr gefährlich ist, wovon wir ein Beyspiel im Jahr 1815 vor der Schlacht von Waterloo gesehen haben; andern Theils ist das Clima in vielen Monaten zu rauh, um ohne Nachtheil für die Gesundheit der Soldaten, solche bivouakiren zu lassen, zumal da es in vielen Gegenden an Materialien, Hütten zu bauen, oft auch an Zeit dazu fehlt. Man spart freylich Kosten, wenn man keine Zelter mit sich führt, aber man verliert desto mehr Menschen in den Hospitälern." —

Naturlehre.

Es ist bekannt, daß in unsern Tagen das Beste nicht mehr gilt, wenn es alt ist. Alles muß neu seyn; denn es wäre ja eine Schande für das jetzige Geschlecht, wenn es nicht Alles besser verstünde als die Väter und Großväter. Die bisher berühmtesten Nahmen schützen nicht vor unserer Reformations-Wuth, und könnten wir dem lieben Gott nur beykommen, wir würden ihm wohl zeigen, wie er eigentlich die Welt hätte schaffen sollen. Da hat man nun bis jetzt den Newton so hoch gepriesen, die ganze Welt hat an seine Theorie der Schwerkraft geglaubt, und siehe da, plötzlich vertauscht der französische Hr General Alix den Degen mit der Feder, und behauptet, daß die Himmels-Körper,

weit entfernt sich anzuziehen (wie der alberne Newton meinte) sich vielmehr zurückstoßen, und daß die Annahme eines leeren Raums falsch ist. Das Wasserstoff-Gas allein bewürkt alle Bewegungen in der Natur und bildet die Sonnen. Freylich findet sich im Wasserstoffgas auch Wasserstoff, und dieser; Wasserstoff ist selbst schwer, folglich dem newtonischen Gesetze unterworfen; aber das scheint dem Hrn. General keine Schwierigkeit. Eben so wenig stößt er sich an die einfachen Gesetze des Falles und der Schwung-Bewegung schwerer Körper, die doch unmöglich auf das Wasserstoffgas zurückgebracht werden können. Er wollte sich nun einmal, als wohlverdienter Napoleonischer General, eine Domaine schenken lassen, und da es auf der Erde keine mehr zu verschenken gab, so beschloß er ohne Umstände, den alten Newton von seinem überirrdischen Throne zu werfen. In wie fern ihm solches gelungen, mögen Weisere als wir sind, beurtheilen. Herr Hofrath Murhard hat durch eine Uebersetzung des Werkes den Deutschen ein Geschenk zu machen geglaubt. Der Titel ist: Neues System des Weltalls. —

Lieber verweilen wir bey den Grundzügen einer Naturgeschichte von Voigt, die keinesweges einen physikalischen Roman, sondern ein neues geogenetisches System enthalten, welches sehr anziehend ist, wenn auch schon Mancher den Kopf dazu schütteln möchte. Die Erde, meynt der Verfasser, sey zwar kein lebendes Thier, doch wohne allerdings in ihr ein gewisses Lebendiges, eine Kraft, wodurch Veränderungen hervorgebracht werden können. Der Kern der Erde bestehe aus einem Metall zwischen Gold und Eisen. Durch Oxydation sey die Erdrinde erzeugt. Dann bildeten sich organische Geschöpfe, zuerst die Pflanzen und niedere Seethiere. Schaffend und belebend würckte das Licht, obwohl noch nicht ausgemacht sey, ob Licht und Wärme für einerley zu halten. Zwischen Pflanzen und Thieren, selbst bis zum Menschen hinauf, sey der Unterschied so groß nicht, daß man nicht noch nachweisen könne, wie aus einer Hauptgattung die einzelnen Species entstanden. Indessen hab es doch noch keine Menschen gegeben, und schwerlich würde damals der Mensch die Herrschaft über die Thiere errungen haben, da die Natur, bey größerer Wärme und stärkerer Schöpfungs-Kraft, lauter riesenmäßige Gestalten der Geschöpfe hervorgebracht habe. (Das scheint uns kein Grund, die damalige Nichtexistenz der Menschen anzunehmen, da diese ja auch, aus gleicher Ursach, Riesen gewesen seyn würden.) Nun sey die Sündfluth als letzter Uebergang und als die in geistiger Hinsicht vollendetste Periode eingetreten. (Als letzter Uebergang? wir können uns sehr gut noch manche vollendetere Periode denken, die auch wohl nicht ausbleiben wird.) Mit dieser Sündfluth, deren Ursachen der Verfasser nicht zu bestimmen wagt, soll nun die productive Kraft der Natur aufgehört, die Wärme sich verlohren, Pflanzen und Thiere allmählig an das rauhere Clima sich gewöhnt haben. — Ursprünglich sollen alle Geschlechter lebender Wesen aus dem Ocean hervorgegangen seyn. —

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Bei Gelegenheit eines Schriftchens von Nicolai: Einige Worte zur Empfehlung des Turnwesens, sagt ein Recensent in der Leipziger Literaturzeitung, (und wir sagen mit ihm) „der Werth und die Nothwendigkeit der körperlichen Erziehung braucht nicht erwiesen zu werden. Es fragt sich nur, ob dazu alle die feierlichen Turnübungen nothwendig sind, und ob sie für alle Classen und künftige Lebensweisen und Bestimmungen der Jugend gleich seyn müssen und dürfen? Schöne (und lächerliche) Phrasen sind es, wenn der Verfasser sagt: der Turnplatz ist die Werkstätte wahrer historischer Volks- und Bürgertugenden, (!) er befördert Glauben, Liebe, Hoffnung, Treue und Anhänglichkeit, die unmittelbare Verbrüderung eines Staatsgliedes mit dem andern zur Bildung eines großen Ganzen.“ (Risum teneatis amici!) — Ein Oberlehrer Ruckstuhl hat einen Prolog auf die Errichtung eines Turnplatzes geliefert, und ist in seiner Anpreisung gemäßigter, aber den Waidspruch: mens sana in corpore sano, trägt auch Er durch einen raschen Sprung auf die Turnkunst über, und vergißt, daß wir weder Griechen sind, noch wieder alte Germanen werden sollen und können. — Zeller, in seinen Grundlinien der Turnkunst, erlaubt sich sogar eine unziemliche Anwendung einer Rede Jesu, auf die Schulmeister, welche die Turnkunst verwerfen. Doch was erlauben sich diese Herren nicht Alles! —

Ueber die Laufmaschine des Freiherrn v. Drais ist auch ein Schriftgen erschienen, welches einem Tadler in der Hallischen Lit. Zeitung in die Hände gefallen ist. Berg auf, sagt Hr. v. Drais, geht die Maschine auf guten Landstraßen so schnell, als ein Mensch in starkem Schritt. Das erinnert den Recensenten an jenen Handwerksburschen, der von der Gelegenheit profitiren wollte, mit einem Schiffe stromaufwärts zu reisen, und gegen ein Trinkgeld vom Schiffer die Erlaubniß erhielt mit zu fahren, unter der Bedingung, daß er an's Zugseil gehen und ziehen helfen sollte. Das that er wohlgemuth, und zahlte am Ende das Trinkgeld für die ihm verschaffte Erleichterung. Eben so beweißt der Recensent, daß Hr. v. D. weit weniger Anstrengung brauchen würde, wenn er sein Fuhrwerk Berg auf zöge, so bald der Weg unter einem Winkel von 2 Grad zu steigen anfange. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 20. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Napoleon Buonaparte.

Nicht minder merkwürdig und unterhaltend als Lucians Memoiren sind die, so eben bei Colburn in London erschienenen, Anekdoten vom Hofe und dem Innern der Familie Buonaparte's, (Anecdotes sur la cour et l'intérieur de la Famille de Napoleon Buonaparte) denn die eine Hälfte derselben ist von einer Dame geschrieben, welche den Pallast bewohnte, dem Hof auf dessen Reisen folgte, den Kaiser, wenn er in Frankreich war, täglich sah, und täglich Zeugin seines häuslichen Lebens war. Sie hat die Kaiserin Marie Luise, zu deren Gefolge sie gehörte, von der Stunde ihrer Ankunft in Frankreich bis zu ihrer Abreise nach Deutschland, nicht einen Augenblick verlassen, und ihr Posten brachte sie mit Personen in Verbindung, welchen sie Nachrichten verdankt, die sonst nicht in's Publikum kamen. Jetzt hat sie nichts zu fürchten noch zu hoffen, folglich kein Motif zu schmeicheln oder zu verläumden. Die zweite Hälfte des Buchs ist von einem Manne, der in großer Vertraulichkeit mit bedeutenden Höflingen lebte, und er versichert, nichts erzählt zu haben, was ihm nicht zuverlässig geschienen. Wir wollen zuerst der Dame einige ihrer pikantesten Anecdoten abborgen.

Bei den Heirathen, welche Napoleon stiftete, befragte er nie die Neigung der Partheyen, sondern handelte herrisch blos nach Convenienz. Darum mußte sein Bruder Louis Demoiselle Hortense heyrathen, während er sterblich verliebt in Demoiselle Tascher war, die hernach an den Fürsten von Aremberg vermählt wurde. Daher Louis Abneigung gegen eine Frau, deren Character liebenswürdig war, und die vergebens Alles aufbot ihn zu gewinnen. Nimmer verzieh Louis seinem Bruder die Gewalt, die er seinem Herzen angethan; Bitterkeit herrschte seitdem zwischen beyden; und als der älteste Sohn von Louis gestorben war, wollte dieser nie darein willigen, den zweyten von Napoleon adoptiren zu lassen.

Die Scheidung Napoleon's von Josephinen war noch nicht fest beschlossen, als ein kleiner Umstand sie entschied. Er hatte, als er von Wien zurückkehrte, ihr sagen lassen, sie solle ihm nach Fontainebleau entgegen kommen. Sie war gewöhnt an solche Rendezvous, betrachtete sie als Befehle, und ermangelte nie, sich zuerst dabei einzufinden. Nur dieses Mal kam Napoleon sechs Stunden früher als sie, und empfindlich auf sie warten zu müssen, machte er, als sie endlich kam, ihr Vorwürfe in gemeinen Ausdrücken. Die gekränkte Josephine erlaubte sich nun gleichfalls einige harte Worte, und kurz, man sagte sich Dinge, die nie wieder vergessen und durch nichts wieder gut gemacht werden. Das Wort Ehescheidung wurde ausgesprochen. Seit diesem Augenblick dachte Napoleon ernstlich daran, vier Monate nachher hatte sie würklich Statt, und war vielleicht der Grund seines Sturzes, da seine zweite Vermählung seine Ehrsucht immer höher schraubte. Nicht umsonst hatte man Josephinen das gute Gestirn des Kaisers genannt. —

„Marie Luise war damals 18 und ein halbes Jahr alt, majestätisch gewachsen, ihr Gang edel, ihre Gestalt sehr blühend, ihr Haar blond, ihr Auge blau und belebt, ihre Hand, ihr Fuß konnten zum Modell dienen; vielleicht war sie ein wenig zu wohlbeleibt, blieb es aber in Frankreich nicht lange. Unaussprechlich liebenswürdig erschien sie im vertrauten Cirkel und wenn ihr behaglich war; aber in der großen Welt gab ihre Schüchternheit, besonders im Anfange, ihr eine gewisse Verlegenheit, die manche irrig für Stolz hielten. Sie hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten, ihr Geschmack war einfach, ihr Geist cultivirt, das Französische sprach sie fast mit eben der Leichtigkeit als ihre Muttersprache. Ruhig, bedächtig, gut und fühlbar, obschon es wenig zeigend, besaß sie alle angenehme Talente, beschäftigte sich gern und kannte die Langeweile nicht. Sanft und friedliebend, blieb sie aller Art von Intrigue fremd, mischte sich in keine öffentliche Sache, und erfuhr vieles erst durch die Journäle. Um Napoleon's Glück vollkommen zu machen, wollte das Schicksal, daß diese junge Fürstin, die in ihm nur den Verfolger ihrer Familie, nur den Mann erblicken konnte, der sie zwei Mal gezwungen aus Wien zu fliehen, sich geschmeichelt fand, den Helden gefesselt zu haben, und ihm bald ihre ganze Zärtlichkeit schenkte. Als man sie zu Braunau erwartete, hatte man gefürchtet sie kummervoll zu sehn, bei dem Gedanken, einen Thron zu theilen,

der mit dem Blute ihrer Tante besprützt war; man war gefaßt, ein weinendes Opfer zu erblicken, allein sie kam, war heiter und freundlich gegen Jederman, und gefiel allgemein." —

„Daß Caulaincourt beauftragt war, den Herzog von Enghien zu verhaften, ist außer Zweifel, was er auch dagegen einwenden möge. Ein Beweis dessen ist, daß, als die Königin Hortense, Alles hervorsuchend um dem Prinzen das Leben zu retten, unter andern Napoleon darauf aufmerksam machte, daß des Prinzen Tod Caulaincourt entehren werde, weil dieser von Kindheit auf der Gefährte des Prinzen gewesen und dem Hause Condé alles verdanke; Buonaparte antwortete: „warum hat er mir das nicht früher gesagt? so würde ich einen andern beauftragt haben." —

Es ist bekannt, daß wenn Napoleon bei guter Laune war, er diejenigen, welche er wohl leiden mochte, bei den Ohren zupfte, sie in die Backen oder in die Ohren kniff, ihnen kleine Ohrfeigen gab und sie Tölpel (butor) oder dummes Vieh (grosse bête) nannte. Duroc, Berthier, Savary und einige seiner Adjutanten genossen dieser Ehre oft. Marie Luise fand jedoch eine solche Art von Vertraulichkeit sehr seltsam, besonders wenn sie selbst der Gegenstand derselben war. Der Kaiser kam oft zu ihrer Toilette und ermangelte selten ihr ein solches Zeichen seiner Liebe zu geben. Einst mochte er sie wohl ein wenig stärker als er selbst gewollt in den Arm gekniffen haben, denn sie sprang auf und schrie gewaltig. Doch ohne sich irre machen zu lassen, kniff er sie auch in den andern Arm, nannte sie dummes Vieh, umarmte sie drei oder vier Mal, und der Friede war wieder hergestellt. Die Herzogin von Montebello war fast die einzige Person am Hofe, die sich unterstand, ihn unwillig zurückzustoßen, wenn er sich dergleichen Freiheiten bei ihr heraus nehmen wollte.

Eines Tages fand er eine junge Person bei der Kaiserin, die sitzend ihm den Rücken zugekehrt hatte. Er gab den Umstehenden einen Wink zu schweigen, näherte sich ihr leise und hielt ihr die Augen zu. Sie glaubte es wäre der alte Leibarzt Bourdier, weil sie den für den einigen hielt, der sich allenfalls eine solche Vertraulichkeit erlauben dürfe. „Lassen Sie es gut seyn, Herr Bourdier, rief sie, glauben Sie etwa ich erkennte Ihre großen häßlichen Hände nicht?" — „Große häßliche Hände?" wiederhohlte Napoleon, indem er sie los ließ, „Sie sind verzweifelt ekel." Die junge Person war so betreten, daß sie in ein anderes Zimmer flüchten mußte. —

Eifersüchtig war Napoleon nicht, und doch schien es so wenn man sah, wie er seine junge Gemahlin gleichsam mit Mauern und Wällen umgeben hatte. Allein er kannte die lockern Sitten seines Hofes, und wollte, daß die Kaiserin auch dem leisesten Argwohn unzugänglich seyn solle. Ungerechnet die Ehrendame und die Staatsdame, die allein das Recht hatten zu jeder Stunde zu ihr zu gehn, ungerechnet die Pallastdamen, die nur erschienen wenn die Etikette es erforderte, waren da noch sechs Damen, die anfangs von dem ihnen zugetheilten Geschäft Anmeldedamen, nachher aber erste Damen der Kaiserin genannt wurden, weil sie würklich den ganzen innern Dienst versahen. Die Eine hatte die Kleider unter ihrer Aufsicht, eine andere die Wäsche, eine dritte die Diamanten u. s. w. Folgender Zug macht Marie Luisens Herzensgüte Ehre. Es war eines Tages großer Cirkel bei Hofe, und sie forderte ihre Diamanten. Die Dame, unter deren Verschluß sie waren, konnte den Schlüssel dazu durchaus nicht finden. „Wohlan, sagte Marie Luise, mit ein wenig übler Laune, so geben Sie mir meine Perlen." Kaum war das geschehn, als der Kaiser kam, und sogleich fragte: warum sie ohne Diamanten erschiene? Statt ihm die Ursach zu verrathen, sagte sie: „gefalle ich Ihnen denn so nicht?" — „O Sie gefallen mir immer," antwortete Napoleon und sprach von etwas anderm. Sie kannte schon seinen hochfahrenden, reizbaren Character, und wußte, daß es jener Dame sehr übel bekommen seyn würde, wenn er, der die kleinste Nachläßigkeit nie verzieh, die wahre Ursach erfahren hätte. —

Unter jenen sechs Damen standen sechs Kammerfrauen, die aber nur zu der Kaiserin kamen wenn sie klingelte, während jene, deren täglich vier zugleich den Dienst hatten, schon zu ihr gingen noch ehe sie aufgestanden war, sie den ganzen Tag umgaben und nicht eher verließen, bis sie wieder im Bette lag. Dann wurden alle Thüren zu ihrem Schlafzimmer verschlossen, eine einzige ausgenommen, die in ein Zimmer führte, wo eine der Damen schlief, und ohne da durchzugehn, konnte der Kaiser selbst seine Gemahlin nicht bei Nacht besuchen. Die Aerzte ausgenommen, war jedem Manne der Zutritt zu Marie Luisen versagt, wenn Napoleon nicht ausdrücklich befohlen hatte ihn einzulassen. Eine der Damen begleitete die Kaiserin überall hin, blieb auch gegenwärtig wenn sie Musikstunden nahm oder zeichnete oder stickte. Wer auch bei ihr seyn mochte, eine Dame befand sich stets in demselben Zimmer. Aber auch jeder Schritt dieser Damen wurde bewacht

ihr Briefwechsel beobachtet, jedes ihrer Worte erfuhr der Herr, denn es gab im Schlosse ein doppeltes Spionirungssystem, eines vom Polizeyminister, das andere von Napoleon selbst geleitet. Dieselbe Etikette wurde auch auf Reisen beobachtet, und immer schlief eine Dame in einem Zimmer, durch welches allein man in das der Kaiserin gelangen konnte. Einst, im Haag, hatte die Dame ihr Bett so stellen lassen, daß der Kaiser, wenn er wollte, ungehindert zu seiner Gemahlin kommen konnte. Er kam würklich. Die Dame (vermuthlich die Verfasserin selbst) stellte sich als ob sie schliefe. Aus einigen Worten, die er murmelte, schloß sie, daß er den Zugang für schlecht bewacht halte, darum ließ sie in der folgenden Nacht zwei Matrazen quer vor die Thür legen, so daß Napoleon selbst darüber hinweg schreiten mußte. Er schien sehr zufrieden mit dieser Einrichtung und befahl sie auch künftig zu beobachten. —

Bekanntlich wurde Lätitia Frau Mutter (Madame mère) genannt. Einst kam ein Präfect aus einem entfernten Departement in Geschäften nach Paris, und erhielt sogleich eine Einladung zum Mittagsessen bei Cambaceres, dessen Pallast an den der Lätitia grenzte. Aus Versehn fuhr der Präfect in den letztern. Zufällig war bei Madame auch große Gesellschaft. Er trat in den Saal, fand bereits eine zahlreiche Versammlung, suchte mit den Augen Cambacercs und, da er ihn nicht erblickte, nahm er Platz im Kreise, ohne Jemanden anzureden. „Entschuldigen Sie meine Freiheit" sagte Einer seiner Nachbarn, „aber es scheint mir, daß Sie Madam noch nicht gegrüßt haben." — „Welche Madam?" erwiederte der Präfect, der da wußte, daß Cambaceres unverheirathet war. — „Madam Mutter" antwortete Jener. — „Mutter? von wem?" — „Ey, vom Kaiser." — „Bin ich denn nicht bei Cambaceres?" — „Nein, Sie sind bei des Kaisers Mutter." — Der arme, erschrockene Präfect lief eilig davon, und hatte nicht einmal so viel Gegenwart des Geistes, eine Entschuldigung zu stammeln. Seitdem nannte man ihn nur: der Herr Präfect Mutter von wem. —

Der Character der Herzogin von Montebello wird als sehr häßlich geschildert. Sie habe, heißt es, sich der List und Intrigue bedient, um Marie Luisens Geist und Herz zu beherrschen. Anfangs sey ihr das nicht gelungen, aber als, einige Monate nach der Vermählung, Napoleon etwas lauer geworden, habe die Kaiserin das Bedürfniß gefühlt, ihre Klagen in den Busen einer Freundin auszuschütten, und seitdem habe sie nur für die schlaue Herzogin zu leben geschienen, der es gelungen sei ihr einzubilden, es sei auch nicht Eine junge Frau am Hofe, deren Aufführung tadellos zu nennen sei. Die Kaiserin habe gewissermaßen der Herzogin den Hof gemacht, und diese, weit entfernt sich zum Dank verpflichtet zu fühlen, habe stets über die Sclaverei geklagt, in der sie schmachte, und die sie nur um ihrer Kinder willen ertrage. — Als sie einst, ihrer Gesundheit wegen, mit Urlaub auf einige Zeit auf ihre Güter ging, ermangelte man nicht, sich in die Ohren zu zischeln, sie sey schwanger von Napoleon. Gewiß ein Mährgen; denn unter den Seltsamkeiten, welche Napoleons Character auszeichneten, war auch die, daß er nicht blos, wie die meisten Männer, gleichgültig gegen diejenigen Frauenzimmer wurde, deren Gunst er genossen, sondern daß er sogar eine Abneigung gegen sie empfand, die an Widerwillen grenzte. Man kennt nur zwei, die eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machten. Ist nun wohl glaublich, daß er, im Fall jene Sage gegründet wäre, der Herzogin von Montebello erlaubt haben würde, ihren Posten bei der Kaiserin wieder einzunehmen? er, der, als er sie dazu ernannte, laut äußerte, er wähle sie deshalb zur Ehrendame, weil sie wirklich eine Dame von Ehre sey? — Bei der schweren Niederkunft der Kaiserin blieb sie 9 ganzer Tage in deren Zimmer, und schlief auch da auf einem Sofa.

Manche behaupteten, die Kaiserin sei nie schwanger gewesen, und ihre Niederkunft nur eine Comödie, die gespielt worden, damit Napoleon einen seiner natürlichen Söhne adoptiren konnte. Andere glauben, sie sey von einer todten Tochter entbunden worden, und man habe ihr ein anderes Kind untergeschoben. Lauter lächerliche Mährgen. Die Verfasserin erzählt die ganze Begebenheit sehr umständlich. — Als der Geburtshelfer Dubois fand, daß die Niederkunft bedenklich seyn werde, meldete er dem Kaiser, der eben im Bade war, daß er zweifle, Mutter und Kind zugleich retten zu können. „Denken Sie nur an die Mutter!" rief Napoleon lebhaft, „und thun Sie Ihr möglichstes bei ihr." Kaum nahm er sich die Zeit sich abzutrocknen und eilte zu seiner Gemahlin, die er zärtlich umarmte und ihr Geduld und Muth empfahl. Das Kind kam mit den Füßen zuerst auf die Welt, Dubois mußte sich der Zange bedienen; es währte 26 Minuten; Napoleon konnte aber kaum 5 Minuten bleiben. Er ließ die Hand der Kaiserin los, die er gehalten hatte, und stürzte in sein Ankleidezimmer, bleich wie der Tod und wie es schien ganz außer sich. Endlich war das Kind gebohren und sobald er es erfuhr,

flog er zu der Mutter, und schloß sie aufs neue in seine Arme. Sieben Minuten lang gab das Kind kein Zeichen des Lebens und sein Gesicht war fast so schwarz als ein Hut. Napoleon warf einen Blick auf dasselbe, glaubte es todt, sprach kein Wort darüber, sondern beschäftigte sich blos mit der Kaiserin. Man flößte dem Kinde einige Tropfen Brandtwein in den Mund, man schlug es sanft mit der flachen Hand, man bedeckte es mit warmen Servietten — endlich stieß es den ersten Schrei aus und Napoleon kam seinen Sohn zu umarmen. Alles das geschah in Gegenwart von 22 Personen, welche Alle die Verfasserin nahmhaft macht. Ohne Zweifel war sie selbst gegenwärtig.

Das im Garten der Tuilerien sehr zahlreich versammelte Volk wußte, daß bei der Geburt einer Prinzessin 21 Kanonenschüsse, bei der eines Thronerben 101 erfolgen würden. Als nun der erste Kanonenschuß fiel, trat plötzlich unter der lärmenden Menschenmenge eine tiefe Stille ein, und Alles zählte leise: 1, 2, 3 u. s. w. Aber beim 22sten Kanonenschuß wurde das Jauchzen fast lauter als das Schießen. Napoleon, hinter dem Vorhange eines Fensters der Kaiserin lauschend, schien gerührt. —

Zu den Wochenbesuchen hatte man vor das Ruhebett der Kaiserin drei Lehnsessel gestellt, für Lätitien, und für die Königinnen von Spanien und Holland. Als Napoleon das gewahr wurde, sagte er, seine Mutter sey nicht Königin, dürfe folglich keinen Lehnstuhl haben. Er ließ die Lehnstühle sämmtlich wegbringen und Tabourets an ihre Stelle setzen. Die drei Damen, die nicht wußten daß es auf seinen Befehl geschehn, entfernten sich sogleich wieder mit Empfindlichkeit, und diese Begebenheit mehrte die Kälte, die bereits in der Familie herrschte. — Der große Freund der Etikette, Napoleon, ließ in allen Archiven nachschlagen, und bestand darauf, daß Alles so gehalten werden solle, wie unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. Die Herzogin von Montebello bekam einst einen derben Verweis von ihm, weil die Kaiserin, gegen die Etikette, eine Arzney genommen hatte, ehe der Leibarzt erschienen war sie ihr zu reichen.

Kaum war Marie Luise aus den Wochen, als sie darauf drang, Napoleon auf seiner Reise an die französischen Küsten zu begleiten. Sie wurde während dieser Reise sehr mager und hat auch nie ihr vormaliges Embonpoint wieder erhalten. —

Die Spione im Innern des Pallastes hielt Napoleon nicht blos aus politischen Absichten, sondern auch zu seinem Spas. Er mochte gar zu gern alle skandalöse Anekdoten von seinen Höflingen wissen, und noch lieber die Ehemänner persifliren, deren Frauen galante Abentheuer hatten. Einst hatte er auf diese Weise eine Intrigue der Herzogin von Bassano entdeckt, und sagte zu ihrem Manne: „Nun, Herr Herzog? Ihre Frau hat einen Galan." — „Ich weis es, Sire." — „Wer hat es Ihnen gesagt?" — „meine Frau selbst, und eben darum glaube ich es nicht." — Napoleon, den diese Antwort etwas verwirrte, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und rief: „O die Weiber! die Weiber! wie fein, wie schlau sie sind!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brückenbrüder.

Der gelehrte Bischoff von Blois, M. Gregoire, hat in einer neuerlichen kleinen Schrift historische Untersuchungen über diese Brüderschaft angestellt, welche jedem Denkenden mancherley Unterhaltung gewähren.*) Die Untersuchung schlägt in die kirchlichen Alterthümer ein, und führt unsern Blick in ein Zeitalter zurück, wo die Folgen der Völkerwanderung in der Willkühr sichtbar wurden, welche über Eigenthum, Freiheit und Leben der Menschen gebot. Gegen jenes Recht des Stärkern war die christliche Religion fast die einzige Schutzwehre, und man darf das Verdienst der damaligen Klerisey und ihres Gefolges um die Zusammenhaltung der gesellschaftlichen Bande nicht verkennen. Zu diesem Gefolge rechnen wir jene mancherley Congregationen, oder Brüderschaften geistlicher Art, die mehr als ihre geistl. Herren selbst, durch wohlthätige Stiftungen zum Besten der Menschheit gewirkt haben. Die fast vergessene Congregation der Brückenbrüder machte sich zuerst im 12. Jahrhundert, durch den Bau der Brücke zu Avignon merkwürdig, wovon der heil. Benezel, (Benediktchen) Urheber seyn soll. Der Papst Clemens III. ertheilte den Brüdern im Jahr 1188 eine Bestätigungs-Urkunde, und die Vortheile, welche den Reisenden durch die Brücke erwuchs, die Heiligkeit des Stifters, der Eifer und die Tugenden der Brüder verschafften ihnen allgemeine Achtung und ansehnliche fromme Vermächtnisse. Sie waren nämlich im edleren Sinne die ersten Hege-

*) Der Titel heißt: Recherches historiques sur les congrégations hospitaliéres des freres pontifes, ou constructeurs des ponts, par M. Gregoire. Paris 1818.

Digitized by Google

und Geleits-Reiter, Hersteller des innern Handels und der Baukunst. Gleich den Tempelherren und Johannitern waren sie bemüht, Reisende, krank oder gesund, zu verpflegen, sie mit gewafneter Hand zu geleiten, und zu ihrem Dienste Wege, Brücken und Fähren zu unterhalten, an die damals die Besitzer der zerstückelten Länder unter steten Befehdungen nicht dachten. Um diesem Zwecke besser zu entsprechen, blieben sie ehelos und legten das Gelübde der Armuth und des Gehorsams gegen ihre Obern ab. (Verbrüderungen dieser Art können uns gewissermaßen mit jenen schwärmerischen und abergläubischen Gesellschaften versöhnen, von denen besonders Italien unter den Namen der weißen, grauen, blauen, grünen und rothen Brüder, der Brüder des Todes u. s. w. wimmelte.) Selbst die abergläubige Verehrung der Pilgrimschaften diente der Gemeinnützigkeit, indem man ihnen Hospitäler erbaute, Wege und Stege bereitete, wie z. B. die 3 großen Straßen nach Spanien zum heil. Jacob von Compostella. (Bekanntlich ist dieser Heilige in einer noch vorhandenen, sehr großen und schweren Büchse von Stein zu Wasser von Jerusalem nach Compostella gereiset.) Will man also die gute Seite der katholischen Lehre von den verdienstlichen Werken betrachten, so muß man auf dergleichen Anlagen und Stiftungen sehen, wodurch sich das Mittelalter auszeichnet. So ließ z. B. Alvaro, ein Bischoff von Loria in Spanien, ein Hospital und alle Brücken in seiner Diöces erbauen, und verkaufte seine Bibliothek und alles Hausgeräthe, um den Aufwand zu bestreiten, während in jener Zeit Räuber und Ritter die Reisenden um die Wette plünderten, und eher in's andere Leben als über die Flüsse förderten. — Nachdem der Verf. nachgewiesen hat, wie ein ähnlicher Eifer für Brückenbau auch in Italien und Spanien aufgemuntert worden, erwähnt er der merkwürdigen Roschilder Verbrüderung, die gegen das Jahr 1170 unter dem zweideutigen Namen die Roschildische Piratengesellschaft, (Piratica-Roschildensis) bekannt geworden ist, aber eigentlich gegen die nichtchristlichen Seeräuber gerichtet war. Die Mitglieder waren strengen Regeln der Frömmigkeit und Aufopferung unterworfen, und wirkten sehr wohlthätig, indem sie den Seeräubern Einhalt thaten, die ihnen abgenommenen Gefangenen, neu bekleidet, sicher in den Schooß ihrer Familien zurückführten u. s. w. Das allgemeine Zutrauen war der Preiß der ausgezeichneten Verdienste dieser Gesellschaft, und man möchte wohl wünschen, daß sie h. z. T. gegen die afrikanischen Raubstaaten noch vorhanden wäre; wenigstens so lange, bis der deutsche Bund, oder alle christlichen Staaten, Ernst gegen die Korsaren machten, was noch keine große Eile zu haben scheint. Wann die Gesellschaft der Brückenbrüder erloschen ist, darüber finden sich keine vollständige Nachrichten. Sie haben uns aber großartige Denkmäler ihres Wirkens (z. B. die berühmte Brücke Pont St. Esprit Dept. du Gard) hinterlassen, zum Beweis, was der Eifer des Christenthums, wo er ernstlich war, vermochte. Möchte die Vaterlandsliebe, deren wir uns jetzt rühmen, ähnliche große Dinge auf die Nachwelt bringen!

Freimaurer-Lexicon.
(Herausgeg. von J. Ch. Gädike.)

In einer Zeit, wo fast alle geheimen Staats-Papiere ins Publikum kommen, ehe die Dinte trocken ist, kann es niemanden Wunder nehmen, wenn schon viele Hände an dem Vorhange gezerrt und gelüftet haben, hinter dem sich die Freimaurerei zu ihren Arbeiten versammelt. Hier liefert uns ein Freimaurer selbst auf 528 Seiten eine ganze Menge maurerische Nachrichten nach dem Alphabete. Das Lexicon umfaßt geheime Gesellschaften älterer und neuerer Zeit, alle deutschen Logenörter, kurze Darstellung des Logenzustandes in den europäischen Staaten, kurze Biographien merkwürdiger Maurer, Afterarten von Maurerei u. s. w. Der Herausgeber will dabei von den Hieroglyphen, Symbolen und Gebräuchen der Freimaurer nur soviel verlautbaren, als ohne Pflichtverletzung entdeckt werden konnte.

Wir glauben, daß die Idee eines solchen Lexicons nicht übel ist: man mag entweder blos auf eine augenblickliche Befriedigung der Neugier und Uebersicht historischer Notizen sehen, oder man mag einen philosophischen Gesichtspunkt aufsuchen, und den Blick auf alle ältere und neuere geheime Gesellschaften, auf die Egyptischen, Eleusinischen Geheimnisse, u. dergl. richten, und ihren Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit überhaupt erforschen wollen. Was die Ausführung betrifft, so wird sie in ersterer Rücksicht und für den Maurerlehrling genügender erfunden werden, als in der letzten Rücksicht wo man sowohl tiefern Blick, als gründliche historische Nachweisung und Literatur vermissen dürfte. Auf Vollständigkeit kann man übrigens bei einem ersten Entwurfe keinen Anspruch machen. Unachörig scheint uns, die Aufnahme eines Artikels über die unbedeutenden Studentenorden. Interessant ist, wenn

man die Beschützung und Verfolgung der Freimaurerey in den verschiedenen Ländern nebeneinanderstellt; und es ist eben so merkwürdig, daß die sogenannte königliche Kunst, von Königen gefürchtet und verfolgt worden ist, während große Könige sie geübt, geschützt und geehrt haben. So hat z. B. Friedrich der Große den Hammer selbst geführt, und Carl XIII. der Maurerei zu Ehren noch 1811 einen Ritterorden in Schweden gestiftet, wo es in der Einleitung zu den Statuten des Ordens heißt: „daß diejenigen, welche im Stillen Tugenden üben, eine äußere Ehre zu haben verdienen." In Baiern wurde die M. in einer Churfürstl. Verordnung von 1785 ein schädliches Handwerk titulirt. Freilich war der Herr Exjesuite Frank mit an der Spitze der Gegner. Es gab sonst Menschen, die sich nicht eher eine Meinung zu haben getraueten, bis sie erfuhren, was man jenseits der Alpen meinte. Daß die päpstl. Staaten noch h. z. T. gegen die wehrlosen Freimaurer zu Felde ziehen, ist bekannt genug geworden. Eine Bannbulle gegen die drei großen Lichter, (s. den Artikel Lichter) ist für den gesunden Menschenverstand eine drolligte Erscheinung; aber sehr consequent da, wo man das erste der großen Lichter, die Bibel selbst, schon längst in Verbot legte.

Naturlehre. (Beschluß.)

In der americanischen Ornithologie von Wilson in Philadelphia (die bereits zu 9 Bänden angewachsen ist) wird der sogenannte Spottvogel sehr interessant beschrieben. Sein Gefieder hat nichts ausgezeichnetes, aber seine Gestalt ist schlank und graziös. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit seiner Bewegungen, das Feuer seiner Augen und das verständige, anfmerksame Horchen auf den Gesang anderer Vögel, sind bewundernswürdig. Seine Stimme ist voll, wohlklingend, jeder Biegung fähig, und kann eben soleicht den weichen Ton der Wachtel als das kreischende Geschrei des Habichts nachahmen. Aber seine Nachahmungen sind jederzeit Verschönerungen; wenn er singt, ist er in steter Bewegung, breitet Flügel und Schweif aus, steigt in die Lüfte wie ein Pfeil, und senkt sich wieder wenn sein Gesang erstirbt. Wer ihn hört, ohne ihn zu sehen, sollte glauben, alle Vögel des Waldes hätten sich versammelt um einen Wettgesang anzustimmen. So täuscht er auch oft den Jäger, der, durch die nachahmende Stimme verleitet, einem ganz andern Vogel nachzuschleichen glaubt. Die Vögel selbst werden oft durch ihn betrogen, glauben sich von ihres Gleichen gelockt, und nähern sich, oder fliehen weil sie den Schrey eines Sperbers zu hören wähnen. Selbst im Käsicht verliert er seine gute Laune nicht und man wird nicht müde ihm zuzuhören. Bald pfeift er dem Haus-Hund, der alsobald wedelnd herbeyeilt, weil er meynt, sein Herr habe gepfiffen; bald schreyt er wie ein verwundetes Küchlein, und sogleich flattert die Gluckhenne herzu mit gesträubtem Gefieder, um ihre Jungen zu beschützen. Ein andresmal läßt er das Bellen eines Hundes, das Miauen einer Katze und das Knarren eines ungeschmierten Rades schnell aufeinander folgen, und endigt mit dem ganzen Liede, welches sein Herr ihm pfeifen gelehrt, es sey so lang es wolle. Das Schmettern des Canarienvogels und die Flöten-Töne der virginischen Nachtigall ahmt er in gleicher Vollkommenheit nach. (Wie kommt es, daß man diesen Vogel noch nicht nach Europa gebracht hat? zwar, wenn blos das Talent der Nachahmung in Betrachtung kommt, so brauchen wir ihn wenigstens in Deutschland nicht, denn die Deutschen sind die Spottvögel von Europa.)

Wilson bestreitet die allgemeine Meynung das die Fliegen-Vögel (eine Art Colibri) sich blos vom Saft der Blumen nährten, weil sie mit ihrer langen Zunge in den Blumenkelch dringen; man hat auch Ueberbleibsel von Insecten in ihren Magen gefunden. Mühsam erhält man sie im Käsicht, denn wenn sie nicht fast immer fort in der Sonne hängen, so erstarren sie. — Wenn diese Vögel auch schön sängen, so würden sie das treffendste Bild der Dichter seyn. —

Der Singho, ursprünglich ein Japanischer Baum, den Kämpfer 1712 zum Erstenmale beschrieben hat, wird ungefähr so groß als unsere Nußbäume und trägt Pflaumen ähnliche Früchte. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde er in Europa eingeführt, und 1754 schon in England cultivirt, wo der Botaniker Smith, um dem Botaniker Salisbury ein unnützes Compliment zu machen, den japanischen, von Kämpfer und Linne angenommenen Nahmen in Salisburya adianthifolia verwandelte; eine Schmeicheley, aus der die Unannehmlichkeit entstanden ist, daß nun mehrere Botaniker, z. B. Wildenow, ihn Salisbury nennen, während andere, z. B. Jussieu, Persoon u. s. w., seinen ursprünglichen Nahmen beybehalten. Als er zuerst bekannt wurde, hielt man ihn in Frankreich so hoch im Preise, daß er unter dem Volke nur der Vierzig-Thaler-Baum hieß. Vor einigen Jahren hat er zu

Rouen, Pisa und Montpellier geblüht, aber es waren lauter männliche Blüthen, und man glaubte schon, daß man in Europa kein weibliches Exemplar besitze. Nun hat jedoch der Professor de Candolle bekannt gemacht, daß allerdings zu Genf ein solches existirt, aber taube Früchte trägt, weil es dort an einem männlichen Baume fehlt. Es sind Ableger nach Frankreich und England geschickt worden, und so wird vermuthlich bald in unsern Gärten ein neuer Fruchtbaum uns neue Genüsse gewähren. —

Delambre hat in der Pariser Academie der Wissenschaften, ein Memoire über den Ocean vom General Sauviac vorgelesen, in welchem der Verfasser, mit eben so wenigem Glück als sein Hr Waffenbruder Allix, ganz besondere Meynungen aufstellt, z. E. daß die, vermittelst der Pflanzen ausgeübte, Decomposition des Wassers, nach einigen Tausend Jahren die Meere austrocken werde. Es gieng diesem Memoire wie einem schlechten Schauspiele, wo die Zuschauer so lange pochen bis der Vorhang fällt — es wurde nicht bis zu Ende gelesen. —

Literarische Notizen.

Herr Krieger, ein Verehrer Friedrich des Großen hat in mehr als 40 Jahren 887 Kupferstiche und 58 Holzschnitte von diesem unvergeßlichen Könige zusammen gebracht, und das Verzeichniß derselben unter dem Titel: Leben und Thaten Friedrich des Einzigen, herausgegeben. Er hat, um der Vollständigkeit willen, auch die Bilder auf Tabaks-Briefen und Spiel-Karten nicht verschmäht. Von dem Bilde zu Pferde, welches Chodowiecky geliefert, waren schon im Jahr 1805 dreißig Nachstiche erschienen. Von einem andern Kupferstiche des Rector Berger in Berlin wurden über 6000 Exemplare verkauft und von den bunten Holzschnitten von Zürngiebel über 4000. Ein Colporteur kaufte einst eine mißlungene Platte für 10 thl. an sich; und wurde noch dadurch zum wohlhabenden Manne. Aus alle dem ist zu schließen, daß die Deutschen damals der unbeschränkten Monarchie noch nicht so abhold waren als jetzt. Doch das haben viele wohl auch später in der Verehrung Napoleons bewiesen, von dem man gewiß noch mehr als 887 Kupferstiche zusammen bringen könnte. —

Der Freyherr vom Seckendorf hat in einem Buche vom Fürsten nach antimachiavellischen Grundsätzen die Kunst zu regieren nach natürlichen Empfindungen dargestellt. Der Gedanke ist so neu, und so sonderbar, daß er jeden Leser wie uns auffallen wird. Nebenher meynet der Verfasser, daß die Völker die Kunst zu regieren oft besser verständen als ihre Regierer. —

Von den schreibenden Zeitgenossen Alexander des Großen, deren viele dessen Thaten gepriesen, ist fast nichts uns übrig geblieben, und wir lesen diese sogenannten Heldenthaten nur in Schriftstellern, die mehrere Jahrhunderte nach Alexander gelebt, und uns Bruchstücke aus seinen ersten Biographen aufbehalten haben. Nicht allein mehrere seiner Generale hatten Denkschriften aufgezeichnet, sondern es befanden sich auch Philosophen in seinem Gefolge, die ausdrücklich damit beauftragt waren. Einige derselben, wie Callisthenes und Onesicrites, schmeichelten ihrem Helden durch Fabeln, Andere konnten wenigstens der Versuchung nicht widerstehen, wunderbares mit Wahrheit zu mischen, was bei so fernen erstaunenswürdigen Unternehmungen leicht war. Nur wenige waren stark genug, von solchen Flecken sich rein zu erhalten. (Wir haben in unsern Tagen das ähnliche Beispiel vor Augen.) St. Croix, Fabricius u. a. m. haben mit vieler Gelehrsamkeit und geläuterter Critik jene Schriften beleuchtet. Doch keiner spricht von Alexanders Itinerarium, (Reisebahn) welche vor kurzem Herr Mai in einer Handschrift der ambrosianischen Bibliothek entdeckt und bekannt gemacht hat. Der Verfasser dieses Itinerariums ist unbekannt, lebte jedoch im vierten Jahrhundert, da er sein Werk dem Kaiser Constanz, dem Sohne Constantin des Großen gewidmet hat. Zu seiner Zeit waren die ersten Denkmäler der Geschichte Alexanders noch nicht alle untergegangen, und seine Uebereinstimmung mit Arrian scheint Herrn Mai ein Beweis seiner Wahrhaftigkeit. Doch weicht er auch in vielen Puncten von diesem ab, und hat also nicht einen bloßen Auszug aus demselben geliefert. Er drückt sich bescheidener als Arrian aus, und verschmäht alle Fabeln. Alexanders Tod schreibt er nicht dem Gifte zu, sondern dessen Unmäßigkeit bei einem Schmause, den Medius ihm gab, und wo er den Pokal des Hercules leerte. Das Manuscript ist übrigens unvollständig und endet mit Alexanders Wegzug von den Säulen des Hercules. Die Gestalt des Helden beschreibt der Verfasser wie folgt: „Er hatte einen durchdringenden Blick, eine etwas gebogene Nase, eine offene Stirne, obgleich sein Haar sehr stark war, allein es hatte durch das heftige Reiten eine Richtung nach hinten genommen." (Die antiken Büsten Alexanders bestätigen diese Beschreibung. Ganz hat der Verfasser der Versuchung zu schmeicheln doch nicht widerstehen können, denn zuletzt behauptet er, Kaiser Constanz habe eine auffallende Aehnlichkeit mit dem macedonischen Helden. Das Jupiter Ammon's Land schildert er sehr romantisch, vergißt auch nicht, der Quellen zu erwähnen, die in der Nacht warm, am Tage kühl sind, und die noch jetzt, so wie das gleichfalls angeführte Salz, auf derjenigen Oase gefunden werden, welche die Araber im Mittelalter Santaryah nannten und welche jetzt Syouah heißt. Sie war stets berühmt durch ihre Palmen und Quellen, und diente, gleich den andern Oasen, im vierten Jahrhundert zum Verbannungsorte. — Den Styl des Verfassers findet Hr. Mai nicht schlecht; er ist es aber doch würklich, (denn im vierten Jahrhundert war die Sprache schon sehr verdorben.) Das Manuscript wimmelt von Fehlern, und würde oft ganz barbarisch erscheinen, wenn Mai nicht vieles verbessert hätte. —

Wir dürfen die, in englischer Sprache erschienene, mit Charten und Kupferstichen schön geschmückte Geschichte von Java in zwei Bänden empfehlen. Der Verfasser derselben ist Raffles, der fünf Jahre Statthalter auf dieser Insel war, und dem alle Mittel zu Gebote standen, Thatsachen zu erfahren und zu prüfen. Mit diesen Vortheilen verbindet er viel Einsicht und eine vorurtheilsfreye Denkart. Die holländische Verwaltung tadelt er freylich streng, und entschuldigt sich deshalb in der Vorrede; man sagt jedoch allgemein, daß die kleinliche Eyfersucht der vor-

maligen holländisch-ostindischen Compagnie nicht hart genug getadelt werden könne. Raffles meynet, sie habe durch den Verlust ihrer schönen Colonien im Grunde nichts eingebußt, denn ihre Schulden hätten sich 1790 auf 85 Millionen Gulden belaufen. Eine Commission, die zur Untersuchung ihrer Lage niedergesetzt wurde, erklärte: die Vermehrung der Abgaben, das steigende Geldbedürfniß, die circulirende Masse von Papiergeld, die zahllosen Erpressungen der Beamten, der Schleichhandel mit den Fremden, die Treulosigkeit der eingebohrnen Fürsten, die Schwäche der Regierung, das Uebermaß der Militär-Bedürfnisse — alle diese Mißbräuche wären zu einer solchen Höhe gestiegen, daß es fast unmöglich schiene, den gänzlichen Ruin der Compagnie aufzuhalten — In keinem Lande der Welt finden sich so viele gewaltige Ruinen von Tempeln, die schwerlich von den Vätern der jetzigen einfachen Bewohner erbaut wurden. Ohne Zweifel waren sie der Hindus-Religion gewidmet, und der Verfasser glaubt, daß künftige Entdeckungen beweisen werden, Java und Sumatra seyen nicht allein das Taprobane der Alten, sondern auch die heiligen Inseln der Hindus. — Die reichsten und fruchtbarsten Theile der Insel werden noch von zwei eingebornen Fürsten besessen, davon einer Kaiser, der andere Sultan genannt wird. — Unter den ungeheuren Bergen, die zum Theil Flammen speiend waren und noch sind, befand sich auch der Vulkan Papandayang, der 1772 in der Nacht vom 11. auf den 12. August in eine weiße Wolke gehüllt erschien. Die Einwohner durch dieses Phänomen erschreckt, nahmen die Flucht, allein sie waren noch nicht weit gekommen, als der Berg plötzlich zusammenstürzte, und mit gräßlichem Donner das ganze ihn umgebende Land auf 15 Meilen in der Länge und 6 in der Breite mit sich in den Abgrund hinabriß. Erst 6 Wochen nachher durfte man wagen diesen Schauplatz der Vernichtung sich zu nähern. Drei Fuß hoch war die Erde mit vulkanischen Auswürfen bedeckt. 40 Dörfer gingen zu Grunde, fast 3000 Menschen kamen um nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Vieh. Die Pflanzungen von Baumwolle, Indigo, Caffee u. s. w. waren ringsum zerstört. Die Würkungen dieser schrecklichen Catastrophe sind noch jetzt sichtbar. — Diese Gefahren vergilt der üppigste Boden. Das herrliche Pflanzenreich erregt Bewunderung. Die schönsten Früchte, Bananen, Orangen, Limonen u. s. w., wachsen in die Hand, die Ananas sind so häufig, als die Erdbeeren in unsern Wäldern. Man athmet überall würzreichen Blumenduft. Im Schatten der zum Erstaunen hohen Bäume rieseln überall frische Quellen. Aber freilich umzischen auch Schlangen den Wanderer, Tyger heulen in den Wäldern, Büffel brüllen in den Morästen, und der blutdürstige Malaye zücket den Dolch gegen jeden, der seiner Wohnung sich zu nahen wagt. — Mit Ausnahme der Stadt Batavia, ist das Klima auf Java sehr gesund, wie die Sterbelisten beweisen. Die holländische Compagnie ist allein Schuld, daß in dieser verpesteten Hauptstadt so viele Menschen geopfert worden sind. Sobald die Stadtmauern niedergerissen wurden, suchten die Einwohner gesundere Wohnplätze und fanden sie schon in einer geringen Entfernung von einigen Meilen, und befinden sich seitdem sehr wohl. (Wir werden auf dieses treffliche Werk vielleicht noch einmal zurückkommen.)

Für die Wetterbeobachter hat der Engländer Thomas Forster ein Werk über die Phänomene der Atmosphäre geliefert, in welchem er die Wolken nach ihrer verschiedenen Gestalt in Cirrus, Cumulus, und Stratus abtheilt und aus ihnen prophezeiht. Wir gehören nicht zu den Meteorologen, und begnügen uns daher mit dieser kurzen Anzeige. —

In einer Notiz über eine Tonnen-Fabrik zu Glasgow und eine Branntweinbrennerei zu Edinburgh (für Kenner sehr merkwürdig) wird erzählt, daß die letztere täglich 3000 Gallonen rectificirten Branntwein aus Spelz und Gerste liefert. Die Taxe, die der Eigenthümer zahlt, beläuft sich jährlich auf 300000 Pfund Sterling. (!)

A. v. Schlegels sehr correcte, aber auch sehr kalte Elegie, Rom, ist von dem Professor Fuß in's Lateinische übersetzt, und sogar, nach Art klassischer Gedichte, durch Einleitung und Anmerkungen commentirt worden. Die Uebersetzung selbst ist ein Versuch, der wenigen besser, den Meisten schlechter gerathen, und am Besten ganz unterblieben seyn würde. Die Anmerkungen enthalten Parallelstellen alter Dichter und antiquarische Erläuterungen. —

Manso's Leben Constantin des Großen ist ein angenehmes Geschenk. Ohne Gibbon's Verdienste zu nahe zu treten, so ergiebt sich doch, daß seine Forschungslust ermüdete, und der, über sein ganzes Werk (vom Verfall und Untergange des römischen Reichs) verbreitete äußere Glanz wird zuletzt unwürksam, und paßt auch wohl nicht für diese längste aller Krankheits-Geschichten. Daher konnten Neander, Wilken u. s. w. mit Erfolg einzelne Theile der Byzantinischen Geschichte neu bearbeiten, und an diese Reihe von Werken deutschen Fleißes schließt sich Manso's Geschichte auf eine würdige Weise an. Doch ihm gebührt nicht blos das halbe Lob des Fleißes, welches in Deutschland gewöhnlich gespendet wird, weil man nicht den Muth hat, das ganze zu ertheilen, oder zu versagen; sehr lobenswerth ist hier die Form, die von Engländern und Franzosen weit weniger vernachlässigt wird, als von den Deutschen, aus deren reichhaltigen aber unlesbaren Werken man die Goldstücke wie aus einem zähen Moraste herausuchen muß. Der Verfasser hat sich besonders aller Wiederhohlungen von Wörtern und Wendungen enthalten, die immer auch auf den Inhalt langweilig und unangenehm würken. Sein Werk steht in einer so wohlgefälligen Reinlichkeit da, daß wir an Isokrates erinnern würden, wenn nicht einige darin ein zu großes Lob, andere einen zu starken Tadel finden möchten. — Durch eine falsche Nachäfferei gehen jetzt so manche, übrigens ganz verständige Leute in steifen Stiefeln und steif-einenen Röcken einher, daß man ihren tüchtigen natürlichen Wuchs kaum erkennen kann, und den einfachen Gang verschmähend, ergötzen sie sich an wunderlichen Sprüngen und Capriolen. Nicht besser stehts mit vielen Lesern: ihrer Zunge schmeckt alles fade, was nicht mit Cayenne-Pfeffer gewürzt ist, und sie vergessen, daß solche ununterbrochene Ueberreizung um allen Geschmack bringt. Des Verf. Einfachheit und Klarheit führen weit eher zum Ziele der ächten Geschichtschreibung, und, den Ausspruch über Ariost's Orlando umwandelnd, möchten wir sagen: Wer nicht schreiben kann wie Thucydides, der schreibe lieber vernünftig. — Uebrigens behauptet der Verfasser, das Christenthum habe in Constantins Tagen im Kampfe mit dem alten Glauben noch unterdrückt werden können; eine Behauptung, die wahrscheinlich viele Gegner finden wird. —

Die höchst interessanten Briefe der Frau v. Freygang über den Kaukasus und Georgien — ein Seitenstück zu der Reise der Lady Craven in die Krimm, zu den Briefen der Lady Montague über die Türkey und zu der Berufs-Reise der Generalin Riedesel nach Nordamerika — ist von dem russischen Residenten zu Hamburg, Herrn v. Struve, so trefflich in's deutsche übersetzt worden, daß das französische Original nichts von seinem lebhaften Colorit verlohren hat.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 21. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Napoleon Buonaparte. (Fortsetzung.)

Napoleon, der seine Nachrichten von dem Herzoge von Rovigo hatte, hinterbrachte diesem Bassano's Antwort. „Es ist aber doch wahr" sagte Rovigo, „die Herzogin hat an dem und dem Tage, in der und der Stunde ihren Wagen in den elysäischen Feldern stehen lassen, ist einige Minuten unter den Bäumen auf und nieder gegangen, und dann in eine offene Thür geschlüpft, in ein Haus, wo der General * sie erwartete." — „Das wußte ich alles" erwiederte der Kaiser, „ehe Sie es mir gesagt haben. Sie hätten mir aber auch melden sollen, daß eine Viertelstunde nachher Ihre eigene Frau gleichfalls in das Haus ging, um dem Adjutanten des Generals ein Rendezvous zu geben." —

Gegen das Ende des Jahres 1811, auf einer Reise in Holland, ließ Napoleon in Amsterdam das erste Zeichen von Erbitterung gegen den Kaiser von Rußland sich entschlüpfen, früher als das Publicum irgend etwas dergleichen ahnte. In einem Kabinet der Kaiserin nemlich stand eine wohlgetroffene Büste Alexanders, Napoleon sah sie, nahm sie unter den Arm, und, indem er mit einigen Damen fortschwazte, schien es als ob er aus Versehn sie fallen ließe. Eine der Damen fing sie auf, und fragte: was sie damit machen sollte? „Was Ihnen beliebt" antwortete er, „daß sie mir nur nicht mehr vor die Augen kömmt."

Damals war es auch, als er die liebenswürdige Prinzessin Aldobrandini so sehr auszuzeichnen schien, daß er sogar eines Abends zu der Kaiserin und der Herzogin von Montebello sagte: wenn sie recht vollkommen werden wollten, so müßten sie sich bestreben diese Prinzessin zu copiren. Das war das erstemal, daß Marie Luise sehr empfindlich wurde, ohne es jedoch ihn merken, oder die Prinzessin entgelten zu lassen. —

Anerkannte Maitressen hat Napoleon nie gehabt, wohl aber vorübergehende Neigungen, welche zu befriedigen dem allmächtigen Manne nicht schwer wurde. So gern er indessen fremde Liebeleyen ausposaunte, so discret war er in Betreff seiner eigenen. In seiner Jugend hatte er eine Polin, Frau von Paulowsky, sehr geliebt. Sie ist eine der oben erwähnten beiden Frauen, die, nach der engsten Vertraulichkeit, weder seine Achtung noch seine Freundschaft verlohren, und von beiden hat auch sie ihm die rührendsten Beweise gegeben. Nach seiner Abdankung ging sie zu ihm nach Fontainebleau, um Abschied von ihm zu nehmen, und, als sie erfuhr, daß Marie Luise ihn nicht nach Elba begleiten werde, that sie es sammt dem Sohne, den sie von ihm hatte, in der Absicht, blos als Freundin bei ihm zu leben. Napoleon wollte aber seine Gemahlin dadurch nicht kränken, Frau v. Paulowsky blieb nur 3 Tage auf Elba. — Seit seiner Vermählung erlaubte er sich seltener eine Untreue, und suchte stets mit großer Sorgfalt zu verhüten, daß die Kaiserin nichts davon erfahre; denn ununterbrochen bewieß er ihr die größte Achtung. Doch klagte er zuweilen, daß sie sich nicht Mühe genug gebe zu gefallen. Die Verfasserin gesteht, (mißt aber der Herzogin von Montebello die Schuld bey) daß die Kaiserin „die Herzen erstarrte, die so gern von Liebe für sie gebrannt hätten, und daß ein kalter Respect an die Stelle der lebhaften Zuneigung trat, die das Volk gestimmt war ihr zu weyhen; daß sie aber in ihrem engern Kreise sanft, munter, gesprächig erschien, und von allen angebetet wurde, die in nähern Verhältnissen mit ihr standen." — Josephine hingegen sey mehr vom Publicum, weniger von ihrer Umgebung geliebt worden, denn sie habe immer nur Effect machen wollen, da hingegen Marie Luise eine Feindin aller Affectation, alles erborgten Aeusseren gewesen. Indessen kannte Josephine den französischen Character, auch hat nie Jemand so viel Gewalt über Napoleon gehabt als sie, ja zum Theil noch nach ihrer Scheidung; weshalb auch Marie Luise eine Art von Eyfersucht gegen sie empfand und nicht gern von ihr sprechen hörte. Josephinen's Wohlthätigkeit wurde allgemein gerühmt, von der ihrer Nachfolgerin sprach Niemand, ob diese gleich monatlich 10000 Franken von ihren Toilette-Geldern dazu bestimmte; allein sie bekümmerte sich nicht, wie jene, darum, daß ihre Wohlthaten auch wirklich vertheilt wurden, und abermals die Herzogin von Montebello

soll Schuld gewesen seyn, daß hier viel Unterschleife vorgingen. Doch sprach man gewiß nie mit der jungen Kaiserin von einem Unglücklichen ohne sie zu rühren, allein sie wagte es gar nicht, sich ihren ersten Gefühlen zu überlassen, sie schien, in Gegenwart der Herzogin, sich des Mitleides zu schämen, und wenn sie einer ihrer Damen ein Geschenk machen wollte, wählte sie stets einen Augenblick, in welchem die Herzogin nicht gegenwärtig war; denn diese schien jedes, einer andern als ihr gemachte, Geschenk als einen an ihr verübten Diebstahl zu betrachten.

Man hat gemeynt, Marie Luisen's Kälte habe sich sogar bis auf ihren Sohn erstreckt; allein das schien nur so, weil sie das Kind nicht auf den Schoos zu nehmen, nicht zu liebkosen pflegte, eigentlich weil sie nie mit Kindern umgegangen war, und nun ihr eigenes Kind zu beschädigen fürchtete. (?) Auch hatte der Knabe seine Hofmeisterin lieber als seine Mutter, worüber diese allerdings etwas eifersüchtig wurde. Der Kaiser hingegen nahm ihn auf den Arm so oft er ihn sah, liebkosete ihm, trug ihn vor den Spiegel, schnitt ihm Gesichter u. s. w. beim Frühstück setzte er ihn auf seine Knie, tauchte den Finger in die Sauce,. ließ ihn daran saugen und beschmierte ihm das Gesicht. Dann murrte die Hofmeisterin, der Kaiser lachte, und das Kind, fast immer munter, schien die derben Liebkosungen seines Vaters mit Vergnügen zu empfangen. Bis zu Vollendung seines zweiten Jahres war der kleine Napoleon regelmäßig bei des Vaters Frühstück gegenwärtig, auch seine Mutter.

Sobald er sprechen konnte, wurde er, wie fast alle Kinder, ein großer Frager. Gern sah er aus seinem Fenster das Volk im Garten der Tuilerien, und bemerkte bald, daß viele Personen mit großen Papierrollen unter den Armen in's Schloß kamen. Was ist das? fragte er. Man bedeutete ihm, es wären Unglückliche, die seinen Vater um eine Gnade bitten wollten. Alsobald schrie und weinte er so lange, bis man ihm die Supplik brachte, und dann ermangelte er nie beim Frühstück alle die Bittschriften zu überreichen, die er Tages zuvor gesammelt hatte. Man kann leicht denken daß, so bald das bekannt wurde, das Publicum es ihm nie an Bittschriften fehlen ließ. Einst sah er aus dem Fenster eine Frau mit einem Knaben, beide in Trauer, und der letztere mit flehender Geberde ein Papier ihm zeigend. „Warum ist der Kleine schwarz gekleidet? fragte der Prinz. Ohne Zweifel, war die Antwort, ist sein Vater gestorben. Nun trug er großes Verlangen mit Mutter und Sohn zu sprechen. Frau von Montesquiou, die Hofmeisterin, die keine Gelegenheit versäumte, sein Herz zu entfalten, ließ beide heraufkommen. Es war die Wittwe eines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Officiers, die um eine Pension bat. Am andern Morgen übergab der kleine Napoleon wie gewöhnlich seinem Vater eine Menge Suppliken auf Einmal, aber die der Wittwe hatte er zurückbehalten und überreichte sie einzeln, mit den Worten: „Da ist ein armer kleiner Junge. Du bist Schuld, daß sein Vater todt ist. Nun hat er nichts. Gieb ihm eine Pension, ich bitte dich." Der Kaiser umarmte ihn zärtlich und gewährte seine Bitte auf der Stelle.

Es ist falsch, daß man ihm jemals Ruthen gegeben. Im Ganzen war er sanft und gelehrig und ließ sich wohl durch Vernunft regieren; aber freilich wallte auch Napoleon's Blut in seinen Adern, er war heftig wie dieser und konnte schon bisweilen in Zorn gerathen. Eines Tages wälzte er sich schreiend auf der Erde, und hörte durchaus nicht auf seine Hofmeisterin, bis diese die Fenster und die Fensterladen zumachte. Verwundert fragte er, warum sie das thue? „damit man Sie nicht schreien höre" antwortete die kluge Frau; „glauben Sie, daß die Franzosen einen Prinz haben möchten, der sich so aufführt?" — „Haben sie mich denn gehört?" rief er beschämt. „Sei nicht böse, Mamma Quiou" (so nannte er sie) „ich will's nicht wieder thun" —

Streng verboten war die Einfuhr englischer Waaren in Frankreich, zu der Zeit als Napoleon in Holland war; erwischte man deren, so wurden sie ohne Gnade verbrannt. Aber alle Damen im Gefolge der Kaiserin versorgten sich reichlich damit und 15 Wagen mit dem kaiserlichen Wappen versehen gingen glücklich durch.

Während dieser Reise entwarf Napoleon den Plan zu der fatalen Expedition nach Rußland. Er wußte wohl, daß sie von vielen gemißbilligt werden würde, und vermuthlich in der Absicht, die Unzufriedenen zu gewinnen, gab er sich damals viele Mühe zu gefallen, und er konnte es wenn er wollte. Nie hatte man ihn so liebenswürdig gesehen. Er enthielt sich aller Anwandlungen von Hitze, Ungeduld oder böser Laune, sprach mit Jedem wie es am passendsten schien, war Banquier in Amsterdam, Kaufmann in Brüssel und Schiffs-Rheder in Antwerpen, besuchte die Fabriken, die Werfte, hielt Heerschau über die Truppen und Re-

den an die Seeleute, nahm die Bälle an, die in allen Städten ihm zu Ehren veranstaltet wurden, kurz er war höflich und gesprächig gegen Jedermann und sagte, gegen seine Gewohnheit, immer nur angenehme Dinge. —

Während seines Feldzuges in Rußland hatte er öfter an die Kaiserin geschrieben, ihr aber von seiner Zurückkunft nichts gemeldet. Er kam folglich ganz unerwartet. Marie Luise, traurig und seit einiger Zeit kränkelnd, hatte sich eben zu Bett gelegt; die Dame, die in dem nächsten Zimmer schlafen sollte, wollte dasselbe thun und stand im Begriff die Thüren zu verschließen, als sie mehrere Stimmen im Vorsaale hörte. Im selben Augenblicke öffente sich die Thür und zwei Männer in Mäntel gehüllt traten herein. Die Dame stürzte nach dem Zimmer der Kaiserin um den Eingang zu verwehren, als Einer der beiden Männer den Mantel zurückschlug und sie Napoleon erkannte. Der Schrey, den sie ausstieß, benachrichtigte die Kaiserin, daß etwas außerordentliches vorgehe und sie sprang eben aus dem Bette, als ihr Gemahl sie in die Arme schloß. Die Zusammenkunft war sehr zärtlich. Er und sein Begleiter Caulaincourt, in einer schlechten Kalesche anlangend, hatten viele Mühe gehabt sich die Pforten des Schlosses öffnen zu lassen, so weit war man entfernt den Kaiser zu erwarten.

Der Winter verlief traurig. Die Feste waren seltener und nicht frölich. Napoleon war einige Zeit finster, in Gedanken versunken und zeigte sich wenig im Publicum. Es schien, er fürchte kühl empfangen zu werden. In der That fing der Nimbus um sein Haupt schon an zu verschwinden, und die Policey mußte eine Menge Menschen besolden, die unter seinen Fenstern, oder wo er sich sehen ließ, ein Beifallsgeschrei erhoben. Er versuchte nun sich populair zu zeigen, ging öfter aus und besuchte alle öffentlichen Anstalten von einem einzigen Adjutanten begleitet, sprach mit jedem, der ihm begegnete, sehr herablassend und hinterließ überall Spuren seiner Wohlthätigkeit. Bisweilen stieß er auch wohl auf Leute, die ihn um den Frieden baten; dann antwortete er: Niemand wünsche den Frieden eifriger als er; Frankreich habe genug des Waffenruhms erworben, und er wolle nur noch Einen Feldzug machen, um die Ruhe von Europa fest zu begründen — Der kleine Napoleon hatte frühzeitig beten gelernt, und seit dem Unglücke in Rußland hatte man seinem Gebete die Worte beigefügt: „lieber Gott! gieb daß mein Papa Frieden mache, zu Frankreichs und unser Aller Glück!" Der Kaiser war eines Abends gegenwärtig als der Kleine so betete. Er lächelte und sagte nichts. —

Die Verfasserin behauptet, daß Napoleon zu Dresden im Begriff gewesen sey den Frieden zu unterzeichnen, und daß blos eine ungeschickte Uebereilung des Herzogs von Bassano ihn daran gehindert habe. „Sire!" soll er gesagt haben, indem er dem Kaiser die Feder überreichte, an deren Spitze in diesem Augenblicke Europa's Ruhe hing „Sire, diesesmal wird man nicht sagen, daß Sie den Frieden geben, sondern daß Sie ihn empfangen." Da warf Napoleon die Feder von sich und erklärte, er werde nicht unterschreiben. Vielleicht hatte auch Bassano geheime Gründe, um die Fortsetzung des Krieges zu wünschen.

Die Kaiserin schrieb ihrem Gemahl oft sehr aufrichtig von der übeln Stimmung, welche in Frankreich herrschte, allein die schmeichelnden Minister unterhielten ihn nur von Frankreichs unerschöpflichen Hulfsquellen. Noch leuchtete vom Hofe ein schwacher Strahl von Hoffnung, als zwei schlechte Reisewagen zu St. Cloud anlangten und man den Kaiser erkannte. Marie Luise war eben bei ihrem Sohne, man eilte sie zu rufen. Sie stürzte ihrem Gemahl entgegen, fand ihn auf den letzten Stufen des Pallastes und warf sich heftig weinend in seine Arme. Napoleon tiefbewegt drückte sie mit verdoppelter Zärtlichkeit an sein Herz, und sein herbeieilender Sohn vollendete das Familiengemälde, welches die wenigen Zeugen dieses Auftrittes innig rührte. Marie Luise, von Oestreichs Abfall unterrichtet, hatte Napoleons Zurückkunft eben so sehr gefürchtet als gewünscht. Sie fand ihn ruhig, ergeben, an seinem Glücke noch nicht verzweifelnd, und durchaus nicht gestimmt, ihr den Abfall ihres Vaters entgelten zu lassen.

Als in dem folgenden Feldzuge neues Unglück hereinbrach, wollte die Kaiserin Paris nicht eher verlassen, so sehr man auch von allen Seiten in sie drang, bis Clarke (der Herzog von Feltre) ihr einen Brief vorlas, in welchem Napoleon schrieb: „daß er seine Frau und sein Kind lieber im Grunde der Seine als in den Handen seiner Feinde wissen wolle." Die Abreise wurde also beschlossen und die Verfasserin bemerkt hierbei als etwas ganz besonderes, daß der kleine Napoleon, der doch an öftere kleine Reisen gewöhnt war, dießmal durchaus nicht aus seinem Zimmer wollte, sondern sich auf der Erde wälzte und unaufhörlich schrie, er wolle in Paris

bleiben. Man mußte ihn mit Gewalt in den Wagen tragen.

Zu Blois, wo alles ruhig war, verbarg man der Kaiserin Alles was in Paris vorging. Die Beschlüsse der Regierung, die Decrete des Senats blieben ihr unbekannt; kein Journal bekam sie zu lesen; Niemand erwähnte der Bourbons; daher ahnete sie noch kein anderes Unglück, als die Nothwendigkeit, in der ihr Gemahl sich befinde, einen nachtheiligen Frieden zu machen. Erst am 7. April Morgens erfuhr sie die Wahrheit. Sogleich wollte sie nach Paris zurückkehren, aber man verstattete es ihr nicht. Auch der Entschluß, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, wurde ihr ausgeredet. Die Verfasserin äußert hier allerlei Vermuthungen, besonders den Fürsten Schwarzenberg betreffend, die wohl unerwiesen sind.

Während des Aufenthalts der Kaiserin zu Blois und Orleans wechselte sie täglich Briefe mit Napoleon. Sie schrieb ihm, daß sie gesonnen sey, eine Zusammenkunft mit ihrem Vater zu veranstalten, u. dessen Beistand für ihren Sohn zu erflehen. Da dieser Vorsatz Napoleons Beifall nicht erhielt, so bat sie um seine Einwilligung, ihrer Gesundheit halber in ein Bad gehen zu dürfen. Allein da Napoleon vorausah, daß man ihn von seiner Gemahlin trennen wolle, so ließ er auf der Stelle ein zahlreiches Detaschement seiner Garde abgehen, dem er selbst auf dem Fuße folgte. Doch zu Etampes erfuhr man, daß Marie Luise schon hier durch gegangen sey, um sich nach Rambouillet zu ihrem Vater zu begeben. Nun konnte man nicht weiter daran denken ihr zu folgen, da die ganze Gegend von Etampes von den Truppen der Alliirten besetzt war. Napoleon kehrte nach Fontainebleau zurück, nicht zweifelnd an dem Herzen seiner Gemahlin und überzeugt, daß sie nur gezwungen sich entfernt habe. — Sie wurde krank zu Rambouillet, und nachher zu Grosbois, wo sie zwei Tage verweilen mußte, worauf sie durch Tyrol nach Wien ging. —

Im Lager achtete Napoleon keine Strapatze, keine Unbequemlichkeit, aber in seinem Pallaste badete er fast täglich, rieb sich den ganzen Leib mit cölnischem Wasser und wechselte die Wäsche bisweilen mehrere male an Einem Tage. — Auf Reisen galt jedes Quartier ihm gleich, wenn nur kein Tagesstrahl in sein Schlafzimmer drang. Er litt nicht einmal eine Nachtlampe. — Seine Tafel war mit auserlesenen Speisen besetzt, die er aber nicht anrührte. Eine geröstete Kalbsbrust, Kalbsribben, (Cotelets) ein gebratenes Huhn, Linsen oder türkische Bohnen das waren seine Lieblingsspeisen. Das Brod mußte vorzüglich gut seyn, auch trank er nur den besten Wein, aber wenig. Man hat gesagt, er habe täglich 8 — 10 Tassen Caffee getrunken; das ist nicht wahr. Er trank nicht mehr als eine halbe Tasse nach dem Frühstück und eben so viel nach der Mittagstafel. Wahr ist hingegen, daß er bisweilen in der Zerstreuung seinen Kaffee forderte, wenn er ihn eben getrunken hatte, und behauptete er habe noch keinen bekommen. Er aß sehr schnell und stand vom Tische auf wenn er satt war, ohne sich um die übrigen Gäste zu bekümmern.

Man hat auch gesagt, er habe große Vorsichts-Maßregeln angewendet, um nicht vergiftet zu werden. Das ist aber auch nicht wahr. Vielleicht war er sogar zu unvorsichtig in diesem Puncte. Jeden Morgen standen mehrere Schüsseln seines Frühstückes lange im Vorzimmer, wo beständig Supplicanten und Fremde waren, die sehr leicht Gift hätten hinein werfen können, ehe er befahl, das Essen herein zu bringen. Eben so zu Mittag, wo die Schüsseln aus Hand in Hand gingen. — Als er nur noch erster Consul war, lud er oft Schriftsteller, Gelehrte und Künstler zu seiner Tafel. Auf dem Lande spielte er allerley Bewegungs-Spiele mit ihnen, besonders das Kämmerchens-Spiel (aux barres) welches er noch aus seiner Jugend liebte, vielleicht weil es ein Bild des Krieges ist. Als Kaiser erlaubte er sich dergleichen nicht mehr und machte sich blos Bewegung zu Pferde. Er ritt sehr gern, obgleich er nicht selten stürzte. —

Er sprach sehr laut, und wenn er fröhlich war, hörte man sein Lachen sehr weit. Er sang auch gern, wiewohl immer falsch. Kurz vor seiner zweiten Vermählung sang er oft: Ah! ç'en est fait! je me marie; und zwar dermaßen gegen den Tact, daß man ihm nicht ohne Lachen zuhören konnte, was er doch nie übel nahm. Er setzte freilich seinen Ruhm nicht in den Gesang. — Er liebte die Pracht bei öffentlichen Gelegenheiten, doch sollte auch alles recht ökonomisch eingerichtet seyn. Auf einer Reise nach Compiegne fuhr man ihn zu langsam und er rief aus dem Schlage: „geschwinder! geschwinder!" — Caulaincourt, der als Oberstallmeister vor ihm herfuhr, hörte es, steckte den Kopf aus seinem Wagen und schrie dem Kutscher zu: „ich jage dich zum Teufel, wenn du schneller fährst!" — Als Napoleon zu Compiegne anlangte, klagte er über Langsamkeit, da antwortete Caulaincourt mit kaltem Blute: „Sire, wenn Sie mir mehr Geld für Ihren Stall geben, so mögen Sie meinetwegen so viele Pferde todt fahren als Sie wollen." Napoleon schwieg. — Bei

einem Frühstück mit der Kaiserin fragte er einst eine Dame: wie viel wohl die eben da stehende Pastete koste? „12 Franken für Ew. Majestät" sagte sie lächelnd, „und 6 Franken für einen Pariser Bürger." — „Das heißt" erwiederte Napoleon, „ich werde bestohlen?" — „Nein Sire, aber es ist so der Gebrauch, daß ein König alles theurer bezahlt als seine Unterthanen." — „Das versteh' ich nicht" rief er lebhaft, „und ich werde schon Achtung geben." In der That bekümmerte er sich um Einzelheiten der innern Oekonomie, die oft von Privatpersonen vernachlässigt werden. — Eines Tages fragte er auch, wie viel ein gesticktes, mit Spitzen besetztes Schnupftuch der Kaiserin koste? welches man ihm reichte, weil er eines zu sich zu stecken vergessen hatte. 80 bis 90 Franken, war die Antwort. Er ließ sich den Preiß nochmals wiederhohlen und sagte dann: wenn ich Eine der Damen der Kaiserin wäre, so würde ich ihr täglich ein solches Schnupftuch stehlen, das würde mir mehr eintragen als mein Gehalt."

Seine Handschrift war immer schlecht, und in der letzten Zeit ganz unleserlich; nur seine Secretaire konnten sie entziffern. Der erste derselben, Menneval, bekleidete dieses mühselige Amt 10 Jahr; warlich sehr mühsam, denn es verging keine Nacht, wo Napoleon ihn nicht rufen ließ, um ihm etwas zu dictiren, und bisweilen mehr als Einmal in derselben Nacht. — —

Hier enden die Bemerkungen der Dame. Wir werden im folgenden Blatte noch einiges aus der zweiten, von einem Manne geschriebenen, Hälfte des Buches liefern.

Kurzer Bericht

von den Begebenheiten des Lieutenants Otto von Kotzebue, Befehlshaber des Schiffes Rurik, im dritten Jahre seiner Seefahrt; ausgezogen aus einem an seinen Vater gerichteten Schreiben.

— — „Dir ist bekannt, wie glücklich unsere Reise von Chili nach Kamtschatka und von da nach der Behringsstraße war. Der tiefe Sund, den wir in der letztern entdeckten, gab für das künftige Jahr die glänzendsten Hoffnungen. Mit dem festen Vorsatz, dann bis an die nördlichste Spitze von Amerika vorzudringen, verließ ich die Behringsstraße, berührte Unalaschka, die Küste von Californien, und endlich die Sandwich-Inseln, von wo ich im December 1816, meiner Instruction zufolge, den Lauf nach der Gegend der Carolinen richtete. 1817 am Neujahrsabend entdeckten wir eine bewohnte Insel, welche den Namen Neujahrs-Insel behalten hat. Während der drei Monate, welche wir in dieser Gegend zubrachten, waren wir so glücklich noch sechs Inselgruppen zu entdecken, die eine Kette von Norden nach Süden bilden, und von den Eingebornen Radack genannt werden. Wir gewannen leicht das Vertrauen dieser guten Insulaner, und Einer derselben, Cadu, entschloß sich sogar mit uns zu reisen. Die Schicksale dieses Menschen sind äußerst merkwürdig, denn eigentlich war er kein Radacker, sondern ein Fremdling von der Insel Ulle, welche wenigstens 1500 englische Meilen gegen Osten von Radack liegen muß, und nur auf der Charte dem Namen nach bekannt ist, weil der Pater Cantova 1733 von den Ladronen als Missionair nach den Carolinen geschickt wurde."

„Cadu verließ Ulle mit noch drei andern Wilden auf einem zum Segeln eingerichteten Kahne, in der Absicht, bei einer entfernten Insel zu fischen. Ein heftiger Sturm verschlug sie, 8 Monate irrten sie auf der See herum, bald hungernd bald von Fischen lebend, und landeten endlich in dem erbärmlichsten Zustande an der ihnen unbekannten Kette Radack. Das Merkwürdigste von dieser Fahrt ist, daß sie gegen den Nordost-Passatwind vollbracht wurde, was besonders diejenigen interessiren wird, welche bisher geglaubt haben, die Bevölkerung der Südsee-Inseln habe von Westen nach Osten statt gefunden."

„Das gute Einverständniß, in welchem wir mit den Bewohnern von Radack lebten, gab uns Gelegenheit, ihre Lebensart, Geschichte und Geographie so ziemlich auszuspähen, und wir bringen eine schöne Ausbeute sowohl für die Wissenschaften als auch für die bloße Wißbegier mit zurück."

„Am 17 März verließen wir Radack unter den Klagen der Einwohner: wo sollen wir künftig Eisen hernehmen? ich machte ihnen Hoffnung wieder zu kommen, obgleich das meine Absicht nicht war; doch warlich! die Trennung von Radack wurde mir so schwer, als müßte ich einen alten Freund verlassen."

„Jetzt nahmen wir den Weg nach Unalaschka. Es war freylich noch sehr früh im Jahre, allein ich wünschte zeitig dort einzutreffen, um die Vollendung der Baidaren (Böte der Eingebohrnen) zu betreiben, die zu meiner Reise nach Norden bestellt waren. Kaum hatten wir die wohlthätigen Tropen wieder verlassen, als der Nord-Ocean uns mit stürmischem Wetter begrüßte. Immer bringt das Frühjahr in diesen Gegenden häufige und heftige Stürme. Der 13. April war der schreckliche Tag, der den schönsten Theil meiner Hoffnungen

vernichtete. Wir befanden uns unter dem 44ten Grad 30 Minuten der Breite und dem 181ten 8 Minuten der Länge. Schon am 11. und 12. stürmte es heftig mit Hagel und Schnee. In der Nacht des 12. brach ein Orkan aus. Die ohnehin schon hochlaufenden Wellen thürmten sich jetzt zu ungeheuren Massen, wie ich sie noch nie gesehen. Der kleine Rurik litt unglaublich. Gleich nach Mitternacht nahm die Wuth des Orkans dermaßen zu, daß er die Gipfel der Wellen vom Meere aufhob und trennte, und sie in Gestalt eines dicken Regens über die Fläche des Meeres hinjagte. Wer so etwas nie gesehen hat, kann sich schwerlich einen deutlichen Begriff davon machen; es schien als ob eine Revolution des Erdballs beginnen wollte."

„Ich hatte eben den Lieutenant Shischmareff von der Wache abgelöst, da einer von uns stets auf dem Verdeck seyn muste. Außer mir waren noch 4 Matrosen auf dem Verdeck, deren zwey das Steuer hielten. Das übrige Commando hatte ich, der Sicherheit wegen, in den Raum geschickt. Um 4 Morgens brach der schrecklichste Moment herein. Ich hatte eben die ungeheure Höhe einer brausenden Welle bewundert, die zu unserm Unglück ihre Richtung nach dem Rurik nahm, als ich besinnungslos niedergeworfen wurde. Beim Erwachen fühlte ich heftige Schmerzen und fand das Schiff in dem kläglichsten Zustande, dem unvermeidlichen Untergange nahe, wenn der Orcan nur noch ein paar Stunden länger anhielt. Denn jene Welle hatte das Schiff gänzlich bedeckt, kein Punct desselben war ihrer Wuth entgangen; ich will aber nur einige der auffallendsten Würkungen anführen. Der Vordermast (Bogspriet) fiel mir zuerst in die Augen, ein Balken von zwey Fuß im Durchschnitt — er war zerschmettert. Denke Dir die Gewalt, die mit Einem Stoße einen solchen Stamm brechen konnte. Dieser Verlust war um so wichtiger, da die übrigen beiden Masten dem Hin- und Herschleudern des Schiffes nicht lange hätten widerstehen können, und dann wäre keine Rettung mehr für uns gewesen. Hier hatte ich Gelegenheit den unerschrockenen Muth unserer Matrosen zu bewundern, diesen haben wir zum Theil unser Daseyn zu verdanken. Indessen würde keine menschliche Kraft im Stande gewesen seyn uns zu retten, wenn nicht, zum Glück der Seefahrer, die Orcane nie lange anhielten. Einem der Matrosen, die mit mir auf dem Verdeck waren, hatte die Riesenwelle das Bein gebrochen, einen andern in die See geschleudert, der aber die Geistesgegenwart nicht verlohr, sondern sich an ein Tau klammerte, welches neben dem Schiffe herschleppte, und so gerettet wurde. Das Steuer-Rad war zerschlagen, und die beiden Matrosen, die es hielten, hart beschädigt. Ich selbst war mit der Brust gegen eine Ecke geworfen worden, litt heftige Schmerzen, und mußte einige Tage das Bett hüten."

„Bis Unalaschka kämpften wir noch mit mehreren Stürmen, und am 21. April waren wir in großer Gefahr, zwischen den Inseln Unalaschka und Umnak zu scheitern. Wir befanden uns nur wenige Meilen vom Lande, ein heftiger Sturm brach aus und trieb uns gegen die Küste. Schon konnte ich die fatale Stunde berechnen, in welcher das Schiff auf die scharfen aleutischen Klippen gerathen mußte, als der Wind sich plötzlich drehte und vom Lande bließ, eine schnelle Veränderung die bei hohem Lande sich oft ereignet."

„Am 24. April erreichten wir, zu unserer unbeschreiblichen Freude den sicheren Hafen von Unalaschka, als eben wieder ein wüthender Sturm ausbrach. Ich will niemanden rathen, dieses Meer so früh im Jahre zu beschiffen."

„Am 29. Juny, nachdem der Rurick ausgebessert worden und die Baidaren zu der Fahrt nach Norden vollendet waren, verließen wir Unalaschka. Der Matrose mit dem zerbrochenen Bein konnte schon wieder herumhinken. Mir war es übler ergangen, meine Brust hatte sehr gelitten, ich fühlte bald heftige bald minder bedeutende Schmerzen, und je weiter wir nach Norden vorrückten, desto nachtheiliger würkte die kalte Luft auf mich. Dieser Zustand war sehr lästig, allein er benahm mir den Muth noch nicht, mein Unternehmen auszuführen. Am 10. July erreichten wir die St. Lorenz-Insel. Hier fanden wir noch stehendes Eis, und diese Eisluft griff meine kranke Brust dermaßen an, daß mir der Athem oft ganz verging, daß Ohnmachten und endlich Blutspeyen erfolgte. Ich begriff nun, daß mein Zustand gefährlicher war, als ich selbst hatte glauben mögen. Der Arzt erklärte, ich könne in dieser Nähe des Eises nicht zu bleiben wagen. Es kostete mich einen langen schmerzlichen Kampf; mehr als Einmal war ich entschlossen, dem Tode zu trotzen; aber wenn ich dann wieder bedachte, daß eine schwierige Rückreise nach unserm Vaterlande uns noch bevorstand, und daß vielleicht die Erhaltung des Rurik und das Leben aller meiner Gefährten an dem meinigen hieng, so sah ich wohl ein, daß ich meine Ehrbegier diesen Gründen unterordnen müsse. War ich doch überzeugt, meine Pflicht redlich erfüllt zu haben, und so meldete ich dem Commando schriftlich, daß meine Krank-

heit mich nöthige, nach Unalaschka zurück zu kehren. Der Augenblick, in dem ich das Papier unterzeichnete, war einer der schrecklichsten meines Lebens; es war als unterschriebe ich mein eigenes Todesurtheil. Der interessante Kotzebue-Sund ist also von mir unerforscht geblieben"

„Am 22. July erreichten wir Unalaschka, wo wir bis zu unserer Abfahrt uns mit Zwieback backen aus ziemlich verdorbenen Mehl beschäftigten. Hier muß ich erinnern, daß es uns überhaupt an Proviant sehr mangelte, denn der kleine Rurik hatte nur Raum, einen Vorrath für zwei Jahre zu fassen. Schon seit einem halben Jahre waren wir auf eine halbe Portion täglich beschränkt, und trotz dieser Sparsamkeit würden wir nur noch drei Monat ausgereicht haben. Dieser Umstand, und der üble Zustand des Rurik, der durchaus einer großen Reparatur bedurfte, erlaubten mir nicht, meinen Rückweg durch die Torres-Straße zu nehmen; ich beschloß also nach Manilla zu segeln, wo ich Alles was ich bedurfte zu finden hoffen durfte. Damit aber auch diese Ueberfahrt mit Nutzen verbunden seyn möchte, nahm ich mir vor, zuerst auf den Sandwichinseln Hausthiere und Pflanzen für Radack einzunehmen, woran es da fehlt, und wodurch ich sowohl den Einwohnern als auch Europäern, die etwa künftig diese Inseln berühren möchten, keinen unwichtigen Dienst zu leisten hoffte. Von Radack aus wollte ich dann einige Zeit auf das Suchen der Kette Ralick verwenden, die den Radack-Insulanern sehr wohl bekannt ist, und dann meinen Weg, verschieden von andern Seefahrern, nach den Ladronen richten, durch ein mit gefährlichen Inseln besäetes Meer, wo wahrscheinlich neue Entdeckungen gemacht werden konnten."

„Am 18. August verließen wir Unalaschka und erreichten am 1. October die Insel Wahu. In Unalaschka hatte ich stets am Lande gewohnt, wodurch meine Gesundheit allerdings gewonnen hatte, doch schienen unaufhörliche Brustschmerzen mir ein unheilbares Uebel anzudeuten. Indessen that die Tropenluft mir außerordentlich wohl."

„Der berühmte König der Sandwichinseln, Tammaamea (aus Vancouver's Reise bekannt) bewies sich als mein aufrichtiger Freund, und machte mir einmal ein Geschenk von 40 Schweinen, ein anderesmal schickte er mir fast ebenso viel. Auch für unsern Kaiser Alexander hat er mir ein kleines Geschenk mitgegeben."

„Am 14. October verließen wir die Sandwichinseln, das Schiff beladen mit Ziegen, Schweinen, Hunden, Katzen, Hühnern, Tauben u. s. w. nebst einer Menge nützlicher Pflanzen. Der Rurik konnte jetzt mit dem Kasten Noah's verglichen werden. Cadu war entzückt, auf den Sandwichinseln seines Gleichen zu finden, und ob er gleich ihre Sprache nicht verstand, wußte er sich doch viele Freunde zu erwerben. Hier versetzte ihn mancherley in das größte Erstaunen, z. B. ein Mensch zu Pferde, den er für ein Ungeheuer aus einem Stücke hielt. Doch nie habe ich ihn etwas mit größerer Bewunderung betrachten sehn, als den Schnee. In der Nähe der Aleutischen Inseln fielen eines Tages sehr große Schneeflocken. Um seine Neugierde zu befriedigen, bemühte er sich, sie mit der Hand zu fangen; aber eine Art von Grausen wandelte ihn an, als der Schnee in seiner Hand verschwand. Er sah uns Alle mißtrauisch an, und glaubte, wir hätten ihn in ein Land der bösen Geister geführt. Als er in Unalaschka erfuhr, daß wir nach Radack segeln würden, war seine Freude groß. Von Stunde an legte er eine Sammlung an von alten verrosteten Nägeln und andern unbrauchbaren Eisen-Fragmenten; auch sammelte er am Lande alle Steine, die zum Schleifen einigermaßen tauglich schienen, denn diese fehlen auf Radack. Kurz, er ließ nichts liegen, wovon er glaubte es könne dort nützlich seyn. Aber bleiben wollte er noch immer nicht auf Radack, sondern Petersburg sehn, wovon man ihm so viel Schönes erzählt hatte."

„Am 30. October ließen wir die Anker bei der Gruppe Atdia (Graf Rumanzoff) fallen. Unsere Freunde eilten an's Ufer. Schon von ferne schrien sie: Totabu! Totabu! (Das heißt Kotzebue, denn anders konnten sie meinen Namen nicht aussprechen.) Alle hatten sich mit Blumenkränzen geschmückt, die sie uns aufsetzten, zum Zeichen, daß sie noch ebenso freundschaftlich als vorher gegen uns gesinnt wären. Mehrere unserer Bekannten trafen wir jedoch nicht; sie waren nach entfernten Gruppen gegangen, wo eine Kriegsexpedition ausgerüstet wurde, von der wir schon während unsers ersten Aufenthalts gehört hatten."

„Cadu war jetzt ein Gegenstand der Neubegier. Er mußte erzählen und that es gern. Die Insulaner setzten sich um ihn in einen Kreis, hörten andächtig zu, und äußerten ihr Erstaunen oft durch ein lang gezogenes O — o! Die vielen fremden Thiere, welche wir mitgebracht, konnten sie nicht genug bewundern."

„Cadu's Weib und sein dreijähriger Sohn befanden sich eben auf einer andern Insel-Gruppe,

Digitized by Google

allein man sagte ihm, daß beide nach ihm trauerten, besonders der Knabe, der keine Nacht schlafen könne, und immer Cadu! Cadu! schreie. Das rührte sein Vaterherz dermaßen, daß er sich plötzlich entschloß, seinen Reiseplan aufzugeben und auf Atdia zu bleiben. Es fiel mir schwer mich von dem guten Menschen zu trennen, aber im Grunde war sein Entschluß mir erwünscht, denn theils fürchtete ich, daß er das russische Clima nicht lange ertragen werde, theils schien mir sein Zurückbleiben nützlich, weil er schon vernünftiger war als seine Gefährten, und mit den, für diese Inseln bestimmten Thieren und Pflanzen umzugehn wuste. Unter seiner Aufsicht also ließ ich Alles, und er hat mir heilig versprochen, für die Wartung und Fortpflanzung Sorge zu tragen."

„Unser fleißiger Naturforscher, Chamisso, hat während der Reise sehr viel interessantes von Cadu, sowohl über Radack als über die Carolinen, erfahren, und Vieles wird der Welt ganz neu seyn. Bei'm Abschied habe ich Cadu'n so viel Eisen und andere nützliche Sachen zurückgelassen, daß er seinen Reichthum für unendlich hielt."

„Am 4. November verließen wir Radack, entdeckten am 5. die Gruppe Cigiep (Graf Hayden) und ankerten am 2. December bei der Insel Guaham. Am 10. December erreichten wir Manilla, wo durch die Güte des Don Fernandes de Falgueras, General-Capitain's der philippinischen Inseln, allen unsern Bedürfnissen abgeholfen wurde. Er ist einer der würdigsten, auch mit der europäischen Literatur vertrauten Männer, den ich so glücklich bin meinen Freund nennen zu dürfen."

„In den letzten Tagen des Januar 1818 verließen wir Manilla, durchsegelten das chinesische Meer, berührten das Vorgebürge der guten Hoffnung und ließen am 17. Juni die Anker bei Portsmouth fallen. Geschäfte trieben mich nach London, wo ich die Ehre hatte unserm Großfürsten Michael Pawlowitsch, und bald darauf dem Prinz-Regenten vorgestellt zu werden, auch die Bekanntschaft mehrerer würdiger Männer zu machen."

(Wir haben diese Skizze mit den eignen Worten des jungen Weltumseglers gegeben, da es uns geschienen, daß seine einfache, ungekünstelte Weise zu erzählen ansprechender sey als jede Verzierung. Ohne Zweifel haben wir eine äußerst interessante Reisebeschreibung von ihm zu erwarten, und Jedermann wird mit uns bedauern, daß der unglückliche Zufall, der seine Brust so heftig angriff, ihn gehindert hat, die vielversprechende Entdeckung des tiefen Sundes unter dem 67sten Grade weiter zu verfolgen.)

Berichtigung.

Ein Correspondent der Hamburger Zeitung hat gelegentlich allerley mich Betreffendes aus Pyrmont berichtet, woran dem Publicum wenig oder nichts gelegen sein kann. Zu meinen Erstaunen sagt er aber auch, Göthe werde nun in Pyrmont erwartet, und sey nicht früher gekommen, weil er mit mir, seinem literarischen Feinde, nicht habe zusammen treffen wollen. Ich bin keines Menschen literarischer Feind, am wenigsten Göthe's. Ich finde schön und gut, was würklich schön und gut ist, mag es doch geschrieben haben wer da wolle. Ich bin kein blinder Anbeter und Nachbeter von Göthe, (die er auch gewiß selbst nicht achtet,) aber ich bin sein wahrer Verehrer, und verdanke vielen seiner Werke hohen Genuß. Das habe ich schon oft erklärt, wie oft soll ich es denn noch wiederhohlen? — Daß ich nicht Alles, was er geschrieben, seiner würdig finde, das macht mich ja noch nicht zu seinem literarischen Feinde, das beweißt nur, daß ich meine eigene Ansicht, meinen eigenen Geschmack habe und ausspreche. Auch Er ist keinesweges mein literarischer Feind, das hat er noch vor nicht langer Zeit bewiesen, als er meinen Schutzgeist, der ihn ansprach, für die hiesige Bühne zu bearbeiten würdigte, und ihm eine Aufmerksamkeit schenkte, die ich mir zur Ehre rechne. — Uebrigens hat Göthe diesen Sommer gar nicht den Plan gehabt nach Pyrmont zu gehen, sondern befindet sich noch jetzt in Carlsbad, dessen Heilquellen seinem Zustande angemessener waren als die zu Pyrmont.

Möchten doch die Herrn Correspondenten nicht so in den Tag hinein schreiben!

Weimar den 19. August 1818.

Kotzebue.

Zur Nachricht. Jeder Band dieses literarischen Wochenblatts besteht aus 52 Stücken, und kostet 4 thl. Sächs. Vorausbezahlung.

Digitized by Google

Hoffmannische Hofbuchhandlung in Weimar.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 22. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Napoleon Buonaparte (Beschluß.)

Wenn Napoleon seine ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisse abbrach, so geschah es nur, weil seine alten Freunde zu oft vergaßen, was sie seiner jetzigen Würde schuldig waren. Einst war der Schauspieler Dugazon bei ihm in St. Cloud; Napoleon glaubte zu bemerken, daß er stark zugenommen habe, klopfte ihm auf den Bauch und sagte: „Sie arrondiren sich." — „Weniger als Sie, kleiner Papa" antwortete Dugazon und klopfte ihm gleichfalls auf den Bauch. Der kleine Papa erwiederte nichts, aber Dugazon durfte nicht mehr erscheinen. — Ein andermal wurde zu Malmaison Saute mouton (Springhammel) gespielt, wobei die Spielenden in einer Linie stehen, sich bücken, und wechselweise übereinander wegspringen. Der Miniatür-Mahler Ysabey, der auch dabei war, bemerkte nicht, oder wollte nicht bemerken, daß die übrigen, wenn sie an den ersten Consul kamen, nicht über ihn wegsprangen sondern an der Seite vorüber gingen; er aber sprang frisch darauf los. Buonaparte schien es nicht übel zu nehmen, klatschte ihn aber derb auf den H * *. „Daraus mache ich mir nichts" rief Ysabey, „er hat doch meinen H * * küssen müssen." Natürlich durfte der unbescheidene Mahler nicht wiederkommen. Als Kaiser verzieh Napoleon ihm zwar, und wählte ihn, um Marien Luisen im Zeichnen zu unterrichten, aber wiedersehen wollte er ihn nie. — Auch Talma erlaubte sich einige Freiheiten, die ihn aus Buonaparte's Gesellschaft ausschlossen, doch zürnte der Kaiser ihm sonst nicht und bezahlte oft dessen Schulden. —

Keine Gattung von Menschen, wenn man die Senatoren ausnimmt, war in der öffentlichen Meynung tiefer gesunken als die Kammerherren. — Es ist bekannt, daß der Senat alles gut hieß und sich dadurch allgemeine Verachtung zuzog. Einst stellte Einer der Senatoren dem Kaiser vor, es werde nöthig seyn, um das Ansehen des Senats wieder etwas zu heben, daß ihm ein Decret zugeschickt werde, über dessen Verwerfung man schon vorher überein gekommen. „Nein, nein" antwortete Napoleon, „Ihr könntet Euch verwöhnen." — Die wiederaufgenommenen Emigranten krochen eben so demüthig vor ihm als die stolzen Söhne der Revolution. Viele machte er zu seinen Höflingen, blos um das eitle Vergnügen zu genießen, die berühmtesten Nahmen unter seiner Dienerschaft nennen zu hören. Eines Morgens rief er einen solchen Kammerherrn herein, und forderte Holz von ihm. „Sire" sagte dieser, „ich werde dem Bedienten klingeln." „Nicht von meinem Bedienten habe ich Holz begehrt" erwiederte Napoleon, „sondern von Ihnen. Welcher Unterschied ist zwischen Ihnen und meinen Bedienten? diese tragen eine grüne, mit Gold besetzte, und Sie eine rothe, gestickte Livree." Und dennoch, hätte er 300 Kammerherrn-Stellen zu vergeben gehabt, sie würden nicht hingereicht haben, die Wünsche der Emigranten zu befriedigen. Einer jedoch, der Sohn eines vormaligen Herzogs und Pairs von Frankreich, schlug eine solche ihm angebotene Stelle aus. „Warum?" fragte ihn der Polizey-Minister. — „Weil ich nicht Kammerherr seyn will." — „Sie wollen nicht? giebt es denn einen höhern Willen als den des Kaisers?" — „O ja, den eines Menschen, der weder Verbannung noch Kerker noch Todt fürchtet." Mit diesen Worten empfahl er sich, reiste auf eines seiner Güter, und wunderte sich sehr, daß er weder erschossen, noch eingekerkert, auch nicht einmal exilirt wurde. —

Von dem vormaligen Könige von Westphalen werden hier viele häßliche Dinge erzählt. „Wenn es wahr ist, daß die Könige den Stempel der Majestät auf ihrer Stirne tragen" hat Napoleon einst zu ihm gesagt, „so kannst du incognito reisen, Niemand wird dich erkennen." — Dieser Hieronymus machte gern Späschen, die selten witzig waren. Eines Tages befand er sich mit einigen Herren seines Gelichters incognito im Garten von Luxemburg, begegnete einer alten Dame, deren Kleidung noch aus dem Zeitalter Ludwig des XV. zu seyn schien, stellte sich vor sie hin und sagte mit spöttischer Ehrfurcht: „verzeihen Sie Madam, ich bin ein großer Liebhaber von Anti-

Digitized by Google

quitäten, und habe folglich eine außerordentliche Begierde, Ihnen den Rock zu küssen. Wollen Sie mir es wohl erlauben?" — „Recht gern" erwiederte sie, „und wenn Sie sich die Mühe geben wollen, Morgen früh zu mir zu kommen, so können Sie auch meinen H** küssen, der noch 40 Jahre älter ist als mein Rock." —

Mürat soll, im Anfang seines Ehestandes, seine Frau oft geprügelt, und dabei gesagt haben: die Weiber wären wie die Côtelettes, je mehr man sie schlage, je zarter würden sie. Die Zubereitung der Côtelettes mußte ihm freilich bekannt seyn, da er Kellner in einem Gasthofe gewesen war. — Von Buonapart's Schwestern erzählt der Verfasser eine Menge sehr scandalöse Anecdoten, die zum Theil nicht neu sind. Die folgende, von dem aufgeblasenen Cambacérès, schien uns weniger bekannt. In seinen Assembleen durften die Damen nur in Schleppkleidern erscheinen. Doch eines Abends fand Frau von Rochefoucault, Josephinens Ehrendame, in einem kurzen Kleide sich ein. Cambacérès, empfindlich über diese Vernachlässigung, machte es ihr bemerklich, wiewohl leise und in einem freundschaftlichen Tone. Aber sie verneigte sich und antwortete laut: „Ew. Hoheit werden mich entschuldigen, ich komme eben von der Kaiserin und hatte keine Zeit, eine andere Toilette zu machen." —

Ein Möbel-Fabrikant brachte ihm eines Tages eine bestellte Tafel für 60 Personen. Seine Hoheit befahlen, sie im Speisesaale aufzuschlagen, um zu beurtheilen, ob sie die gehörige Größe habe, und als es geschehen war, behaupteten Hochdieselben — vermuthlich um vom Preise etwas abzudingen — sie sey zu klein. Nach langem Streiten sollte eine entscheidende Probe gemacht werden. 60 Maurergesellen wurden herbeigerufen, die eben auf dem Carousselplatz beschäftigt waren. Sie meinten, es sey von einer Arbeit für Se. Hoheit die Rede, wuschen sich schnell Gesicht und Hände, eilten in den Pallast, wurden in den Speisesaal geführt und um die Tafel gesetzt. Vor jedem stand ein Teller, daher glaubten sie, der gnädige Herr habe gute Nachrichten von der Armee erhalten und wolle sie tractiren. Allein statt dessen commandirte der Herr Erzkanzler: „stellt Euch als ob ihr trinken wolltet! thut, als ob ihr etwas auf dem Teller zerschnittet u. s. w." Die armen Teufel machten das Exercitium befohlnermaaßen, der gnädige Herr überzeugte sich, daß die Tafel 60 Personen fasse, und schickte die Maurer nüchtern wieder fort, ohne ihnen auch nur ein kleines Trinkgeld zu geben. —

Es ist bekannt, daß der Kardinal Maury einen sehr feinen Brief an Napoleon schrieb, dem er dessen Gnade, seine Zurückberufung nach Frankreich und die Kardinals-Pension von 36000 Franken verdankte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Paris fand er bei einer sehr geistreichen Dame sein Bildniß in einem trefflichen Kupferstich, und äußerte, wie sehr er sich geschmeichelt fühle, an diesem Orte sein Bild zu finden. „Und Sie sehen es, Monseigneur," antwortete sie: „ich hab' es avant la lettre gehabt." (Ein seiner, nicht zu übersetzender Doppelsinn, denn avant la lettre heißt Einer der ersten Abdrücke eines Kupferstichs, heißt aber auch vor dem Briefe.) Als man später derselben Dame anzeigte, der Kardinal habe eine Wohnung in der Höllen-Straße (rue d'enfer) bezogen, rief sie aus: schon? —

Wie die Policey unter Savary verwaltet wurde, zeigt folgende Anecdote: während einer Mahlzeit, bei welcher zahlreiche Gäste zugegen waren, erlaubten sich ein paar Herrn um die Wette die kühnsten Ausfälle gegen die Regierung und schonten nicht einmal die Person des Kaisers. Nach der Tafel entfernte sich der Eine. Der Andere holte ihn sogleich auf der Treppe ein und sagte: „mein Herr, Ihre geführten Reden bezeichnen Sie als einen Uebelgesinnten. Sie werden die Güte haben, mir sogleich auf die Policei-Präfectur zu folgen. Machen Sie keine Umstände, denn ich habe zwei Schritt von hier die Wache zu meiner Disposition." — „Sie kommen mir zuvor" antwortete Jener, „denn eben wollte ich die Wache hohlen um Sie zu arretiren." Beide waren nemlich Policei-Spione, beide trugen in ihren Taschen eine Medaille als Erkennungszeichen, welches sie nun einander vorwiesen; beide hatten nur auslocken wollen, und kehrten lachend in den Saal zurück, um ihr edles Handwerk fortzusetzen. —

Ein Mann, der zwei Söhne in Rußland verlohren hatte, war sehr übel auf Napoleon zu sprechen, nahm sich aber sehr in acht, und schüttete sein Herz blos vor einem zuverlässigen Freunde aus, mit dem er eines Tages auf einer Bank im Garten Luxemburg saß. Da trat ein schönes, wohlgekleidetes Kind von 5 oder 6 Jahren weinend vor sie und klagte, daß es seine Wärterin verlohren habe. Sie trösteten es, ließen es neben sich sitzen und beruhigten es durch die Versicherung, daß seine Wärterin es gewiß suchen werde, worauf sie ihr Gespräch fortsetzten. Nach einer Viertelstunde ging wirklich eine Frau an ihnen vorbei, welche das Kind als seine Wärterin erkannte und zu ihr lief. Am andern Morgen wurden die beiden Freunde arretirt, und ihr ganzes gehaltenes Gespräch ihnen vorgerückt. Das Kind

hatte sie verrathen; denn die Policey hatte wohl ein Dutzend frühkluge Kinder in ihrem Dienste, (!) in deren Gegenwart sich Niemand in acht nahm, und die Alles treulich berichteten. —

Als Maret zum Herzog ernannt wurde, sagte ein witziger Kopf: „ich kenne in ganz Frankreich nur Einen Menschen, der ein größerer Dummkopf ist als Maret, nemlich der Herzog von Bassano.“

Als einst der Geburtstag der hübschen Madam Regnault von St. Jean d'Angely gefeyert wurde, hatte man ihre mit Blumen bekränzte Büste in einem Saale aufgestellt, und mit goldnen Buchstaben ihren Vornamen, Laura, darunter geschrieben. Ein Spasvogel fügte hinzu: qui voudra. Nun hieß es: L'aura qui voudra, zu deutsch: Wer will, kann sie haben. — Einer der glücklichen Sterblichen, den sie begünstigte, war Mürat, der ihr einst am Neujahrstage einen prächtigen Solitair schenkte. Um den Fragen ihres Mannes auszuweichen und zugleich eine Summe Geldes von ihm zu ziehen, (welches sonst nicht leicht war) zeigte sie ihm den Diamant, vorgebend, ein Jude habe ihr denselben für 500 Louisd'or verkauft; er sey wenigstens noch einmal so viel werth, weshalb sie den Herrn Gemahl bitte, ihr das Geld zu diesem Rathkauf nicht zu verweigern. Regnault betrachtete den Diamant, und fand ihn so schön, daß er meinte, es sey unmöglich, ihn so wohlfeil zu verkaufen, wenn der Stein nicht falsch sey. Das widerstritt die Dame, sich auf das herrliche Wasser des Steins und auf ihre Kenntnisse berufend. Um kurz und gut den Streit zu entscheiden, fuhr der Gemahl zu dem Krons-Juwelier. Mit großer Ungeduld erwartete die Dame seine Zurückkunft. „Sie hatten doch Recht, meine Liebe,“ rief er heimkehrend, „der Stein ist vortrefflich! der Kronsjuwelier hat mir so eben 1000 Louisd'ors dafür bezahlt. Diesen guten Handel verdanke ich Ihnen, und es ist billig, daß Sie 1000 Franken davon bekommen. Da, nehmen Sie, und wenn der Jude kommt, so schicken Sie ihn nur zu mir.“ Er wußte aber recht gut, daß der Jude nicht kommen würde, denn der Juwelier hatte ihm verrathen, daß er selbst den Stein kürzlich für den König Mürat gefaßt habe, und folglich errieth der Herr Graf sehr leicht, daß seine keusche Ehehälfte ihn nicht umsonst hatte. —

Als der scheusliche, leider auch unter uns zur Gnüge bekannte Vandamme im Norddepartement commandirte, führte man einen Emigranten vor ihn, der mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war. Er befahl ihn auf der Stelle zu erschießen. Da stürzte die 10 bis 12 jährige Tochter des Unglücklichen zu des Generals Füßen und flehte um ihres Vaters Leben. „Wo warst du, während dein Vater emigrirte?“ fragte das Ungeheuer. „Ich war mit ihm“ antwortete sie mit kindlichem Vertrauen. Da ergriff Vandamme ein Pistol und zerschmetterte dem armen Kinde das Gehirn. Die ganze Stadt Lille kann diese Unthat bezeugen, wie auch, daß er sich auf dem Markte das Vergnügen machte, die Emigrirten eigenhändig umzubringen. Der Elende machte sich sogar eine Ehre daraus, wie aus einem seiner eignen hier mitgetheilten Briefe erhellt, der am 26. October 1793 in den Moniteur gerückt wurde. —

Napoleon liebte die Schmeichelei, verachtete aber die Schmeichler. Von einem solchen seit 10 Jahren um ihn her kriechenden Höflinge sagte er einst: „Dieser Mensch ist um 6 Zoll größer als ich, und doch muß ich mich immer bücken, wenn ich ihn verstehen will.“ —

Wie selten die Bittschriften gelesen wurden, beweist folgende Anecdote: Josephine hatte einem Emigrirten versprochen, sich für die Zurückgabe seines Hotels zu interessiren, weshalb er ihr eine Bittschrift zu überreichen vermeinte, die sie, ohne sie zu entfalten, auf den Tisch legte, die aber nichts weiter als eine Schneiderrechnuug war, welche er aus Versehen statt jener zu sich gesteckt hatte. Man denke sich sein Schrecken, als er zu Hause den Irrthum bemerkte. Indessen hatte Josephine Einem seiner Freunde versichert, sie habe die Bittschrift dem Kaiser überreicht und sie zugleich mit ihm gelesen; man durfte also nicht einmal von dem Irrthum sprechen, weil man sie dadurch überführt haben würde, daß sie gelogen hatte. Es blieb nichts anders übrig als ihr zu sagen, es sey in der ersten Bittschrift etwas vergessen worden, weshalb sie die Gnade haben wolle, eine zweite zu überreichen. „Recht gern, sagte sie, aber es ist überflüssig, denn die Sache ist schon gemacht.“ Und würklich erlangte der Emigrirte was er gebeten hatte, ohne daß man jemals erfahren, was aus der Schneiderrechnung geworden. Vermuthlich war sie mit mehrern andern ungelesenen Suppliken in's Feuer gewandert. —

Einige komische Beispiele von Dummheit: bei einer neuen Conscription hatte der Obrist dem Maire gesagt, er solle die Leute drei Mann hoch stellen, und war indessen zum Essen gegangen. Bald nachher folgte ihm der Maire mit Angstschweiß auf der Stirn, und entschuldigte sich, daß es ihm unmöglich sey, die Leute höher als zwei Mann hoch zu stellen. Das begriff der Obrist nicht, ging selbst, und fand eine einzige Doppellinie von Soldaten, deren Einer dem Andern auf den Schultern saß. — Ein Recrut hatte drei Patronen zugleich

in seine Flinte geladen, die bei'm Abfeuern ihn zu Boden warf. Einer seiner Nebenmänner half ihm wieder auf, und ein anderer wollte die Flinte aufheben; da schrie der Recrut, „nimm dich inacht! es waren drei Schüsse drinn und ich habe nur ein Mal losgedrückt." —

Madame Soult, Herzogin von Dalmatien, schrieb einst ein Billet an die Schauspielerinn Bourgoing, und unterzeichnete: Sophie von Dalmatien, Mademoiselle Bourgoing antwortete und unterzeichnete: Iphigenie in Aulis. —

Seit der Ankunft Marie Luisens in Frankreich wurde der Ton anständiger, denn sie duldete kein freyes Wort. Das erfuhr der berühmte Modehändler le Roy, den man nur den König der Mode zu nennen pflegte. Eines Tages brachte er der Kaiserin eine neue Robe, die sie anprobiren wollte, und ihn deshalb in das nächste Zimmer verwieß. Das war ihm schon sehr auffallend, denn er mochte sonst wohl die vornehmsten Damen bei diesem Geschäft bedient haben. Endlich wurde er wieder gerufen, und die Kaiserin sagte ihm: die Robe sey zu stark ausgeschnitten. „Desto besser! antwortete der Unverschämte, um so mehr wird man Ew. Majestät schöne Achseln sehn." — „Werft ihn zur Thür hinaus!" sagte die Kaiserin kalt. Es geschah, und der König der Mode durfte nie wieder vor ihr erscheinen. —

Als Napoleon von Elba zurückkam, soll Fr. von Stael, damals zu Paris, ihm einen de- und wehmüthigen Brief geschrieben haben, um die Erlaubniß zu erhalten in Paris bleiben zu dürfen, und Regnault soll diesen Brief mehreren Personen mit der Bemerkung gezeigt haben, daß Napoleon einen Sieg über diese Frau davon getragen, die schwerer zu bändigen gewesen sey, als vormals Preußen und Oestreich. —

Nicht immer konnte die Polizey die Carikaturen unterdrücken. Es gab eine auf den Runkelrübenzucker, wo der Minister Montalivet, auf einem Lehnstuhle sitzend, Runkelrüben von sich gab, und der kleine König von Rom, ihm zur Seite stehend, an einer saugte. Fi! sagte seine Hofmeisterin — Das ist Caca. — Das Kind antwortete: Papa sagt, es wäre Zucker. —

Auf einer andern Caricatur, die in Italien und Frankreich viel Lärm gemacht hat, sagte Pasquins berühmte Statüe zu der des Marforio: tutti i francesi sano ladroni, und Marforio antwortete: no tutti, ma buona parte.

Kleine Denkwürdigkeiten aus Zeitschriften.

Das 4te Stück der Nemesis, (XI Bandes) liefert einen sogenannten Codex apocryphus von preussischen Gesetzen, welche theils gar nicht zur Ausführung gekommen, oder wenigstens in kurzer Zeit wieder aufgehoben seyn sollen. Da heißt es: in der Geschäftsführung bei den Oberbehörden sey in den letzten zehn Jahren wenigstens eben so oft geändert worden, als in Frankreich während der Revolution die Constitutionen — die Maaß- und Gewicht-Ordnung von 1816 sey noch immer nicht in Ausführung gebracht — die Verordnung wegen der Censur statistischer Bücher sey nicht vollständig befolgt, eben so wenig als die Landwehr-Ordnung von 1815 u. s. w. Man habe bestimmt, daß nur 100 Personen den Luisen-Orden tragen sollten, allein die Zahl sey schon bei weitem überschritten, u. s. w. Eine Fortsetzung dieser Liste wird versprochen. (Wir begreifen in der That nicht, welch ein Vergnügen es gewähren kann, einer Regierung unaufhörlich auf solche Weise nachzuspüren. Es kommt uns vor als ob ein faullenzender Knabe neben einer tüchtigen Reise-Equipage herliefe, und ohne Unterlaß schriee: „Da ist ein Riemen losgegangen! dort ist eine Schraube locker! hier steht ein Nagel hervor! und dort ist Staub angeflogen!" — Ey! wenn nicht nahe Gefahr droht, so laßt den Wagen nur rollen bis zur nächsten Station, da wird der Eigenthümer ihn schon besehen und bessern was Noth thut. In der That, so ein Regierungs-Wagen hat auch seine Stationen, und kann nicht immer um jeder Kleinigkeit willen unterwegs sich aufhalten.) —

Das Journal für Deutschland von Buchholz fährt fort seinen innern Werth zu behaupten. Die durch mehrere Hefte fortgehenden Untersuchungen über das Mittel-Alter sind Geist- und Gedankenreich. Ueber Muhamed und seine Lehre enthält der 7te Heft neue treffliche Ansichten. Wir heben folgende Stelle aus: „Das Christenthum hat sich nur allmählich verbreiten können, der Islam hingegen hat in einem Jahrhundert so reißende Fortschritte gemacht, daß er in dieser Hinsicht mit erwiesenen Wahrheiten auf einer Linie steht. Erfolg mit Erfolg verglichen, würde der Vorzug auf Seiten des letztern seyn. Dennoch bleibt dieser ganz unstreitig dem Christenthum; und in der Geschichte desselben ist es ein nicht unbedeutender Umstand, daß es sich Bahn brach zu einer Zeit, wo die Waffengewalt der Römer die ganze von ihnen eroberte Welt in Ordnung hielt, ohne dieser Gewalt etwas anders entgegen zu setzen als die Lehre."

Im 6ten Stück der Europäischen Annalen hat Hr. v. Cölln einen Aufsatz über Preußens neu zu bildende oder zu erweiternde Verfassung abdrucken lassen, dessen Schluß abzuschreiben wir uns nicht enthalten können:

„Ich fürchte nur, daß bei diesem Kampf der Gelehrten (worinn jetzt unsere Zeitungen die Unwissenheit und den Pöbel einweihn, der nichts davon versteht, zu allen Zeiten aber den Drang in sich spürte, nicht gehorchen zu wollen und gesetzlos zu seyn deshalb das Schimpfen auf Fürsten und Obrigkeit gut heißt,) die Franzosen von Neuem über uns herfallen, und uns unvorbereitet zur Vertheidigung finden und unsere Meynungs-Verschiedenheit und Partheysucht zu ihrem Vortheil benutzen werden. Ein schlechterer Zeitpunct konnte nicht gewählt werden, um, in Preußen ganz besonders, eine solche Verfassung zu bilden, worinn den Ständen eine entscheidende Stimme, in den wichtigsten Staatsangelegenheiten: Krieg und Frieden, Steuern u. s. w. zu bewilligen; ein Staat, dem neuerlich Provinzen einverleibt sind, die jetzt unmöglich schon gut preußisch seyn können, und deren Einwohner, hinge es von ihnen ab, sich lieber in ihre ehemaligen Staats-Verhältnisse zurück versetzen möchten."

„Es ist auch nicht abzusehen, was denn die Staats-Entwickelung durch die Anwendung jenes philosophischen Systems eines gesellschaftlichen Vertrags zwischen Fürsten und Volk gewinnen würde? Was ist in Frankreich dadurch bewirkt worden? Brandstätten, blutige Schaffotte uud eine Versetzung des Eigenthums; statt eines legitimen Monarchen ein glücklicher Soldat auf dem Thron; statt eines Friedens ewiger Krieg; statt eines Erb- ein Geld-Adel: statt einer milden souverainen Regierung, Militair-Despotie; und statt der Tugend, Sittlichkeit, Gerechtigkeit, allgemeine Verdorbenheit, Lasterhaftigkeit, gleißnerische leere Wortredneren und geheime Polizey, endlich die Rückkehr zur legitimen Monarchie."

„Was die Revolution Gutes hinterlassen hat, Vernichtung des Lehnwesens, das haben wir ohne blutige Opfer durch unsere Monarchen größtentheils auch gewonnen, und werden es im Lauf der Zeit noch mehr erhalten."

„Eines Treibjagens für niedrige, gemeine Ehr- und Habsucht, Eitelkeit und Ruhmsucht bedürfen wir nicht; dazu würde die Comödie eines aufzurichtenden, gesellschaftlichen Vertrags die Rennbahn öffnen." —

Im July-Heft der Minerva ist die Erzählung von Macirone, Mürat's gewesenem Adjudanten, recht interessant, und bringt Licht in manche bisherige Dunkelheit. Mürat's aufrichtiger Entschluß, gegen Napoleon zu fechten, wurde veranlaßt durch die Gewißheit, daß sein Hr. Schwager ihn entthronen und Neapel mit dem Königreiche Italien vereinigen wollte. — Die Unterredung Macirone's mit dem General Gneisenau, den er einen cholerischen Kriegsmann nennt, ist eine psychologische Merkwürdigkeit. Macirone war an den Herzog Wellington geschickt; da soll G. mit großer Heftigkeit ausgerufen haben: „Was? immer nur Wellington? und abermals Wellington? haben Sie vergessen, daß es einen Fürsten Blücher und eine preußische Armee giebt? Aber Sie sollen es fühlen! Sie sollen es noch einmal schmerzlich fühlen!" —

Als Macirone an der Barriere von Paris Davoust den Bericht erstattete, daß nichts weiter zu thun sey, als Ludwig XVIII zu proclamiren, rief jener Marterknecht der Deutschen den Himmel zum Zeugen an, über die Treulosigkeit, Anmaßung und Ungerechtigkeit des englischen Ministeriums und der Alliirten. Ein Marschall Buonapartes sprach von Anmaaßung und Treulosigkeit! — Macirone hoffte zur Ehre der Menschheit und des Königthums, daß Ludwig XVIII. das vermuthlich sehr rührende Schreiben nicht erhalten habe, welches Mürat an ihn gerichtet. —

Im 7ten Hefft der Miscellen aus der ausländischen Literatur werden Züge aus dem Feldzuge in Oesterreich im Jahr 1809 erzählt, von dem Wundarzt Cadet de Gassicourt, der überall Augenzeuge war. Der folgende Zug ist gräßlich: Bei Ebersberg hatten die Oesterreicher jenseits einer Brücke Batterien errichtet, aus welchen sie die Franzosen so gut mit Kartätschen-Feuer bedienten, daß ganze Compagnieen niedergestreckt wurden, und die Todten und Verwundeten den Marsch der Armee hemmten. Da befahl Massena, alle Verwundete, die sich fortschleppen konnten, aus dem Wege zu jagen, und alle Verstümmelten, welche die Brücke versperrten, in den Fluß zu werfen. Es war ein schreckliches Schauspiel, sagt der Verfasser, zu sehen, wie jene Verstümmelten sich in den Armen ihrer Kameraden sträubten, und wie die letzteren sie dennoch ins Wasser stürzten, aber in demselben Augenblicke gleichfalls verstümmelt niedersanken, und von den Folgenden nun auch in's Wasser gestürzt wurden. — Warlich! diesen Befehl konnte nur ein Napoleonischer Marschall ertheilen, und nur Soldaten Napoleons konnten ihn ausführen. —

In dem neusten Stücke des Journals für Chemie und Physik von Schweigger werden die Verhandlungen der Münchner Academie mitgetheilt, und unter andern die Bemerkungen des Herrn von Leonhard über die bei Canstadt ausgegrabene Mammouth-Zähne, die ihm, ihrer seltsamen Gruppirung ungeachtet, nicht durch Menschenhände zusammengetragen scheinen; er glaubt vielmehr, daß in jenen Gegenden eine Generation von Elephanten und andern jetzt verschwundenen Thieren bestanden haben müsse, deren Reste bei einer Ueberschwemmung am Fuße des Berges begraben worden. —

Das 7te Stück von Gilberts Annalen der Physik liefert unter andern merkwürdige, doch unerklärte, Beobachtungen von leuchtendem Urin, in dem Augenblicke, da er gelassen wurde, ohne daß eine ungewöhnliche Empfindung dabei statt gehabt hätte. —

Die allgemeine Handels-Zeitung vom Monat Juni, hat den seltsamen Aufruf abdrucken lassen, den die Juden, welche die Leipziger Messe besuchen, an ihre Glaubensgenossen gerichtet, um sie zu einer Bitte an den König von Preußen zu vereinigen, daß derselbe jährlich noch zwei Messen in Naumburg veranstalten wolle; in welchem Falle sie sich anheischig machen, die Leipziger Messe gar nicht mehr zu besuchen, weil man dort so intolerant sey, ihnen in der ohnehin kleinen Stadt einen gewissen beschränkten Raum zu Feilbietung ihrer Waaren anzuweisen, da sie doch diejenigen wären, die allein bis jetzt die Leipziger Messe glänzend gemacht hätten. Hierauf wird hier geantwortet: daß den Juden von Alters her in Leipzig nur ein gewisser Theil der Stadt, der aber nicht weniger als die Hälfte der ganzen Stadt ausmache, eingeräumt gewesen; daß nur während der kurzen Preußischen Regierung einigen Juden stillschweigend verstattet worden, auch in andern Straßen Wohnungen und Gewölbe zu miethen, und daß die Königl. Sächsische Regierung das alte Gesetz blos erneuert habe. (Nach den neusten Zeitungsberichten hat der König von Sachsen zu Gunsten der Juden entschieden.)

Dieselbe Handlungs-Zeitung sagt: „wenn die Rechtspflege keine andere Einrichtung erhält, so ist es höchst nothwendig, daß der Buchhandel in bessere Hände komme, als er in den meisten Fällen ist. Da unter 500 (Käufern von Büchern) nur 50 ohne Dutzende von Erinnerungsbriefen und wiederholte Rechnungsauszüge bezahlen; so müssen nothwendig die Preise der Bücher sehr hoch seyn, (?) um an jenem Zehntheil das zu gewinnen, was von diesen 9 Zehntheilen verloren geht." (Ein allerliebster Grundsatz! weil der ehrliche Mann ordentlich bezahlt, ist es billig, daß er um so mehr bezahle! Weil die Herren A bis K saumselig sind, so muß dem pünktlichen L die Haut über die Ohren gezogen werden! — Einen ähnlichen, albernen Vertheidigungsgrund pflegen die Buchhändler auch für sich anzuführen, wenn sie den Preis eines ihrer guten Verlagsartickel unmäßig hoch stellen. „Ja, sagen sie, wir haben an einem andern, der schlecht war, so viel verlohren." Ei, wer hieß Euch den Schlechten drucken? Versteht ihr die Werke, die man Euch anbietet, nicht zu beurtheilen, so fragt Verständige um Rath, oder tragt den Verlust im Stillen und laßt das Publikum Euren eigenen Unverstand nicht entgelten.)

(Der Beschluß folgt.)

Magnetismus.

Im fünften Stück des Hufelandschen Journals hat der Doctor Fleischmann zu Erlangen, ein bekehrter Zweifler, die Geschichte eines freiwillig, ohne alles Magnetisiren entstandenen Somnambulismus bekannt gemacht. Ein 19 jähriges Mädchen wußte, daß sie den nächsten Montag in neuen Pelzstiefeln spazieren gehen würde, obgleich sie dieselben bei dem saumseligen Schuster wieder abbestellt hatte — und siehe da, trotz dieser Abbestellung brachte der Schuster zu rechter Zeit die Stiefeln. — Sie wußte, wenn von einem Pulver, welches sie einnehmen mußte, auch nur einige Stäubchen im Löffel zurückblieben, und wurde nicht eher ruhig bis sie diese Pulverstäubchen (wie der Dr. Fleischer selbst sie nennt) empfangen hatte. — Sie hatte, wenn sie Kaffee trank, an einigen Stellen im Munde den reinen Milchgeschmack, an andern den reinen Kaffeegeschmack. — Sie sprach viel von Vergangenheit und Zukunft mancher Personen, wovon auch manches schon in Erfüllung gegangen seyn soll, (vermuthlich das Vergangene) manches aber noch erwartet wird, (nemlich das Künftige.)

Noch viel merkwürdiger ist folgendes, was wir mit des Erzählers eigenen Worten liefern: „Da sie immer sagte, sie habe noch viel Gutes zu thun,

so fragte die Dame: „warum bist du denn auserschen so viel Gutes zu stiften?“ und erhielt zur Antwort: „weil meine Vorfahren viel verschuldet, viel verbrochen haben, darum muß ich jetzt leiden, (!) (ganz gegen den Ausspruch der Bibel: der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters —) ich muß sie versöhnen (!) noch viel, viel Gutes stiften, doch ob ich es kann? ob es mir gelingen wird? das ist die Frage.“ Die bekannte brandenburgische weiße Frau, stand mit einemmale als schreckliche Gestalt vor ihrer Phantasie, und mit Zusammenschaudern führte sie ungefähr folgendes Selbstgespräch: „Was seh ich! bist du ein Schatten oder ein sterbliches Wesen? Ja ich erkenne sie die Verbrecherin; was kann ich für deine Sünden und Verbrechen? warum beunruhigst du und quälest mich, die ich so unschuldig an Allem bin? Vor Menschen hast du gebüßt, sie haben dich gerichtet, und Gott hat dir vergeben, allein noch ist deine Schuld nicht versöhnt, warum muß ich in dir mein eigenes Bild erblicken? Wärst du nicht so stolz gewesen, wärst du niedrig geblieben wie ich es bin, du würdest sie nie begangen haben, diese schaudervolle That. Doch verzeih, verzeih, daß ich dich an dein Verbrechen errinnere ꝛc. — Kann ich diese Gestalt nicht sehen? fragte die Schlafgenossin. „Wünschen Sie es nicht“ war die Antwort, „Sie werden zu sehr erschrecken.“ Die Frage, ob diese Gestalt noch andere sehen können? beantwortete sie so: „es haben sie andere gesehen, und es werden sie noch andere sehen.“ Frage. Wann wird diese Gestalt von dir schwinden? Antwort. Erst des Morgens um 6 Uhr. Bis dahin hatte sie sich auch unter tausend Qualen mit dieser Erscheinung beschäftigt, war dann ruhig geworden, und um 6 Uhr erwacht,*) nachdem sie vorher folgende Worte gebetet hatte: Vater, Vater, ich danke dir für die Ruhe die du mir wieder sendest. Gerne geduldig will ich Alles tragen, alles vollbringen, alles thun was du von mir verlangst. Habe Dank für alle Leiden, so wie für die fröhlichen Stunden, die du mir noch schenkest, wenn der Schlaf, und mit ihm die Errinnerungen entfliehen.

Auf die Frage: Mit wem sprachst du? — antwortete sie ein andermal: „Mit dem, den du nicht kennst; ich kenne ihn, und doch auch nicht.“

*) Hierbei muß ich bemerken, daß meine Patientin dem Bilde der bekannten weißen Frau, in Jungs Geistertheorie, ungemein ähnlich, und dieses ihr früher gesagt worden ist, noch lange vorher ehe man ihren gegenwärtigen Zustand noch ahnen konnte.

Wiederum ein andermal rief sie aus: „Wer ist der graue Pilger dort mit dem Barte, der über Gräber unaufhaltsam, nichts achtend hinwandelt? — Ja so, das hätte ich wissen sollen, es ist die Zeit. Und wer ist der schöne blondgelockte Jüngling, mit dem Stundenglas in der Hand? Ach es ist der Todt. O schöner Gedanke, nicht vorgestellt, wie ein gräßliches Gerippe, nein wie ein schöner blondgelockter Jüngling.“ —

Nun nahm sie eines um das Andere von den Umstehenden vor, sagte jedem seine Fehler sehr genau, (nota bene sie kannte die Personen schon früher), nahm ihnen das Versprechen ab solche abzulegen, und bei einem jungen Mädchen sagte sie noch besonders: „Lege dein Versprechen in meine Hände, ich will es deiner Mutter dort oben bringen.“ Auf die Frage einiger dieser Personen, ob ihre verstorbenen Mütter wohl beisammen wären? antwortete sie: „Wohl sind sie beisammen.“ Frage. Woher weißt du denn das? Antwort. Ich weis es nicht, ein anderer spricht durch mich. Frage. Stehst du denn in näherer Verbindung mit Gott? Antwort. Das frommt dir nicht zu wissen, halte fest am Glauben. Frage. Kannst du das nicht sagen? Antwort. Ich könnte es sagen, aber ich darf nicht; würde ich mehr sagen, so würde ich ewig unglücklich seyn. —

Einmal begab sich der Doctor Fleischer um Mitternacht, mit der Gräfin M. und G. in ein Zimmer, welches an das Schlafzimmer der Somnambüle stieß, ob sie gleich ausdrücklich verboten hatte, bei ihr zu wachen. Was geschah? „Gegen 1 Uhr vernahmen wir ein leises Geräusch, bald darauf öffnete sich die blos angelegte Thür ganz, und die Kranke trat in weißen Nachtkleidern, mit ganz geschlossenen Augen, leichenblassem, zusammen gefallenem, lang gezogenem, todtenähnlichen Gesicht und bloßen Füßen herein. Ihr Schritt war so sicher, daß sie allem auswich was ihr im Wege war. Mit diesem sichern Tritte näherte sie sich dem Tische, an welchem wir saßen, ergriff, ohne zu suchen, mit sicherer Hand das Licht, was auf demselben sich befand, und machte damit, dasselbe in der rechten Hand haltend, eine winkende Bewegung ihr zu folgen. Hierauf ging sie ruhig durch das ganze Zimmer, öffnete, die in einen Vorsal führende Thür, (wir folgten ihr auf dem Fuß) führte uns, vorleuchtend, durch diesen durch, öffnete eine zweite Thür, ging sicher und ohne sich aufzuhalten die Treppe in der Mitte herab. Bei einem Absatze derselben blieb sie einen Augenblick mit steif ausgestrecktem rechten Arme und leuchtend stille stehn; und als wir folgten trat sie die andere Hälfte

der Treppe hinab und führte uns bis an das Zimmer der Gräfin M. Hier blieb sie einen halben Schritt von der Thür mit ausgestrecktem rechten Arme und vorgesetztem rechten Fuße, in einer schönen Stellung ruhig, wohl wissend, daß das Zimmer verschlossen sey. Ich ließ mir von der Gräfin M. den Schlüssel geben, und so wie ich vortrat, wich die Kranke etwas zur Seite aus um mir Platz zu machen. Ich steckte den Schlüssel an, und zog mich zurück. In dem Augenblicke trat sie vor, sperrte auf, bewegte sich wieder zur Seite zurück, und deutete uns durch eine Bewegung der Hand an, einzutreten. Die Gräfin M. und G. traten zuerst in's Zimmer, ich machte der Kranken eine Höflichkeitsbewegung, vor mir in die Stube zu gehn, sie that das nämliche und ich gehorchte. Nun folgte sie mir, setzte das Licht mitten auf den Tisch, und ging ohne Licht sicher denselben Weg wieder zurück, den sie uns geführt hatte. Verwundert standen wir einige Augenblick stille, sahen uns an und fragten einander, was das bedeuten solle? Das natürlichste Resultat war: sie will uns nicht haben, sie bedarf keiner Wache, sie hat es ja früher bestimmt. Schnell eilte ich jetzt meiner Kranken nach, die ich ausgekleidet, ruhig, aber todtenbleich in ihrem Bette liegend fand. Sie war den übrigen Theil der Nacht, den wir im Vorzimmer zubrachten, einige Bewegung im Schlafe abgerechnet, ruhig geblieben.

Unsere Leser werden fragen, wo denn das Wunderbare an dieser Geschichte ist? — unsers Erachtens besteht es darin, daß der Herr Doctor Fleischer so gutmüthig war zu glauben, die Kranke schlafe würklich. Daß er kein ruhiger Beobachter gewesen, läßt sich schon aus seiner dichterischen Art zu beschreiben schließen, wenn er, bei einer zweiten ähnlichen Nachtwandlung, also anhebt:

„Ehrbar und malerisch in das weiße Betttuch eingehüllt, trat die Wandlerin im Geistergewand ein, hielt mit der linken Hand den schnell geregelten Faltenwurf desselben fest, und sichtbar vom ganzen Körper waren nur die bloßen Füße bis an die Knöchel, und der Hals mit dem Kopf nebst den fliegenden Haaren u. s. w." Was gingen ihm die Knöchel und die fliegenden Haare an? nur auf die Augen hätte er merken sollen, um sich zu überzeugen, daß sie würklich schlafe. Doch diese Ueberzeugung hatte er freilich schon noch ehe sie erschien, und das ist eben das Schlimme. Er zweifelt auch gar nicht daran, daß seine Patientin mit verbundenen Augen eine Brille auf's Papier gezeichnet hat, u. s. w.

Daß er selbst durch eine Brille sieht, die ihm ein 19 jähriges, schlaues Mädchen auf die Nase gesetzt hat, ist gewiß.

Die Fortsetzung dieser Krankengeschichte, die bisjetzt durchaus nichts unerklärliches enthält, wird versprochen, und so werden wir denn auch nicht ermangeln, noch einmal darauf zurück zu kommen.

Literarische Notizen.

In einer ungedruckten Reise durch England, aus welcher die Bibliotheque universelle bisweilen Auszüge liefert, wird die Gas-Beleuchtung in einer der ersten Fabriken von Manchester beschrieben, von deren Größe man sich aus folgenden Angaben einen Begriff machen kann: Die Fabrik wird erleuchtet durch 633 Gas-Lichter, jedes zu 3 Lampen, und 271 Gas-Flammen die, gleich den Argandischen Lampen, aus gläsernen Röhren aufsteigen. Jedes Licht der ersten Art ist vier Wachskerzen gleich zu achten und jedes der letztern, zwey und einer halben Wachskerze; alle zusammen brennen folglich so hell als 2500 Wachskerzen. Stündlich verzehrt dieses Licht 1250 Cubic-Fuß Gas, täglich 2500 Cubic-Fuß, wozu wöchentlich 2000 Centner Steinkohlen erforderlich sind. Die Wachslichter würden jährlich 2000 Pf. Sterling kosten, die Gasbeleuchtung kostet nur 600. —

Eben daselbst wird auch erzählt, daß der Italiäner Zanetti in Manchester wöchentlich 10 bis 12 Dutzend Thermometer bloß an die Fabriken daselbst verkauft, weil 300 Dampfmaschienen immerwährend im Gange sind. Diese Fabriken setzen unter andern auch eine große Menge Fuhrleute in Nahrung. Man zeigte dem Reisenden das Haus eines solchen Fuhrmanns, der noch vor 18 Jahren fast nichts besaß, jetzt aber 30000 Pfd Sterling jährliche Einkünfte hat, (!) und im letzten Kriege der Regierung 1800 Pferde zu liefern sich erbot. —

In Hunter's landwirthschaftlichen Versuchen wird angerathen, beym Melken der Kühe immer die erste Milch abzusondern, weil sie dünner sey und keinen reinen Geschmack habe. Die letzte Milch enthalte 16mal mehr Rahm als die erste, sey auch gelber, und liefere eine weit wohlschmeckendere Butter, als wenn man sie mit der ersten vermischt lasse. Man verliere zwar dadurch an der Quantität der Butter, doch nur sehr wenig. Daher komme es, daß der Gebrauch der Bergschotten, das Kalb einige Augenblicke vor dem Melken saugen zu lassen, sehr vortheilhaft sey. —

Eben daselbst wird ein sicheres Mittel angezeigt, alte Birnbäume neu zu beleben. Man muß sie nemlich dicht neben der Stelle, wo sie gepfropft sind, beschneiden, worauf sie kräftige neue Zweige treiben und reichlich tragen. —

Die Bibliotheque universelle macht bekannt, daß die am Kartoffelkraut wachsenden kleinen Früchte, wenn man sie quetscht und ein Zwanzigstel eines Gährungsmittels hinzufügt, bei der Distillation eben so viel Brandtwein liefern als die Burgunder Trauben. Zu Nancy und S. Dizier ist der Versuch im Großen mit vielem Glücke gemacht worden, und die Herrn Cadet-Gassicourt und Deslauriers zu Paris haben ihn mit gleichem Erfolg nachgemacht. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 23. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Bedenklichkeiten.

Von der Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber ist des ersten Theiles erste Abtheilung von A bis Accolti, 33 Bogen stark, erschienen. Ohne Zweifel haben manche sehr würdige Männer daran gearbeitet, aber das ist gewiß, daß bei diesem Zuschnitt weder die Käufer noch die Mitarbeiter die Vollendung des Werkes erleben werden. Fast der längste Artikel in dem vor uns liegenden Hefte ist der Artikel Abtritt, heimliches Gemach, der mehr als zehn Spalten beträgt. Wir bitten um's Himmelswillen! wer hat Lust, so viel vom Abtritt zu lesen? Derjenige etwa, der eben einen Abtritt bauen will? ey ja, der sucht es aber nicht in der Encyclopädie, sondern in einem Buche über die bürgerliche Baukunst, oder er zieht einen Baumeister zu Rathe. Eine Encyclopädie soll und kann die Gegenstände nicht erschöpfen, sie soll blos dem Unwissenden eine allgemeine Uebersicht geben, und dem mehr Suchenden die Quellen nachweisen, aus welchen er sich gründlich unterrichten kann. Man vergleiche in dieser deutschen und in der französischen Encyclopädie die Artikel Abtritt miteinander. In der letztern ist er von Rechtswegen mit wenigen Worten abgefertigt. — Man vergleiche ferner den Artikel Abulfeda, der auch beinahe zehn Spalten füllt, mit demselben Artikel im Conversationslexicon. Offenbar liefert dieser letztere genug für den Liebhaber der Geschichte; der Geschichtsforscher hingegen wird seine Befriedigung warlich nicht in der Encyclopädie suchen. — Der Artikel Abiponer füllt 12 Spalten, und liefert weiter nichts als einen Auszug aus des Missionairs Dobritzhofer Geschichte der Abiponer, die der Gelehrte selbst nachschlägt, indessen der Ungelehrte den Auszug viel zu lang findet, besonders wenn er hört, daß diese ganze südamerikanische Völkerschaft aus nicht mehr als 5000 Köpfen besteht, und wenn er sieht, daß die bald darauf folgende peruanische Völkerschaft der Abisca's in drey Zeilen abgefertigt worden. Wenn schon den Abiponern eine solche Ehre wiederfährt, wie stark werden verhältnißmäßig die Artikel Griechen und Römer werden! Ganze Bände müssen diese füllen, wenn anders eine feste Norm angenommen ist, und das muß man doch voraussetzen. — So ist ferner über das elende Wort Abracadabra viel zu viel und doch nicht Alles gesagt, denn wenn man sich schon einmal die Mühe nahm, den unbedeutenden Gegenstand erschöpfen zu wollen, so hätte man auch anführen müssen, daß Scaliger, Salmasius und der Pater Kircher sich über den Sinn jenes Wortes die Köpfe gewaltig zerbrochen haben; daß Delrio davon als von einer magischen Formel spricht u. s. w. Das Wort abstract nimmt nicht mehr als 23 Zeilen ein, Abracadabra hingegen mehr als zwei Spalten. Ist das ein Verhältniß? und wie kommt denn überhaupt Abracadabra in diese Encyclopädie der Wissenschaften und Künste? ist Abracadabra eine Wissenschaft? ist es eine Kunst?

Dieselbe Frage kann man bei mehrern Artikeln wiederhohlen, z. B. bei Abgang, ein Ausdruck, dessen sich bekanntlich die Schauspieler zum Spas bedienen, um in ihrer Rolle eine auffallende oder hochtönende Stelle zu bezeichnen, mit welcher sie die Bühne verlassen. Was hat dieser Spas mit der Kunst gemein?

Wiederum giebt es Artikel, die confus und langweilig ausgedrückt sind, und am Ende eigentlich gar nichts sagen, zum Exempel der Artikel Abscheu.

Auslassungen möchten sich auch wohl in Menge nachweisen lassen. Wenn es z. B. der Mühe werth war, dem Abracadabra einen Platz einzuräumen, so müßte man wohl auch Aabam nicht vergebens suchen, ein Wort, wodurch manche Alchymisten das Bley bezeichneten; oder Aaggi-Dogii, einen hohen steilen Berg auf der türkisch-persischen Grenze, den die Caravanen passiren müssen, die von Constantinopel nach Ispahan gehn; oder Aaggi-Sou, einen Fluß in Persien, in dem keine Fische leben, u. s. w.

Uns will bedünken, daß das Conversationslexicon gerade so viel enthält, als neun Zehntheile derjenigen Leser suchen und wissen mögen, für welche auch diese Encyclopädie berechnet zu seyn scheint, weshalb wir fürchten, daß sie sich verrechnet haben wird; zumal da das Conversationslexicon den gewaltigen Vorzug vor ihr be-

hauptet, daß es jetzt schon ein Ganzes ist, was die Encyclopädie in den nächsten funfzig Jahren schwerlich seyn wird.

Nachdruck.

Wir machen aufmerksam auf eine kleine Schrift, welche der Buchhändler Brockhaus gratis vertheilt. Sie betrifft einen Proceß gegen den Nachdrucker Maklot in Stuttgard, einen der stinkendsten dieser Art, die jemals geübt worden. Hier kann man lernen, wie leicht und gern der Mensch (trotz seinem ewigen Fortschreiten zur Vervollkommnung) alle Moralität mit Füßen tritt, sobald er ungestraft dabei zu gewinnen glaubt. — Freilich hat Brockhaus Recht daran zu erinnern, daß ja Niemand dem Staate seine Spielkarten und Kalender, oder dem Könige von Portugall seine Gebetbücher nachdrucken darf, und daß jedes Eigenthumsrecht unverletzlich seyn sollte, es möge dem Staate oder einem Privatmanne angehören. Es ist doch in der That empörend, sich einen Fürsten zu denken, der zu dem Buchhändler spricht: „meine Kalender sollst du mir nicht nachdrucken bei schwerer Strafe; wenn dir aber Eines deiner theuer erkauften Verlagswerke in meinen Staaten nachgedruckt wird, so sollst du nicht mucksen." Wenn nun vollends, wie hier der Fall ist, der Fürst ein Privilegium gegen den Nachdruck gegeben, und auch dieses nicht einmal den rechtmäßigen Eigenthümer schützt — — wenn der Nachdrucker so unglaublich unverschämt ist, Pränumeration auf ein ganzes Werk zu sammeln, welches im Original noch nicht einmal ganz erschienen ist — — wenn hohe Beamte mit sprudelnder Beredsamkeit behaupten, die Nachdrucker wären die größten Wohlthäter eines Landes, und ihnen verdanke man die hohe Stufe der Cultur, auf welcher man (vermeintlich) stehe — — wenn hohe Beamte die unsinnige, höchst unchristliche Meinung hegen, das Honorar für den Gelehrten (der durch saure Arbeit vielleicht eine zahlreiche Familie zu ernähren hat) sey fast für nichts zu rechnen — — wenn Fürsten bei andern Vorfällen an die öffentliche Meinung appelliren und nur in diesem Falle sich darüber hinweg setzen — — bei Gott, so steht einem ehrlichen Manne der Verstand still! — Sehr wahr bemerkt Brockhaus, daß, wenn das Princip, welches in Würtemberg gilt, in Deutschland allgemein würde, es gar keinen Buchhandel und folglich auch keine Literatur mehr geben könnte. Und solch ein Princip sollte Gnade finden, vor dem Throne eines so gerechten und aufgeklärten Monarchen? — Nimmermehr! — und auch Frankfurt, der Hauptstapelplatz der Nachdrücke, schämt sich nicht, einem so ehrlosen Handel Schutz zu verleihen? — wäre es denn nicht wenigstens so natürlich als billig, wenn allen rechtlichen Buchhändlern von ihren rechtlichen Fürsten erlaubt würde, Alles das nachzudrucken, was aus einem Lande kommt, wo der Nachdruck gehegt wird? — Man möge es dem Herausgeber dieser Blätter nicht verübeln, wenn er warm bei dieser Materie wird. Er ist Vater von dreizehn Kindern, und hat in seinem Leben wenigstens funfzig Tausend thaler durch den Nachdruck verlohren; denn wie oft hat er von seinen Verlegern hören müssen: „Gern wollten wir Ihnen das Honorar verdoppeln, wenn Ihre Werke nicht augenblicklich nachgedruckt würden." Durch Hülfe dieser, ihm gestohlenen 50000 Thaler würden manche seiner Kinder, die er vielleicht als unerzogene Waisen zurück lassen muß, eine gute Erziehung sich verschafft haben. Und das wäre dem Staate nicht mehr werth als das Wohlleben eines diebischen Nachdruckers? und das alte Kernsprüchlein: was du nicht willt daß dir geschicht, das thu auch keinem Andern nicht, soll gar nicht mehr gelten? —

Doch wir verweisen auf die ganze, ebenso gehaltvolle als anziehend geschriebene Schrift, die jeder unserer Leser sich leicht wird verschaffen können. Den Ausgang des in jeder Hinsicht scandalösen Processes werden wir zu seiner Zeit berichten, und zweifeln keinen Augenblick, daß er der Würtembergischen Regierung zur Ehre gereichen werde.

Die Ermordung des Fualdes.

Ueber diesen Mord und den dadurch entstandenen Criminalproceß ist in französischen und deutschen öffentlichen Blättern so viel und so umständlich gesprochen worden, daß wir uns bisher gänzlich enthalten haben, dieser Angelegenheit auch in unserm Blatte Erwähnung zu thun. Wir würden auch ferner darüber schweigen, ob sie uns gleich noch keines Weges erschöpft zu seyn scheint, wenn wir nicht in einem französischen Journale, dem politischen und literarischen Zuschauer 1ste Lieferung, die nämlichen Bedenklichkeiten aufgestellt fänden, deren auch wir uns bei Durchlesung der mancherley Nachrichten über diesen mit vollem Recht so höchst merkwürdigen Proceß nicht haben enthalten können. Vielen von unsern Lesern wird es nicht besser gegangen seyn und deshalb glauben wir ihnen die in dem genannten

Journal angegebenen, zum Theil sehr wesentlichen Umstände, die der Aufmerksamkeit der Richter und des an der Sache lebhaften Antheil nehmenden Publicums entgangen sind, nicht vorenthalten zu dürfen.

„Acht Personen, (wenigstens sind bis jetzt noch nicht mehrere bekannt) sagt der Verfasser jenes Aufsatzes, vereinigten sich zum Morde des Hr. Fualdes; eine einzige wäre ohne Zweifel zur Vollziehung desselben hinreichend gewesen, und eine günstige Gelegenheit dazu wäre leicht gefunden worden. Allein was für einen Plan finden die Mörder für rathsam auszuführen! Am Tage nach einem Jahrmarkt, der so viele Fremde herbei zieht, daß dadurch die Bevölkerung von Rodez fast verdoppelt worden; in der besuchtesten Straße dieser Stadt; um acht Uhr Abends, wo die Nacht kaum völlig eingebrochen ist, — wird Fualdes mit Gewalt entführt und in ein ziemlich entferntes Haus geschleppt. Dieses Haus wird von mehrern Miethleuten bewohnt, unter denen einige in dem besten Rufe stehen; eine spanische Familie z. B., die aus fünf Personen besteht, hat das Zimmer inne, das sich unmittelbar über der Wohnstube der Bancalschen Eheleute befindet, und nur durch einen schlechten Fußboden von Bretern davon getrennt ist, durch dessen zahlreiche Spalten man ganz bequem hinunter und bis auf den Tisch, auf welchen das Schlachtopfer geworfen wurde, sehen kann."

„Auch die Straße (des Hebdomadiers), worin das Verbrechen vollzogen wurde, ist sehr besucht, und mehrere Personen erinnern sich, daß sie an dem nämlichen Abend zwischen acht und zehn Uhr durch dieselbe hindurch in eine Gesellschaft zu einem königlichen Beamten gegangen sind, der in der Nähe dicht neben dem Kloster des Annonciades wohnt, wohin Madame Manson gebracht worden zu seyn vorgiebt. Die Häuser, die dem Bancalschen gegenüber liegen, sind die bewohntesten in der ganzen Straße, und die letztere ist nicht nur so schmal, daß kaum ein Wagen hindurch fahren kann, sondern sie wird auch durch die über dem untern Stockwerke befindlichen Wetterdächer noch mehr verengt. Die Fenster in der Bancalschen Stube gehen auf die Straße, und folglich sind sowohl in der Höhe als in der Breite die Mörder nur durch einen Zwischenraum von höchstens 6 bis 7 Fuß von ihren zahlreichen Nachbarn getrennt. Die Bancalsche Stube ist klein und voll von alten, halb zerfallenen Geräthschaften; es ist daher kaum zu begreifen, wie in derselben acht Personen Raum genug gehabt haben, um eine neunte, die sich möglichst wehrte, nieder zu werfen, und noch weit unbegreiflicher, ja fast schlechterdings unmöglich ist es, daß man den dadurch verursachten Lärm nicht soll gehört haben."

„Die Mörder zapfen ihrem Schlachtopfer ganz langsam das Blut aus den Adern ab, und keinem einzigen unter ihnen fallen die Folgen ein, die diese unmenschliche Grausamkeit für sie selbst haben muß. Es ist nämlich erwiesen, daß das Gewicht des dem unglücklichen Fualdes entströmten Blutes hinreichend gewesen wäre, um seinen Leichnam nicht oben schwimmen zu lassen; die Vorsehung hat also gewollt, daß der nämliche Umstand, der der allerempörendste bei diesem Verbrechen war, auch zugleich die Veranlassung zu seiner Entdeckung geben sollte."

„Die Mörder waren geschickter, das Blut und alle Spuren desselben wegzuschaffen, als den Leichnam; anstatt ihn an Ort und Stelle selbst zu begraben, und ihn durch Kalk schnell verzehren zu lassen, (was ihnen, da Bancal ein Maurer war, etwas leichtes gewesen wäre) setzen sie sich lieber der Gefahr aus, auf dem Wege nach dem Aveyron mehrern Leuten zu begegnen, und um gleichsam der Gefahr Trotz zu bieten, schlagen sie den breitesten und besuchtesten Weg dahin ein. Ihre fast unglaubliche Unbesonnenheit wird jedoch dadurch erst recht vollständig, daß sie einen Helfershelfer mit Gewalt anwerben; daß sie schon um zehn Uhr den Weg an den Fluß antreten, wo es kaum anders möglich war als daß sie Leuten begegnen mußten, und daß sie gleichsam im Triumpf dahin ziehen. Mehrere unter ihnen sind dabei bewaffnet, und Bousquier, dessen unnütze Hilfe ihnen so verderblich werden sollte, ist der hinterste im Zuge; die Verschwiegenheit eines solchen Zeugen glauben sie durch ein Geschenk von zehn Franken erkauft zu haben! sie machen auf dem Wege zu wiederholtenmalen Halt, sprechen laut mit einander, und nennen sich bei ihren Namen. Nach einem weiten Marsche gelangen sie endlich an den Aveyron, und indem sie den Leichnam hinein werfen, brauchen sie nicht einmal die Vorsicht, daß sie das Gewicht des ihm entzogenen Blutes durch Steine ersetzen!"

„Bei diesem unbegreiflichen Gemisch von Frechheit und Unbesonnenheit, und bei dem günstigen Erfolg, den die Unternehmung demohngeachtet gehabt hat, wäre man berechtigt, an der Wahrheit der eben angeführten Thatsachen zu zweifeln, wenn sie nicht aus den an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen unwidersprechlich hervorgingen, und durch die einstimmige Aussage aller Zeugen bestätigt würden.

Der Stock des Fualdes, der am andern Morgen in der Straße Terral, dem Orte der Entführung, gefunden wurde, und sein im Aveyron schwimmender Leichnam, sind der Anfangs- und der End-Punct, zwischen welchen alle andere Vorfälle Platz greifen; ohne diesen Stock wäre vielleicht der Ort, wo das abscheuliche Verbrechen begangen wurde, niemals entdeckt worden.

Der am folgenden Tage verübte Diebstahl zeichnet sich durch schamlose Keckheit und Unbesonnenheit nicht weniger aus als der Mord selbst. Diese unbegreiflichen Umstände tragen aber zum mindesten eben so viel als die seltsame Rolle, welche die Dame Manson dabei spielte, dazu bei, um den ganzen schändlichen Vorfall höchst merkwürdig, und den dadurch herbeigeführten Criminal-Proceß berühmt zu machen."

Ditrich von Bülow.

Ein vertrauter Freund dieses genialen, mitunter auch verrückten Mannes, hat im Hesperus manche noch unbekannte, sehr unterhaltende Nachricht von ihm geliefert. Wir heben um so lieber einige derselben aus, da das genannte Journal in Nord-Deutschland weniger verbreitet ist.

„So lebte ich" sagt der Erzähler, „einige Jahre mit ihm in der vertrautesten Freundschaft, von jeder seiner literarischen Unternehmungen unterrichtet, bis sein Werk: der Feldzug von 1805 erschien. Die Sensation, welche dieses machte, und die Besorgnisse, welche man mir für die persönliche Sicherheit Bülows, von so manchen Seiten her insgeheim erregte, machten es mir zur Freundschaftspflicht, ihn ernstlich zu warnen. Mehrere Rathschläge die ich ihm deshalb gab, blieben fruchtlos und wurden meistens verlacht. Eines Tages, wo die Gefahr schon am größten war, trat er mit den Worten in mein Zimmer: Me voilà encore la tête levée. Ich ermahnte ihn ernstlich, es sey jetzt die höchste Zeit, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, und sich zu entfernen. Er verlachte dieß abermals, und ich selbst wußte nicht, daß es schon zu spät sey; noch an demselben Abend ward er arretirt. Am folgenden Morgen erfuhr ich von seinem Neffen, von Bülow, (damals Lieutenant unter einem Infanterieregimente, jetzt Festungs-Commandant von Cüstrin) daß sein Onkel, dem Vernehmen nach, des Hochverraths angeklagt werde, und Niemand zu ihm dürfe. Einen oder zwei Tage darauf wurde einer meiner von mir oben bezeichneten Freunde vor das Criminalgericht gefordert; dem anfänglich nicht wohl dabei zu Muthe war. Allein der Richter, ein höchst gebildeter feiner Mann, eröffnete ihm mit dem liebreichsten Tone: „Es sey der allerhöchste Wille Sr. Majestät, den Gemüthszustand des Herrn v. Bülow zu untersuchen; weil er aber den Medicum fori und alle Aerzte Berlins verworfen, und auf ihn provocirt hätte, so ersuche man ihn auf Pflicht und Gewissen, die Wahrheit zu Protokoll zu geben. „Ein großer Stein fiel meinem Freunde vom Herzen, nicht seinetwegen, denn was hatte er zu besorgen, da er an allen politischen Publikationen Bülows keinen Theil genommen, aber um des letztern Willen. Man wollte wissen, daß er auf Requisition eines fremden Hofes sey verhaftet worden. Mein Freund erklärte im Protocoll Bülow für einen mit ungewöhnlichen Geistes-Gaben und Kenntnissen ausgerüsteten, aber höchst excentrischen, oft an's Verrücktseyn gränzenden Kopf. Für den letzten Punkt fehlte es glücklicherweise nicht an Beweisen, zwar nur wenige, aber sie reichten hin, Bülows Lage wenigstens zu erleichtern. Dieser Beweise waren hauptsächlich drei: 1) Daß Bülow zu wiederholtenmalen versucht hätte, einen seiner Freunde zum Proselyten der Swedenborgschen Lehre zu machen. 2) daß er nach dieser Lehre sehr oft im Ernste behauptet hätte, die Menschen im Monde seyen kugelrund, und mit einem kleinen Kugelabsatze statt des Kopfes, wälzten sich kugelähnlich um ihre Axe und quackten wie die Frösche; und 3) daß er mehrere gute Freunde im vollen Ernst zu einer Eroberung Meriko's zu engagiren suchte, wozu er die Subsidien herbeizuschaffen sich verpflichtet hätte. Diese Daten, die alle mit einem Eide erhärtet werden konnten, galten entscheidend. Hätte aber Bülow gewußt, daß ihm sein Freund auf diese Art den wesentlichen Dienst geleistet, er würde ihn vielleicht — wenn nicht gehaßt, doch wenigstens nicht wie vor geliebt haben. —

Er paßte für die gewöhnliche Welt nicht, und man mußte sich sehr hüten, mit ihm in öffentlicher Gesellschaft zu erscheinen. Es gab stets einen Punkt, wo er anstieß, und wer mit ihm war, kam in Verlegenheit, entweder ihm zu entsagen, oder seiner Meinung mit äußerster Gefahr beizupflichten. Eine Anekdote von so vielen zur Bestätigung des hier gesagten, kann ich nicht unterdrücken. Er ging einst zum Herrn von K. einem sehr bedeutenden Manne. Dieser redete ihn mit den Worten an: Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? — Antw: Mit dem Verfasser des Geistes des neuen Kriegssystems! — Verzeihen Sie, das habe ich nicht gelesen. — Antw. Dann habe ich mit Ihnen weiter nichts zu

reden. Bülow nahm seinen Hut, empfahl sich und ging. Dergleichen Scenen waren nichts Seltenes bei ihm. Seine militärischen Schriften kann ich nicht beurtheilen, sie haben aber bei Männern von Kopf und Sachkenntniß, selbst im Oesterreichischen viel Verehrer und Anhänger gefunden. Auch hat sich sein militärisches Talent schon hinlänglich dadurch bewährt, daß die unglückliche Katastrophe Preußens im Jahre 1816, von ihm seinen Freunden ein Jahr vorher verkündigt wurde: nur darin hatte er sich, (der Energie Preußens noch mehr zutrauend,) geirrt, daß er den letzten Schlag bei Spandau ankündigte, bis dahin glaubte er, würden sich die Preußen mit Ehren zurückziehen können, u. s. w. Eines seiner ruhigsten und gediegensten Werke scheint mir sein letztes, die Biographie des Prinzen Heinrichs von Preußen, zu seyn. Es ist nicht frei von Ausfällen, aber sie sind gemäßigter und wenigstens sehr fein eingekleidet. Dieses Werk trug ihm 3000 Thaler gutes Geld, (?) welche er in einem Jahre verbrauchte. Er arbeitete sehr leicht und schnell, aber selten mehr als 4, höchstens 6 Stunden des Tages. Ein Mann, sagte er, der nicht Nachmittags um 4 Uhr frei über seine Zeit disponiren und nach seinem Gefallen leben kann, ist ein erbärmlicher Mensch. — Auf die geheime Correspondenz der Seelen, womit die Swedenborgianer viel zu schaffen haben, legte Bülow einen sehr hohen Werth. Ob ich den Sinn recht gefaßt habe, weiß ich nicht, aber mir scheinen sie die meiste Aehnlichkeit mit den Rapports der Magnetisirer zu haben. Durch sie war es möglich Conversationen mit unsichtbaren Geistern, namentlich mit den Engeln zu halten, welches Swedenborg auch gethan haben soll. Vom Magnetismus hielt Bülow sehr viel. Uebrigens will ich nicht in Abrede seyn, daß die Swedenborgsche Lehre eine reine moralische und fromme Tendenz haben mag, von Bülow war in einer Hinsicht auch sehr religiös, aber nichts weniger als bigott, kopfhängerisch oder pietistisch. Er war vom Charakter sehr bieder, hielt streng aufs Wort, war Freund im strengsten Sinne, ließ aber seinem Egoismus auch nicht zu nahe treten. In diesem Punkte war ich der Einzige, der viel wagen durfte. „Ich kenne meine Fehler, pflegte er oft zu sagen, aber ich will sie mir von Niemand, am wenigsten von einem Dummkopf vorwerfen lassen." Er ist dreimal in Amerika*) gewesen, hat eine große Summe durch Handelsspekulation dahin verlohren, auch dort, wie er mir sagte, ein Kaffeehaus errichtet, wobei er natürlicherweise schrecklich betrogen wurde. Noch einen Zug aus seiner früheren Lebensperiode kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Bülow hatte es im Militärdienst nicht weiter als bis zum Cornet gebracht, er diente bei der Cavallerie; hier sah er aber so viel, was seiner Art zu denken nicht zusagte, daß er um seinen Abschied bat. Dieser wurde ihm einige Mal höflich verweigert, allein erschrieb an den General: „Man könne ihm den Abschied nicht verweigern, denn er sey verrückt." Und so gab er mehrere Beweise von wahrer Excentricität mit viel Verstand gepaart.

*) Von den Jahren 1791 und 1792, wo er dort 10 Monate und von den Jahren 1795 und 96, wo er 11 Monate verweilte, ist es bekannt. Er gab darüber heraus: Der Freistaat von Nordamerika in seinem neusten Zustande, von D. von Bülow, 2 Theile. Berlin Unger, 1797, nachdem er zuvor in der Minerva Briefe über Amerika bekannt gemacht hatte. Auch hier zeigt sich sein bizarrer Geist. Als er 1792 Amerika verließ, galten ihm dessen Bewohner für ein gutmüthiges unschuldiges Volk. Nach drei Jahren seiner Abwesenheit aber hatte die moralische Verderbtheit dort so überhand genommen, daß er nun die nordamerikanische Republik als einen durchaus verdorbenen Körper beschrieb, der in gar nichts Lob verdiene, und dem nur durch eine totale Revolution geholfen werden könne. Wer das nun nicht so findet, den nennt er einen läppischen Knaben, dem nicht weiter zu helfen stehe. Diejenigen, welche sein Buch langweilen, verweist er zu der Lesung des Eulenspiegels und des galanten Schinders. Dabei erklärte er alles, was wir bisher über Nordamerika hatten, für unzulänglich, richtige Begriffe davon zu erhalten. Darüber und über seine Ausfälle kam er mit Ebeling in Streit, der ihn in der Hamburger neuen Zeitung zurecht wies, und gegen den er, so wie gegen alle sein Gegner im December der Minerva von 1796 zu Felde zog. Merkwürdig, und sehr im Contrast mit seinem nachherigen Swedenborgismus, ist die hier vorkommende Persiflage der Deisten, die glauben, daß die Seele nach dem Tode Reisen durch das Weltgebäude anstelle.

Reisen.

Der Königl. Bibliothecar Spiker in Berlin hat eine Reise durch England, Wales und Schottland im Jahr 1816 geschrieben, wir können nicht sagen beschrieben, denn sie enthält eigentlich nur einen trockenen Catalog von dem was er gesehen, und zwar so umständlich, daß er nie vergißt anzugeben, wie viel Fuß lang und breit ein Gebäude oder ein Saal war. Wir wollen damit keinen Tadel aussprechen, denn diese Umständlichkeit gehörte zu seinem in der Vorrede angegebenen Zwecke; (obgleich die Beschreibung von Tellerwärmern auch in

dieser Hinsicht wohl überflüssig seyn möchte.) allein zur Unterhaltung unserer Leser können wir freilich nur wenig ausheben.

In Oxford sah Herr Spiker ein Altarblatt nach Carlo Dolce in Holz gebrannt. Dr. Griffiths hat nemlich eine neue Art der Bildnerey erfunden: er brennt mit einem Schüreisen (Poker), das er, nachdem die Tinten dunkel oder hell werden sollen, mehr oder weniger glühend macht, Gemählde in Holz, die in der Entfernung den mit dem Sepia ausgeführten, ähnlich sehen. —

In England, welches wir uns immer so ganz bürgerlich zu denken pflegen, ist es noch allgemeine Sitte bei den Großen, ihr Silbergeschirr und ihr Porzelain überall mit ihren Wappen zu zieren, eine Sitte, über welche man bei dem alten deutschen Adel so oft gespottet, und sie als einen Feudal-Sauerteig betrachtet hat. Viele Wappen führen auch noch französische Motto's. So z. B. fand der Verfasser in Dernhill über der Thür des Gasthofes das Wappen des Ortbesitzers, mit dem Wahlspruch: Avancez. In einer Messerfabrik sah er eine große Art von Vorlegemessern mit Griffen von Hirschhorn, die den Nahmen Kutusow führten; und ein besonders schön gearbeitetes trug die damaszirte Inschrift: Kutusow und den unüberwindlichen Kosacken gewidmet. — Bei Manchester begegnete er einer Landkutsche, an der mit großen goldenen Buchstaben Blüchers Name zu lesen war, den überhaupt in England Böte und Wagen, Gasthöfe und Landhäuser in Menge führen. — In einer Bell- und Lancasterschen Schule in der Provinz wurden die Befehle des Lehrers nicht wie in London mit der Glocke, sondern durch die Pfeife ertheilt; auch waren gewisse telegraphische Zeichen eingeführt, welche nur dem Lehrer und den Aufsehern bekannt sind, damit Fremde im Saale nicht wissen sollen was befohlen wird. —

In England herrscht jetzt, nach des Verfassers Ausdruck, eine ordentliche Wuth, Gefängnisse mit größter Pracht zu erbauen; wozu? das wissen die Engländer wohl selbst nicht. — In der Cathedrale zu Durham suchte der Reisende das Grabmal des berühmten Beda lange vergebens, und fand es endlich, einfach schmucklos, mannshoch mit Linnenzeug bedeckt, welches zum Kirchengebrauch bestimmt war. — In einem Schuppen sah er zwei Dampfwagen müßig stehn, und erhielt auf seine Frage, warum man sie nicht brauche, die Antwort: daß man es wohlfeiler finde, sich der Pferde zu bedienen. — Im alten Pallast der schottischen Könige sah er ein treffliches Bild von Maria Stuart. „Die Züge der Königin sind regelmäßig, aber ohne im geringsten den romantischen Character zu haben, den man gewöhnlich in sie legt, ja es liegt in ihnen ein gewisser kalter Ernst, den man nur der Elisabeth hätte zutrauen sollen. Das Bild ist wahrscheinlich von Holbein oder einem seiner Schüler. Die Zimmer der Königin sind noch ganz so erhalten, wie sie waren, als sie von ihr bewohnt wurden: ihr Pracht-Schlafzimmer, ihr gewöhnliches Schlafzimmer, in welchem, auf dem sehr alltäglich aussehenden Himmelbette, eine grobe wollene Decke, mit der Königskrone darin gewebt, liegt, sowie auch das Cabinet, in welchem die Königin mit Rizzio saß, als die Verschwornen hineindrangen. Die geheime Thür, durch welche sie eintraten, und die mit einem Vorhange bedeckt ist, wird ebenfalls gezeigt, und man machte uns besonders auf einige Blutflecke auf dem Boden des Flures, in einem Winkel neben der Treppe aufmerksam, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizzio von den Verschwornen vollends umgebracht wurde, oder wie unsere Führerin sich ausdrückte: wo sie ihm den Rest gaben. — Darnley's ungeheure Stiefel, Degengehenk und Waffenrüstung zeigt man in einem Nebenzimmer. Er muß, danach zu urtheilen, ein kolossaler Mann gewesen seyn."

Auf Hume's Grabsteine steht weiter nichts als sein Name und das ist auch genug. — Ein Mann aus der Familie Macnab hat nicht weniger als 31 natürliche Kinder hinterlassen. — Ein schottischer Fährmann, ein sehr verständiger Mensch, führte bittere Klage über die eingerissene Gewohnheit der Großen, die größere Hälfte des Jahres entfernt von ihren Besitzungen zu leben, wodurch die Unterthanen der Willkühr der Verwalter Preiß gegeben würden. Dieß sey die Ursache, daß so viele Einsassen nach Amerika auswandern. —

Unter den schottischen Inseln ist eine, Inch-Cruin genannt, wohin die Trunkenbolde aus allen Provinzen verbannt werden. (Ein nachahmungswürdiger Gebrauch.) —

In der Schule der Blinden zu Liverpool fand der Reisende „die Frauen beschäftigt, farbige, rauhe Camin-Teppiche zu weben, zu denen ihnen die Farben, wie sie folgen sollen, neben den Webstuhl hingelegt werden, während die Männer auf ähnliche Art Tragrieme zu Wasserreinern verfertigten." — „In einem andern Zimmer wurde auf Maschinen Schnur und Binofaden gedreht. Ich hatte eine ähnliche Maschine im Blinden-Institute zu London gesehen, und fragte, da ich diese verschieden fand, ob man jene auch anwende? worauf man mir ein Exemplar der Londoner zeigte, um

daran die Fortschritte der Kunst bemerkbar zu machen. Die vollkommenere Maschiene, deren man sich hier bedient, ist von einem Zögling der Anstalt, Namens Watt, erfunden worden, und hat den Vorzug vor der Londoner, daß zwei Blinde zugleich daran arbeiten, und dieß im Stehen thun können, während an dieser nur einer sitzend arbeitet. Der Vorsteher erklärte sich gegen mich bereit, Modelle dieser Maschine auf Verlangen nach Deutschland senden zu wollen, wo sie in den Blinden Schulen gewiß mit großem Vortheil angewandt werden könnte, da der Gebrauch derselben mühlos und unterhaltend ist."

„Da wir so genau als möglich mit der Unterrichtsart, der man sich in dem Institut bedient, uns bekannt zu machen wünschten, so folgten wir dem Lehrer der Blinden in das Musikzimmer, wo sie in der Musik unterrichtet werden. Hier standen 8 große Flügel, an welche sich 8, wahrscheinlich der besten, Zöglinge setzten. — Die Uebung schloß damit, daß die Blinden zusammen das Hallelujah aus Händels Messias vortrugen, das sich bei der Präcision, mit der es ausgeführt wurde, vortreflich ausnahm. Die Leitung dabei hatte ein blinder Zögling, Namens Platt, welcher ungemeine Talente für Musik entwickelt. Er spielte uns nachher einige Variationen auf das Volkslied: God save the King vor, welche ein sehender nicht genauer und ausdrucksvoller hatte vortragen können; er sitzt, wie mir der Lehrer, Herr Hanford, (ebenfalls ein Blinder), erzählte, Stunden lang phantasirend am Flügel. — Eigenthümlich ist die Art des Unterrichts in der Notenkenntniß. Man hat zu dem Ende große, ungefähr 6 Fuß hohe und 3, 1/2 Fuß breite Tafeln anfertigen lassen, welche weiß angestrichen und auf welchen die Noten in erhabener Arbeit angebracht sind, während man die Linien der Systeme durch aufgezogenen Eisendraht fühlbar gemacht hat. — Selbst die Bezifferung von Accorden ist in erhabenen Ziffern angegeben. Ueber die im Blinden-Institut eingeführte Methode, die Blinden lesen zu lehren, hat ein Herr Lasson ein eigenes Werk herausgegeben." —

„Liverpool zählt bekanntlich unter seine berühmtesten Mitburger William Roscoe, den Verfasser der Lebensbeschreibungen Lorenzo's von Medici und Leo's des zehnten. Diese Meisterwerke, überall bekannt, nach Würden geschatzt und in mehrere Sprachen übertragen, rühren von einem Manne her, welcher früher die Rechtslaufbahn eingeschlagen hatte und späterhin Bankiersgeschäfte trieb. Seinem eigenen Genius, seiner eigenen Thätigkeit hatte er die Erwerbung der Kenntnisse, und namentlich der vertrauten Bekanntschaft mit der italienischen Literatur zu danken, welche ihn in den Stand setzte, die oben erwähnten Werke an das Licht treten zu lassen. — Das Haus Roscoe, Clarke und Comp., dem er vorstand, behauptete lange Zeit einen bedeutenden Rang unter den Liverpooler Häusern, bis mißlungene Speculationen es zu einem Stillstande in seinen Zahlungen nöthigten. Dieser Unfall griff in das häusliche Leben Roscoe's sehr störend ein, und nöthigte ihn, seine kostbaren Sammlungen von Büchern, Gemählden und Handzeichnungen öffentlich veräußern zu lassen. Gerade als wir zu Liverpool waren, begann die Versteigerung seiner Bibliothek; die Bücher gingen zu sehr hohen Preisen weg, und der Ruf des Namens hatte selbst von London mehrere Bücherliebhaber herbeigelockt, welche durch ihre Gebote die Preise noch höher steigerten. Der Reichthum an älteren italienischen Werken zur Geschichte der Literatur und Kunst in Italien, welche diese Sammlung enthielt, war unbeschreiblich, und es der reichen Stadt Liverpool nicht zu verzeihen, daß sie diese treffliche Gelegenheit vorübergehn ließ, ihre so ausgezeichneten Sammlungen durch Ankauf dieser Bibliothek zu vervollständigen, und zugleich einem verdienstvollen Mitbürger dadurch einen Dienst zu erzeigen."

„Unter diesen Umständen konnte ich kaum erwarten, von Herrn Roscoe mit mehr als der gewöhnlichen Höflichkeit, die man einem Fremden erweist, aufgenommen zu werden. Von allen diesem geschah indeß gerade das Gegentheil. Herr Roscoe empfing mich so freundlich und zuvorkommend, wie es nur jemand thun kann, der mit keinen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, und sprach namentlich über seine Lage mit einer Fassung und einer Zuversicht der baldigen Aenderung derselben, die mir einen hohen Begriff von seinem männlichen Geiste beibrachte. Mit philosophischer Ruhe äußerte er sich über die Entbehrung seiner literarischen und Kunstschätze, und las mir selbst die Vorrede vor, die er zu dem Auctionsverzeichnisse seiner Gemälde und Handzeichnungen geschrieben hatte, worin er das kunstliebende Publikum auf deren Werth und Eigenthümlichkeit aufmerksam macht. Wie ich höre, sind sie indeß, wider Erwartung, um Spottpreise verkauft worden, während, wie oben erwähnt, die Bücher so hoch weggingen. — Ein Plan, den Roscoe noch auszuführen wünschte, zu dessen Ausführung es ihm aber, wie er sagte, an Muße und

Jugend fehle, ist, ein Leben des Erasmus von Rotterdam zu schreiben, da Jortin's Biographie desselben ihm nicht genügt. Nächst Erasmus ist Ulrich von Hutten sein Held.

Juvenal in deutschem Gewande.

Herr Graf Otto von Haugwitz hat jüngst Juvenal's Satyren im Versmaaße des Originals übersetzt, und mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Eine vollständige und würdige Uebersetzung dieses strengen Sittenrichters einer höchst verdorbenen Zeit haben wir noch nicht in Deutschland gehabt. Wer ihn nicht im Original lesen kann, für den muß die Uebersetzung eines Dichters willkommen seyn, den ein Gelehrter (Scaliger) den Fürsten der lateinischen Satyriker genannt und der uns einen großen Beitrag zur Welt- und Menschenkenntniß jenes Zeitalters geliefert hat. Eine Stelle in der siebenten Satyre machte ihn dem Kaiser verdächtig, der ihn unter dem Scheine äußerer Ehre nach Egypten verbannte. Wenn man die Römische Geschichte weiter verfolgt, so wird man eben nicht gewahr, daß er durch seine scharfe Geißel das Laster gebessert, oder den Untergang des Römischen Reichs aufzuhalten geholfen habe.

Was die Uebersetzung betrifft, so müssen wir die genaue Prüfung derselben der gelehrten Kritik überlassen, uns dünkt, die deutsche Construktion sey zuweilen sehr gezwungen, und wir können uns nicht überzeugen, daß ein zu ängstliches Anschmiegen an das lateinische Original anlockender für den Leser sey, und den Grundgedanken faßlicher mache als die natürliche Art, wodurch uns z. B. Wielands Uebersetzung der Briefe und Satyren des Horaz so sehr anspricht, und die Täuschung hervorbringt, als lasen wir ein Original. Wir geben einige Proben von der Uebersetzung aus den berühmten Satyren 3 u. 6.

Rom. (S. 111.) — „Was doch thät' ich in Rom? Kein Lügner bin ich, ein schlechtes
Buch lobpreisen und fodern, ich kann's nicht; ganz unerfahrn
Bin ich im Sternenlauf, den Tod verkünden des Vaters
Kenn ich weder, noch will ich; der Krötlein Inneres schaut' ich
Nimmer auch an; dem vermähleten Weib hintragen, was Buhl ihr
Zuschickt, was er bestellt, mag ein andrer: nirgend ein Dieb, soll
Ich mithelfen —
Wer liebt andere noch denn allein Mitwisser, und jenen
Welchem die Brust heiß kocht von geheim zu haltenden Freveln?

(Welche Masse von Thorheit und Laster in wenigen Zeilen!)

— Hier strait über Vermögen der Anzug, über Bedarf wird Einiges hier zuweilen aus anderer Beutel genommen.
Solch ein Fehl ist gemein, wir sind ehrsüchtige Bettler
Alle dahier, was weil' ich dich lang? Umsonst in der Romstadt
Nichts." —
Viel Aufwandes bedarfs, in der Stadt des Schlafes zu pflegen.
Daher der Krankheit Grund. Geroll der Räder an enger
Straßeneck' und das Schimpfen bei festgefahrenen Karren,
Störten Drusus ja, und des Meeres Kälber vom Schlaf auf.
Ruft ein Geschäft, man träget durch Meng' ausweichend den Reichen,
Ueber die Köpf' hinschwebt er, gestützt auf starke Liburner,
Während darin gemächlich er lust, schreibt oder auch einschläft,
Denn Schlafbefördernd ist geschlossenes Fensters die Sänfte.
Dennoch kommt er zuvor: uns Eilenden stehet die vordre
Woge entgegen, es drängt rückwärts ein mächtiger Volksschwarm.
Hier stößt einer mit Arm, mit der Tragstang' hart mich ein andrer,
Der rennt Balken dem Kopf, der andr' ein Eimergefäß an.
Koth beklebet das Bein, jetzt, rings her tritt mich ein Breitfuß
Und vom Soldatenschuh sitzt fest ein Nagel im Zehen"

(Man kann damit Boileaus Schilderung des Lärmens in Paris vergleichen.)

Roms Weiber. (S. 17.)
Glauben will ich, da Saturn regierete, habe auf Erden
Keuschheit geweilt, noch lange gesehen, als kühlende Bergluft
Enge Behausung bot, und den Heerd zugleich und den Hausgott,
Vieh und Eigener auch dieselbige Decke beschirmte. —
Jetzt ists alter Gebrauch, o Posthumus, anderer Ehbett
Frech antasten, und höhnen den Schutzgott heiligen Lagers.
— Hippia, die den Senator gehlicht, floh mit dem Tänzer
Ihr, vergessend das Haus, den Gatten zugleich und die Schwester,
Dünkete Heimath nichts; die weinenden Kinder verließ sie,
Frevlerin, und, o Wunder! des Circus Spiel und den Paris. —
Was ein bürgerlich Haus, was Hippia übte, bemerkst du?
Schaue mir an die Götter der Erd' und höre, wie weiland
Claudius (der Kaiser) litt. Wenn entschlummert den Mann die Gattin gewahrte,
Keck vorziehend sodann die Streu palatinischem Ehbett
Schlüpfte sie weg, im Geleit von Sclavinnen allen nur Eine,
Uebergeworfen, die fürstliche Metz', ein nächtliches Käpplein,
Aber im Haarputz bergend die schwärzliche Locke mit Blonder. (?)
Unter geflicktem Mantel betrat sie das laulichte Schandnest,
Und entweihte den Leib, der edler Brittanicus dich trug.
Freundlich nahm sie die Kommenden auf und verlangete Zahlung. —
— — — — zu noch weit ärgerem Frevel
Treibet Geschlecht sie an, der Wollust Sünd' ist die kleinste!

(Hierbei Intelligenzblatt No. 2.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

von August v. Kotzebue.

No. 24. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Der Kaleidoscop.

Herr Professor Gilbert hat in seinen Annalen der Physik eine umständliche Nachricht von diesem Schöngucker, und dessen Einrichtung gegeben, aus welcher wir, da das artige Spielwerk jetzt in Jedermanns Händen ist, dasjenige mittheilen, was wir sonst in öffentlichen Blättern gelesen zu haben uns nicht erinnern. Daß zwei ebene Spiegel unter einem Winkel an einander gelegt, einen Gegenstand mehrmals darstellen u. s. w. ist eine längst bekannte Sache. Schon die erfindsamen Jesuiten Kircher und Schott, in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts Lehrer der Physik zu Rom und Würzburg, haben in ihren optischen Schriften viele Ergötzlichkeiten mit Winkelspiegeln beschrieben, weshalb Klügel in seiner Uebersetzung von Priestley's Geschichte der Optik, von jenen Schriften sagt: „sie stecken voll Spielwerke." Auch gehörte etwas Aehnliches schon lange zu dem physikalischen Apparat bei Vorlesungen. Noch näher kommt dem Kaleidoscop das sogenannte Nürnberger Strahlenkästchen. Englische Zeitungen haben uns belehrt, daß das erstere schon 1710 erfunden und in einer eignen Schrift beschrieben und angepriesen worden, als ein Mittel in einer Stunde die mannigfaltigsten Gartenanlagen zu zeichnen. Nun hat D. Brewster in Edinburg, (ein durch seine dioptrischen Versuche rühmlich bekannter Mann,) diese Erfindung wieder erweckt. — Der Anblick der, chaotisch durch einander geworfenen, Kleinigkeiten (Glasstückchen, Flor u. s. w.) würde kein Gefallen erregen, aber indem sie sich in derselben Lage mehreremale, zum Beispiel zehnmal, wiederholen und in einen sternartigen Kreis gefügt sich darstellen, entsteht Symmetrie, und wir werden uns des Gefühls der Schönheit bewußt, denn diese besteht in symmetrischer Aneinanderreihung, in dem sich aufdringenden Bewußtseyn der Einheit in der Mannichfaltigkeit, in dem zur Einheit verbundenen Mannichfaltigen. Dem Professor Gilbert scheint daher, daß dieses kleine Instrument eben so sehr auf den Lehrstuhl der Aesthetik, als auf den der Physik gehöre, und er möchte es eben so gern Schönheitsrohr oder Schönsehrohr nennen, da es den Begriff der Schönheit zu entwickeln und zu demonstriren recht sehr geeignet sey. Schade, daß es die Augen wirklich angreift, besonders die der Weitsichtigen, weil die Gegenstände zu nahe sind, weshalb gerathen wird, die Kaleidoscope von verschiedener Länge zu machen, oder auch, wie die Fernröhre, mit Röhren, die sich ein- und ausschieben lassen. — Die Annalen der Physik theilen auch das Patent mit, welches Brewster über seine Erfindung erhalten und in welchem der Schöngucker ein Instrument genannt wird „zu Hervorbringung und Darstellung schöner Formen und Muster, die in allen Verzierungs-Künsten angewendet werden können.;" daher es zu empfehlen sey allen Baukünstlern, Zimmermahlern, Stuckatur-Arbeitern, Juwelirern, Bildhauern und Vergoldern, Kunsttischlern, Drathflechtern, Buchbindern, Kattundruckern, Teppich- und Porzellain-Fabrikanten u. s. w. Auch diene es zur bloßen Belustigung, und scheine die Idee jenes Farben-Claviers verwirklicht zu haben, welches Castillon einst vorschlug, aber einen Mißgriff that, indem er das Wohlgefallen des Beschauers durch bloße Verbindung der Farben hervorbringen wollte, ohne regelmäßige schöne Formen.

Schon haben die Engländer den Kaleidoscop vervollkommnet: Die Spiegel, welche auf ihrer Rückseite mit schwarzem Firniß überzogen waren, werden jetzt nur matt gemacht, und unter Winkeln von 30 Graden gegen einander geneigt, vervielfältigen also 12mal. Brewster hatte ihnen anfangs eine Neigung von 20 Graden gegeben, aber seine 18 Wiederholungen waren nicht hell. Man hat auch die Gegenstände, sammt dem Glase vor den Spiegeln, herausgenommen, und statt des mattgeschliffenen, ein converes Linsenglas angebracht; auf diese Weise kann man auch die äußern Gegenstände eben so vervielfältigt schauen.

In Frankreich werden die Spiegel unter Winkeln von 60 Graden geneigt, wodurch die Klarheit der reflectirten Gegenstände sehr gewinnt. In Paris sollen jetzt täglich sechzigtausend Kaleidoscope verfertigt worden. (Lange wird die Mode doch nicht dauern. Wir erinnern uns noch aus unserer Jugend der beliebten Bilbouquete; man

sah sie nicht allein in allen Häusern, sondern auf allen Straßen, und Frankreich sandte uns deren Millionen. Die Schöngücker werden besonders deswegen bald wieder vernachlässigt werden, weil die würklich schön- und klar spiegelnden zu theuer, die wohlfeilen aber zu dunkel sind. Schon im Jahre 1789 erfanden die Franzosen ein großes Kaleidoskop, in welches sie, statt der Glasstückchen, Constitutionen thaten, und es nun immerfort drehten, wodurch gleichfalls immer neue Muster sich darstellten. Buonaparte schlug es endlich entzwei. Jetzt haben die Deutschen — bekanntlich zu allen Zeiten die Affen der Franzosen — das große Instrument nachgemacht, und drehen noch immer lustig darauf los; aber die Neigung ihrer Spiegel scheint nicht die rechte zu seyn, denn es präsentirt sich alles noch ziemlich dunkel.)

Die Badenfahrt.

Baden im Canton Aargau in der Schweiz, hat warme Heilquellen, die schon zu Julius Cäsars Zeiten bekannt waren, und wo man noch Spuren marmorner Thermen aus der Römerzeit ausgräbt. Herr David Heß hat sich jetzt das Verdienst um diese Bäder durch eine Beschreibung unter obigem Titel (Zürich 1818.) gemacht, in welcher, unter vielen Abschnitten, unterhaltende Schilderungen der Einrichtung, der Gegend, und der Menschen vorkommen, auch Blicke auf die Geschichte gethan werden. Die Bearbeitung dünkt uns so gut gerathen, daß sie nicht blos die dorthin reisenden Badegäste, sondern auch entfernte Leser befriedigen wird. Die Schrift ist übrigens noch mit vielen radirten Kupfern ausgestattet, und mit einigen, zum Theil poetischen Zugaben, unter denen wir den Brief des bekannten Geognosten Hr. D. Ebel*) über den Ursprung und den Erhitzungsheerd der Heilquellen zu Baden auszeichnen. Er ist der Meinung, daß sowohl diese, als auch die Heilquelle von Schinznach, in dem an die Limmat anstoßenden, und bis zur Malzhalde, eine Stunde hoch ansteigenden Gyps- und Mergelgebilde herkommen, und da alle ihre Bestandtheile und Wärme erhalten. Um hierüber nähere Auskunft zu gewinnen, hat er sich zweier sogenannter Wasserriecher, Wasserfühler bedient, die er bei mehrern Versuchen bewährt gefunden hatte. Seiner Meinung nach giebt es allerdings Menschen, welche die merkwürdige Eigenschaft besitzen, laufende unterirdische Quellen durch ihr Gefühl entdecken zu können, und die in der Schweiz sehr häufig dazu gebraucht werden. Aus seinen sehr vorsichtig angestellten Versuchen zieht er praktische Folgerungen für den Anbau in der Gegend der Quellen, um alle Störung ihres Laufes zu verhüten. — Aus dem Buche selbst theilen wir folgendes mit. Ueber die früheren Sitten und Lebensweise finden wir einen Brief des berühmten Gelehrten und Canzlers von Florenz, Poggio, aus dem Jahre 1417, welcher die sinnliche und zwanglose Lebenslust jener Zeit sehr stark schildert. Es heißt z. B.: „Auch Nonnen, oder richtiger zu reden, floralische Jungfrauen, Aebte, Mönche, Ordensbrüder leben hier in größerer Freiheit, als alle übrigen. Letztere baden sich wohl gar mit dem Frauenzimmer, schmücken ihr Haar mit Kränzen und vergessen alles Zwanges ihrer Gelübde. Alle nämlich haben einerley Absicht, Traurigkeit zu verbannen, Vergnügen zu suchen, keinen Gedanken zu haben, als wie sie des Lebens und seiner Freuden genießen mögen. Keiner bemüht sich dem Gemeinschaftlichen etwas zu entziehen, vielmehr sucht jeder, das Besondere allgemein zu machen. (Er lobt die große Einigkeit der Gäste und fährt fort:) Da sehen Männer, wie mit ihren Weibern getändelt wird, und treffen sie mit einem wildfremden Manne unter vier Augen an; das Alles bewegt sie nicht, sie wundern sich über nichts, und glauben, daß alles auf die anständigste Art geschiehet. So ist der Teufel der Eifersucht, der anderswo bald alle Männer plagt, hier ein unerhörter Gast. — O Sitten, wie unähnlich den unsrigen! — Schon mehr als einmal hab' ich unsre verkehrte Denkart verwünscht, die wir immer klagen, immer begehren, durch keinen Gewinn befriedigt, durch keinen Wucher gesättigt, Himmel und Erde umkehren wollen, um nur Geld zu erwerben." (Poggio, der Secretär von 8 bis 10 Päbsten gewesen war, erinnert uns hier an die Wahrheit des alten Sprichworts: Romae omnia venalia.) — „Diese Glücklichen hingegen, mit wenigem vergnügt, machen sich jeden Tag zum Feste und zittern nie vor der Zukunft." — Im 15. und 16. Jahrhundert war das zügellose Wohlleben, besonders unter der Clerisey, sehr hoch gestiegen. So erkauften sich z. B. die Klosterfrauen zu Töß für schweres Geld päbstliche Bullen und Indulgenzen, um nach Baden zu fahren, weltliche Kleider unter dem Scapulier tragen zu dürfen u. s. w. Und bei manchem Zuge des damaligen Lebens wird man daran erinnert, daß der Sage nach,

*) Verfasser des Buchs: über den Bau der Erde u. a. m

Schweine die Quellen zuerst entdeckt und sich darinn gewälzt haben. Nach dem Verf. sind seit der Reformation die strengern Sitten in der Schweiz eingetreten, welche auch auf Beobachtung des Anstandes in Baden (das katholisch ist) Einfluß gehabt haben. Eine beschwerliche Gewohnheit jener Zeit für die Regierung von Zürich waren die Geschenke, die man den Herren Bürgermeistern und Schultheißen und auswärtigen großen Herren nach Baden zu senden pflegte, und die sehr oft in großen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und zierlichen Decken bestanden. Gegen dergl. Schenkereien eiferte zu Anfang des 17. Jahrhunderts der würdige Antistes Breitinger von Zürich. Dieser predigte überhaupt oft sehr derb gegen myne gnädige Herren, so daß sie ihn einsmals, als er von dem Landvogt Felix gepredigt hatte, der vom Apostel Paulus Geld erpressen wollen, vor den Rath fordern ließen. Er sagte ihnen aber gerade heraus: „Euch und nit ander Leuth hab' ich bei dem Beispiel des Landvogt Felix erinnern und berichten wollen, wie groß die Sünd sey, wo Regenten und Obere mehr sehend auf Geld-Geschenk und Gaben, weder auf's billig und recht." „Wann ein jeder jetzt heim kommt, so stelle er sich nur blos vor sein Silbergeschirr und erinnere sich, woher, von wem, und was Sachen ein und anderes Stuck ihm in's Haus kommen ꝛc." Kurz, er schloß die Predigt noch ernstlicher, als in der Kirche, mit Exemplieren. Daher berichteten die deputirten Herren dem Rathe: „Wir sind bestanden, wie ein Lauß auf dem Aermel." — „Wenn wir diese häßlichen Gebräuche betrachten, sagt Herr Heß, und lesen, wie Töchter aus den vornehmsten Häusern fremden Gesandten in Baden und anderswo nachgezogen, um goldne Ketten und Armspangen von ihnen zu erbetteln, die sie wohl nicht umsonst gaben, so müssen wir uns überzeugen, daß jene sogenannte gute alte Zeit, eine höchst schmutzige Zeit war, und unsere Vorfahren in den höhern Ständen sich einer Niederträchtigkeit schuldig machten, die jetzt kaum noch unter dem niedrigsten Pöbel anzutreffen ist." — Wie der Verfasser die verschiedenen und spätern Epochen und die Veränderungen des geselligen Tons und der Lebensweise schildert, verdient bei ihm nachgelesen zu werden.

Er bemerkt, daß so wie man sonst in Schweizerstädten weniger öffentliche Lustbarkeiten gehabt, und sich von der strengern Betreibung des Berufs in Baden habe erholen wollen, jetzt umgekehrt, man zu Hause reinlicher und bequemer wohne, und also nicht mehr nach Baden gehe, blos um sich lustig zu machen, oder, bei den Frauenzimmern, um Staat zu treiben, sondern hauptsächlich der Gesundheit wegen, oder um sich von einem anstrengenden Geschäfte auszuruhen. — Für Fremde, die durch das Leben in großen Bädern verwöhnt sind, dient zur Nachricht, daß es an glänzenden und abwechselnden Ergötzlichkeiten in Baden ermangele, wobei jedoch die geistigere Unterhaltung zwischen gleichartig gesinnten Menschen eher gewinnen als verliehren dürfte. Faroliebhaber und — — Liebhaber brauchen ja nicht hinzureisen.

Kleine Denkwürdigkeiten aus Zeitschriften.

Das Leipziger Kunstblatt vom Professor Wendt läßt oft in seiner Sphäre gediegene Worte vernehmen. Dahin gehört der Aufsatz von Oswald im 9. Hefte über das Physische des Schauspielers, insbesondere das Sprachorgan, den wir jeden Schauspieler zu lesen und zu beherzigen bitten. Uns aus der Seele geschrieben ist die Behauptung: daß das Physische eine Grundbedingung des Schauspielers zu nennen sey, und daß das trefflichste durchdachteste Spiel seine Würkung verfehlt, wenn z. B. König Alf im Yngurd mit butterweicher Stimme, oder Eduard im Epigram im tiefen Baßtone spricht. Wahr ist auch, daß Iffland, blos darum weil seinem Organ Wärme und der Ton des Gefühls mangelte, größer im Lustspiel als in sentimentalen und Heldenrollen war. — Auch die Briefe des Herrn Professor Schütz zu Halle, über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens, enthalten viel Treffendes und Treffliches. Er klagt, daß heutzutage in Deutschland keine Bühne zu finden sey, die in Hinsicht auf festgestellte kunstwissenschaftliche Grundsätze, über Classicität ihres Repertoirs u. s. w. mit dem Théatre français sich vergleichen dürfe. Er klagt, daß in Berlin heute Racine's Phädra, morgen Frau Rußkachel und übermorgen der Hund des Aubry gespielt werde. Wenn er blos die Theater von Wien und Berlin im Auge hat, so geben wir ihm Recht; in Städten von solcher Bevölkerung und Bildung läßt sich das Bessere verlangen. Daß aber bei andern Bühnen, wo die Kunst immer nach Brod geht, seine Forderungen unerreichbar sind, davon hat er ja selbst als Director die Erfahrung gemacht.

Das neueste Heft der Isis schimpft ganz gewaltig auf die Freymaurer, allein der Herausgeber, Herr Oken, versichert, er glaube nicht daß sie so schlimm wären. Es bleibt nur noch zu beantwor-

ten übrig, warum er das alberne Pasquill abdrucken ließ? —

Das Journal der Land- und Seereisen behilft sich seit einiger Zeit mit Auszügen aus Büchern, die längst in Jedermann's Händen sind; z. B. Golownin's Gefangenschaft bei den Japanern, Ellis Gesandtschaftsreise nach China u. s. w. Bei der gierigen Jagd, welche in Deutschland auf alle Reisebeschreibungen des Auslandes gemacht wird, muß ein solches Journal, wenn es Käufer locken will, Auszüge aus den Originalen liefern, so lange sie noch unübersetzt sind, nicht aber die Uebersetzungen plündern, die man seit Jahr und Tag in allen Buchläden und in allen Lesebibliotheken finden kann. —

Der sechste Heft der freymüthigen Blätter für Deutsche enthält abermals treffende Rückblicke auf die neueste politische Literatur. Dem XI. Bande der Nemesis wird vorgerückt, daß er wieder lauter Aufgewärmtes, zum Ekel Wiedergekäutes enthalte, und daß Herr Hofrath Luden der Verhältnisse des Militair- und Civilstandes in Preußen völlig unkundig sey. — Bei Gelegenheit der Coblenzer Adresse wird gesagt: an dem Sprecher der Deputation sey nichts zu bewundern als die Dreistigkeit, mit der dieser zweideutige Mensch, als ehemaliger Jacobiner und Verfasser des rothen Blattes, dem Staatskanzler eine solche Adresse übergeben konnte. — Der D. Kieser, der den wartburgischen Schriftenbrand einen unschuldigen Spas genannt, wird gefragt, ob er es auch für Spas hinnehmen würde, wenn die Söhne der Geächteten ihm 50 Stockprügel beibrächten? —

Literarische Notizen.

Ueber die Disputationen des Arnobius (er war der Lehrer des Lactantius) haben ein Paar gelehrte Männer, Orellius und Heumann, seit kurzem ein neues Licht verbreitet. Aus der Anführung von Wundern, von denen wir in unsern Evangelien keine Nachricht finden, ergiebt sich, wie wenig Uebereinstimmung noch zu Arnobii Zeiten (am Ende des dritten Jahrhunderts), über diese Schriften geherrscht haben muß. Von manchem, was Christus nach der Behauptung des Arnobius gelehrt haben soll, weiß das neue Testament nichts, und wiederum läßt er manches aus, was doch zum christlichen Lehrbegriff gerechnet würde.

Zwei wichtige Abhandlungen von dem Einflusse der Baukunst auf das allgemeine Wohl und die Civilisation hat Herr von Wiebeking geliefert. Er handelt zuerst von Aegyptens Wasserbau und Monumenten. — Denon glaubte den berühmten Coloß des Memnon unter colossalen Bruchstücken gefunden zu haben; die gemeine Meynung hingegen bezeichnet als solchen eine noch aufrecht stehende, 61 Fuß hohe, 15000 Centner wiegende Statüe, deren Obertheil aus einigen Stücken zusammengesetzt ist, auf welchen noch eine Menge griechischer und römischer Inschriften, selbst von Hadrian und seiner Gemahlin, vorhanden seyn und dieses bezeugen sollen. Zwar pflegten die Aegyptier alle colossale Statüen aus einem Stücke zu verfertigen, und das mag, nach des Verfassers Meinung, auch wohl mit dieser der Fall gewesen seyn; allein einer griechischen Inschrift zufolge, hat Cambyses sie umgeworfen und zerstückelt, um die mechanische Einrichtung oder den Betrug der ägyptischen Priester zu entdecken. Vielleicht stand das Piedestal durch eine unterirdische Leitung mit einem nahen Gebäude in Verbindung, welches den Priestern diente, um den räthselhaften Ton hervorzubringen. Vielleicht hatten auch die Aegyptier bei dieser Statüe eine Ausnahme von ihrem gewöhnlichen Verfahren gemacht, und sie aus fünf Stücken zusammengesetzt, um Zwischenräume anzubringen, durch welche bei hineindringendem Winde, ein Ton wie bei unsern Aeolsharfen entstehen konnte. Einen ähnlichen Ton hörten bekanntlich die französischen Ingenieure bei'm Aufgang der Sonne in den kleinen Granitgemächern des Pallastes zu Karnack, und Herr von W. meynt: da die ägyptischen Steine sehr ausgetrocknet wären, so möchte wohl der Zug der Morgenluft und die bei'm Sonnenaufgange plötzlich veränderte Temperatur, Schwingungen in den Steintheilchen hervorgebracht haben.

Unter Theben's Ruinen und den ungeheuren Ueberresten des Pallastes und Grabmals des Osymandius, scheint uns besonders der Coloß von rosenfarbenem Granit merkwürdig, dessen Trümmer fast der ganzen Hof bedecken, dessen Zeigefinger 4 Fuß lang, dessen Schultern 21 Fuß breit sind, dessen Inhalt fast 12000 Cubikfuß und sein Gewicht 22255 Centner betrug.

In der zweiten Abhandlung macht Herr v. W. den Vorschlag zu einem Canale zwischen dem Euphrat und Mittelmeere, welcher den Weg von London nach Bombay um 1400 deutsche Meilen verkürzen würde. — Daß die Hetrusker und ihre Kunst phönizischen Ursprungs gewesen seyen, macht er sehr wahrscheinlich.

Digitized by Google

In einer sehr scharfsinnigen lateinischen Abhandlung von Koreff, über die ungesunde Luft in Italien, wird die Bevölkerung Rom's noch 1790 zu 160000 angegeben, und 1812 bestand sie nur noch aus 80000. Buonaparte soll die Absicht gehabt haben, sie auf 30000 herab zu bringen, damit Rom desto ruhiger ihm und dem künftigen Könige gehorche. Die Sterblichkeit nehme mit Riesenschritten auch darum zu, weil man die Todten aus den Särgen nehme, (wegen des kostbaren Holzes) und sie zum Theil in die Kirchen begrabe.

Herr Professor Erhardt hat eine Antrittsrede über den Begriff und Zweck der Philosophie gehalten, in welcher er bemerkt: daß das Problem der Philosophie zuerst als Religionsfrage unter den Menschen erschien. Die Andacht philosophirt vor dem Denken, oder das Denken war als ahnend aequal Andacht, thätig, ehe es sich selbst als selbstständige Denkkraft dachte.

Der Verfasser wirft die Frage auf: wozu denn noch Philosophie, wenn schon die Religion alle, dem Menschen wichtige Fragen beantwortet? — Hierauf erwiedert er: die einzelnen Geschlechter sind im Fortschreiten begriffen; die Culturzustände ändern sich; der menschliche Geist, dessen Element Freyheit ist, strebt allen Fesseln sich zu entwinden; so kann es kommen, daß die Vernunft jede Autorität verläßt, und sich das Verhältniß Gottes zu den Dingen und der Dinge unter einander anders setzt, als die, zur priesterlichen Ueberlieferung übergegangene, Volksreligion u. s. w.

Nirgend sollten die Nebelphrasen strenger verbannt seyn, als aus Religionsschriften, zumal aus solchen, die für die Jugend bestimmt sind. Was soll z. B. der Knabe dabei denken, wenn der Herr Prediger Möllrich in seinem Buche, betitelt: die wichtigsten Lehren der christlichen Religion in katechetischer Form, die Frage aufwirft: was ist Religion? und antworten läßt: das Bewußtseyn des Höhern im Menschen?

„Ein wichtiger Beytrag zur Kriegsgeschichte des Jahres 1813 ist das Büchlein: Der Feldzug in Meklenburg und Holstein, denn: „So unbedeutend die Begebenheiten am äußersten rechten Flügel waren, so wichtig und auf das Ganze den größten Einfluß habend, konnten sie doch in jedem Augenblicke werden: daß sie es nicht auf eine höchst nachtheilige Weise wurden, liegt in den Fügungen der Vorsehung, deren Fingerzeig in den Jahren 1813 und 1814 so deutlich die Begebenheiten leitete, welche Napoleons Sturz hervorbrachten." — „Es ist nicht zu leugnen, daß eine Diversion des Kronprinzen von Schweden mit einem Theile seiner gelandeten Macht zu Gunsten Hamburgs den größten Vortheil gewährt hätte. Sie wurde ihm in der Art vorgeschlagen, daß, während Tettenborn noch Hamburg besetzt hielt, die Dänen noch unentschlossen waren, er, mit den leichten Truppen des Generals Wallmoden vereint, bei Boitzenburg einen Elbübergang machen, ja selbst nur demonstriren sollte; denn Marschall Davoust, der damals etwa 16 bis 18000 Mann stark, in den Inselkrieg bei Haarburg verwickelt war, hätte ihm Alles, was er hatte, entgegen stellen müssen, und würde hierdurch in seinen Operationen wenigstens um mehrere Wochen zurückgesetzt worden seyn. Der Kronprinz weigerte sich jedoch, und beschränkte, selbst nach dem Falle Hamburgs, seine Mitwürkung blos darauf, dem General Wallmoden seinen Schutz unter den Kanonen von Stralsund anzubieten."

„Es ist nicht wohl leicht zu bestimmen, was den Kronprinzen von Schweden verleiten konnte, auf diesem Punkte so vieles dem Ungefähr Preis zu geben, und es ließe sich vielleicht nur aus seiner politischen Lage muthmaßen, daß es ihm nicht unangenehm gewesen wäre, durch irgend eine widrige Begebenheit auf dem äußersten rechten Flügel auf diesen Punkt abgerufen zu werden, um den sich eigentlich sein Hauptinteresse in diesem Kriege drehte." —

„Hätte Davoust am 17. seine Operationen mit Nachdruck angefangen, so hätte er am 22. auf 2 bis 3 Märsche vor Berlin seyn können. Wäre dieß geschehn, und hätte er seine Operationen mit General Girard, der von Magdeburg kam, verbunden — ist wohl zu vermuthen, daß der Kronprinz die Schlacht bei Großbeeren hätte annehmen können? Stockte dieses Eine Rad der Maschine, so wäre ihr ganzer Gang aufgehalten worden, und Napoleon hätte Luft bekommen. (Nach dieser Ansicht — welcher beizustimmen wir uns nicht erlauben — hätte folglich Napoleon dem Kronprinzen von Schweden große Verbindlichkeiten gehabt.

In einem hier angeführten ächten Schreiben Napoleons an Davoust, nennt er die Hanseaten und die Wallmodischen Truppen Canaille.

Im zweiten Abschnitte dieser Darstellung wird gezeigt, daß der Feldzug des Kronprinzen in Holstein und Schleswig blos für die schwedische Sache unternommen wurde, daß aber alles Bedeutende durch das Walmodische Corps ausgeführt worden, und daß, außer dem unbedeutenden Gefechte bei Born-

hörd, die Schweden mit ihrem Feinde in keine Berührung gekommen sind. (Darum konnte sich aber auch der Kronprinz in einer, auf dem schwedischen Reichstage gehaltenen Rede rühmen, daß er alle seine Schweden wohlbehalten zurückgebracht habe.)

Auch in der vierten Ausgabe einer englischen Aesthetik von Archibald Alison ist, ob sie gleich ein Vierteljahrhundert später erscheint als die erste, von uns Deutschen keine Notiz genommen. Sehr wahr, nur zu umständlich durchgeführt, ist der in dem Buche herrschende Hauptgedanke: daß das Schöne keine Eigenschaft der Dinge, sondern ein Verhältniß der Dinge zu gewissen Eigenschaften des menschlichen Geistes sey, und deshalb nothwendig in unserer Vorstellung nach der Verschiedenheit der Gemüthszustände sich richte. Von ästhetischen Betrachtungen dieser Art hat wenigstens die Critik mehr Gewinn, als von der speculativen Aesthetik einiger Deutschen, die von der Höhe ihrer metaphysischen, aus der Anschauung des Unendlichen geschöpften Principien, kaum noch wahrnehmen können, was in der Wirklichkeit den guten Geschmack von dem schlechten unterscheidet. —

In einer Recension der Ieanne d'Arc von Berriat St Prix (in der Göttingischen gelehrten Zeitung) wird bemerkt: noch immer gilt Ludwig XI. für den Einführer stehender Heere; da doch sein Vater, Carl VII., nach beendigtem Kriege mit England, dergleichen beibehielt. Zwar lassen keine königlichen Ordonnanzen darüber sich aufweisen, wohl aber erhellt es zur Genüge aus der, in den Archiven mehrerer landständigen Provinzen, noch vorhandenen Kostenberechnung. Zu Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Polizei leisteten diese im Solde gebliebenen Kriegsleute die besten Dienste; wenn aber Ludwig XI. sie in der Folge vermehrte, so geschah dieß freilich nur in der Absicht, um desto willkührlicher herrschen zu können. — Wie gegründet schon vor 400 Jahren in den damaligen Kriegen die Maxime gewesen, der Stadt Paris um jeden Preis sich zu bemächtigen, hat, wie bekannt, auch in unsern Tagen sich vollkommen bestätigt. Ein Umstand, der den Werth übermächtiger Hauptstädte sehr zweideutig machen könnte; denn das Beispiel Moskau's zu befolgen, hat der französische Patriotismus doch noch nicht rathsam gefunden. —

Der Professor Kanngießer in Greifswalde hat durch ein Werk, betitelt: die alte komische Bühne in Athen, uns eine kurze, treue Darstellung derselben, und zugleich eine Einleitung in die Stücke des Aristophanes liefern wollen; man macht aber dem Verfasser den Vorwurf, daß er sich zu sehr in Hypothesen verstiegen, seiner Phantasie die Zügel schießen lassen, und dabei einen breiten, oft gemeinen Vortrag habe. —

In der göttingischen gelehrten Zeitung wird, in einer Recension der Geschichte Liefland's vom Grafen Bray, gesagt: einige politische Reflexionen des Verfassers wären, bei aller innern Wahrheit und der Urbanität, die sie ausspreche, gleichwohl so kühn, daß ihre Publicität in St. Petersburg nach vorgängiger Censur, kaum noch Preßfreiheit ohne alle Censur in Rußland wünschen lasse. (Das hatte übrigens schon früher Storch's Economie politique bewiesen.)

Von Merkel's Zuschauer urtheilt der Graf Bray in seinem Werke: man könne ihm vorwerfen, daß man in demselben nie klar weder den Geist Anderer, noch den des Verfassers erblicke. —

Es ist erfreulich, daß sich immer mehr vernünftige Menschen finden, die den Unfug, welcher mit dem Mittelalter getrieben wird, mit Ernst rügen. So sagt z. B. Hr. D. Karl von Rotteck in seiner allgemeinen Geschichte, von dem Charakter dieses Zeitraums: „Das Menschengeschlecht war eine verächtliche Heerde geworden, unwiderruflich an ihren Treiber veräußert, ein willenloses Eigenthum des Herrn, nur physischen Genuß begehrend, ohne Sinn für Menschengut und Menschenwerth." —

Herr Rosetti, Edler von Skander, hat Winkelmann's letzte Lebenswoche aus Acten und guten Quellen geliefert, wodurch manches in der Geschichte der Ermordung Winkelmanns durch seinen Koch, bisher Geglaubte berichtigt, auch der Ermordete gegen den Vorwurf der Unvorsichtigkeit vertheidigt wird. Die Vorrede vom Herrn Hofrath Böttiger in Dresden, enthält viel Treffliches. Hinzugefügt ist auch ein fac simile eines noch ungedruckten Briefes von Winkelmann, in welchem er über Lessing nachtheilig abspricht. —

In Tittmann's trefflichem Werke über Erkenntniß und Kunst in der Geschichte, wird gesagt: ob die Menschheit wirklich allmählig zum Vollkommnern fortschreite, läßt sich aus Vergleichung der verschiedenen Zeitalter nicht entscheiden, da jedes Zeitalter seine eigenthümliche Schönheit und Werth, wie seine eigenthümlichen Mängel hat; weshalb denn aber auch die zu jederzeit neu angestimmten Klagen, über die Verschlimmerung des Zeitgeistes, zurückzuweisen sind. (Uns dünket, eben aus der Vergleichung der verschiedenen Zeitalter lasse sich gar wohl entscheiden, daß die Menschheit, wenigstens in der Moral, nicht fortschreitet.) — Die

jenigen, die vom Geschichtschreiber blos eine Darstellung nackter Thatsachen ohne Einmischung eigenen Urtheils fodern, hält der Verfasser aus guten Gründen in offenbarer Täuschung befangen. — Geschichte und Poesie sind nahe verwandt, (Homer, Herodot.) Gleichwohl ist auffallend, daß letztere in ungleich höherem Grade anzuziehen pflegt als jene. Die Ursache kann unmöglich in dem Wesen der Geschichte selbst liegen; denn genau und an sich betrachtet, kann die Geschichte weder in Hinsicht ihres Gegenstandes, noch des Zweckes ihrer Darstellung, noch an Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung, im mindesten der Poesie nachstehen. Die Schuld wird also immer, entweder an der Mangelhaftigkeit der darstellenden Kunst des Geschichtschreibers, oder am Leser selbst liegen. (Oft wohl auch an der Trockenheit des Stoffes; die durchaus keine lebendige Darstellung zuläßt.) —

Im Kronos, einem genealogisch-historischen Taschenbuche, beweißt Hr. v. Basse, in einem Aufsatze über das englische Bauern-Wesen, daß der englische Bauern-Stand im Besitz seiner Grundstücke mit manchen Ueberbleibseln von lehnherrlichen Verhältnissen oft schwer genug belastet ist, und daß die Gesetze, ihrem Buchstaben nach, in der That mit Recht von ihm heillos genannt werden. —

Es ist eine Sammlung der Reden herausgekommen, welche die Franzosen in der Deputirten-Cammer über und für die Freiheit der Journale gehalten haben. Ein Redner sagte unter andern: „die Journale machen nicht die öffentliche Meinung aber sie drücken sie aus. Dabei macht der Göttinger Recensent die richtige Bemerkung, daß dieser Satz doch nur halb wahr sey. (Oft ist er das nicht einmal.) —

Professor Meisner und D. Schinz in Zürch haben die Vögel der Schweiz systematisch geordnet und beschrieben, mit Bemerkungen über ihre Lebensart und Aufenthalt. In diesem nützlichen Buche steht unter andern eine Anekdote von einer ehebrüchigen Störchin, die mit ihrem Buhler ihr Männchen ermordete. Auch sehr interessante Bemerkungen über einen zahmen Storch, der frei herumfliegt, und doch selbst im härtesten Winter weder fortzieht, noch von der Kälte leidet, nicht nistet, und auch mit andern Störchen sich durchaus nicht abgiebt. —

In Jäger's Werke über die Mißbildungen der Gewächse heißt es: „die Mißbildungen des Sallatblattes und der Peloria-Blumen, scheinen auf ähnliche Art zu erfolgen, wie die thierischen Mißbildungen, beide durch den Einfluß von Gesetzen, welche denen, die den Würkungen des Magnetismus zum Grunde liegen, analog sind." (Das heißt doch wohl mit andern Worten: Gesetze, die Niemand kennt?) —

Die Predigten vom Diaconus Rüdel zu Leipzig würden noch schöner seyn, wenn sie nicht so lang wären. Sie sind übrigens großentheils für höher gebildete Leser geschrieben, das beweisen Themata wie folgende:

„Ueber die Art, wie das Herz aus seinen Verirrungen oft sich wieder findet." — „Friede mit der feindseligen Welt ist die schönste Gewalt über die Welt." — „Der Mensch erscheint in der Empfänglichkeit für Trost größer als im Genuß der Freude." (Letzteres doch wohl nicht immer.) —

Wir machen auf eine Synodal-Rede aufmerksam, die der Pastor Bobertag in Schlesien über die Frage gehalten hat: „Wie kann der gesunkenen Religiosität wieder aufgeholfen werden?" Der Mann sagt sehr viel Gutes und Beherzigenswerthes. Zu den Ursachen der gesunkenen Religiosität zählt er erstens: den einseitigen Gang, den die Bildung der jetzigen Zeit nahm, indem sie größtentheils nur auf das Wissen, und dieses auf die Befriedigung einer feinern oder gröbern Selbstsucht gerichtet war. Die zweite Ursach findet er in den Geistlichen selbst, die, als Kinder der Zeit, in einem frivolen Zeitgeiste gebildet sind. Die dritte in der Kirche, der es an Haltung gefehlt hat, indem sie sich gefallen lassen mußte, Nicht-Geistliche an ihrer Spitze zu sehen, während man mit Recht geklagt haben würde, wenn Geistliche an die Spitze des Finanzwesens oder der Justiz gestellt worden wären. Man muß die Ausführung dieser Sätze bei ihm selbst nachlesen. Er huldigt der wahren Toleranz, sprechend: „Mögen auch die Ansichten des Supernaturalismus bei dem Einen, die des Rationalismus bey dem andern die vorherrschenden seyn, wenn wir nur darin einig werden: Jesus ist unser Heiland, der Erlöser der Menschen." Er glaubt, das einzige was vom Könige zu erbitten sey, wären, für Universitäten und Gymnasien, nicht blos gelehrte, sondern auch fromme, christliche Lehrer. Unter mancherlei sinnigen Vorschlägen, thut er auch den folgenden: „Jeder Geistliche bleibe gehalten, wenigstens jährlich ein wissenschaftliches Buch zu lesen und davon der Synode Rechenschaft zu geben; denn ein wissenschaftliches Buch mit der Feder in der Hand studirt, ist viel heilsamer für die weitere Bildung, als die gewöhnlichen Lesegesellschaften." (Sehr wahr!) Minder ausführbar und zu manchem Unheil

führend scheint uns der Vorschlag, daß jeder Geistliche auf seine benachbarten Brüder acht gebe, sie warne, und, wenn sie nicht hören, der Synode Anzeige machen soll. — Um die Besoldungen der Geistlichen zu vermehren, soll der König gebeten werden, mehrere Stellen einzuziehen und je drei von Einem Geistlichen besorgen zu lassen. — Die noch unveräußerten, einst der Kirche gehörigen Stifftungen (deren in Schlesien noch viele sind) können, nach seiner Meinung, zurück gefordert werden. Bei Vertheilung der Stipendien solle man vorzüglich auf Söhne der Geistlichen Rücksicht nehmen. — Um einen obern Bischoff des Landes solle man den König bitten u. s. w. Der Raum verstattet uns nicht, die Gründe des Verfassers anzuführen, auch sind wir oft nicht seiner Meinung, allein wir dürfen versichern, daß die Schrift lesenswerth ist. —

Koster's Reise in Brasilien liefert ein empörendes Beyspiel von dem alten — und hoffentlich bei uns veralteten — Adels-Uebermuthe. Ein gewisser Rogueira, Sohn einer Mulattin und eines vornehmen Weisen, hatte junge Mädchen entführt und deren Verwandte ermordet. Man wollte ihn hinrichten, aber seine Familie wußte es zu hintertreiben. Man wollte ihn auspeitschen, aber er berief sich auf seine adeliche Herkunft, die einer solchen entehrenden Strafe nicht unterworfen sey. Der gerechte Stadthalter that jedoch den Ausspruch: Da er nur ein halber Edelmann (nämlich von väterlicher Seite) sey, so solle er wenigstens auf einer Seite gepeitscht werden. (Also, wenn er ein ganzer Edelmann gewesen wäre, so wäre der Verbrecher ungepeitscht geblieben! Gräßliches Vorrecht! Wenn der Adel nicht allen ähnlichen, das menschliche Gefühl empörenden Rechten freiwillig entsagt, so muß er sich auch nicht wundern, wenn er gehaßt wird; denn wir Europäer gleichen nicht mehr den Einwohnern von Tonga, von welchen Mariner erzählt, daß sie nur ihren Häuptlingen eine unsterbliche Seele zuschreiben, das Volk hingegen aus bloßer Materie erschaffen wähnen.) —

Zur Beschämung der Europäer hingegen, führt derselbe Mariner an, daß, als die Missionaire nach jenen Inseln kamen, man daselbst von Festungswerken noch gar keinen Begriff hatte, daß man aber, 10 Jahre später, schon gar keine Sicherheit mehr außer den Befestigungen fand. Das ist das Glück, welches jene armen Insulaner uns verdanken. —

Die Physiologie von Magendie, Professor der Anatomie zu Paris, soll viele Berührungen der Wissenschaft, aber auch viel Unverdautes enthalten. Den sechsten Sinn leugnet der Verfasser. Derjenige Sinn, von welchem die Magnetiseurs, besonders in Deutschland, viel sprächen, der sich bei Somnambülen äußere und ihnen die Gabe der Weissagung verleihe, habe seinen Sitz in den Knochen, Eingeweiden, Ganglien und Nervengeflechten. (Welcher Deutsche hat das jemals von den Knochen behauptet?) — Der Geist besteht, dem Verfasser zufolge, aus Bewußtseyn, Gedächtniß, Urtheilskraft und Willen. (Durch diese Aufzählung wird der Begriff von Geist um nichts klarer.) — Die Leidenschaften soll man beobachten, mildern oder ersticken, aber nicht erklären wollen. (Das ist auch nichts neues) Von der Bauchrednerkunst sagt er, sie sey in gewisser Beziehnng für das Ohr, was die Mahlerey für das Auge. (Seltsam!) — Die Ursache des Hungers findet er im Nervensystem, weil ein leerer Magen dazu gerade nicht nöthig sey. — Unter 100 Studenten fand er 8 bis 10, welche die Fähigkeit besaßen, Luft zu schlucken, ein Talent, welches man durch Uebung sich aneignen, und vielleicht in gewissen Krankheiten Nutzen daraus ziehen könne. (Möchten unter 100 Studenten doch auch nur 8 die Fähigkeit besitzen, academischen Wind zu schlucken!) —

Sarazin de Montferier hat (in französischer Sprache) neue Erfahrungen über die Natur und die Verschiedenheiten des Magnets bekannt gemacht, und für die Schiffarth einen neuen Magnetometer vorgeschlagen. Er leugnet, daß die magnetischen Erscheinungen von der Circulation einer feinen, von einem Pol zum andern ein- und ausströmenden Flüssigkeit herrühren, sondern hält sie für das Resultat des magnetischen Conflict's aller Sonnensysteme des Weltalls, und zunächst der, zu unserm Sonnensysteme gehörigen, planetarischen Körper; eine Hypothese, die er doch auch nicht durch überzeugende Gründe zu unterstützen vermag. —

Bitte.

Da der Unterzeichnete Weimar für einige Zeit verläßt, so ersucht er alle diejenigen, welche ihn, das literarische Wochenblatt betreffend, mit Briefen beehren oder ihm Pakete zusenden wollen, solche an die Hoffmannische Hof-Buchhandlung allhier zu adressiren, welche sie sogleich weiter befördern wird. Uebrigens wird dieses Blatt nach wie vor in Weimar erscheinen. Weimar den 1. Sept. 1818.

Kotzebue.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 25. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Anzeige mit Fragzeichen.

Die durch den sächsischen Fanatiker Kloos veranlaßte schreckliche Mordgeschichte steht in allen Zeitungen, wir dürfen sie folglich als bekannt voraussetzen. Es steht aber nicht in den Zeitungen, daß eine kleine Druckschrift erschienen ist, unter dem Titel: Zuverläßige Nachricht von den Umständen eines jüngst erfolgten schauderhaften und gräulichen Ereignisses, ein Beytrag zur Geschichte der scenenvollen Zeit des 19. Jahrhunderts, zum Besten der armen Hinterlassenen des unschuldig Ermordeten, von einem Einwohner in Leißnig. Diese Schrift ist, sichern Nachrichten zufolge, verboten worden und darf nicht verkauft werden. Warum nicht? weil (so wird geschrieben) die Nachläßigkeit der Polizey dadurch offenbar werden würde. Wir mögen ungern diesem Grunde Glauben beimessen, obschon wir uns auch keinen andern denken können. Ist jedoch ein anderer und besserer vorhanden, so wird ohne Zweifel die Polizey eilen, ihn dem Publicum bekannt zu machen. Die Schrift selbst erwähnt der Polizey gar nicht, sondern erzählt ganz einfach: Kloos habe schon seit einigen Jahren unter freyem Himmel, in Familien und Häusern gepredigt; in der Gegend von Leißnig kenne man schon mehr als 300 seiner Anhänger, und glaubhaften Nachrichten zufolge, sey seine Lehre schon bis Grimma, Oschatz und bis an die Elbe gedrungen. Die Hauptsätze dieser Lehre sollen seyn: Wiederherstellung der Gebräuche des alten Testaments und der blutigen Opfer; Verwerfung der Lehre des Evangeliums von Jesu Christo; Ausrottung Aller die anders denken. Wenn Kloos wirklich solche Greuel schon seit einigen Jahren, und gar unter freyem Himmel, gepredigt hat, so brauchte freylich diese Schrift der Polizey nicht nahmentlich zu erwähnen, um als eine harte Anklage gegen dieselbe betrachtet zu werden. — Kloos hielt seine Predigten gewöhnlich von einem Stuhle herab, der auf einen Tisch gestellt war; eine Art von Klingelbeutel war sein reichliches Honorar. Er legte seinen Jüngern mancherley Entbehrungen auf, und seine Gewalt war auch in dieser Hinsicht so groß, daß z. B. Männer, welchen das Tabakrauchen oder Schnupfen zur andern Natur geworden war, ihre Pfeifen und Dosen in die Erde vergruben.

Die Anhänger dieser schändlichen Secte lagen zwischen dem 15. und 19. July d. J. 24 Stunden auf den Knieen ohne die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen, äfften das Osterlamm nach, versuchten Kinder lebendig zu begraben u. s. w. Auf den 17. July prophezeite Kloos den Untergang der Welt.

Schon vor der bekannt gewordenen Mordthat schoß der Müller Fischer nach drey Kindern, die mit ihrer Mutter in den Wald nach Himbeeren gehen wollten, traf jedoch nicht. Seine eigne Mutter wollte er opfern, die aber glücklich entrann. Doch stärker als diese gräßliche Schwärmerey scheint immer noch das Muttergefühl gewesen zu seyn; denn mehr als Einmal versuchte die Müllerin Eins ihrer eigenen Kinder mit der Scheere zu erstechen und fuhr ihm damit nach dem Leibe, doch ohne es zu beschädigen. Auch der Leißniger Leineweber Schubert ist in gleicher Gefahr gewesen, und alles dieß hat sich eine ziemliche Zeit vor dem Morde des armen Bergmanns zugetragen, ohne daß man für nöthig gehalten hätte, die Verrückten zu arretiren. Hier stehen nun mit Recht die Fragezeichen. ??? —

Die erwähnte Schrift behauptet auch, man vernehme Drohungen, nach welchen die Arrestanten mit Gewalt befreyt werden sollten, und fügt hinzu: manche wären der Meynung, daß eine gewisse Religions-Parthey doch wohl nicht ganz Unrecht habe, wenn sie die Bibel den Layen entziehe.

Politik.

Im 7te Hefte der Zeiten von Voß wird die deutsche Bundesversammlung wieder gewaltig angeschielt und besonders der Hr. v. Gagern etwas arg mitgenommen. Jedes Wort wird ihm auf[gemuzt]. Spricht er von praktischem Gebrauch, so

fragt Hr. Voß: ob es auch einen unpractischen Gebrauch gebe? oder ob der Gebrauch selbst nicht die Praxis sey? (der Hr. Professor hat vergessen, daß der Sprachgebrauch dem widerspricht; denn man kann zum Beispiel des Gebrauchs der Peruaner erwähnen, ihre Geschichte in Knoten zu fassen, ohne sagen zu können, daß dieser Gebrauch practisch sey.) Spricht Hr. v. Gagern von einer wesentlichen Pflicht; so fragt der Hr. Professor: ob es auch unwesentliche Pflichten gebe? (Relativ betrachtet allerdings.) Wenn Hr. v. Gagern der fremden Anglomanie erwähnt, so fragt Hr. V.: giebt es auch eine einheimische? (Ey warum denn nicht? die Anglomanie der Franzosen zum Beispiel ist eine fremde, und die der Deutschen eine einheimische.) Wenn Hr. v. G. sich einen königlich niederländischen Gesandten nennt, so ist das wieder nicht recht, denn er sey nur ein Luxemburgischer. Ueberhaupt sey alles nur Geschwätz, entstanden „aus der unseligen Begierde, bei allen Gelegenheiten zu reden, und von sich zu reden, und: „sich reden zu hören." — Wir fühlen uns keineswegs berufen, den Herrn von Gagern zu vertheidigen, aber so viel glauben wir doch mit Recht bemerken zu müssen, daß mancher brave Mann sich bedanken wird, Gesandter am Bundestage zu werden, wenn er sieht, wie jedes Wort hämisch bekrittelt wird. —

Die Briefe des russischen Kaisers an den König von Preußen und an Lord Wellington haben des Herrn Professors Beifall nicht erhalten. Zwar windet und krümmt er sich in allerley Redensarten, um nicht anzustoßen; doch giebt er deutlich genug zu verstehen, daß es dem russischen Hofe nicht gebührt habe, sich in Dinge zu mischen, die ihn eigentlich nichts angiengen. Seltsam! als ob der russische Hof nicht einer der vier großen contrahirenden Mächte wäre? —

Gänzliche Trennung von Rom predigt der Hr. Professor bey jeder Gelegenheit mit großem Eyfer, und wir mögen ihm darinn nicht widersprechen. —

Von dem neuen Herzog von Reichstadt behauptet er, man habe ihm blos ein Etablissement als einem Edelmanne gegeben, vermuthlich weil man östreichischer Seits ihn als einen Sprößling einer Mesalliance betrachte, was er auch unstreitig sey. — So hat Hr. Voß vor einigen Jahren nicht gesprochen. —

Der Herausgeber des Journals für Deutschland hat im 8ten Hefte desselben der neuen bayrischen Constitution erst Complimente gemacht, und dann erklärt: daß man vergebens Heil von ihr erwarte; daß sie eine Maschine sey, die ihre eigne Reibung nicht überwinden könne; daß die getäuschte Erwartung viel Unzufriedenheit in Gang bringen, und die Deputirten-Kammer sehr bald die Entdeckung machen werde, daß sie weder Gutes noch Böses stiften könne; nichts sey natürlicher als daß sie, bei dem Gefühl verfehlter Bestimmung, die erste Gelegenheit ergreifen werde, sich aus diesem Zustande zu befreyen. Der große Stein des Anstoßes ist dem Verfasser: daß die Stände nur alle drey Jahr versammelt werden, nur zwei Monate zusammen bleiben, und doch die Steuern auf sechs Jahre bewilligen sollen. Dadurch werde im Grunde nichts mehr und nichts weniger verlangt, als daß die Verwaltung immer sechs Jahre unbeschränkt bleibe. Aus der ganzen Anordnung gehe hervor, daß der Gesetzgeber von der Nothwendigkeit der Vertretung keine rechte Ueberzeugung gehabt — weßhalb es das Ansehen gewinne, als habe man nur einer Grille des Jahrhunderts, Zeitgeist genannt, nachgeben wollen. „Woher — wird gefragt — soll die rege Theilnahme an dem Wohl und Weh des Vaterlandes kommen, wenn die Steuer auf sechs Jahre bewilligt werden muß? wie ist es möglich bei Abgeordneten, welche nur alle drey Jahre zusammen treten, Kenntniß des Geschäfftsganges und des Staatslebens vorauszusetzen? wie ist es endlich denkbar, daß eine Versammlung, deren Sitzungen auf zwey Monate beschränkt sind, sich in ihren Zustimmungen nicht übereilen werde, da dieß gewissermaaßen unvermeidlich geworden ist? man hat eine neue Kraft entwickeln wollen, aber man hat den Anfang damit gemacht, daß man diese Kraft lähmte. Kein Talent kann sich in ihr entwickeln, keine hochherzige Gesinnung in ihr aufkommen; und weit davon entfernt, daß die zweyte Kammer eine Pflanzschule von Staatsmännern werden könnte, wird sie immer nur der Sammelplatz von Höflingen oder Mißvergnügten seyn."

Eine solche Vertretung sey in sich selbst durchaus werthlos — sie stehe da wie ein überflüssiges Rad, das nirgends eingreife. Auch sey die bayrische Deputirten-Kammer sehr fehlerhaft zusammen gesetzt; was die Geistlichkeit darinn solle, könne man nicht begreifen u. s. w. Das Einzige, was sich dabey absehen lasse, sey der leichte Sieg der Regierung über eine so zusammengesetzte Vertretung. Die Erfahrung werde zeigen, daß die bay-

rische Deputirten-Kammer ein in der Geburt verunglücktes Kind sey.

Ueberhaupt: „wozu Stände-Versammlungen in diesen Zeiten, die ihrer durchaus unfähig sind? Nur das Wort hat uns bleiben können, die Sache ist längst todt für uns. — Jahrhunderte hindurch hat das Fürstenthum gegen die Macht der Stände angekämpft, ehe es den Sieg davon tragen konnte; und jetzt, wo der Sieg vollendet ist, will man die Miene annehmen, als bejammere man den Ausgang des hartnäckigen Kampfes? Riesenschritte hat die Verwaltung in der Ausbildung ihres Organismus gemacht; und doch will man das Ansehen gewinnen, als verdamme man diese Riesenschritte, und als sehne man sich nach dem alten Chaos zurück, aus welchem man hervorgegangen ist?" — (Wir haben schon einmal geweissagt, und wiederhohlen bei dieser Gelegenheit, daß, so groß auch jetzt der Lärm um Constitutionen ist, er doch erst recht angehen wird, wenn die Constitutionen nun würklich da seyn werden. Wir sagen mit der bestimmtesten Gewißheit voraus, das auch nicht eine einzige den ungetheilten Beyfall der politischen Schriftsteller erhalten wird; denn — müßten sie blos loben, womit sollten sie ihre Blätter füllen?) —

Im ersten Stück des 12. Bandes der Nemesis steht ein gutgemeynter Entwurf eines Gesetzes über Preßfreyheit von Mallinckrodt. Die Censur soll aufgehoben seyn, eine Geschwornen-Versammlung entscheiden. Finde jedoch das Gericht das Gutachten der Geschwornen der Sache nicht angemessen, so soll ihm das Recht bleiben, eine zweyte solche Versammlung zu ernennen, die dann inappellabel sey. (Warum nicht noch eine Dritte? alle Gründe, die für eine Zweyte sprechen, würden auch auf eine Dritte anwendbar seyn.) —

In einem andern Aufsatze derselben wiederkäuenden Zeitschrift, über Recht und Zweckmäßigkeit des Verlangens der Geistlichkeit nach Grundbesitz, wird behauptet, es sey besonders die katholische Geistlichkeit, die diese Forderung aufstelle. Dem ist nicht also. Noch nirgend hat ein katholischer Geistlicher sich so ungeberdig darüber ausgedrückt, als der Protestantische Superintendent (Pabst in partibus) Schuderoff in Ronneburg.

Unter den hier mitgetheilten politischen Maximen vom sel. Hamann, zeichnen wir folgende aus:

„Man kann mit Wahrheit von den Ehrenstellen und Gütern sagen, daß man, um beide zu verachten, nur diejenigen ansehen dürfe, die solche besitzen." — „Wer durch schlechte Finanz-Operationen das öffentliche Vertrauen verdächtig macht, verdient härtere Strafe als derjenige, der sich an einer öffentlichen, ihm anvertrauten Geld-Kasse vergreife." — „Bey uns wird die Freyheit zu denken nur Wahnsinnigen in Fesseln erlaubt, und man möchte auch die Freyheit zu schreiben dem zunehmenden Unkraute vorzüglich zu danken haben." —

„Taugt unsere Dichtkunst nicht, so wird unsere Historie noch magerer als Pharao's Kühe aussehen; doch Feen-Mährchen und Hof-Zeitungen ersetzen den Mangel unserer Geschichtschreiber." –

In einem Aufsatz über Bayern und Preußen, werden die Preußischen Zeitungen miserable Papiere genannt, hingegen der Fränkische Merkur und die Speyersche Zeitung hoch erhoben. – In einem andern, über Legitimität, heißt es: wenn durch irgend ein Ereigniß der Sohn Napoleons auf den französischen Thron gelangen sollte, so könne sich der Grundsatz der Legitimität wieder bewähren, indem dieser Prinz durch seine Mutter von Ludwig XIV. abstamme.

Ein Freimaurer vor dem Inquisitions-Gericht.

Es ist sehr begreiflich, daß die Freimaurerei ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung der Inquisition werden mußte. Schon im Jahr 1738 erließ der Pabst Clemens XII. eine Bulle, wodurch er die Freimaurer in den Kirchenbann that, und zwei Jahre nachher erging in Spanien ein Königliches Edict gegen sie, wodurch eine große Anzahl derselben gefangen genommen und auf die Galeeren verurtheilt wurde. Die Inquisition glaubte sich hierdurch ebenfalls berechtigt, mit aller ihr eigenthümlichen Härte die Unglücklichen zu verfolgen, und schon im folgenden Jahre erkannte der Cardinal, Vicarius von Rom, im Namen des Gottes des Friedens und der Barmherzigkeit die Todesstrafe gegen sie. Im Jahr 1752 wurde auch das Königliche Edict gegen sie durch Ferdinand VI. erneuert, und darin alle Freimaurer des Verbrechens der beleidigten Majestät erster Classe für schuldig erklärt. Die ganze Sache war jedoch ein völlig neuer Gegenstand für die Inquisition, und es ergiebt sich aus ihren gerichtlichen

Untersuchungen, daß sie die lächerlichsten und verwirrtesten Begriffe von der Freimaurerei hatte. Llorente in seiner kritischen Geschichte der Spanischen Inquisition, aus welchem merkwürdigen Werke wir in unsern frühern Blättern schon einmal einige Auszüge mitgetheilt haben, liefert in dem kürzlich erschienenen 4. Bande auch die ausführliche, aus den Inquisitions-Acten selbst wörtlich ausgezogene Geschichte eines solchen Processes, die jetzt, wo man wenigstens im nördlichen Europa eine verständigere Meinung von der Freimaurerei hat, unsern Lesern in einem gedrängten Auszuge gewiß interessant seyn wird.

Herr Tournon, ein geborner Franzose, wurde von der Regierung mit einem bedeutenden Gehalt nach Madrid berufen, um daselbst eine Fabrick von kupfernen Schnallen anzulegen, und den Spaniern Unterricht in dieser Art von Arbeiten zu geben. Am 30. April 1757 wurde er aber durch einen seiner Lehrlinge, dem sein Beichtvater bei der Oster-Communion diese Handlung zur unerläßlichen Pflicht gemacht hatte, bei dem Inquisitions-Gerichte als der Ketzerei verdächtig angeklagt. Er habe, hieß es in dieser Klage, seine Lehrlinge aufgefordert, Freimaurer zu werden, und ihnen versprochen, daß, wenn sie sich den erforderlichen Prüfungen unterwerfen wolten, der große Orient zu Paris ihm eine Vollmacht zu ihrer Aufnahme überschicken werde; einige unter ihnen wären auch wirklich dazu geneigt gewesen, jedoch blos unter der Bedingung, daß er sie vorher mit dem Zweck des Ordens bekannt mache. Um ihnen zu willfahren, habe ihnen Herr Tournon allerlei sonderbare Dinge vorerzählt, und ihnen auch einen Kupferstich gezeigt, worauf mehrere Instrumente der Baukunst und der Astronomie abgebildet waren; diese Bilder hätten sie nun um so viel mehr für Werkzeuge der Zauberei halten müssen, als ihnen Herr Tournon gesagt habe, daß sie bei ihrer Aufnahme mit einem furchtbaren Eid angeloben müsten, das unverbrüchlichste Stillschweigen über alles zu beobachten, was sie in den Freimaurerlogen sehen und hören würden.

Am 20. May wurde Herr Tournon gefangen genommen, und in die Kerker der Inquisition geworfen. In den Acten befindet sich ein ausführliches Protocoll über sein erstes Verhör, das man nicht ungern hier lesen wird: Der Inquisitor: Schwören Sie bei Gott und diesem heiligen Kreuze, daß Sie die Wahrheit sagen wollen? Herr Tournon: Ja, ich schwöre. Frage: Wie heißen Sie? Antwort: Peter Tournon. Frage: Aus welchem Lande sind Sie? Antwort: Aus Paris. Frage: Aus was für Gründen sind Sie nach Spanien gekommen? Antwort: Um eine Fabrick von kupfernen Schnallen anzulegen. Frage: Seit wie lange sind Sie in Madrid? Antwort: Seit drei Jahren. Frage: Wissen Sie, oder vermuthen Sie, warum Sie gefangen genommen, und in die Gefängnisse des heiligen Gerichtes gebracht worden sind? Antwort: Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe fast, daß es geschehen ist, weil ich gesagt habe, ich sey ein Freimaurer. Frage: Warum vermuthen Sie dieses? Antwort: Weil ich meinen Lehrlingen wirklich gesagt habe, daß ich es bin, und fürchten muß, daß sie mich deshalb angeklagt haben, denn seit einiger Zeit sprechen sie mit einer Art von Scheu mit mir, und aus allen ihren Reden muß ich schließen, daß sie mich für einen Ketzer halten. Frage: Haben sie ihnen die Wahrheit gesagt? Antwort: Ja. Frage: Sie sind also ein Freimaurer? Antwort: Ja. Frage: Seit wann sind Sie es? Antwort: Seit zwanzig Jahren. Frage: Haben Sie den Zusammenkünften der Freimaurer beigewohnt? Antwort: Ja, so lange ich zu Paris wohnte. Frage: Nicht auch in Spanien? Antwort: Nein; ich weis nicht einmal, ob es Freimaurerlogen in diesem Lande giebt. Frage: Wenn es welche gäbe, würden Sie sie besucht haben? Antwort: Ja. Frage: Sind Sie ein Christ, und römisch katholisch? Antwort: Ja; ich bin in der St. Paulskirche zu Paris, der Pfarrkirche meiner Eltern, getauft worden. Frage: Wie haben sie es als Christ über sich gewinnen können, den Zusammenkünften der Freimaurer beizuwohnen, da Sie wissen, oder doch wissen sollten, daß sie gegen die Religion sind? Antwort: Dieß habe ich niemals gewußt, und auch jetzt noch nicht, denn ich habe nichts darin gesehen und gehört, was gegen die Religion wäre. Frage: Wie können Sie dieses sagen, da Sie wissen, daß man in der Freimaurerei den Indifferentismus in der Religion lehrt, der aber dem Glaubensartikel, daß die Menschen nur allein in der römisch katholischen apostolischen Religion selig werden können, geradezu entgegen ist? Antwort: Man lehrt in der Freimaurerei den Indifferentismus in der Religion nicht. Wahr ist es aber, daß um zum Freimaurer aufgenommen zu werden, es nicht darauf ankommt, ob man katholisch sey oder nicht. Frage: Folglich ist die Freimaurerei ein antireligieuses Institut? Antw. Dies kann auch nicht der Fall seyn, denn es ist ganz und gar

Digitized by Google

nicht ihr Zweck, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Religion zu bekämpfen oder zu vertheidigen, sondern blos Wohlthätigkeit gegen alle unglücklichen Nebenmenschen, von welcher Religion sie seyn mögen, vorzüglich aber wenn sie Mitglieder der Gesellschaft sind, auszuüben. Fr.: Daß der Indifferentismus der religiöse Character der Freimaurer ist, erhellt daraus, weil man darin die heil. Dreieinigkeit Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, als drei verschiedene Personen und ein einziger wahrer Gott, nicht anerkennt, denn die Freimaurer glauben an einen Gott, den sie den großen Baumeister aller Welten nennen, was mit der Meinung der ketzerischen Naturphilosophen, die keine andere Religion anerkennen als die natürliche, völlig übereinstimmt; nach dieser glauben sie nur an Gott als Schöpfer der Natur, und halten alles Uebrige für blos menschliche Erfindungen. Da nun Hr. Tournon erklärt hat, daß er sich zur katholischen Kirche bekennt, so fordert man ihn bei der Ehrfurcht, die er unserm Herrn Jesus Christus, wahren Gott und wahren Mensch, und seiner gebenedeyten Mutter, der heil. Jungfrau Maria schuldig ist, hierdurch auf, die Wahrheit zu sagen, denn nur dadurch kann er sich der Barmherzigkeit würdig machen, die von dem heiligen Gericht den reuigen Sündern stets erwiesen wird; im Gegentheil aber wird er nach aller Strenge der geistlichen und weltlichen Gesetze gerichtet werden? Antw. In den Freimaurerlogen giebt man sich nicht damit ab, das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit weder zu bestreiten noch zu vertheidigen, und eben so wenig auch das Religions-System der Naturphilosophen. Wenn man daselbst Gott den großen Baumeister aller Welten nennt, so ist dieß blos eine von den vielen darin üblichen Allegorien auf die Baukunst. Es ist in den Logen durchaus keine Rede von irgend einem Religionssystem, sondern es wird darin von ganz andern Gegenständen gehandelt. Frage: Halten Sie es nicht als Katholick für eine Sünde des Aberglaubens, heilige und religiöse Gegenstände mit profanen zu vermischen? Antw. Ich bin nicht genug mit allen einzelnen Punkten bekannt, die als der Reinheit der christlichen Religion zuwider, verboten sind; allein ich habe bis jetzt allerdings dafür gehalten, daß wer aus Verachtung oder auch aus falschen Meinungen beiderlei Gegenstände mit einander vermischt, um durch diese Vermischung übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, sich der Sünde des Aberglaubens schuldig macht. Frage: Ist es wahr, daß bei der Aufnahme eines neuen Freimaurers das Bild unsers gekreuzigten Heilandes, und zugleich auch ein Todenkopf, ein menschlicher Leichnam und andere dergleichen profane Dinge aufgestellt werden? Antw.: Die allgemeinen Statuten der Freimaurerei enthalten hierüber keine Vorschriften und wenn dergleichen Dinge in einzelnen Logen angetroffen werden, so ist es eine willkührliche Anordnung derjenigen Mitglieder, die mit den nöthigen Vorbereitungen zur Aufnahme des Candidaten beauftragt sind, denn jede Loge hat ihre besondern Gebräuche und Ceremonien. Frage: Dieß hat man Sie nicht gefragt; antworten Sie, ob es wahr ist, daß dieß alles in den Freimaurerlogen statt hat? Antw. Ja oder Nein, je nach den Anstalten die von den zur Besorgung der Aufnahme abgeordneten Mitgliedern getroffen werden. Frage: War es der Fall bei ihrer eigenen Aufnahme? Antw.: Nein. Frage: Was für einen Eid muß man ablegen, um als Freimaurer aufgenommen zu werden? Antw. Man muß schwören, Verschwiegenheit zu beobachten. Frage: Ueber welche Gegenstände? Antw. Ueber alle, deren Bekanntmachung zum Nachtheil gereichen könnte. Frage: Ist dieser Eid mit Verwünschungen verbunden? und mit was für welchen? Antw.: Ja; man unterwirft sich im Uebertretungsfall allen Strafen, die den Körper und den Geist treffen können. Frage: Aus welchem Grunde muß ein so schrecklicher Eid abgelegt werden? Antw.: Um in der Gesellschaft Ordnung zu erhalten. Frage: Was wird in den Logen getrieben, wovon die Bekanntmachung so nachtheilig wirken könnte? Antw.: Nichts, wenn es ohne Vorurtheil angehört würde; da man aber hierüber allgemein im Irrthum ist, so muß man es vermeiden, Veranlassung zu boshaften Auslegungen zu geben. Frage: Wozu braucht man in den Logen ein Crucifix, wenn die Aufnahme eines Freimaurers nicht für eine religiöse Handlung gehalten wird? Antw.: Man will damit einen feierlichen Eindruck auf das Gemüth des Aufzunehmenden machen; auch hat dieser Gebrauch nicht in allen Logen statt. Frage: Warum hat man einen Todenkopf darin? Antw. Um durch den Gedanken an den Tod desto mehr Abscheu gegen den Meineid einzuflößen. Frage: Zu welchem Zweck ist ein menschlicher Leichnam darin? Antw.: Um einen desto größern Abscheu gegen Mord und überhaupt gegen alle unsern Nebenmenschen nachtheilige Vergehungen einzuflößen, denn wir sollen alle Menschen mit Wohlwollen und als

Brüder behandeln. Frage: Ist es wahr, daß das Fest des heiligen Johannes in den Logen gefeiert wird, und daß die Freimaurer diesen Heiligen zu ihrem Schutzpatron erwählt haben? Antw.: Ja. Frage: Welche Verehrung wird ihm bei der Feier seines Festes erwiesen? Antw.: Keine, um sie nicht mit profanen Handlungen zu vermischen. Die ganze Feier schränkt sich auf ein freundschaftliches Zusammenkommen ein, wobei die Anwesenden zur Wohlthätigkeit gegen ihre Nebenmenschen, und zur Verehrung Gottes, des großen Baumeisters, Schöpfers und Erhalters des Welt-Alls ermahnt werden. Frage: Ist es wahr, daß in den Freimaurerlogen die Sonne, der Mond und die Sterne angebetet werden? Antw.: Nein. Frage: Ist es wahr, daß die Bilder derselben darin aufgestellt werden? Antw.: Ja. Frage: Warum? Antw.: Um die Allegorie von dem wahren Lichte, das die Logen von dem großen Baumeister aller Welten empfangen, desto deutlicher darzustellen, und um von diesen Abbildungen Gelegenheit zu nehmen, die Brüder zum allgemeinen Wohlwollen gegen ihre Mitmenschen zu ermahnen. Frage: Man bemerkt dem Hrn. T., daß alle bis jetzt von ihm gegebenen Erklärungen über die Zwecke und Ceremonien der Freimaurerlogen falsch und völlig verschieden von dem sind, was er selbst mehrmalen, freiwillig, in Gegenwart mehrerer glaubwürdigen Personen darüber geäußert hat. Er wird daher nochmals bei Gott und der heiligen Jungfrau aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, und zu bekennen, daß er sich als Freimaurer der Ketzerei des Indifferentismus, der Sünde des Aberglaubens, womit er heilige mit profanen Dingen vermischt hat, und der Abgötterei, die in der Anbetung der Gestirne liegt, schuldig gemacht hat; dieses freie Geständniß ist durchaus nöthig, wenn er hoffen will, von dem heiligen Gericht mit Mitleiden und Barmherzigkeit behandelt zu werden? Antw.: Ich habe in allen meinen Antworten die reine Wahrheit gesagt, und wenn Zeugen vorhanden sind, die das Gegentheil aussagen, so haben sie sich geirrt, und meine Worte falsch ausgelegt, denn niemals habe ich über den Gegenstand, über den ich jetzt vernommen werde, mit jemand anders gesprochen als mit einigen Arbeitern in meiner Fabrick, und niemals in einem andern Sinn, als wie ich ihn jetzt eben angegeben habe. Frage: Es ist nicht genug, daß Sie Freimaurer waren; Sie haben auch andere Personen zu bereden gesucht, sich in den Orden aufnehmen zu lassen, und die ketzerischen, abergläubigen und abgöttischen Irrthümer, in welchen Sie befangen sind, ebenfalls anzunehmen? Antw.: Es ist wahr, daß ich diese Personen veranlaßt habe, Freimaurer zu werden, weil ich glaubte, daß es ihnen sehr nützlich werden könnte, wenn sie in fremden Ländern reisten, überall Brüder anzutreffen, die stets bereit wären ihnen in schwierigen Lagen, Hülfe und Beistand zu leisten; aber unwahr ist es, daß ich sollte gesucht haben, sie zu Irthümern zu verleiten, die dem katholischen Glauben zuwider sind, denn es gibt keine solchen Irthümer in der Frmrei., indem man sich darin mit gar keinen dogmatischen Gegenständen beschäftigt. Fr.: Es ist schon bewiesen worden, daß die Existenz dieser Irthümer keineswegs zweifelhaft ist; Herr Tournon wird daher einsehen, daß er ein wirklicher Ketzer war, und wird es mit Demuth bekennen und um Verzeihung deshalb bitten, denn wenn er auf seinem Leugnen beharrt, so hat er sich den Verlust seines Leibes und seiner Seele selbst zuzuschreiben. Er wird hoffentlich über seine Lage reiflich nachdenken, um sich in dem folgenden Verhör der Barmherzigkeit des heiligen Gerichts würdig zu bezeigen. —

Herr Tournon wurde hierauf wieder in sein Gefängniß zurückgeführt, und beharrte auch in dem zweiten Verhör bei seinen frühern Antworten. Hierauf wurde ihm eröffnet, daß er sich einen Advocat erwählen könnte, wenn er sich vertheidigen wollte, und daß er auch die Personen, die als Zeugen gegen ihn aufgetreten wären, auf geführten Beweis, daß sie aus Haß, aus Eigennutz, oder aus einem andern Privatinteresse gegen ihn zu Werke gingen, verwerfen dürfe. Nunmehr hielt es aber Herr Tournon für höchst rathsam, in dem dritten Verhör die Erklärung von sich zu geben, daß sein Unglück blos von der falschen Deutung des Vorgefallenen herrühre; daß die Advocaten in Spanien durchaus nichts von Freimaurerei und Freimaurerlogen wüßten, sondern in diesem Stücke die nämlichen Vorurtheile wie die ganze Nation hätten und daher seine Sache unmöglich vertheidigen könnten; er sey deshalb mit sich selbst zu Rathe gegangen und habe die Folgen überlegt, die seine jetzige Lage haben könnte; er hielte es demnach für das beste, zu gestehen, daß er Unrecht habe, und daß er sich bisher in gänzlicher Unwissenheit in Betreff des in den Gesetzen und den Gebräuchen der Freimaurerei herrschenden gefährlichen Geistes befunden habe; daß er seine frühern Antworten zwar nochmals wiederholen, aber dabei erklären müsse, wie er niemals geglaubt habe, daß sich in dem, was er als Freimaurer gethan, irgend etwas dem katholischen Glauben Widerstreitendes befände; daß er sich je-

doch hierin habe irren können, aus Mangel an Kenntniß mancher besondern Lehrsätze, und deshalb bereit sey, alle Ketzereien, in die er vielleicht verfallen wäre, zu verabscheuen; er verspreche, die Buße, die ihm würde aufgelegt werden, getreu zu erfüllen, und er hoffe, daß seine Strafe in Rücksicht der Unbefangenheit, womit er die Freimaurerlogen besucht, und weil er in denselben keine Veranlassung zu Zweifeln bekommen, indem er blos die Wohlthätigkeit und Menschenliebe habe empfehlen hören, ohne daß man sich auf die Untersuchung irgend eines katholischen Glaubensartikels eingelassen, nach Recht und Billigkeit werde gemildert werden.

Hierauf wurde ihm folgendes Urtheil gesprochen: — Herr Tournon sey durch seine Verbindung mit den Freymaurern in die ketzerischen Irrthümer des Indifferentismus und Naturalismus verfallen; ferner in die Sünde des Aberglaubens, durch Vermischung des Heiligen mit dem Profanen; und endlich in die heidnische Abgötterei, indem er den Bildern der Gestirne göttliche Ehre erwiesen habe. Auch könne er das schwere Verbrechen nicht von sich ablehnen, daß er alle diese sündhaften Irrthümer für richtige Lehrsätze ausgegeben, und mehreren guten Katholiken den Rath ertheilt habe, sie durch ihren Beitritt zur Freimaurerei ebenfalls anzunehmen. Für alle diese Verbrechen habe er nach geistlichen und weltlichen Gesetzen auf's Strengste bestraft zu werden verdient; allein in Rücksicht, daß er kein geborner Spanier sey, daß er seine Irrthümer mit seiner Unwissenheit entschuldigt, sie eingesehen, und in Demuth um Verzeihung und um eine gnädige Strafe gebeten habe: so verurtheile ihn das heilige Gericht aus Mitleiden und Barmherzigkeit blos zu einjähriger Gefangenschaft in dem nemlichen Kerker, worin er sich gegenwärtig befinde, nach welcher Zeit er durch die Diener des heiligen Gerichts an die Grenzen von Frankreich gebracht und auf ewig aus Spanien verbannt werden solle. Von seinem Vermögen soll ihm noch so viel zu gut kommen, als er bis dahin zu seiner Subsistenz und zur Reise bis an die Grenze brauchen wird; betrete er aber jemals wieder den spanischen Boden, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs und des heiligen Gerichts, so soll er nach der ganzen Strenge der Gesetze bestraft werden. — Außerdem wurde ihm vorgeschrieben, welche Bücher er das Jahr seiner Gefangenschaft hindurch lesen, wie viele Rosenkränze er täglich beten, was für andere geistliche Uebungen er täglich verrichten, wie oft er beichten, und besonders daß er den Katechismus des Paters Astete vollkommen auswendig lernen solle.

Dieses Urtheil wurde auch seinem ganzen Inhalte nach vollzogen, und Herr Tournon unterwarf sich allen Vorschriften desselben auf's pünktlichste. Nach Ablauf des Jahres brachte man ihn an die Grenze, und er kehrte mit dem Verlust seines ganzen Vermögens nach Frankreich zurück. Er kam in der Folge niemals mehr nach Spanien, denn was ihm daselbst begegnet war, hatte ihm alle Lust benommen, eine zweite Reise dahin zu machen.

Zweideutige Heldenthaten.

Je mehr man in der Welt erfährt oder liest, je zweifelsüchtiger wird man wider Willen, und der historische Glaube findet am Ende seinen Ankergrund blos in dem Pergamente einer Urkunde. In dem Würtembergischen Jahrbuche, herausgegeben von Memminger, steht folgendes unter dem Titel: Entschlossenheit und Bestürzung:

„Am 28. April 1809 machte der Lieutenant Heyd vom Jägerregiment König zu Pferd mit 12 Jägern, die erste Patrouille gegen Braunau. An den Ufern des Inn ließ er 4 Jäger mit den Pferden zurück, schiffte sich mit den übrigen 8 auf einem Kahn, den er aufzutreiben wußte, ein, und setzte nach Braunau über. Da er hier keinen Feind fand, und erfuhr, daß solcher eine halbe Stunde vor der Stadt mit 3 bis 400 Mann stehe, so entschloß er sich ihn sogleich aufzusuchen, und ihm wo möglich einige Gefangene abzunehmen. Sein Unternehmen gelang bis zum Unglaublichen. Der Feind verlohr über seiner unerwarteten Erscheinung, und durch sein entschlossenes Benehmen so sehr alle Fassung, daß Heyd, statt einiger Gefangenen, das ganze Corps mit 2 Hauptleuten, einem Lieutenant und 314 Mann nebst 300 Feuergewehren zurückbrachte. Für diese kühne That wurde Heyd mit dem Militairverdienstorden und Erhebung in den Freyherrnstand unter Beilegung des Namens Heydenschwerdt belohnt. Er war der Sohn des Unterpflegers bei Pfüllingen und starb zu Posen im Jänner 1813 auf dem Rückmarsch aus Rußland."

Wer sollte nicht, nachdem er dieses gelesen, die Kühnheit des jungen Helden bewundern und seinen frühen Tod bedauern? — Nun kommt aber die östreichische militärische Zeitschrift und fragt, in ihrem 7. Hefte: „wer waren diese Elenden, die vor einem Lieutenant und 8 Jägern das Gewehr streckten? wie heißen die zwei Hauptleute? wie der Officier? sind sie noch in unserer Mitte? welchem Regiment gehörten die 314 Feigen an?" — Eine

gerichtliche Untersuchung hat die Antwort auf diese Fragen ergeben. Es waren Kranke und schwer Blessirte, die eine halbe Stunde von Braunau, in dem Stifte Ramshofen im Militair-Spitale lagen. Der Lieutenant Heyd wußte bestimmt, daß er keinen einzigen Mann treffen würde, der im Stande wäre Widerstand zu leisten, und seine Leute kamen blos, um das Stift zu plündern. Er selbst forderte 50 Louisdors, ließ sich aber mit 300 Gulden abspeisen. Von Wegschaffung der Kranken war gar die Rede nicht. (!)

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der zweiten Anecdote in demselben Jahrbuche, betitelt: Die kühne Ueberraschung:

„Während des, für die Würtemberger so ruhmvollen Treffens bei Linz am 17. Mai 1809 standen die würtembergischen Jäger zu Pferd, Herzog Louis, in der Nähe des östreichischen Infanterieregiments Manfredini. Beide Theile hatten im Augenblick nichts anders zu thun als sich zu beobachten. Dem Unterofficier Weiß wurde die Zeit lang, er erbat sich daher vom Regimentskommandanten die Erlaubniß, für seine Person ein kleines Unternehmen zu wagen. Als ein braver Soldat bekannt, wurde ihm diese auch gegeben. Das östreichische Regiment war so gestellt, daß ein kleines Gehölz beide Bataillone trennte. Hinter dem Regiment hielt der Obrist auf seinem Pferde. Schnell wußte Weiß das Gehölz zu erreichen, ritt durch dasselbe durch, und sprengte auf einmal auf den Obristen mit der Erklärung an: „Sie sind mein Gefangener.“ Der Obrist, so unerwartet überrascht, sah ihn erstaunt an. Aber Weiß faßte ihn fest, und gebot ihm schleunig zu folgen. Ein Laut des Obristen und Weiß wäre verlohren gewesen. Aber dafür hatte er gesorgt. Indem er dem Obristen die Pistole vorhielt, bedeutete er ihm, daß er bei dem geringsten Zeichen losdrücken werde. Der Obrist folgt, und Weiß kehrt mit ihm durch dasselbe Gehölz zurück, durch das er gekommen war. Aber jetzt erscheint er mit seiner Beute im Angesicht des Regiments, und dieses, wie es seinen Obristen in feindlicher Gewalt erblickt, schlägt an. Doch auch darauf gefaßt, ruft Weiß, indem er den Obristen stets auf der Seite des Regiments hielt, dem Feinde unerschrocken zu: „Schießt nur, wenn Ihr Euren Obristen tödten wollt!“ und brachte so denselben glücklich zu den Seinigen.

„So entschlossen sich Weiß bei dieser Unternehmung zeigte, so edel soll er sich gegen seinen Gefangenen benommen haben. Da nach Kriegsgebrauch von dem Besitzstande die Rede war, und der Obrist eine Rolle Goldes hervorzog, so sprach Weiß zu ihm: „Theilen wir; was Jedem in der Hand bleibt, ist sein. “Als daher der Obrist von dem commandirenden General Vandamme, rühmlichen Andenkens, zur Tafel gezogen wurde, erklärte er über der Tafel: er würde den Kerl für einen Teufel halten, wenn er nicht wie ein Engel an ihm gehandelt hätte.“

„Weiß wurde nachher, wie so mancher Tapfere, ein Opfer des russischen Feldzuges.“

Abermals eine Kriegsbegebenheit, bei der wir Layen bewundernd die Augen aufsperren. Aber gleich kommt wieder die fatale östreichische militairische Zeitschrift; und meint, es sey doch gar zu unwahrscheinlich, daß Weiß zwischen zwei feindlichen Bataillonen unbemerkt das Gehölz erreicht, den Obristen fängt, nicht auf demselben Wege zurück reitet, sondern längs der Fronte des östreichischen Regiments, welches er haranguirt und verzaubert. Die Sache, genau untersucht, verhält sich wie folgt:

Die Oestreicher waren schon verdrängt, die beiden Bataillone des Regiments Manfredini noch im Gefecht. Der Obriste Winzian, welcher bemerkte, daß diese fechtenden Bataillone in Gefahr kommen würden abgeschnitten zu werden, wenn der Feind eine gewisse Anhöhe besetze, wollte dahin reiten, wo er noch drei Compagnien aufgestellt glaubte; allein noch ehe er diesen Punkt erreichte, sah er dort schon feindliche Truppen, und zugleich, auf dem Pfade, auf welchem er gekommen war, einen feindlichen Reiter der auf ihn lossprengte. Planken und Zäune versperrten jeden andern Weg, und zur Wehre setzen konnte er sich nicht, weil er einige Wochen früher in den rechten Arm bedeutend verwundet worden war. Also wurde er gefangen; aber kein einziger Mann des Regiments wußte, was mit ihm geschehen; Weiß hatte keine Gelegenheit die Oestreicher zu haranguiren, und sowohl die Theilungsgeschichte des Geldes, als auch die an Vandamme's Tafel gehaltenen Reden sind eitel Erdichtung.

Wenn das Würtembergische Jahrbuch den Ruhm seiner beiden Helden retten will, so wird es durch bündige Beweise die Behauptungen der östreichisch-militärischen Zeitschrift entkräften müssen; und selbst in diesem Falle wird man nicht umhin können, der letztern beizustimmen, wenn sie sagt:

„Was Deutsche gegen Deutsche gethan, wäre besser mit den Wellen des Lethe zu bedecken. Eintracht thut uns vor Allem Noth; wir sind ja durch Zwietracht an den Rand des Abgrundes gekommen.“

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 26. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Notizen aus der französischen Literatur.

Eine Gesellschaft von Militairs und Gelehrten giebt seit kurzem ein Werk heraus unter dem Titel: Eloquence militaire etc. (Militairische Beredsamkeit, oder die Kunst die Soldaten zu bewegen) eine Sammlung von Proclamationen, Reden vor- während- und nach der Schlacht, Reden an überwundene Völker u. s. w. aus der alten und neuen Geschichte zusammengerafft, äußerst einförmig und oft höchst unbedeutend. Auch einzelne merkwürdige Worte sind dem zweiten Bande angehängt; wie wenig zuverlässig aber die meisten dieser Anecdoten seyn mögen, beweise die folgende: „Bei Austerlitz hatte der Commandant der russischen Garde-Artillerie sein Geschütz verloren. Ihm begegnete Napoleon. Sire! rief er aus, lassen Sie mich tod schießen, meine Kanonen sind fort! — Junger Mensch, antwortete Napoleon, ich schätze Ihre Thränen, allein man kann von meiner Armee geschlagen werden, und doch noch Ansprüche auf Ehre haben." — Die Albernheit dieser Erzählung springt in die Augen. Ein Artillerie-Officier, der sich weinend gegen den feindlichen Monarchen beklagt, daß er sein Geschütz verlohren habe — ein junger Mensch, der die Russische Garde-Artillerie commandirt — ein Feldherr, der ihm eine Rodomontade in den Bart wirft — — abgeschmacktes Mährchen! —

Die Chronique indiscrète wird vermuthlich in Paris viel gelesen, denn sie wimmelt von scandalösen Anecdoten, die jedoch für deutsche Leser oft unverständlich sind. Wir liefern hier ein paar der anständigsten.

Eine Creolin, die lange nichts von ihrem, nach Frankreich abgesegelten, Manne gehört hatte, hielt ihn für todt, und nahm einen andern. Dieser andere kam nach einiger Zeit auch nach Frankreich, war zum Erstenmale in Paris, besuchte zum Erstenmale das Palaisroyal, und die erste Person, die ihm da aufstieß, war sein Vorgänger im Ehebette. „Potz tausend" rief er aus, „Sie sind nicht tod?" — nein, wie Sie sehen. — „Aber mein Gott, die ganze Welt hat es geglaubt, und ich selbst bin so davon überzeugt gewesen, daß ich Ihre Frau geheirathet habe." — Das weis ich, mein Freund, aber es hat nichts zu bedeuten, ich gönne sie Ihnen lieber als mir.

Ein Geistlicher predigte neulich gegen die Lotterieen und gab sich alle Mühe, seine Rede dem gemeinen Manne recht eindringlich zu machen. „Worauf, meine lieben Freunde" sagte er unter andern „worauf gründet Ihr meistens Eure Hoffnungen? Auf falsche Berechnungen, auf irrige Voraussetzungen, ja wohl gar auf lügenhafte Träume. Denn träumt ein altes Mütterchen von einem Hahne, gleich theilt sie es am andern Morgen ihrer Frau Gevatterin mit, und die räth ihr zum Exempel, sie soll Nummero 9 setzen. Hat sie ein Kalb im Traume gesehen, so bedeutet das 36, ein Kohlkopf 57 u. s. w. Sind solche Weissagungen wohl jemals eingetroffen? Werdet Ihr denn solcher Albernheiten nie müde werden? — Seufzend hörte ein altes Mütterchen diese salbungsvolle Rede mit an, gelobte sich im Stillen, dem Herrn Pastor zu folgen; nur noch Einmal konnte sie nicht widerstehen; sie ging hin, setzte auf die Nummern 9, 36 und 57. Die Lotterie wurde gezogen, die Nummern kamen wirklich heraus, und seitdem wird des Geistlichen Thüre von Leuten belagert, die ihn um Nummern bitten. (So stark ist die Macht des Aberglaubens! und wir zweifeln keinen Augenblick, daß sogar unter unsern Lesern sich einige finden werden, welche eilen, die Nummern 9, 36 und 57 für das nächstemal zu besetzen. Wer es thut und eine Terne gewinnt, der bedenke die Armen mit dem Zehnten. Unter dieser Bedingung wollen wir ihm jeden Monat drei Nummern zum Besten geben.)

Von Madame Catalani wird erzählt: sie habe einst in Deutschland in einem elenden Dorfe keine Postpferde bekommen können, folglich eine Nacht dort verweilen müssen, und zwar in einem Hause, wo ihr erster Blick auf einen epileptischen Menschen fiel, an dem die Kunst vieler Aerzte gescheitert war, der seit mehrern Tagen keine Nahrung mehr zu sich genommen, und dessen letzten Augenblick man stündlich erwartete. Das verdarb der großen Sängerin die Laune noch mehr;

indessen mußte sie sich in ihre Lage finden, setzte sich an ein großes Feuer und fing an zu singen. Ihre Stimme erschallte durch das ganze Haus, und kaum hatte sie das Präludium geendigt, als die Bewohner des Hauses bewundernd sich herzudrängten, und ihr erzählten, der Sterbende sey durch ihren Gesang so erschüttert worden, daß eine wohlthätige Crisis eingetreten und er zu essen verlangt habe. Sie überzeugt sich von diesem Wunder mit eignen Augen; und als sie dessen gewiß ist, beschließt sie sogleich, den Ort nicht eher zu verlassen, bis sie die Cur vollendet, setzt sich an das Bett des Kranken, und singt in 6 Tagen weit mehr Arien, als in 6 ihrer glänzendsten Concerte, hat aber auch das Vergnügen, den Kranken gänzlich hergestellt zu sehen, hinterläßt ihm noch Merkmale ihrer Freigebigkeit und reist gesegnet von dannen. (Wir sollten glauben, wenn diese Begebenheit sich wirklich in Deutschland zugetragen hätte, daß sie unsern Zeitungsschreibern nicht entgangen seyn würde.) —

Der unerschöpfliche Pigault le Brun hat, in seiner bekannten etwas schlüpfrigen Manier, einen neuen Roman geliefert, betitelt: er mengt sich in Alles oder das Hochzeitgeschenk. (L'officieux ou les présens de noces.) Der Held der Geschichte kommt am Ende schlimmer weg als Jünger's Held in dem bekannten Lustspiele. Die Verwickelung ist bei weitem nicht interessant genug, um unsern Lesern rathen zu können, sich durch zwei Bände durchzuarbeiten. —

Der politische und literarische Wächter (le surveillant politique et litéraire) ist auch Eine von den vielen periodischen Schriften, die sich das hämische Vergnügen machen, der Regierung und allen Machthabern oder Obrigkeiten zu Leibe zu gehen. Dem Staatsrathe wird ganz höflich gesagt, er mache seine, durch die Constitution gar nicht begründete, Existenz nur dadurch bemerklich, daß er der schreiendsten Willkühr der öffentlichen Beamten Straflosigkeit zusichere. Zum Beweise wird ein Herr Goyet angeführt, der am 25. November 1816 sich mit einer Klage gegen einen Willkühr übenden Präfecten an den Großkanzler wandte, und am 31. October 1817 noch keine Antwort erhalten hatte. Die Sache betrifft unter andern einen Herrn Bazin, der ein Melodram geschrieben, welches zu Mans gespielt wurde. Der Verfasser hatte seine Schwester und seine Nichte in eine Loge geführt, stand aber selbst im Parterre. Ein gewisser Lieutenant Vauguyon mit einem seiner Freunde hatte gleichfalls in der Loge jener Damen Platz genommen, und rief Einmal über das andere: das Stück sey erbärmlich! die klatschenden Einwohner von Mans hätten keinen Geschmack u. s. w. Endlich erblickte er den Verfasser im Parterre, ging hinunter, stellte sich neben ihn, und wiederholte seine Redensarten, indem er ihn dabei auffallend fixirte. Da fragte Bazin ihn, ob er die Ehre habe, von ihm gekannt zu seyn? — Nein, antwortete Vauguyon. Hierauf schwieg Bazin und jener verließ ihn. Aber nach einiger Zeit mochte die Frage ihn gewurmt haben, oder er aufgehetzt worden seyn, denn er kam wieder und wollte wissen, aus welchem Grunde Bazin so gefragt habe? — Der Grund ist nicht mehr vorhanden, erwiederte Bazin, und ich ersuche Sie, die Frage als nicht geschehen zu betrachten. Trotz dieser löblichen Mäßigung, fuhr Vauguyon heraus: „Nun ja, ich kenne Sie, Sie sind ein — hier bediente er sich eines sehr unanständigen Ausdrucks, worauf der Beleidigte ihn impertinent nannte, und aufstand, um hinaus zu gehn, damit das Aufsehn vermieden würde. Da versetzte ihn V von hinten einen Hieb mit dem spanischen Rohre, welches B. ihm aus der Hand riß, und ihm gleichfalls einige Hiebe gab. Mehrere Officiere brachten die Streitenden auseinander. B. verlangte Genugthuung, die V. ihm anfangs mit den Worten weigerte: „ich würde mich entehren, wenn ich mich mit Ihnen schlüge." Es geschah doch endlich und Bazin wurde erschossen. Allerdings ein schändliches Beispiel von militairischem Uebermuthe, welches ungestraft geblieben. —

Mit schmerzlichen Gefühlen erwähnt besagter Wächter auch eines Dienstanerbietens, welches in einem Tagesblatte (petites affiges) also lautet: „Ein alter Cavallerie-Corporal, der 14 Jahre mit Ehre und Auszeichnung gedient hat, ist nun so weit gekommen, daß er den Posten eines Thürstehers suchen muß. Er erbietet sich, alle die alten Officiere seines Regiments als Bürgen für sich zu stellen." —

Der General Iubé hat in einen Brief an Lord Stanhope (lettre d'un français à Lord Stanhope) folgendes einfließen lassen: „Ja Mylord, die ganze Welt weis nunmehr, daß in der Nacht um 1 Uhr auf Wellington geschossen wurde, und zwar ganz nahe, auf seinen Wagen, ohne daß eine Kugel weder diesen Wagen, noch den darin Sitzenden, noch dessen Leute, noch die Pferde und nicht einmal die Mauer getroffen hätte. Zwei Schildwachen, die Bedienten u. s. w. haben den Mörder vergebens verfolgt, und mit Erstau-

nen hat man bemerkt, daß er sich hinter dem Schilderhause verborgen hatte, welches gegen die Seite der Straße St. Honoré gerichtet ist, anstatt sich des andern zu diesem Zwecke zu bedienen, von welchem er leicht in die weiten Champs elysees entspringen konnte, die ihm offenbar eine sicherere Zuflucht gewährten, als Wellington's Hotel oder die Straße St. Honoré oder der Boulevard, wo ein großes Wachhaus sich befindet. Wie dem auch sey, man hat weder den Menschen wiedergefunden, wenn es anders ein Mensch war, noch die Pistole, wenn es eine Pistole war, noch die Kugel, wenn es eine Kugel war." —

Im ersten Heft des dritten Bandes der Bibliotheque historique werden abermals manche, das heutige Glück der Franzosen bezeichnende, Gewaltstreiche zur Sprache gebracht. Einer derselben, von welchem der Einsender Zeuge gewesen zu seyn versichert, ist in folgendem Schreiben eines Herrn lehenne an mehrere Excellenzen enthalten:

„Meine Herren. Ich beklage mich über eine Handlung der Willkühr. Heute, um 5 Uhr Morgens hat der Procureur des Königs, von gewaffneter Macht und einem Polizeicommissair begleitet, Haussuchung bei mir angestellt. Meine Möbeln, meine Schränke, meine Wäche sind durchwühlt worden; warum? das weis ich nicht. Bin ich ein Verbrecher? oder Mitschuldiger eines Verbrechens? Der Herr Procureur hat mir nichts davon gesagt, er hat nicht einmal ein Protocoll aufgenommen. Es heißt, die Ursach dieser öffentlichen Beschimpfung liege darin, daß ich verdächtig sey. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein friedlicher Bürger. Ich erwarte von den höhern Behörden Gerechtigkeit und Abstellung solcher Mißbräuche." —

Der graue Mann (l'homme gris) versichert in seiner zweiten Lieferung des zweiten Bandes, die Coalition der Obskuranten in Deutschland werde von dem Ertrage der Spiel- und H — Häuser besoldet. —

In der dritten Lieferung erzählt dieser, eigentlich schwarze Mann die Schlacht von Waterloo, und behauptet: Einer von Napoleon's General-Staabs-Officieren habe dessen Befehle dem Marschall Blücher verrathen; denn bekanntlich können die Franzosen nur durch Verrätherei geschlagen werden. Diese Erzählung ist überhaupt ein merkwürdiges Stück, welches wir allen Officieren, die bei jener Schlacht gegenwärtig gewesen, zur Gemüthsergötzlichkeit empfehlen. Die französische Garde soll gerufen haben: Die Garde stirbt, aber ergiebt sich nicht! und ihr Fall soll weit glorreicher seyn, als der Triumph des Feindes, „der nur durch einen unerhörten Zusammenfluß von Umständen siegen konnte." Ein Artillerist, dem der Arm abgeschossen wurde, nahm diesen Arm in die andre Hand und rief: „So ist es denn wahr, daß du dem Vaterlande nicht mehr dienen kannst? immerhin! dein Gefährde bleibt mir doch noch, um die Lunde an die Kanone zu halten." — Der Marschall Ney soll zu Fuße mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde herum gelaufen seyn, den Tod gesucht, und sogar seine Stirn gegen eine Kanone gestoßen haben. —

Dem schwarzen Manne ist auch hinterbracht worden, daß man das, 1796 bei Coblenz einem General Marceau errichtete Denkmal zerstört, und die Steine zum Festungsbau verwandt habe. Der Erzherzog Carl soll diesen General auf das Prächtigste haben begraben lassen, und der schwarze Mann ist der Meinung, sein Denkmal würde noch stehen, wenn die Oestreicher, statt der Preußen, in Besitz des Landes gekommen wären. Er schließt mit den Worten: „So zeigen sich die Rächer der Civilisation als würdige Nacheiferer der Soldaten des Attila und Genserich." — (Haben denn die Franzosen vergessen, daß sie die Säule auf dem Schlachtfelde von Roßbach zerstörten? —)

Von einem Dictionnaire des batailles etc. (historischem Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen u. s. w., die während der französischen Revolution statt gefunden haben) sind so eben in Paris zwei starke Bände erschienen, und zwei andere werden noch nachfolgen. Der Angabe nach wird dieses Wörterbuch von einer Gesellschaft von Militair's und Seeleuten herausgegeben. Die erste Idee dazu soll schon der Marschall von Sachsen geliefert haben; das mag seyn, aber schwerlich hat er gewollt, daß ein solches Werk in dem Geiste verfaßt werden sollte, der dieses Wörterbuch beseelt, und den unsere Leser alsobald aus folgender einzigen Zeile der Vorrede erkennen werden: „Nie sind die Franzosen überwunden worden, außer durch sich selbst." Hiernach kann man sich leicht vorstellen, mit welcher historischen Treue die Schlachten beschrieben sind. Wir wählen zum Beweiß nur einige Stellen aus der Beschreibung der Schlacht von Jena und der von Leipzig.

„Der englische Einfluß verblendete die europäischen Cabinette." — „Der Monarch von Rußland war der Einzige, der Frieden mit Frankreich aufrichtig zu wünschen schien, und man schmeichelte sich, daß ein Gefühl der Dankbarkeit(!) für einen großmüthigen Sieger(!!) ihn bestimmen werde." —

„England ließ den König von Preußen eine Allianz mit Rußland hoffen, wenn er gegen eine Macht sich bewaffnen wolle, welcher Preußen Vergrößerung und Frieden verdankte, während in ganz Europa die Kriegsflamme loderte. Man suchte den König zu spornen durch den alten Ruhm Friedrich des Grosen; man sagte ihm, seine Truppen wären zahlreich, trefflich exercirt, und er habe noch einige Generale aus dem siebenjährigen Kriege, deren Genie das bisher unbesiegte Frankreich besiegen werde; eine den Preußen vorbehaltene Ehre. Diese Sophismen wurden von der Königin selbst ihrem Gemahl insinuirt. Umsonst machte dieser bemerklich, daß er keinen scheinbaren Vorwand zum Kriege habe, (!) u. s. w." (Man sieht, die Verfasser sind nicht allein auf dem Schlachtfelde, sondern auch in den feindlichen Kabinetten zu Hause.)

Ueber den Schlachtbericht selbst mögen Kenner urtheilen. Die Hauptursache der Niederlage der Preußen soll der große Fehler gewesen seyn, daß sie den Marschällen Lannes und Augereau verstatteten, ihre Hauptquartiere in Jena und Kahla aufzuschlagen; auch hätten die Heerführer keinen bestimmten Plan gehabt. In der Nacht vor dem Treffen sollen die Schildwachen beider Heere einander so nahe gewesen seyn, daß sie mit einander sprechen konnten. Nach der Schlacht soll Napoleon die ganze Nacht damit zugebracht haben, Geld auszutheilen, und — die Verwundeten selbst zu verbinden.

Die Beschreibung der Schlacht bei Leipzig hebt folgendergestalt an: „Die französische Armee, von Napoleon in Person kommandirt, wollte den Sieg benutzen, den sie in der großen Schlacht von Wachau errungen hatte. Aber da Napoleon erkannte, daß die Stellung des Feindes sehr stark sey, so beschloß er, ihn auf ein anderes Terrain zu locken, (!) setzte sich deshalb am 17. October in Marsch und näherte sich Leipzig am 18." (!) — „Endlich warfen die Franzosen den Feind, und jagten ihn mit dem Bajonett, worauf er das Feld und den Sieg den Franzosen überließ. Von der andern Seite hatte Napoleon seine Reserve-Artillerie vorrücken lassen, und — der Feind zog sich bald auf eine Meile vom Schlachtfeld zurück. Der Sieg blieb den Franzosen. Die alliirten Armeen mußten nothwendig den Rückzug antreten. Da — giengen die Sachsen über." (Also nicht eher als bis schon alles verlohren war? Man muß bekennen, daß in diesem Falle die Sachsen mehr Muth als Klugheit zeigten. Weit natürlicher wäre es gewesen, überzugehen, als der Sieg sich bereits für die Alliirten entschieden hatte, und so glaubte man auch bis jetzt.)

„Aber trotz dem Abfall der Sachsen wußten die Franzosen dennoch ihre Vortheile wieder zu erlangen und zu behaupten. Siegreich und Meister des Schlachtfeldes, hielten sie den Feind durch ihr Artillerie-Feuer eine Meile weit im Respect, und bereiteten sich auf den andern Morgen zu neuem Kampfe; aber, — da war keine Munition mehr vorräthig, und allein darum wurde der Rückzug beschlossen. Auch auf diesem Rückzuge, der in bester Ordnung vor sich ging, geschahen noch Wunder der Tapferkeit; nebenher auch noch ein anderes Wunder, nämlich die Sachsen schämten sich nicht auf die Franzosen zu schießen, und zwar von den Wällen um Leipzig, welches gar keine Wälle hat. — Der Fürst Poniatowsky soll freiwillig ertrunken seyn.

(Es scheint fast, daß in diesem Werke die Seeleute die Landschlachten beschreiben, und die Land-Officiere die Seeschlachten; immer werden sie jedoch auf französische Manier beschrieben, d. h. mit den ekelhaftesten Großsprechereien. Wenn vor alten Zeiten die Römer sich dergleichen erlaubten, so hatten sie gut lügen, denn ihre Feinde lasen sie nicht und schrieben auch nicht. Die Franzosen hingegen sollten bedenken, daß jede europäische Nation ihre Prahlereien prüfen und entlarven kann, und daß sie folglich vor Mit- und Nachwelt sich nur lächerlich machen.) —

Der zweite Heft des dritten Bandes der Bibliotheque Historique erzählt unter andern, daß ein toleranter Priester zu Montagny einer verstorbenen ehrsamen Frau das Begräbniß verweigerte und ihren Tod seiner Gemeinde folgendergestalt ankündigte: „Elisabeth Verjux, vermählte Demortiere, ist gestern gestorben. Ihre Seele ist in Ewigkeit verlohren, es giebt für sie keine Vergebung. Hütet Euch für sie zu beten! ich verbiete es euch ausdrücklich. Denn sich für Verdammte verwenden, heißt einen Theil ihrer Schuld auf sich laden und Gott erzürnen." — Man erfährt nicht warum Herr Leclerc (so heißt der liebenswürdige Priester) so erbittert gegen die Verstorbene war.

Der graue Mann berichtet in der vierten, so eben erschienenen, Lieferung des zweiten Bandes eine drollige Anecdote, die sich bei einem Fest zugetragen, welches die Herzogin von Bedford dem Herzoge Wellington zu Versailles gab. Der Capitain C. war eines Bedürfnisses wegen aus dem Saale gegangen, und hatte in der Zerstreuung den Schawl und den Beutel (Ridikül) seiner Frau mitge-

kommen. Als er zurückkam, hielt ihn die Wache für einen gemeinen Menschen, und wollte ihn nicht einlassen. Der Gentleman verstand kein Französisch, die Wache kein Englisch. Zum Glück schlug sich ein Bürger in's Mittel. „Der Herr gehört ja zur Gesellschaft" sagte er zu den Soldaten, „seht ihr es nicht am Ridikül?" (Ohne Zweifel verstehen unsere Leser den höhnischen Doppelsinn.)

Zwei merkwürdige Processe des Inquisitions-Gerichts in Spanien.

Es ist, so viel wir wissen, ganz unbekannt geblieben, daß früher einmal der Friedensfürst in Spanien vor das Gericht der Inquisition gezogen werden sollte, und wir würden diese merkwürdige Thatsache noch jetzt nicht kennen, wenn sie uns nicht Llorente in seiner Geschichte der Spanischen Inquisition mitgetheilt hätte. Es geschah im Jahr 1796. daß man den Plan entwarf, diesem mächtigen Manne, der durch seine Gemahlin Donna Maria Therese von Bourbon, Tochter des Infanten Don Louis, mit dem Könige und der Königin nahe verwandt war, von dem Inquisitions-Gericht förmlich den Proceß machen zu lassen. Es ist leicht einzusehen, wie viele Gewandtheit und heimliche Ränke erforderlich waren, um einen Mann, der so fest in der Gnade des Königs stund, auf diese Art anzugreifen. Es wurden wirklich bei dem heiligen Gerichte drei Anklageschriften gegen diesen Principal-Minister, den Günstling des Königs und der Königin, eingereicht, in welchen er beschuldigt wurde, daß er des Atheismus verdächtig sey, weil er seit acht Jahren am Osterfeste die gewöhnliche Beichte und Communion nicht verrichtet habe; daß er mit zwei Frauen zugleich verheurathet sey; und endlich, daß das Leben, so er mit mehrern andern führe, zum größten Aergerniß gereiche. Die Ankläger waren drei Mönche, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie dabei zu Werkzeugen einer tiefen Hof-Intrigue dienten, deren Urheber die Absicht hatten, dem Fürsten die Ungnade des Königs zuzuziehen, seine Verbannung aus dem Königreiche zu bewirken, und den unbeschränkten Einfluß, den er bei der ganzen königlichen Familie besaß, völlig zu zernichten.

An der Spitze der Inquisition stand damals der Cardinal Lorenzana, Erzbischoff von Toledo, ein eingeschränkter, leicht zu täuschender Mann, der aber viel zu furchtsam war, um sich nicht vor allem was dem König und der Königin mißfallen könnte, sorgfältig in Acht zu nehmen. Obgleich die Anklage schriftlich bei ihm war eingereicht worden, so wagte er es dennoch nicht, weder die Zeugen noch auch die Ankläger selbst zu verhören, und die Untersuchung der Sache zu verfügen. An der Spitze der gegen den Fürsten gerichteten Intrigue standen Don Antonio Despuig, Erzbischoff von Sevilla (seitdem Cardinal) und Don Raphaël de Musquiz, Beichtvater der Königin und Bischoff von Ávila; diese beiden gaben sich alle mögliche Mühe und liesen kein Mittel unversucht, um Lorenzana dahin zu bringen, daß er den Proceß förmlich eröffnen, die Gefangennehmung des Fürsten anbefehlen, und die Genehmigung des Königs zu erhalten suchen möchte; an der letztern glaubten sie nicht zweifeln zu dürfen, sobald man dem König beweisen würde, daß sich sein Günstling zum Atheismus bekenne. Ein so kühnes und gewagtes Unternehmen stimmte jedoch mit dem Character Lorenzana's ganz und gar nicht überein; auch merkten es die beiden Verschwornen sehr bald, und kamen deshalb mit einander überein, daß Despuig den Cardinal Vincenti, seinen Freund, ehemaligen Nuncius zu Madrid, und einen berühmten Intriguenmacher, auf's dringendste auffordern sollte, den Pabst Pius VI. dahin zu vermögen, daß er selbst an Lorenzana schreiben und ihm wegen der Gleichgiltigkeit, womit er ein der Reinheit der Religion, die noch in Spanien statt habe, so äußerst schädliches Aergerniß mit ansähe, Vorwürfe machen möchte. Vincenti wußte es auch wirklich dahin zu bringen, daß der Pabst ein solches Schreiben abgehen ließ. Lorenzana scheint schon vorher davon benachrichtigt worden zu seyn, und deshalb versprochen zu haben, daß, wenn der Pabst die gegen den Fürsten zu treffenden Maaßregeln für nothwendig und seinen aufhabenden Pflichten durchaus angemessen erklärte, er thun wolle, was man von ihm verlangte. Gerade damals befand sich Napoleon Buonaparte als General der französischen Republik in Italien, und fing zu Genua einen Courier auf, der von Rom nach Spanien geschickt wurde. Unter den Depeschen desselben fand man auch den Brief, den der Cardinal Vincenti in dieser Sache an Despuig schrieb, und welchem das Schreiben des Pabstes an den Erzbischoff von Toledo beigeschlossen war. Buonaparte hielt es für zweckmäßig, und dem guten Vornehmen, das nur eben zwischen der französischen Republik und der spanischen Regierung entstanden war, für angemessen, den Friedensfürsten von der gegen ihn angezettelten Intrigue zu benachrichtigen. Er en-

theilte dem General Periguon (jetzt Marèchal de france) der damals Gesandter zu Madrid war, den Auftrag, diese Briefe dem Friedensfürsten einzuhändigen. Man kann sich denken, welch einen hohen Werth der Günstling auf diese Entdeckung setzte. Er säumte nicht, sogleich eine andere Intrigue der seiner Feinde entgegen zu stellen, und es glückte ihm nicht nur, ihre Pläne gänzlich zu vereiteln, sondern er brachte es auch dahin, daß Lorenzana, Despuig und Musquiz aus Spanien entfernt wurden. Der König schickte sie alle drei nach Rom, um dem Pabst sein Beileid über den Einfall der französischen Armee in das römische Gebiet zu bezeigen. Ihr desfallsiges Commissorium ist vom 14ten März 1797 datirt. —

Unter den vielen schrecklichen Handlungen, deren sich das Inquisitions-Gericht im Namen Gottes schuldig gemacht hat, und deren Erzählung man nicht ohne Schaudern und innere Empörung lesen kann, theilt uns Llorente in seinem oben genannten, höchst interessanten und wichtigen Werke auch einige wenige Processe mit, die diesem Gerichte zur Ehre gereichen. Von einem derselben, der zugleich auch unsern Lesern einen Begriff von der religiösen Stimmung und der geistigen Ausbildung des Spanischen Volkes geben kann, wollen wir hier einen kurzen Auszug beifügen.

Die Geschichte einer Beate von Cuença hat zu ihrer Zeit in ganz Spanien einen großen Lärm gemacht. Sie war eine Bauernfrau aus dem Dorfe Villar del' Aguila. Unter mancherlei Erdichtungen, wodurch sie sich den Ruf einer Heiligen zu verschaffen suchte, zeichnete sich vorzüglich die aus, daß ihr von Jesus Christus wäre eröffnet worden, er habe ihren Leib zum Heiligthum geweihet, indem er sein Fleisch und sein Blut in die Substanz selbst ihres Körpers verwandelt habe, um desto inniger in Liebe mit ihr vereinigt zu seyn. Der Wahnsinn dieser Frau erregte die lebhaftesten theologischen Streitigkeiten unter den Geistlichen und Mönchen. Die einen behaupteten, nach der Art, wie Gott gewöhnlich zu Werke ginge, wäre die Sache ganz unmöglich, denn er hätte sonst in der Beate Vollkommenheiten entdecken müssen, die alle diejenigen, welche die Jungfrau Maria besäße, noch weit übträfen, und überdieß würde auch durch diese Verwandlung erwiesen seyn, daß das Brod und der Wein nicht die einzigen irrdischen Materien im Sacramente der Eucharistie wären. Andere hingegen suchten zu beweisen, daß die Sache keinesweges unmöglich wäre, wenn man an die unendliche Macht Gottes denken wollte; allein dennoch wollten sie diesem Wunder keinen völligen Glauben beimessen, weil die Beweise, die man dafür anführte, sie nicht hinlänglich befriedigten. Noch andere aber glaubten durchaus alles, indem sie sich auf die Heiligkeit der Beate stützten, und waren ganz erstaunt, daß man an ihren Erzählungen nur noch im mindesten zweifeln könne, denn nach ihrer Versicherung besäße diese von Gott Begnadigte eine über alles erhabene Tugend, und könnte nicht das geringste Interesse haben, die Unwahrheit zu sagen. Endlich gab es auch noch Zeugen von dem ganzen Lebenswandel dieser Frau, die theils vom ersten Anfang an, Mitschuldige ihres Betrugs gewesen waren, theils durch Leichtgläubigkeit getäuscht, sich zu blindem Vertrauen hatten hinreisen lassen, und jetzt wenigstens dem Scheine nach fortfuhren, an ihren übernatürlichen Zustand zu glauben, weil sie zu weit gegangen waren, um ohne zu erröthen wieder zurück kehren zu können. Unter der Anleitung der beiden letztern Classen von Geistlichen trieb das Volk die Thorheit so weit, daß diese Frau förmlich angebetet und als eine Person, in der die Gottheit wesentlich vorhanden wäre, verehrt wurde. Man führte sie in zahlreichen Processionen und mit brennenden Kerzen in den Händen durch die Straßen und in die Kirchen; man beräucherte sie mit Weihrauch gleich der heiligen Hostie auf dem Altare; man warf sich vor ihr auf die Knie, und beging noch eine Menge anderer nicht weniger gotteslästerlicher Handlungen. Dieß war in der That zu viel, als daß die Inquisition nicht die letzte Scene dieses anstößigen Drama's hätte übernehmen sollen. Sie ließ die vermeinte Heilige, nebst mehrern ihrer Mitschuldigen in ihre geheimen Kerker werfen. Zu ihrem großen Glücke starb die Beate darin. Nach dem Urtheil, das in der Sache gesprochen wurde, sollte ihr Bildniß auf einer Schleife zum Auto-da-fé gefahren, und daselbst verbrannt werden; der Pfarrer von Villar und zwei Mönche, die der Theilnahme an dem Betrug überwiesen wurden, sollten dem Bildniß mit bloßen Füßen, in eine kurze Tunica gekleidet und den Strick um den Hals nachfolgen, alsdann aber ihrer geistlichen Würde entsetzt und auf immer in die Philippinischen Inseln verbannt werden; einige andere Pfarrer sollten auf sechs Jahre ihrer Stellen entsetzt werden; zwey Männer aus der geringern Volksclasse, die sich bei der göttlichen Verehrung dieser Frau vorzüglich thätig bewiesen hatten, sollten jeder zweihundert Peitschenhiebe bekommen, und alsdann

Digitized by Google

auf Lebenszeit eingesperrt werden; ihre Magd endlich sollte zehn Jahre unter strengen Bußübungen in einem Kloster zubringen. Ich kenne kein einziges Urtheil des Inquisitions-Gerichtes, setzt Llorente hinzu, und wir sagen es mit ihm, das billiger und gerechter wäre als dieses.

Die Universität Freyburg.

Ob diese Universität erhalten werde oder nicht, ist ein Gegenstand, der die wenigsten unserer Leser interessiren wird. Der Herr Professor v. Rotteck zu Freyburg hat, nach erhaltenem Auftrag, eine kleine Broschüre darüber geschrieben; auch diese kann, der Natur der Sache nach, nur wenige Leser fesseln; aber die hallische Lit.-Zeitung liefert bei dieser Gelegenheit Bemerkungen, die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen, und darum heben wir sie aus:

„Es sind im Bundesreich noch 19 Universitäten: Wien, Prag, Berlin, Breslau, Halle, Greifswalde, (Paderborn und Münster haben einzelne Lehrstühle) Landshut, Würzburg, Erlangen, Freyburg, Marburg, Gießen, Kiel, Jena, Rostock. Sie mögen eine Million Gulden jährlicher Einkünfte haben, und im Durchschnitt 9000 Jünglinge unterrichten, wovon jährlich 3000 ins bürgerliche Arbeitsleben treten, oder den Ausgang der Lehr-Verwaltungs- und Gesundheitsbeamten ergänzen, die zu 120000 Köpfen für Deutschland angeschlagen sind. Auf 3333 Deutsche mag daher ein Student kommen, und auf 3 Quad. Meilen die Unterhaltung von 4 Studenten gerechnet werden. Wenn ihrer 3000 den jährlichen Abgang unter 120000 Beamten ergänzen, so geht jährlich nur der 40ste Beamte ab. Man sieht aus dieser ungefähren Berechnung, daß die Anzahl der Studenten nichts weniger als unverhältnißmäßig groß zu dem Ergänzungsbedarf der Beamten ist, und daß sie sich in den Räumen und den Volksmengen Deutschlands verlieren, daß also ihre jugendliche Schwärmerey wenig Einfluß haben kann. — Der Beruf, wofür sie sich auf Universitäten bilden, ist nicht der einträglichste, auch sind sie im Durchschnitt nicht die Söhne der reichsten, sondern nur wohlhabender Eltern, und das jährliche Einkommen eines Jeden auf der Universität läßt sich nicht höher als 300 Gulden anschlagen, mithin von 9000 Studenten zu 2700000 Gulden. Reisen von mehr als 50 Meilen würden ein solches Einkommen erschöpfen; dadurch läßt sich ein Maßstab für die Entfernung der Universitäten von einander auf Deutschlands 12000 Quad. Meilen finden, und wenn man 600 Meilen, das Gevierte von 25, dafür annimmt, so erhält man als Sollanzahl der Universitäten 24, also 5 mehr, als jetzt vorhanden sind. Diese sind überdieß zwischen dem Süden und Norden sehr ungleich vertheilt, und diese Ungleichheit hat ohne Zweifel jene auffallende Verschiedenheit der wissenschaftlichen Bildung in den einzelnen Ländern zur Wirkung. (?)

Doch weit nachtheiliger, als die geringe Anzahl der Universitäten, ist die fehlerhafte Anlage und Einrichtung der Meisten. Sie sollen von den gesammten Wissenschaften in ihrem jetzigen Zustande Rechenschaft oder Belehrung geben, und sie sind großentheils in Städtchen, wo es kaum die nothwendigsten Handwerker, geschweige die Künstler giebt, deren Hilfsleistung bei den meisten wissenschaftlichen Arbeiten unentbehrlich ist, und wo die Heilkunde ohne Krankenschau, die Kunstgeschichte ohne Kunstsammlungen, die Bücherkunde ohne Bücher gelehrt wird. Es leuchtet ohne weitere Ausführung ein, daß Universitäten nur in wirklichen Städten gedeihen können, und eben so klar ist es, daß sie nicht in katholische und evangelische getheilt seyn sollten, wenn auch die Bekenner beider Lehren nicht durch ganz Deutschland vermischt wohnten.

Für Bücher-Sammler.

Ein Herr Peignot hat 1817 einen französischen Tractat von der Wahl der Bücher geschrieben, (traité du choix des livres) in welchem er besonders viel auf das gleiche Format der Bücher zu halten scheint, denn er stellt z. B. eine historische Bibliothek ausdrücklich für solche Franzosen zusammen, die sie von gleichem Format zu haben wünschen, und wiederum empfiehlt er eine Sammlung von 154 Bänden théatre etranger von gleichem Formate. Dieser einzige Umstand möchte hinlänglich beweisen, daß Hr. Peignot blos für Franzosen geschrieben hat, welchen überall die äußere Form Alles gilt. Aber seine Bemerkungen über die Erhaltung der Bücher, verdienen doch von manchem Bücherliebhaber beherzigt zu werden. Neu mögen sie auch nicht seyn, doch wohl nicht allgemein bekannt. —

Der Standort einer Bibliothek darf weder feucht, noch den Sonnenstrahlen ausgesetzt seyn. Die Bücherbreter werden am besten aus Cedern- oder Eichenholz verfertigt, weil jenes durch seinen Geruch, dieses durch seine Härte die Insecten abhalten. — Gegen Würmer und Insecten werden

ferner die Bücher geschützt, durch Reinlichkeit, Bewahrung vor Staub, Ausklopfen der Bücher, (wenigstens einmal im Jahr) Vermeidung von Wolle. Nicht die Schaben (Motten) sondern die Larven einiger Bohrkäfer thun den meisten Schaden. Man muß die davon angegriffenen Bücher klopfen, der freien Luft aussetzen und mit Schwefel räuchern, vorzüglich im März, weil die Insecten dann erst aus ihren Eyern schlüpfen, und vorher durch den Schwefel nicht getödtet werden. Auch im Sommer kann man solche Räucherungen vornehmen. Um den Kleister so zu bereiten, daß ihn die Würmer nicht angreifen, reichen blos bittere Mittel, wie Wermuth u. s. w. und vegetabilische Salze, wie Potasche u. s. w. nicht hin, sondern es müssen mineralische Salze, wie Alaun, Vitriol ꝛc. dazu genommen werden. — Man könne pulverisirten Alaun nebst Pfeffer zwischen die Deckel und das Buch, so wie auch auf die Bücherbreter streuen. Noch besser sey es, wenn man jährlich im März, Julius und September die Bücher mittelst eines mit gepulvertem Alaun bestreuten Stückchens Zeug reibe. Ueberdies halte jeder starke Geruch, wie der des Moschus, Terpentins, die Insecten ab. Daher könne man auch einige in Juchtenleder gebundene Bücher in der Sammlung vertheilen, und Abschnitzel von diesem Leder auf die Breter streuen. Nach Villoison's Zeugniß richten die Würmer im Orient noch mehr Schaden unter den Büchern an, als in Europa. Zur Verhütung der Feuchtigkeit muß die Wand einer Bibliothek getäfelt und das Tafelwerk genau an einander gepaßt seyn; die Bücher müssen etwas entfernt von der Mauer gestellt werden, die Mauer könne man mit einem zwei- oder dreifachen Anwurf von siedendem Oele bekleiden. Zwischen jeder Reihe Bücher und dem Brete über ihr muß Raum genug seyn, um die Bücher leicht heraus nehmen zu können; auch dürfen sie nicht hart zusammen gepreßt stehen. Bei schöner Witterung giebt man ihnen frische Luft, aber gegen Abend müssen Fenster und Schränke sorgfältig wieder geschlossen werden. Auf Thierhaut gedruckte Bücher erfordern eine besondere Behandlung. Man darf sie erst lange nach dem Druck binden lassen, wenn die Haut und die Schwärze recht trocken sind.

Beantwortung von Briefen.

Ein Herr G. hat uns aufgefordert, eine Anzeige in der Leipziger Zeitung tadelnd aufzumutzen, in welcher Herr Pastor Küchler zu Auma dem Publicum die Nachricht mittheilt, daß seine beiden, an einem Tage verheiratheten, Töchter auch beinahe in einer Stunde glückliche Mütter geworden sind, und über diese Nachricht die Worte setzt: Bewunderung, Anbetung und Lob Gottes. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß die gleichzeitige Niederkunft zweier Frauen, die an einem Tage verheirathet worden, eben keine Bewunderung verdient, und daß, um Gott anzubeten und zu loben, es keiner solchen sehr natürlichen Wochenbetten bedarf; wir können aber auch recht gut begreifen, daß ein liebender Vater, der in einer Stunde Doppel-Groß-Papa wird, in der Freude seines Herzens der Begebenheit wohl eine größere Wichtigkeit beilegen kann, als sie enthält, und wir finden uns daher sehr geneigt, statt ihn darum zu tadeln, ihm unsern Glückwunsch abzustatten. —

Ein anderer Correspondent zeigt aus Pyrmont an, daß er sich genöthigt sehe, bittere Klage über zwei große Mängel dieses Bades zu führen. Der Eingang des Schreibens ist so pathetisch, daß wir schon glaubten, die Pyrmonter-Quelle sey abgeleitet worden. Am Ende bestehen die gerügten Mängel blos im schlechten Straßenpflaster und in der geringen Anzahl der Bänke in den Nebenalleen. Pyrmont muß ohne Zweifel ein trefflich eingerichteter Badeort seyn, weil man blos so geringfügige Dinge daran zu tadeln weiß. —

Literarische Notizen.

Hr. v. Martens hat von seinem vortrefflichen Recueil de traités d'alliance u. s. w., eine neue, mit vielen bisher ungedruckten Urkunden vermehrte Ausgabe in 11 Bänden veranstaltet, ja auch eine Fortsetzung desselben unter dem Titel nouveau Recueil u. s. w. in 2 Bänden geliefert, eine Arbeit, durch welche er Diplomatiker, Geschichtsforscher und Liebhaber der neusten Geschichte zu hohem Danke verpflichtet hat, zumal da wir noch einen dritten Band zu erwarten haben, der die Staats-Urkunden von 1816 und 1817. nebst allerley Zugaben enthalten wird. Dem Beobachter fürstlicher Moralität wird es freylich schmerzlich seyn zu finden, daß die meisten dieser Verträge bald gebrochen worden, und er muß sich mit der Hoffnung trösten, daß durch den heiligen Bund auch die Heiligkeit der Verträge als wieder hergestellt zu betrachten ist. Dem Deutschen, und besonders dem Deutschthümler, wird es unangenehm seyn, die französische Sprache überall vorherrschen zu sehen, auch da, wo es nur deutsches Interesse galt.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 27. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Schreiben des Nachdruckers Macklot an den Herausgeber.

(Die Aufnahme dieses Schreibens hat der Herausgeber nicht verweigern wollen, da es hätte scheinen mögen, als ob er sich scheue, die Gründe des Gegners, die nicht Alle verwerflich sind, dem Publicum vorzulegen.)

„Mein Herr!"

„Sie haben mich in Ihrem literarischen Wochenblatte hart mitgenommen, ob ich gleich Ihnen nichts nachgedruckt habe." (Antwort: Das ist ein schlechter Grund. Wir haben schon oft gewisse Leute beim rechten Namen genannt, wenn sie gleich uns nichts entwendet hatten.)

„Sie halten den Nachdrucker geradezu für einen Dieb." — (Antwort: Ja.) „Aber ich frage Sie auf Ihr Gewissen: darf man denjenigen einen Dieb nennen, der eine von seinem Landesherrn erlaubte Handlung begeht? muß denn meine Regierung nicht besser verstehn als ich, was zu erlauben und was zu verbieten ist? und darf man wohl annehmen, daß eine Regierung Diebstahl erlauben werde? oder erlaubt habe?"

(Annehmen? nein. Wohl aber sagen wenn es geschehen ist.) —

„Worauf soll man denn einen ehrlichen Namen bauen, wenn sogar die von der Obrigkeit zugestandenen Befugnisse ihn beflecken?" — (Antwort: Dieser Grund ließe für manches Schlechte sich anführen. Die Obrigkeit bedient sich zum Beispiel nicht selten der Spione, erklärt folglich dadurch das Spioniren für eine erlaubte Handlung, aber welcher rechtliche Mann möchte Spion werden?) —

„Sie sehen, ich lasse mich auf die Gründe für und wider den Nachdruck nicht ein," — (daran thut Hr. Macklot sehr wohl) — „sondern ich gebe Ihnen nur argumenta ad hominem, und frage Sie unter andern: drucken Sie denn nicht selbst nach? Liefern Sie nicht in Ihrem Blatte eine Menge Auszüge aus fremden Schriften, folglich lauter Nachdrücke? Giebt es nicht eine Menge Sammlungen von Gedichten oder einzelnen kleinen Schriften, die Alle aus Nachdrücken bestehen? ist zum Exempel Herrn v. Matthisson's Anthologie nicht ein bändereicher Nachdruck? wo ist denn die Grenze, wo das rechtliche Nachdrucken aufhört und das unrechtliche anfängt?" — (In der That, wir wissen in der Eile nicht erschöpfend darauf zu antworten.) —

„Und nun eine Hauptfrage: was halten Sie für schlechter: ein entwendetes Manuscript gegen des Verfassers Willen vor zu drucken? oder ein schon gedrucktes Werk nachzudrucken?" —

(Antwort: Das Erstere ist vielleicht noch schlechter, da allerdings noch mehr Motive vorhanden sind, es zu unterlassen.)

„Wenn Ihre Antwort so ausfällt wie ich vermuthe, so frage ich ferner: warum schimpften Sie denn nicht auf den Vordrucker, der wider Ihren erklärten Willen Ihr Bülletin in's Publikum brachte? wie kommt es denn, daß ich so hart angelassen werde, während Jener, der sogar mit an der Spitze derjenigen Buchhändler steht, die am Bundestage auf Abschaffung des Nachdrucks dringen, bei Ehren bleibt? (?) und jener Gelehrte, der wissentlich die gestohlne Schrift eines andern Gelehrten wider dessen Willen zum Vordruck beförderte, wird er wohl jemals über Nachdruck klagen dürfen, wenn ich ihm auch alle seine Werke nachdruckte? und jener Verleger, der, trotz Ihrer ernstlichen Protestation, seine Vordrucker-Pressen in Bewegung setzte, darf er wohl künftig seine Stimme gegen den Nachdruck erheben? hat er sich nicht an fremden Eigenthum vergriffen so gut wie ich? — Nicht wahr, ich habe Sie erwischt? nicht wahr, Sie können mir darauf nicht antworten?" — (Nein, fürwahr, wir haben hierauf keine andere Antwort als die: wenn Einer etwas Schlechtes thut, so entschuldigt das den andern nicht. Der Vordrucker und der Nachdrucker gehören in Eine Classe, ja der Erstere behauptet noch den Rang vor dem Letztern; denn dieser kann doch sagen: er habe das Exemplar des nachzudruckenden Buches auf rechtmäßigem Wege gekauft, jener hingegen muß schon die Handschrift auf unrechtmäßigem Wege sich verschafft haben; und wenn nun vollends der Verfasser dies zeitig erfährt, förmlich protestirt und dennoch verlacht wird, so ist das allerdings eine der unverschämtesten Beeinträchtigungen des Eigenthums-Rechtes.) —

„Ich fordere Sie auf, diese wenigen Zeilen Ihrem Blatte einzuverleiben. Thun Sie es nicht, so lasse ich sie in andern Blättern abdrucken. Thun Sie

es aber ohne genügende Antwort, so werden Sie natürlich finden, daß der Nachdrucker Macklot, trotz alles Schimpfens, seine Ehre für eben so unangetastet hält, als sein Herr Mitbruder der Vordrucker, welchem er freundschaftlich die Hand drückt. dixi." —

(Da man bekanntlich die Mohren nicht weiß wäscht, so wäre es überflüssig, noch ein Wort weiter hinzuzufügen.)

Eine Kritik über Baierns Constitution, nebst einer kleinen Kritik über uns Alle.

Bayern zieht jetzt die Augen Deutschlands in so vielerley Rücksichten auf sich, daß die dortigen Erscheinungen immer einer Erwähnung werth sind. Herr v. Hornthal, oberster Justizrath in Bamberg, hat Beyträge zur Kritik der Verfassungs-Urkunde des Königreichs Bayern herausgegeben. Er nimmt hauptsächlige Rücksicht auf das Verhältniß der Landstände, und schickt eine historische Uebersicht ihrer frühern Einrichtung voran, welcher die Beantwortung der beiden Fragen folgt: „Was ist nun erzielt," und „Was soll noch erzielt werden?"

Die Kritik fängt S. 57. an, und ist in einem bescheidenen Tone abgefaßt, dessen Mangel so vielen Kritiken ihre Wirkung benimmt. Wir wollen nur einiges ausheben, und uns eine nicht oft genug zu wiederholende Schluß-Anmerkung erlauben.

Es wird nur einer Kammer für die Stände der Vorzug gegeben. (Man kann entgegnen, daß die Berathung in einer Kammer bei der Menge der Deputirten stürmischer und schwerer werde; und daß die zweite Kammer, das Oberhaus, in einer alle Reformen auf einmal zu hitzig anpackenden Zeit, als Erhaltungs-Senat Dienste der Mäßigung leisten könne.) Getadelt wird die Erblichkeit gewisser Landstände, die immer nach des Königs und der Minister Absichten handeln dürften. (Wenn das Volk seine Repräsentanten verständig wählt, so bilden sie doch wohl die Majorität?) Den Wünschen für eine Gesetz-Revision und volle Offenheit über die Finanzen, wird wohl Jeder beistimmen. Eine halbe Offenheit bei letzterer kann gefährlicher werden, als das gänzliche Geheimhalten. Alte, schädliche Auflagen werden abzuändern gewünscht, aber nicht nahmhaft gemacht. Das Prüfungsrecht der Ausgabe sey nicht deutlich ausgesprochen. (Uns dünkt, der Sinn erfordere es bei dieser Art von Verfassung.) Es wird eine Civilliste gewünscht. (Ob sie absolut wünschenswerth; ob sie nicht eine nachtheilige Beschränkung der Mittel wohlzuthun sey; ob sie nicht das Regenten-Interesse von dem für das gemeine Wohl zu sehr trenne, ob sie nicht das Daseyn des Regenten in ein bloßes Symbol verwandle? Das möchte wohl noch näherer Prüfung bedürfen. Die Tendenz für die Civilliſten wird sich übrigens noch öfterer in unserer Zeit hervortun. Um aber unpartheiisch zu seyn, müssen wir auch bemerken, daß mehr als eine deutsche Hofhaltung selber den Weg darauf hin zu nehmen, oder der Civilliste nachzulaufen scheint, wenn sie mit der Zahl der Schüsseln, dem Luxus seiner Speisen und Weine, dem überflüssigen, stehlenden Hofgesindel und den Hofsuppenessern, (wie sie Kaiser Friedrich III. nannte), ferner so crescendo fortschreitet, während eine Menge nicht der Bettler, sondern der Arbeitsamen, oft am Nöthigsten darbt, und Fonds für die ersten Grund-Anstalten mangeln. Und meistens wirthschaften die großen Höfe noch besser, als die Kleinen.) — Die Rüge, daß die an den König zu bringenden Anträge zu sehr erschwert worden, scheint uns nicht ungegründet zu seyn. —

So weit aus der Schrift des Verfassers; und nun unsere Anmerkung.

Wir leben in einer Periode der Reformen, deren Ende wir doch ja nicht vor der allgemeinen Einführung repräsentativer Verfassungen erwarten sollen. Erstlich wird jede Constitution der Kritik unterliegen, und noch manche Modification wird nöthig befunden werden, weil keine Verfassung rein objectiv zu Stande kömmt. Zum Andern können wir zwar in einer solchen Form das Mittel finden, der Verwaltung engere Grenzen bei dem Gebrauche der Regierungs-Gewalt zu stecken: aber immer muß ihr ein großer Spielraum bleiben, wenn nicht eine noch schädlichere Lähmung ihrer Thätigkeit überhaupt eintreten soll. Zum Dritten dünkt uns, als ob man jetzt immer nur auf zwey unerwiesene Voraussetzungen baue, indem man die Präsumtion des bürgerlichen Rechts, die Jeder bis zum Erweis des Gegentheils für gut oder ehrlich annimmt,, beym Staatsrecht umkehet. Man schreibt und handelt ja, als ob alle Regierenden nur gewaltthätig und unredlich, oder unwissend verführen, und als ob nur die Volks-Repräsentanten aus der reinsten Absicht und mit einer überwiegenden Einsicht handeln müßten. Das läßt noch viel Reibung und Streit, auch nach eingeführten Constitutionen, erwarten, und muß uns auf ein Deficit in dem politischen Calcul aufmerksam machen, das uns eben so

schr, wo nicht stärker, drückt, als das Deficit im Cassenstande. Es ist das Moralische; und dieses dünkt uns nirgend unentbehrlicher, als bei den neuen Constitutionen, bei welchen, wie man es auch anfange, eine Art von Dyarchie eintritt. Hier ists also der Geist der Tugend, der sie beleben muß, der Geist der Fürstenliebe einer und der Volksliebe andrerseits. Sonst wird die beste Form zu dem alten Spiel der Ränke und Hinterlisten aller Art im Innern jedes Landes und zwischen Hof und Staat gemißbraucht werden; ein Spiel das sonst die Höfe unter sich arg genug zu treiben pflegten. Und wären wir dann besser daran? – Endlich dünkt uns bey allen Gegenständen, die der Regierung ausschließend bleiben müssen, bey Dienstbesetzungen, Gnaden- und Ehrenbezeugungen, u. s. w., werde die Verantwortlichkeit der Minister nur ein schwacher Damm seyn. Es giebt nur zu viele Seitenwege, wie man die moralischen Gefühle der Nation und der Individuen verwunden kann, ohne der Justiz zu begegnen u. s. w.

Es giebt viel Willkühr, viel Menschenverachtung, Vorzüge der Ausländer, die den Ehrgeiz im Lande ersticken, vornehme Beyspiele im Bösen und dgl., die alle der Gesellschaft schaden, selbst die Form untergraben, aber nur dem Gewissensrichter überlassen werden müssen. Soll uns also in den neuen Staats-Häusern Freude und Zufriedenheit gewähren, so müssen wir nicht bloß an den Formen bessern und dann die Hände in den Schooß legen. Wir müssen insgesammt viel besser werden als wir sind.

Das menschliche Herz.

(S. Zeitschrift für psychische Aerzte, 18. Heft 1818.)

Wir haben neulich in der Erzählung der Kohlrausch-Hornischen Streitsache eine Probe aufgestellt, was für eine Wirthschaft die Empirie in der psychischen Heilkunde treibe. Eine Zeit wie die unsrige, wo Schrecken und Zerrüttungeu aller Art gewiß auf Vermehrung der Seelenkranken gewirkt haben, sollte wohl zu einem sorgfältigen Studium des naturgemäßen Verhältnisses zwischen Leib und Seele auffordern, damit wir bei den unglücklichen Störungen desselben kräftigere Hülfe leisten lernten. Psychologie und Medicin in Verbindung, müssen zu einer Anthropologie im weitern und höhern Sinne führen, die uns noth thut. Wenn wir nicht irren, wird diese Ansicht jetzt auch von Mehreren aufgefaßt, und einen ähnlichen Zweck hat sich die obengenannte Zeitschrift vorgesetzt, bei welcher die Herren Haindorf Hayner, Heinroth, Henke, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Maaß, Pienitz, Ruer und Weiß genannt sind. Hier soll bloß einer Abhandlung des Herausgebers Nasse, „Von der psychischen Beziehung des Herzens," Erwähnung geschehen, weil er diesem Organ eine unmittelbare Beziehung auf die Seele zuzueignen sich bemüht, was die Aufmerksamkeit der Sachverständigen verdienen möchte. Er sucht dieses unmittelbare, vom Gehirn unabhängige Verständniß zwischen dem leiblichen Herz und dem Geiste, aus mehrern Thatsachen wahrscheinlich zu machen, und führt auch mehrere Leichenöffnungen an, wo man bei Menschen, die sich im Leben durch zerstörende, grausame, gewaltthätige Handlungen ausgezeichnet hatten, auffallende Regelwidrigkeiten im Bau oder in der Lage des Herzens gefunden hat. Bei der Leiche eines Mädchens, das von Jugend auf zum Diebstahl geneigt gewesen war, fand der Verf. an der Stelle, die sonst das Herz einnimmt, einen beträchtlichen Theil des erweiterten Magens, während das Herz, vom Magen verdrängt, hoch in dem obern Theile der linken Brusthöhle lag. Die Beseitigung der Einwürfe gegen des Verf. Meynung, und wie er dem Gehirne das ihm ausschließend zugetheilte Vermittelungsgeschäft zwischen Leib und Seele abstreitet, müssen wir den Aerzten in der Zeitschrift nachzulesen überlassen. Die räthselhafte Erscheinung, daß die Gemüthsbewegungen das Herz so leicht zu erregen im Stande sind, und dennoch alle mechanischen, chemischen und electrischen Reitzungen des Gehirns einen nur geringen Einfluß auf das Herz äussern, erklärt Herr Nasse dadurch, daß er annimmt, das Herz werde bei der Gemüthsbewegung nicht vom Gehirn aus mittelbar ergriffen, sondern zufolge seiner unmittelbaren Beziehung zum Gefühlsvermögen. —

Er schlägt eine Sammlung von Thier- und Menschenherzen vor, wie man sie von Schädeln anlege. Was mag sich einst in der Brust des Einsiedlers von St. Helena bei dessen Leichenöffnung finden? ruft der Verf. hiebei aus. — Wir erlauben uns noch folgende Bemerkungen. Die Beobachtungen unsers Innern und der Wechselwirkung zwischen unserm Geistigen und körperlichen Theil, können nur selten und nur unsicher seyn, so lange der gebildete Mensch die genaue Kenntniß unserer wundervollen Organisation nicht mit unter seine Studien aufnimmt, und die Philosophen so wenig Physiologie treiben. Ein Organ, wie das Herz, durch

Digitized by Google

das in jeder Viertelstunde die ganze Blutmasse (12 — 15 Pfund) geht, das in 24 Stunden auf 100,000mal schlägt, und zum Blutsumtrieb binnen dieser Zeit auf 16 Millionen Centner Kraft anwendet, ist gewiß einer fortgesetzten Beobachtung werth. Sollte es aber blos physisch wichtig seyn? sollte der Sprachgebrauch in mehr als einer Sprache, aus mehr als einem Zeitalter, nur eine Täuschung ausdrücken, wenn er bei dem Worte Herz auch ein psychisches Gefühl auf das Organ bezieht, und eine Wechselwirkung anzunehmen scheint? — Sey es übrigens damit, wie es wolle, wir müssen den Sprachgebrauch und das gute, arme Herz ja in Ehren halten. Unser Zeitalter schien oft dem Kopfe auf seine Kosten Complimente zu machen. Selten ließ sich bey Hofe ein Herz sehen; der Staat fragte blos nach Köpfen, und die falschen, eigensüchtigen Herzen, die er als Zugabe bekam, brachten ihn oft genug in schlechte Umstände. Es fehlt weiter nichts, als daß auch unsere Jünglinge die Sprache des Herzens verlernen, und blos auf den Handel überall nach Geld und Rang ausgehen. Oder thun sie's etwa schon?

Kleine Denkwürdigkeiten aus Zeitschriften.

Der Herausgeber des Hesperus sagt im 5. Hefte: „Sollte denn gerade die französische Revolution nicht es sehr anschaulich gemacht haben, daß die Stimmung des Volks das Ding sey, was nicht ist? Das Volk ist, meines Erachtens, wenn nicht höchste, allgemeine Calamitäten eintreten, nicht nur allezeit ohne Stimmung, sondern eine träge schwerfällige Masse, die sich dorthin neigt, wohin ihr schlaue, helle Köpfe, und energische Charactere den Impuls zu geben wissen; daher sahn wir beim französischen Volk, um beim Ausdruck zu bleiben, schnell hintereinander die allerentgegengesetztesten Stimmungen. Ein Orleans und Consorten wirkten mehr, als die ganze Volksstimmung und alle Schriften. Letztere hätten, ohne Parthei-Häupter, die das Gift kochten, so wenig geschadet, als die bittersten Satyren und Schmähschriften, gegen andere Regenten, die unter deren Augen herauskamen, und bald die allgemeine Indignation fanden. —

Das siebente Stück des Politischen Journals theilt aus der Minerve française einen Vers eines Kriegsliedes mit, der fürwahr die drohenden Gesinnungen des bei weitem größten Theils der Franzosen ausspricht:

Mais nos ennemis, gorgés d'or,
Paieront encore á boire,
Oui pour Vous doit briller encor
Le jour de la victoire.

(Aber unsere Feinde, mit Gold überfüllt, werden noch das Gelag bezahlen; ja uns wird noch der Tag des Sieges leuchten.) Ob die Deutschen das Gelag wirklich bezahlen werden, ist freilich noch ungewiß, aber daß man es ihnen abfodern werde, das scheint uns gewiß. —

Die Heidelberger Jahrbücher bemerken, bei Gelegenheit der Coblenzer Adresse: „Bei dem, was der Verfasser über die öffentliche Stimmung in Rhein-Preußen sagt, wurde dem Recensenten fast unheimlich, so daß er wünschte, es wäre dieser Gegenstand in dieser Schrift unberührt geblieben, oder wenigstens auf eine andere Weise behandelt worden" Zum Schluß die sehr wahre Bemerkung: „Will man ein recht anschauliches Beispiel haben, wie schwer die Regierungskunst bei aller Einfachheit ihrer Grundsätze in der Anwendung ist, so lese man diese Adresse. Kaum ein Anspruch Eines Standes, der nicht — folgerecht durchgeführt — die Ansprüche oder das Interesse eines andern durchkreuzte!" (Und was folgt daraus?) —

Die Ueberlieferungen von Zschocke werden seit einiger Zeit matter. In einigen der letzten Hefte möchten die Notizen aus Rom das Interessanteste seyn, und in so fern das Bestreben des Römischen Hofes überall hervorleuchtet, den Rost von den Ketten der päbstlichen Hierarchie wieder abzuschleifen. —

Im ersten Hefte der Miszellen 1818 wurde in den Nachrichten von der Insel Novaheva gesagt: „Die Person des Königs ist heilig." Der Herausgeber der freimüthigen Blätter für Deutsche fügt hinzu: „was werden die Jenaischen Staatslehrer dazu sagen?" —

Eine, für die Naturlehre wichtige, Zeitschrift ist das deutsche Archiv für die Physiologie, welches Merkel herausgiebt, und an welchem berühmte Männer, wie Autenrieth, Blumenbach, Sprengel u. s. w. mit arbeiten. Das erste Heft des 4ten Bandes enthält unter andern eine Abhandlung des D. Carus über die verschiedenen Begriffsbestimmungen des Lebens. (Sollte eigentlich wohl heißen: über die verschiedenen Bestimmungen des Begriffs vom Leben.) Der Verfasser hält jeden Versuch, das Leben als eine, dem besondern Organismus anhängende, ihm für sich selbst zukommende Kraft zu erklären, für gänzlich verfehlt. Eine Kraft sey überhaupt nur denkbar als Wechselwürkung zwischen mehreren, folglich sehe

eine vorhandene Kraft immer verschiedene Körper voraus, folglich sey sie kein Attribut eines einzelnen Körpers. Selbst die allgemeinsten Kräfte z. B. die Schwerkraft, beziehen sich immer auf ein äußeres. Ein vollkommner einfacher und isolirter Körper wäre todt, und könnte überhaupt gar nicht in der Wirklichkeit existiren. Das Leben ist also blos Wechselwürkung, und lebendig ist nur das, was im Zusammenwürken sich thätig beweißt. Da nun aber nichts in der Natur existirt, was nicht mit einem Andern auf irgend eine Weise in Beziehung und in Austausch von Thätigkeiten stünde — (selbst Sonne, Mond und Erde, Wasser und festes Land, Boden und Pflanzen, Pflanzen und Thiere) so lebet auch Alles nur in und durcheinander, und Keins von Allen wäre ohne das Uebrige lebendig, ja existirte überhaupt nicht.

Hierauf frägt der Verfasser: Wo ist denn nun die feste Grenze zwischen Lebendigem und nicht Lebendigem? Wo ist der Körper, der nicht zum allgemeinen Naturleben auf seine Weise beitrüge? Folglich ist Alles lebendig, so lange es in jenen Kreis eingreift, und nichts ist lebendig, so bald es aus jenem Kreise völlig heraustritt. Das letztere ist unmöglich, folglich giebt es auch keinen wahren Tod, sondern nur Stufenfolgen und Grade der Lebendigkeit, für welche uns der Maaßstab fehlt und immer fehlen wird. — Man muß die weitere, sinnreiche Ausführung dieses Gegenstandes bei dem Verfasser selbst nachlesen. Allerdings scheint uns seine Definition vom Leben weit haltbarer, als z. B. die des Professor Mayer, welche also lautet: „Das Leben eines Wesens besteht in der Erhaltung seiner selbst, durch Verwandlung seiner selbst und der Außendinge vermittelst Kräfte und Werkzeuge, und nach Gesetzen, welche in demselben liegen." — Alles das paßt allenfalls auch auf ein Uhrwerk. —

Im Juliusheft des Journals der Land- und Seereisen wird aus den Papieren des D. Hunt ein Besuch des Berges Athos und der Klöster auf demselben mitgetheilt, wo unsere Leserinnen über folgende Stelle ohne Zweifel ihre schönen Nasen rümpfen werde: „Kein Frauenzimmer darf je dieß oder irgend ein anderes Kloster auf dem heiligen Berge betreten, ja es darf nicht einmal ein weibliches Thier in dasselbe kommen. Selbst die Türken bequemen sich nach diesem Vorurtheil, indem der Woiwode von Chariess während seiner Stadthalterschaft keine Frau um sich haben darf. Weder Kühe, Mutterlämmer noch Hühner dürfen auf die Halbinsel gebracht werden. Die Einwohner entbehren daher der Milch, der Butter, der Käse und der Eier gänzlich, wenn diese Gegenstände nicht von den Inseln Thasos und Lemnos oder von Macedonien eingeführt werden.

Aus dem ersten Hefte der Wage liefern wir einige pikante Sätze:

„Das bayrische Edict über die Freiheit der Presse verleugnet standhaft seinen eignen Namen; denn von Freiheit ist darin nirgends, sondern überall nur von Beschränkung die Rede."

„Ein witziger Pisistratus bedurfte nur eines Frankfurter Komödienzettels, um freyen Bürgern zu beweisen, daß sie leibeigen sind und es immer waren."

„Von allerunterthänigsten treugehorsamsten Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünsche und Klagen Allerhöchst Ihrer Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel."

„Bis zum 46. Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee — so beginnt dessen Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen, in diesen Worten läge ihre Quelle."

„Die Hansestädte, diese Parzen, welche den Lebensfaden des deutschen Handels von englischer Wolle spinnen, können noch einmal Deutschlands Furien in der Hölle der Armuth werden."

„Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? — Die Erlaubniß außerhalb der Festungsmauern spazieren zu gehn, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort ertheilt."

„Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihnen noch dienen müssen."

„Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahrszeiten ihres Daseyns in den verschiedenen Welttheilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Uebermuth seiner Jugend; in Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters; und nach Jahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kalten zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und sinkt endlich Lebenssatt als Staub in Staub dahin." —

Arzneykunde.

Im neusten Hefte des Archivs für medicinische Erfahrung untersucht Hr. Dr. Böhr in

Berlin die wichtige Frage: ob einem Wahnsinnigen eine Handlung zugerechnet werden könne, die er in einem lucido Intervallo (hellen Zwischenraum) begangen? — Er bejaht dieselbe, so bald sich beweisen läßt, daß der Mensch, bei Vollziehung jener Handlung, wirklich im Besitz der Freiheit seines Willens und des Bewußtseyns der Strafbarkeit seiner Handlung war. Die, mit gelehrten Citaten reichlich durchspickte Abhandlung ist gegen drei Bogen stark, und wird von Criminal-Richtern wie von Philosophen nicht unbeachtet bleiben. —

In den allgemeinen medicinischen Annalen, 6ter Heft, liefert der Dr. Krupp in Dortmund eine kurze physiologische Andeutung des Gegensatzes zwischen Pflanze und Thier, Weib und Mann. Da der Verfasser ein Natur-Philosoph ist — das heißt, ein Nebel-Mann und Paradoxen-Jäger — so konnte es ihm auch bei so reichhaltigem Stoffe an Seltsamkeiten nicht fehlen. Hier eine Probe:

„Bei der gegenseitigen Vergleichung beider Geschlechter, ergiebt sich, daß das Weib die Pflanze, die Vielheit; der Mann das Thier, die Einheit repräsentirt. Der Stoff, die Materie, herrscht im Weibe; die Form, der Geist, herrscht im Manne. So wie die Pythagoräer, die Monas, den Vater, die Dyas, die Mutter der Zahlen genannt haben, so kann man die Form den Vater, die Materie die Mutter der Dinge nennen."

„Im Weibe herrscht das Hautsystem, das Zellgewebe, die Fetterzeugung, und somit der Bremsstoff, die Productivität; im Manne herrscht die Muskelbildung, der Oxygenpol, und somit die Irritabilität. Daher ist die Bildung des weiblichen Körpers runder, voller, üppiger. Die Conturen fließen mehr in einander, als die des männlichen Körpers, der mehr eckige, schärfere Umrisse hat und dessen Gestalt ausdrucksvoller, wahrhaft edler ist. Das Weib ist anmuthig, hübsch nach außen, der Mann ist schön nach innen."

„In der psychischen Sphäre zeigt das Weib mehr Sinn als Verstand, mehr Neigung fürs Partielle, als für Erkenntniß des allgemeinen, mehr Instinct als freien Willen. Die Religiosität des Weibes wird mehr durch das Gefühl, als durch die Intelligenz geleitet. Beym Manne verhält es sich umgekehrt."

In denselben Annalen wird die Geschichte eines Mädchens erzählt, welches 15 Jahre lang stumm und gelähmt war, aber in der Nacht vom 22sten auf den 23sten April eine Erscheinung hatte — (es wird nicht gesagt wie die Erscheinung aussah) — welche ihr Genesung ankündigte und ihr aufzustehen befahl. Am andern Morgen konnte sie sprechen und war gesund. Der Dr. Riedel in Reichenbach hält die Erscheinung für eine magnetische, und die plötzliche Genesung des Mädchens für eine Wirkung des angestrengten Willens auf die gelähmten Theile. (Wenn das letztere wahr ist, wozu brauchen wir denn die magnetische Erscheinung? oder giebt es keinen angestrengten Willen ohne Magnetismus?)

Die folgende Geschichte hat uns eben so rührend als merkwürdig geschienen:

„Regina G., welche gegenwärtig noch lebt, ist die Tochter eines reformirten Geistlichen in der Pfalz. In ihrem dritten oder vierten Jahre bekam sie einen Ausschlag am ganzen Leibe, und eine alte Dorfdoctorin rieth ihrer Mutter, das Kind in einen ausgelerten Mehlsack zu stecken, um diesen Ausschlag zu vertreiben. Gesagt, gethan, der Ausschlag verging, aber der Krankheits-Stoff war zurück getrieben, und hatte sich vermuthlich auf die Gehör- und Sprachorgane gesetzt; das Kind war und blieb nun stumm und taub, trotz aller angewandten ärztlichen Mittel und brachte nichts mehr hervor als ein schnarrendes hä — hä!

In ihrem 19ten oder 20sten Jahre starb ihre Mutter plötzlich am Schlage, welches die stumme Tochter so schmerzte, daß sie beinah in Verzweiflung gerieth. Auf einmal rief sie ganz laut und vernehmlich: „Ach meine Mamme, meine gute Mamme ist gestorben!" und ihre hastige Betrübniß ging nun in eine stille Trauer über, gerade als wenn der übergroße Schmerz, durch diese hastige Anstrengung der Natur zum Sprechen, entladen worden ware.

Ihre älteste Schwester hatte einen würdigen Geistlichen über dem Rheine geheirathet, zu welchem Regina, nach dem Tode ihres Vaters in die Pflege gegeben wurde. Diese Schwester hatte einige Kinder; unter diesen war das älteste der Liebling unserer Stummen. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten rafften diese Kinder, kurz nach einander weg, worüber sie große Betrübniß zeigte; als aber auch das älteste, ein Mädchen von 10 Jahren zuletzt starb, da gerieth sie wieder in den nämlichen heftigen Zustand, wie bei dem Tode ihrer Mutter. Sie weinte sehr und lief unaufhörlich händeringend im Hause herum; endlich blieb sie stille stehn, breitete die Arme aus einander und rief ebenfalls ganz vernehmlich: „Ach nun haben wir ja gar kein Kind mehr!"

Von diesem Augenblick an ward sie still und ruhig, sprach aber seitdem nie wieder; allein

Digitized by Google

ihren Liebling konnte sie lange nicht vergessen. Sie brachte ihre meiste Zeit in stiller Wehmuth auf dessen Grabe zu, und man mußte sie oft zur Tisch- oder Nachtzeit mit Gewalt davon hinweghohlen.

Die Erzählung dieser Umstände ist aus dem Munde der Frau Pfarrerin B. in W., der Schwester der Unglücklichen.

Diese Geschichte scheint unwiderlegbar zu beweisen, daß die Kraft des Willens hauptsächlich in einem starken Affect, sey er durch einen Traum, aufgeregte lebhafte Phantasie, oder sonst eine andere äussere Veranlassung entstanden, die mächtigste erregende und belebende Potenz für den menschlichen Organismus ist, die weder durch Phosphor, Naphthen oder sonst ein Mittel aus der Scala der Reizmittel, ersetzt werden kann. —

In Leroux's Journal de Medicine hat Larrey einen merkwürdigen Fall erzählt, wie ein Herr v. Rampon beym Fechten mit dem Rappiere einen Stoß in den linken Nasenflügel erhielt, der bis in den, linken Hirnlappen gedrungen zu seyn scheint. Alle Sinnorgane wurden dadurch plötzlich auf einige Zeit gelähmt; das linke Auge war einen Monat lang völlig blind, jetzt sieht der Kranke doppelt damit. Geruch und Geschmack waren ganz verlohren, jetzt kann er Geistiges vom Geruchlosen unterscheiden, und auf der rechten Seite der Zunge schmecken. Das linke, ganz taub gewesene Ohr vernimmt jetzt wieder ein Summen. Die Stimme war ganz weg, doch jetzt stammelt der Kranke wieder. Das Nahmen-Gedächtniß ist völlig vernichtet, sonst aber das Erinnerungs-Vermögen unangetastet geblieben. Alles was sich auf die Eigenliebe des Verwundeten bezieht, versetzt ihn in tiefe Melancholie und Gemüths-Zerrüttung, hingegen Unterhaltungen seine Verwandte und Freunde betreffend verscheuchen diese Zufälle. (Wir wünschen über diesen Fall den Doctor Gall raisoniren zu hören.) —

Campbell hat, in Thomsons Annalen der Philosophie, über das Sehen geschrieben, und leugnet aus bündigen Gründen die von Keppler entdeckte Entstehung eines Bildes auf der Netzhaut. Er hält das schon für eine, durch die Nerven erregte, Art von Gefühl. Wie er das erklärt, muß man bei ihm selber nachlesen, allein gewiß ist, daß durch seine Ansicht das Problem des Sehens viel von seiner Schwierigkeit verliert. —

Cooper hat Versuche über die Verdauung angestellt, um die auflösende Kraft des Magensaftes für gewisse Substanzen auszumitteln, und daraus Folgerungen für das diätetische Verfahren bei Magenschwäche zu zeigen. Es geht unter andern daraus hervor, daß Hammelfleisch am leichtesten, Schweinefleisch am schwersten zu verdauen, und daß, ganz gegen die bisherige Meynung, Kalbsbraten weniger verdaulich ist als gekochtes Kalbfleisch. —

Der deutsche Witz.

Wie mag es doch kommen, daß der deutsche Witz gewöhnlich so breit ist? Wer einen witzigen Einfall hat, glaubt, ihn wie Spiritus nur mit vielem Wasser gemischt zum Trinken reichen zu dürfen; oder man meint, der Witz sey so theilbar, wie Karmin, von dem eine Messerspitze eine ganze Wand röthlich färbt. Jede Geburt des Geistes gewinnt an Reiz durch Kürze, doch vor allen der Witz. Selbst ein mittelmäßiger Einfall wird pikant, wenn er in wenige Worte gekleidet ist, und selbst der beßre Einfall geht verloren, wenn er, wie eine einzelne Rosine, in ein Pudding von Worten verklebt wird. Denn der Geist findet nur in so fern Gefallen an den Worten, als er ohne sie den fremden Gedanken nicht erfassen kann; hat er ihn aber einmal erfaßt, so erregt jedes überflüssige Wort ihm Eckel, und dadurch wird dem Gedanken selbst ein Theil seines Reizes geraubt. Der beste Schriftsteller wird immer derjenige seyn, der durch die wenigsten Worte in dem Geiste des Lesers die meisten Gedanken erwecken kann. Wie kommt es denn, daß so wenig deutsche Schriftsteller diese Kunst verstehn? — Fast scheint es, daß sie sich einen zu geringen Begriff von der Fähigkeit des Lesers bilden, und glauben, man müsse — um einer gemeinen Redensart uns zu bedienen — dem Leser Alles in den Mund schmieren. Oder die Eitelkeit verleitet sie anzunehmen, ihr Einfall sey so reines Gold, daß man ihn ohne Verlust in unendlich lange Fäden ziehen, und den Leser damit umspinnen könne.

Zu diesen Betrachtungen sind wir durch ein Product, der Schicksalsstrumpf betitelt, veranlaßt worden, eine Parodie des mit Recht gepriesenen Trauerspiels, die Schuld. An Witz fehlt es hier nicht, aber das Ganze ist viel zu lang, die Maschen dieses Strumpfes sind viel zu weitschichtig, und die Späßchen mit Fadidum statt Fatum, mit dem Bock und dessen Hörnern u. s. w. erinnern zu sehr an Friedrich in Berlin. Wir kennen nur eine deutsche, durchaus gelungene Parodie, nämlich Herodes vor Bethlehem, durch welche die Hussiten vor Naumburg per-

sistirt worden. Hier hat Mahlmann gezeigt, daß die Franzosen nicht allein in dem Besitz dieser Dichtungsart sind, hier ist nirgends zu viel und nirgends zu wenig; der Leser muß lächeln, bisweilen laut lachen von Anfang bis zu Ende. Auch der Schicksalsstrumpf erregt nicht selten Lächeln; aber die wahrhaft witzigen Einfälle liegen weit aus einander wie die Salztümpfel in einer Steppe, und der Leser gewinnt immer wieder Zeit, das Gesicht in Falten zu legen. Indessen, wem solche Sächelchen Vergnügen gewähren, der wird sich eine halbe Stunde ganz angenehm unterhalten. Wir wählen zum Beleg eine Stanze, welche beweißt, daß der Verfasser mehr leisten könnte, als er geleistet hat. Roderich — nachdem er seinen Wäschkasten in großer Unordnung und keinem einzigen Strumpf ganz gefunden, spricht:

Wie man klügelt und die Sache drehet,
Das Pedal bleibt stets des Menschen Grund,
Wenn er auf dem Strumpf nicht fest mehr stehet,
Steht er fest nicht auf dem Erdenrund,
Drum sey jedes Loch sogleich genähet,
Daß er nicht den Fuß sich drücke wund,
Schlimm ists, wenn die Ferse oder Zehen
So hinaus in's kalte Leben sehen!

Von Herrn Friedrichs satyrischem Zeitspiegel ist schon der sechste Heft erschienen. Wir haben uns alle Mühe gegeben, dabei zu lachen, es wollte aber nicht gehn. Indessen haben wir doch zweimal gelächelt, und wollen treulich anzeigen, bei welchen Stellen. In der Tragikomödie: Die Kornwucherer in der Schlinge, kommt die Frau Justitia auf Krücken angehinkt. „Seht doch, sie hinkt!" ruft der Schulze, und ein Kornwucherer antwortet: „Mein! 's ist ein alter Schade von Wezlar her." —

Das zweitemal haben wir lächeln müssen über die Erklärung des Wortes Freundschaft; es sey nämlich aus Freund und schaffen zusammengesetzt: Freund, schaft Geld, wenn es Euch mit der Freundschaft ein Ernst ist."

Fragment eines Gespräches zwischen zwei alten Freunden.

— — A. Ich muß dir gestehen, lieber Freund — ob ich gleich deine orthodoxen Gesinnungen kenne — daß ich, in Hinsicht auf Religion, einige ketzerische Meinungen habe.

B. Je nun, wenn du nur sonst ein ehrlicher Mann bleibst, wie bisher, so soll das unsere Freundschaft nicht stören.

A. Ich bin ein Skeptiker im weitesten Sinne des Wortes.

B. Je nun, es thut mir leid; aber da ich weiß, daß nicht Rechthaberei, sondern Ueberzeugung aus dir spricht, so schätze ich dich darum nicht geringer. Toleranz halte ich für Pflicht: Meinungen weiß ich zu toleriren. Folglich bleibt es zwischen uns beim Alten.

A. Auch in der Politik bin ich gar nicht deiner Meinung.

B. (stutzt) Wie?

A. Auch in der Politik statuire ich eben so wenig einen allein seligmachenden Glauben, als in der Religion.

B. Was?!

A. Ich meine, daß eine Constitution, wie du sie begehrst, nicht durchaus nothwendig sey, um ein Volk zu beglücken.

B. Geh zum Teufel! ich habe nichts mehr mit dir zu schaffen!

A. Aber lieber Freund, du erkanntest ja eben die Toleranz als Pflicht?

B. Ja in der Religion.

A. Ist denn die minder wichtig, als der politische Glaube?

B. Pack dich fort! Du bist ein schlechter Mensch. Wir sind geschiedne Leute! (Er entweicht mit Abscheu.)

A. (allein) Sonderbar! ob ich ein Ketzer bin oder nicht, das ist ihm gleichgültig; wenn ich aber in der Politik nicht seiner Meinung bin, so bin ich ein schlechter Mensch, und er schickt mich zum Teufel. (Geht ab und wundert sich.)

(Ja, so sind die Menschen im ersten Viertel des 19ten Jahrhunderts. Das was sie glauben, darf man immerhin antasten, daraus machen sie sich nicht viel; aber das was sie meinen — Gott bewahre! — O ihr eitlen Thoren!)

Wem daran gelegen ist, — und wem sollte nicht daran gelegen seyn? — Die Portraite von Wieland und Göthe in Lebensgröße, von Jagemann gemalt, und von dem wackern Kupferstecher Müller in Weimar in Zeichnungs-Manier gestochen, zu besitzen, dem dürfen wir versichern, daß er, für den geringen Preiß von zwei Thalern 16 Groschen, Zwey zum Sprechen getroffene Bildnisse dieser Heroen unserer Literatur erhalten wird. Herr Müller wird in derselben Manier auch Schiller, Herder und vielleicht mehrere unserer gelehrtesten Schriftsteller liefern, und wir zweifeln nicht, daß der bescheidene Künstler ein zahlreiches Publicum dadurch erfreuen werde. Man kann diese Portraits so wohl vom Künstler selbst, als auch durch die Verlagshandlung dieses literarischen Wochenblatts beziehen.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 28. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Magnetismus.

Das Archiv für den thierischen Magnetismus, 3ten Bandes erstes Stück, enthält wiederum eine prächtige Geschichte, und es scheint in der That der Zweck des Herausgebers zu seyn, daß die gesunde Vernunft sich todt lachen soll. Ein hellsehendes Mädchen, C. W., gab ihrem Arzte immer Aufträge an ihren Arzt. Natürlich fragte er, für wen sie ihn denn halte? „Du bist mein Schutzgeist" sagte sie. Wie heißt dieser Schutzgeist? — „Das darf ich nicht sagen. Vielleicht erhalte ich noch die Erlaubniß dazu."

Die arme Person konnte nicht schlafen, wenn aber der Arzt ihr sein Kopfkissen gab, dann schlief sie ganz ruhig. — Ferner sagte sie voraus, daß sie 24 Stunden schlafen werde, und wenn sie mit dem Ende der 24sten Stunde nicht erwache, so sterbe sie in wenig Stunden. Uebrigens habe sie in der Brust zwei Lappen mit schwarzen Flecken und würde auch schon früher daran gestorben seyn, wenn sie nicht magnetisirt worden wäre. — Ihr todter Vater kam zu ihr und erzählte ihr allerley, was sie aber vor Mittwochs Abend nicht entdecken dürfe. — Ihre verstorbenen Geschwister erschienen auch, wollten ihr aber nicht gewiß versprechen sie mit zu nehmen, worüber sie weinte. — Des Doctors Portrait mußte zu ihren Füßen auf das Bett gestellt werden, dann war sie vor Anfällen des Krampfes sicher. (!) — Einen Herrn v. J. konnte sie gar nicht leiden. „Wenn er unter die Hausthür kommt, sagte sie, so erstücke ich. Ach ich will ja gern sterben, nur nicht so qualvoll." Endlich klatschte sie in die Hände und rief freudig: „J. kann nicht kommen, es hat ihm eben ein königlicher Läufer einen Befehl gebracht, er muß nach Ludwigsburg." Und das war ganz richtig. — Ein anderesmal erschien abermals ihr Vater, und versprach auf den Abend um 7 Uhr wieder zu kommen, um ihr zu sagen, ob sie mit ihm dürfe oder nicht. Warum er nicht die Güte hatte, es ihr sogleich zu sagen, wird nicht erwähnt. — Unterdessen las sie fremde Briefe mit zugedrückten Augen ohne allen Anstoß der Gesellschaft vor.

Gegen die bestimmte siebente Stunde war der Vater so gefällig, mit der ganzen verstorbenen Familie sich einzufinden, und nun ging das Bitten los, sie doch mitzunehmen. Auch die gespenstischen Geschwister halfen bitten. Nach 10 Minuten wurde die Kranke sehr freudig und bat den Vater, die drei Schritte, die er noch von ihr entfernt wäre, etwas geschwinder zu machen, denn sobald sie ihn umarmen könne, habe sie auch die Erlaubniß mit ihm zu gehen. Bald waren es nur noch zwei Schritte, und endlich nur noch einer. Da fing der Herr Doctor an zu fürchten, daß die Umarmung würklich vor sich gehen werde, und um das zu hindern, übernahm er schnell die Rolle des Vaters, und erklärte ihr, sie sey noch nicht reif für die Ewigkeit; worauf sie still wurde und weinte.

(Unsers Bedünkens war hierbei der Betrug handgreiflich, und der gutmüthige Herr Doctor hätte sich die Furcht ersparen können. Denn wenn man mit Jemanden spricht, der drei Schritte entfernt steht, so erzählt man ihm das nicht, weil es ganz überflüssig wäre; man erzählt ihm nicht, daß er nun wieder um einen Schritt näher gekommen, denn da er selbst diesen Schritt gethan, so braucht man's ihm auch nicht zu erzählen; ebenso wenig konnte Mamsell W. dem Vater sagen, daß sie mit ihm gehen dürfe, sobald sie ihn umarmen könne; denn das wußte der Vater schon und sie hatte es ohne Zweifel von ihm selbst. Es ist daher ganz klar, daß Mamsell W. eine der Scenen spielte, wie sie in vielen Schauspielen vorkommen, (eine sogenannte Expositionsscene im ersten Act) wo Einer dem Andern erzählt was er schon weiß, nicht damit dieser Andere, sondern damit der Zuschauer es erfahre.) —

Ein anderesmal versicherte sie den Arzt, daß er ein von ihrem seligen Vater ihr zugegebner Schutzgeist sey, den sie aber nur sterbend nennen dürfe. Uebrigens sey der König böse über sein Magnetisiren; worauf er denn auch eine königliche Warnung erhielt. Mamsell W. aber ist nun von Krämpfen frey — (ohne Zweifel weil sie selbst keine mehr haben will) — leert alle halbe Jahre ein Lungengeschwüre aus, und magert dabei sichtbarlich ab; ist also durch den Magnetismus völlig hergestellt worden.

Digitized by Google

Wir würden uns lächerlich zu machen glauben, wenn wir noch ein einziges Wort um dieses alberne Mährchen verlöhren. Der gläubige Herr Dokter heißt Lechler und wohnt in Leonberg.

Nicht minder abgeschmackt sind die Träumereyen, welche in den französischen Annales du magnètisme animal zu Markte gebracht werden. Die Somnambülen, welche in Deutschland bis jetzt nur Schutzgeister haben, sind in Frankreich selbst Schutzgeister. Einer derselben hat versichert, daß er vor 14 Jahren als ein Kind von 3 Jahren gestorben sey, sich jetzt in der andern Welt befinde, und nun schon durch mehr als 200 Personen geredet habe. Er hat ferner ausgesagt: „daß die Zeit des alten Testaments eigentlich die gute Zeit des Magnetismus gewesen sey; daß nur gute, oder halb gute halb böse Geister durch die Somnambülen reden können; daß Gebet zum Magnetisiren nothwendig sey, und auch Christus auf solche Weise geheilt habe. Swedenborg befinde sich in einem höhern Grade der Seligkeit, sey aber bisweilen so gefällig, in die von der Somnambüle bewohnte Welt herabzusteigen, um sie von der göttlichen Weisheit zu unterrichten.

Ferner heißt es (um der Verrücktheit die Krone aufzusetzen) der Gedanke könne sich auch unorganischen Wesen mittheilen, (zum Exempel den Wänden, den Stühlen und Tischen) so daß, wenn am Morgen in einem Zimmer eine Materie heftig besprochen worden, die Somnambüle, welche Abends in dieses Zimmer geführt wird, gleich weiß wovon die Rede war. (Wir mußten dabei unwillkührlich an Münchhausens gefrorne Waldhorntöne denken, die plötzlich im Frühjahre aufthauten und ein Concert hören ließen.) —

Von einer andern Somnambüle wird versichert, daß sie den Einzug der Alliirten in Paris, auf den 26. März voraus bestimmt habe. Ein neuer Beweis wie nothwendig es ist, unsern schon einmal gemachten Vorschlag auszuführen, nemlich an jedem Hofe eine Hof = und Kabinets = Somnambüle zu unterhalten. — Eine Andere wurde befragt: ob Mesmer's Meinung Grund habe: daß man die Kinderblattern durch Unterbindung der Nabelschnur verhüten könne? sie erklärte das für eine Sottise mehr. — Auf die Frage: ob man Gold machen könne? antwortete sie: ja, wie Kinder ohne Frau u. s. w.

Die in England längst entlarvte Betrügerey der seyn wollenden Blinden Miß Mac Avoy zu Liverpool, wird in dem Archiv für den thierischen Magnetismus durch den Herrn Docter Nees von Esenbeck abermals gläubig vorgetragen. —

Ein Büchlein, der Magnetismus in Hannover, ist so eben als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Aufklärung erschienen. Ein Herr Doctor Ziermann hat ein magnetisches Baquet in Hannover anlegen wollen, um die Kranken bei Dutzenden auf einmal zu magnetisiren; das hat ihm die Regierung untersagt, und nun schimpft er auf die Regierung und nebenher auf den Leibmedicus Stieglitz, den er im Verdacht hat das Verbot veranlaßt zu haben. Allerdings ist diese Begebenheit ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Aufklärung, denn Gott sey Dank, daß es Regierungen giebt, die so aufgeklärt sind, an die Alfanzereyen des Magnetismus nicht zu glauben und dem Unwesen vorzubeugen. — Merkwürdig ist der Vortheil, den Hr. Dr. Z. selbst dem Baquet zuschreibt: es verhüte nemlich „den zu engen Rapport (zwischen „dem Magnetiseur und der Kranken) und folglich die moralischen und physischen Gefahren, „die aus der geistigen und körperlichen Annäherung etwa entstehen könnten." (Dieses entstehen können wird also zugestanden.)

Die Parzen.

Unter diesem Titel giebt Herr D. Stierling in Hamburg gemeinnützige Blätter zur Beförderung der Aufklärung, der Gesundheit und des Frohsinns heraus. Er will hier mit der körperlichen Gesundheitslehre auch Seelendiätetik verbinden, damit, wie er sagt, „dieses Panorama des Wohlbefindens und eines freien, heitern Lebensgenusses von jedem nicht ganz Unaufmerksamen überblickt werden könne." Die Idee scheint von einer ähnlichen entnommen, die vormals Unzer in seiner sehr beliebten Wochenschrift „der Arzt" ausführte. Das Gelingen hängt von der Ausführung ab, welche uns keine leichte Aufgabe zu seyn dünkt. Eine trockne Aufstellung von meistens schon bekannten Regeln, und eine Wiederholung moralischer Sätze thut es nicht. Will man aber Reiz der Neuheit, Interesse der Darstellung hinein legen, so muß dem Verfasser solcher Blätter, außer den wissenschaftl. Kenntnissen, eine große Dosis von Laune und Lebensphilosophie zu Gebote stehen. Es kömmt, wie ein berühmter französischer Kritiker gesagt hat, nicht darauf an, daß man viele bekannte Ideen zusammenhäuft, was weder schwer noch bedeutend ist,

Digitized by Google

sondern darauf, daß man diejenigen auswähle, deren gut behandelte Darstellung neue Resultate oder neue Effecte gewähren kann. — An Abwechselung des Inhalts hat es der Herausgeber der Parzen nicht fehlen lassen. Außer den diätetischen Artickeln über die Bäder als Reinigungs-Verschönerungs-Beruhigungs-Heil-Lebens-Verlängerungsmittel, über die Kultur der Zähne, über Wurmkrankheiten, Misbrauch des Tabakrauchens, Schädlichkeit der Cigarren, u. s. w. kommen mehrere psychologische, ökonomische auch ästhetische vor. Diese Blätter können in einem gewissen Kreise ihren Nutzen haben, zumal da die meisten Menschen mit Zeit und Gesundheit umgehen, wie mit einem Kourierklepper. Aber an dem Vortrage vermissen wir einige Eigenschaften, die zu den Zwecken des Verf. erforderlich wären.

Verrücktheit und lichte Augenblicke.

Vielen Lesern wird die Anecdote bekannt seyn, wo der Führer eines Reisenden, in einem Irrenhause, nachdem er diesem alle unglücklichen Bewohner desselben gezeigt, und sich sehr verständig über die Tollen ausgesprochen hatte, an eine Zelle kam und, zum Erstaunen des Reisenden anfing: „Hier steckt ein Erznarr, der sich für den Sohn „Gottes ausgiebt; das müßt ich doch am besten „wissen, denn ich bin ja Gott der Vater." — Auf der Erde, diesem großen Wirthshaus, wo die Irrthümer und Verirrungen so fleißig einkehren, giebt es gewiß Unzählige, die etwas Aehnliches von jenem Führer an sich haben. Man erschrickt, wenn man alle Arten und Grade von oft unbemerkten Verirrungen des menschlichen Verstandes durchmustert. Schwärmerey, Mysticismus, Aberglaube, Unglaube, Phantasterey, Dummheit, Albernheit, Einfalt, Manie, Blödsinn, Wahnsinn, Wahnwitz, Narrheit, Melancholie, fixe Idee, Tollheit, Raserey sind lauter Schreckenswörter, die unsern Stolz demüthigen. Sie erschöpfen aber nicht einmal alle Schattirungen; und in Bestimmung der Begriffe sind unsere Philosophen noch lange nicht einig. Schlimm genug, daß wir die Sache haben. Es scheint sogar, daß unser Zeitalter vorzüglich an Zuständen und Erkrankungen psychischer Art leiden müsse, weil man, neben dem Flor der Universitäten, auch ziemlich für Erweiterung der Irrenhäuser sorgt, und weil jetzt auf einmal mancherlei Schriften über die Krankheiten der Seele herauskommen. Die Vermehrung der Seelenkranken ist schon erklärbar, wenn man die lange Schreckenszeit bedenkt, wo tausendfache Pfeile auf die Menschheit abgedrückt wurden. Aber man muß auch die Aufregung der Geistigkeit und der heftigen Leidenschaften mit in Rechnung bringen. Der fast überspannte Wetteifer in Kunst und Wissenschaft, der allgemeine Kampf in der Region der Politik, setzt h. z. T. den menschlichen Verstand auf eine gefährliche Probe, nnd wie so Manche dabei bestehen, liegt vor Augen. Fast in allen Fächern stößt man auf en gros Händler mit Seifenblasen, und auf Baumeister von Kartenhäusern. Und während manche Kathedermänner die Jugend mit Altklugheit und mit Weltkenntniß aus der Dachstube ausrüsten, wetteifern Schriftsteller, um Beiträge zu einem vollständigen Wörterbuche der Thorheit, freilich in der Regel ohne ihre Absicht, zu liefern, so daß man, (wie ein Englischer Schriftsteller sagt,) bald ein Urtheil „über den Nutzen und die Vervollkommnung „der Verrücktheit im Staate" wird fällen können. Wir möchten den Wunsch hinzufügen, daß sich sowohl die Regierungen als andere Menschenfreunde, der Kunst befleißigen sollten, die lichten Augenblicke der politischen, theologischen, juristischen ꝛc. Irren, sowohl vom größten als von gar keinem Range so zu benutzen, daß das Uebel nicht noch ärger werde. Denn seit uns die Eroberungssucht versalzen ist, macht sich die System- und Reformen-Sucht, nebst der Mystik, auf den Platz, die uns mit fieberkranken Schriften anstecken, und im Handeln die ruhigen Functionen des Staatskörpers stören. Meistentheils, wenn der natürliche Verstand durch allerlei Einfluß große Veränderungen erlitten hatte, kamen verkehrte Grosthaten, oder sonderbare Anstalten, auf Kosten der Welt, zum Vorschein. Man denke nur z. B. an den epileptischen Mohammed, an den heiligen Ordensstifter Ignazius, an den Alexander auf St. Helena, an die Kreuzzüge, an die Einführung der Inquisition u. s. w. Eigendünkel, Stolz und Selbstsucht bleiben ewig die argen Feinde unsers Geistes, für denen wir um so mehr auf der Hut seyn sollten, da die Narrheit kein Kopfweh macht, wodurch wir merken könnten, ob sie bei uns einkehre; und da Einige sogar glauben, es sey nicht vornehm, immer recht zu wissen, was man thue; wiederum Andere, daß man durch Anstrengung aller Kräfte der Seele, das höchste und tiefste erreiche; und es ist eine traurige Bemerkung, daß auch hochgeistige und zartfühlende Menschen dieser Anstrengung leicht erliegen. Unsers Bedünkens wirft das Licht des Geistes nur geradlinige Strahlen,

bei denen uns die Kehrseite des Objectes gar leicht verborgen bleibt. Unser Verstand wird daher mit allem Streben betteln gehen, wenn wir nicht das Gemüth durch Tugend bereichern und die tobenden Leidenschaften besser mäßigen lernen, statt sie blos zu verstecken. Wir sind auf diese Betrachtung gekommen, indem wir mehrere neuere psychologisch-medicinische Schriften ansahen. Aus der jetzt angefangenen, und von Herrn D. Nasse in Halle herausgegebenen „Zeitschrift für psychische „Aerzte" (1stes Heft) wollen wir ein paar Beispiele von methodischer Verrücktheit anführen, die von dem Englischen Arzte Haslam beschrieben worden sind. 1. Ein gewisser Wahnsinniger R. Deverall erklärte aus der Stelle in Virgils Aeneide (Bch. 3 Vs. 176 ꝛc.) mit großem Scharfsinne eine Beschreibung der alten Art der Behandlung des gelben Fiebers. Das war also ein philologischer Narr.

2. Ein Bewohner des Bethlem-Hospitals Matthews, hielt sich bald für den Weltkaiser, bald für das Automat gewisser, von der Ferne auf ihn einwirkender Personen. Bey ihm, als ihn die Verwandten nachher für vernünftig erklärten, bestätigte sich die Trüglichkeit ärztlicher Urtheile und Zeugnisse über Wahnsinn. Zwei Aerzte von London, nebst dem Hospital-Arzte D. Munro gaben vor der King's-Bench das durch einen Eid erhärtete Zeugniß ab, Herr Matthews sey bei völlig gesunden Geisteskräften. Hierauf erklärte aber eine Commission von Aerzten durch ein ebenfalls eidlich erhärtetes Zeugniß, Herr Matthews sey im hohen Grade verrückt. D. Munro behauptete nachher, daß es ihm sein Gefühl gesagt habe, als er bemerkte, daß der Untersuchte seine Genesung von einem Wahnsinn gar nicht habe anerkennen, noch sich für die Wohlthaten im Hause habe bedanken wollen, auch den Arzt nicht habe leiden können. (lauter gewöhnliche Symptome der Irren.) Sein Wahnsinn ist übrigens psychologisch merkwürdig, weil er einer mit Besonnenheit erfundenen und ausgebildeten Dichtung ähnlich sah. Er behauptete nämlich, daß eine Bande böser Menschen, in der Nähe der Stadtmauer von London aus, durch magnetische Strömungen auf mancherlei Weise auf ihn einwirke. Der Personen sollen 7, 4 männliche und 3 weibliche seyn; alle diese Personen beschreibt und characterisirt Matthews nach Kleidung, Farbe, Gesinnung u. s. w. als ob sie lebten. Ihre Einwirkungsarten sind mehr oder weniger schrecklich, für jede hat Matthews ein besondres Wort. Sie schnüren ihm die Zungenwurzel zusammen, daß die Sprache stockt; sie schneiden die Seele vom Gefühl ab, machen ihm Blasensteine, erregen eine Schenkelsprache, ziehen ihm das Gehirn in die Länge, ziehen dem Magen die Haut ab, machen ihn lachen, (das wäre so übel nicht.) u. s. w. Zu dem Verkehr zwischen Matthews und seinen Verfolgern dient ein gewisses, sympathetisches Gehirnflüstern, wo sich die fremden Gedanken einschleichen, deren Fremdartiges man sich aber bewust ist. (Diese Art Bewustseyn fehlt wohl oft den Gesunden.) Den ersten Wink von der Möglichkeit eines solchen Gedankenverkehrs bekam Matthews, vor seiner Einsperrung, in Frankreich, wo ihn eines Tages ein gewisser Chavany fragte, ob ihm die Kunst bekannt sey, mit seinem Gehirn zu sprechen, und ihm versicherte, daß dieses durch den Magnet möglich sey. (!) — Dieser Matthews nun hat sogar die Zeichnung einer Maschine entworfen, von der er behauptet, daß sie von jenen Verfolgern zu den magnetischen Einwirkungen auf ihn gebraucht werde. Es ist der Mühe werth, sie in dem Kupferstiche davon nachzusehen, welcher der von uns genannten Zeitschrift angehängt ist. Das wäre also ein magnetischer Narr, von denen es uns wenigstens nicht an Spielarten in schwächerm Grade fehlt, wie ebenfalls viele neuere Schriften beweisen. — —

Irgend ein deutscher Kaiser soll gesagt haben, der Mensch müsse sieben Jahre seines Lebens hindurch ein Thor seyn; thue er in dieser Zeit etwas kluges, so müsse er die sieben thörichten Jahre wieder von vorn anfangen. Wenn das wahr wäre, so sollte man alle überspannten Politiker, Systemmacher, und Theoretiker ꝛc. beschwören, binnen ihrer Quarantaineperiode ja sich selbst treu zu bleiben, und keinem reuigen Gedanken Raum zu geben.

Nachschrift.

Nachdem wir das Obige niedergeschrieben hatten, findet sich eine Bestätigung der Bemerkungen in öffentlichen Blättern. Man schreibt aus Berlin, daß der Selbstmord und die Zahl der Wahnsinnigen in den Irrenhäusern zunehme. Um so nöthiger möchte es werden, in die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung einzudringen. Jene Nachricht sucht sie in der Unruhe und den Schrecken der Zeit, in dem Wechsel von Furcht und Hoffnung; zugleich aber auch in der heutigen Richtung des ästhetischen Geschmacks, der sich mit Geistergeschichten und einer eben so gräßlichen als trostlosen Schicksalslehre herumtreibt, und zum Theil einem übelverstandenen Mysticismus in die Arme fällt, wozu einige Dichter von Talent, aber ohne

rechten Kern und Grund des Gemüths, das ihrige beitragen. Mit ein paar Worten Anstoß der schwankenden Zeit von Außen, und aufblähender Stolz und Genußsucht von Innen, thürmen die Klippen auf, an denen das arme schwache Ich scheitern geht; und es mag wohl jetzt Mancher den Weg durchs Komödienhaus und durchs Leihhaus in's Irrenhaus nehmen.

An junge Männer, die bald heirathen wollen.

Der Herausgeber dieser Blätter hat zwar durchaus kein Talent zum Ehe-Procurator und will auch dem Herrn Slevogt zu Jena nicht in's Handwerk greifen; allein da er — Dank sey es dem Hesperus — ein weibliches Wesen hat kennen lernen, welches seinen künftigen Gatten ganz gewiß glücklich machen wird, so hält er sich für verpflichtet, solches öffentlich anzuzeigen, damit jeder junge, heirathslustige Mann eile ein Kleinod zu gewinnen, dessen Werth man so selten vorher verbürgen kann.

In dem Tagebuche einer Reise in Siebenbürgen steht nämlich folgendes:

„Ich saß wie gewöhnlich in einem offenen Schuppen mir selbst überlassen. Ein Zaun trennte mich von einem Grasanger, auf welchem sich eine Legion Dorfkinder herrumtummelte. Da weckte mich vom Grasanger her ein durchdringendes Jammergeschrei. In einem Satze war ich am Zaune. Ich schaute, und sah einen Knaben bis über den Nabel im Sumpfe stecken. Dieser Vorfall hatte die Bewegungen der Dorfjugend zum Theil geheimt, zum Theil merklich verändert. Die Mädchen liefen, bis auf eins, heulend davon. Die Knaben standen zum kleinern Theil verblüfft da, und starrten den Sumpfmann an; zwei von diesen liefen nun auch laut weinend von dannen. Die Mehrzahl brach in ein lautes Gelächter aus, jubelte, tanzte und neckte den Verunglückten auf hundsotterlei Art und Weise. Zur Hülfsleistung sah ich keine Anstalt. Das zurückgebliebene Mädchen weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, verwies bald den Knaben ihren Muthwillen, bald bat sie flehentlich um Hülfe. Der Ausgelassenste stellte sich vor das gute Kind hin, schnitt ihm Gesichter, weinte ihm spottend nach. Dem Mädchen riß die Geduld. Es gab dem Spötter eine derbe Maulschelle. Diese war das Signal eines allgemeinen Angriffs auf die Angreifende. Man packte sie an, um sie nach dem Sumpfe zu schleppen und hineinzuwerfen. Ich rief nun mit starker Stimme eine Drohung über den Zaun. Die Köpfe drehten sich sammt und sonders nach mir hin, ich drohte mit meinem spanischen Rohr. Dieses wirkte so viel, daß sie das Mädchen frei ließen, welches sogleich im vollen Sprunge auf mich zurannte, mit dem wiederholten Rufe: O Herr! helfe! Der Sumpfmann focht mit den Armen wie ein Verzweifelter, aber je mehr er focht, desto tiefer sank er, so daß an der Nothwendigkeit einer schleunigen Hülfe nicht zu zweifeln war. Ich machte daher Anstalt über den Zaun zu klettern. Das Hülfe flehende Mädchen war unterdessen angelangt, und riß mit einer außerordentlichen Kraft die Dornen aus dem Zaune, um mir Platz zu machen. In dem Momente, da ich hinüber sprang, liefen alle Knaben davon. Ich zog den Sumpfmann heraus, und wäre er nicht ohnmächtig zu meinen Füßen gesunken, ich glaube, ich hätte selbst über seine komische Figur lachen müssen. Vater und Mutter kamen endlich angesprengt, und rafften ihr Kind nach vielen Dankfagungen auf. Das Mädchen fiel über meine Hände her, küßte mir dankbar alle Finger, und rief immer dazwischen: O guter Herr! obschon, wie ich erfuhr, der Knabe sie gar nichts anging."

— Schade, daß der Reisende nicht sagt, wie alt das Mädchen war. Aus dem Zusammenhange geht indessen hervor, daß sie 1815 noch ein Kind gewesen, etwa 10 — 11 Jahr alt, sie wird folglich in diesem Augenblicke fast zur Jungfrau herangereift seyn. Und nun fragen wir jeden Leser, ob es ihm irgend zweifelhaft scheine, daß dieses Mädchen seinen Gatten innig lieben und glücklich machen werde? Diese Thränen, dieses Angstgeschrei um Hülfe, diese rührenden Bitten, dieses Wegreißen der Dornen, dieses dankbare Küssen der Hände und Finger — für einen Knaben, der sie gar nichts anging, und während alle Uebrigen davon liefen — o warlich! sie wird mit eben der Hefftigkeit die Dornen von dem Pfade ihres Lebensgefährten wegreißen! und darum eile irgend ein wackerer Jüngling nach Katona in Siebenbürgen, und führe die liebliche Braut heim; denn ihre seltne Aussteuer ist diese Anecdote.

Literarische Notizen.

Der Engländer Cox hat das Leben unsers Melanchthon geschrieben, dessen Tugenden und Verdienste er gebührend preißt, aber auch, obschon mit Widerwillen, erzählt, daß er nicht allein an Sterndeuterey, an Ahnungen und Träume glaubte,

sondern auch in der bekannten Sache des Servet ein blutdürstiges Gutachten gab, und es laut billigte, daß der Genfer hohe Rath den Servet zum Tode verurtheilte. „Freilich, sagt Cox, glaubten damals noch alle Christen, daß es gewisse religiöse Irrthümer gebe, welche durch die Obrigkeiten bestraft zu werden verdienten. Aber ist es nicht zum Erstaunen, daß selbst die Reformatoren, die unaufhörlich die Denkfreiheit reclamirten, und mit ihrem Blute zu vertheidigen bereit waren, ihren eignen Grundsätzen schnurstracks entgegen handelten?" (Guter Cox! wirf doch einen Blick auf die politischen Reformatoren unserer Tage; machen sie es nicht gerade so?)

Merkwürdig für Liebhaber der Mechanik ist eine kleine Schrift: Ueber das sogenannte Perpetuum mobile, besonders über die Geiserische, sich selbst im Gange erhaltende Pendeluhr, von ihrem Erfinder Selbstbewegungsmaschine genannt. Sie ist würklich ein mechanisches Perpetuum mobile, d. h. eine Maschine, welche die Ursache ihrer Bewegung allezeit durch ihren eignen Mechanismus zu erneuern vermag. Auf Abnutzung des Materials und nöthige Reparatur kann hierbei keine Rücksicht genommen werden, denn sonst müßte es, nach der Zeit ihrer Dauer, eine unendliche Stufenfolge der perp. mob. geben, welches mit der Schärfe der mathematischen Begriffe im Widerspruch stehen würde. Es wird hier sehr sinnreich auseinander gesetzt, durch welchen Ideengang der Erfinder zur Construction seiner Pendeluhr gelangt ist. Die Beschreibung und Berechnung des Ganzen ist sehr deutlich, so daß jeder geübte Künstler eine ähnliche Maschine darnach bauen kann. —

Die Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur vom Grafen Buquoy enthalten großentheils Theorien, die nur die Phantasie beschäftigen, wobei auch die Ausdrücke zunächst für die Phantasie berechnet zu seyn scheinen. Hier nur Ein Beispiel. Kein vernünftiger Anhänger Newton's wird verkennen, daß durch seine unvergleichliche Construction der Licht-Phänomene über das eigentliche Wesen der hiebei würksamen, unbekannte Potenz gar nichts festgesetzt sey, wie der unerreichbare Forscher selbst bestimmt erklärt hat; und vielleicht ist hier die Grenze, wo der endliche Verstand von der Einsicht des Unendlichen getrennt wird. Wenn nun aber der Verfasser das Leuchten eine Action nennt, „wodurch ein materieller Punct seinen Standpunct im Raum nach allen Seiten hin verkündet" so giebt er doch wohl, statt einer Erklärung des Wesens der Sache, blos einige Worte, die das Phänomen für die Phantasie, nicht für den Verstand, bezeichnen. —

Von Luthers ungedruckten Predigten, herausgegeben durch Bruns, ist eine zweite vermehrte Ausgabe erschienen. Sie enthält viele characterische Züge, welche theils den Geschichtschreiber und Sittenmahler interessiren müssen, theils uns Entferntere lebhaft daran erinnern, von welch einem Weltzustande uns die Reformation befreit und gerettet hat. Schon Luthers Vater war ein Mann von sehr gesundem Verstande. „Mein Vater" spricht Luther „war einmal zu Mannsfeld todt krank und da der Pfarrherr zu ihm kam, und ihn vermahnte, daß er der Geistlichkeit etwas bescheiden sollte; da antwortete er aus einfältigem Herzen: ich habe viel Kinder, denen will ich es lassen, die bedürfen es besser." — Hingegen klagt auch Luther hier zu wiederholtenmalen:

„Man findet jetzt leicht einen Pfarrherrn, der mehr thut als alle Bischöffe des Pabstes; dem giebt man aber doch nur irgend ein 10 Gulden. Es will jetzt Niemand geben. Man nähme noch gerne zu sich Alles, was die armen Pfarrherren einzukommen haben. An den Fürsten fehlt es nicht, sondern die Edelleute und Amtleute, die nehmen den Pfarrherren auch noch die Rinden vom Brode, so noch übrig seyn. — Da ist keiner, der bedächte, Haus und Acker sind nicht sein (des Pfarrers) und wenn er das Haupt gelegt, so ist die Wittwe hinausgestoßen u. s. w." — Was Luther hier von den Päpstlern sagt, ließe sich heutzutage auf manches Concordat anwenden: „— haltens selbst für verzweifelte Lügen, und wenn sie zusammenkommen, so rühmen sie davon: Ei die Narren, die Deutschen, daß sie so grobe Knorren seyn."—

Man hat oft über die unnützen Fragen gelacht, mit deren unnützer Beantwortung die Gelehrten sich vormals beschäfftigten, z. B. ob Adam einen Nabel gehabt habe? u. s. w. Aber noch heut zu Tage wird hie und da ein Gelehrter von dieser Thorheit ergriffen. So hat erst kürzlich, in den Acten der Societät der Wissenschaften zu Upsala ein Professor Prosperin sich die undankbare Mühe gegeben, zu berechnen, welche Bahnen die Nebenplaneten um die Sonne beschreiben würden, wenn ihre Hauptplaneten plötzlich verschwänden. Eine mathematische Spielerei, die uns fast so vorkommt, als ob man berechnen wollte, welchen Lauf das Blut eines Menschen nehmen wird, nachdem ihm das Herz aus dem Leibe gerissen worden. —

Seit 17 Jahren ist der bei Rosette gefundene Stein durch den hieroglyphischen Theil seiner Inschrift für die Antiquarier ein wahrer Stein der Weisen; nur war es den wenigsten von ihnen vergönnt, selbst ihr Heil an ihm zu versuchen, weil ihnen das brittische Museum und das fac simile des Steins unzugänglich war. Endlich hat Herr Director von Schlichtegroll zu München dieser Noth durch den berühmten Münchner Steindruck abgeholfen. Auch hat er in der baierschen Academie der Wissenschaften eine Rede über jene dreifache Inschrift gehalten, in welcher er Alles, was wir historisches von dem Steine wissen, zusammengestellt, auch die griechische Inschrift in deutscher Uebersetzung geliefert hat. Eine zweite Abhandlung soll eine kritische Darstellung dessen enthalten, was bisher in Hinsicht auf diesen merkwürdigen Stein geschehen ist. Folgende Prophezeyhung verkündet Hr. v. Schlichtegroll: „Hätte sich der Napoleonische Heereszug mit der „Selbstständigkeit dieses merkwürdigen Landes (Aegyptens) endigen können, es würde schon jetzt „wieder einen hohen Platz in der Geschichte eingenommen, und eine mächtige Rückwürkung auf alle drei Welttheile gräußert haben. Aber dieß wird „es — das kann man mit Sicherheit voraussagen „— doch in kurzem thun, und ehe unsere Enkel sich „da versammeln, wo wir jetzt, wird dort wieder „das Größeste und Wundervollste geschehen seyn, „und die Würkung davon in weiter Ferne verspürt „werden." —

Von der, uns größtentheils unverständlichen, Schrift: die Deutung der Null, oder Flammenzüge in's Morgenroth der Wahrheit; ist eine zweite Fortsetzung erschienen, in der uns Manches recht wohl gefallen hat. Z. B. „Redner — dies war schon zu Lucian's Zeiten das Ziel, wornach Alle strebten, als er den Rath der Redner schrieb. Und wer sollte nicht eingestehen, daß dieser Rath für unser Zeitalter paßt, wenn man, statt der dort empfohlenen Stiefeln, die jetzigen à la Souwarow u. s. w., vor allen Dingen aber die Brille auf der Nase und den Glimmstengel im Munde nicht vergißt. Die übrigen Eigenschaften, besonders die Unverschämtheit, welche Lucian anempfiehlt und unser Zeitalter so bedeutend ausgebildet hat, treffen alle ein."

Von der Astronomie sagt der Verfasser: „Erhaben, sicher und bescheiden bewegt sie sich vorwärts, und nie haben ihre Verehrer sich solche Unanständigkeiten zu Schulden kommen lassen, wie die Redner, Humanisten und Natur-Philosophen. Bei diesen giebt es viel Worte und weniger Gehalt, bei jenen weniger Worte und viel Gehalt."

In der Folge macht er sich lustig darüber, daß die Nordamerikaner in Washington ein Kapitol erbauet haben, da nicht die mindeste Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Römern vorhanden sey. In der Stadt Washington dürfe es nur ein Haus Washington's geben, denn auf einem Kapitol müsse man sich auch einen Iupiter fulminans denken, und vor dem müsse jeder gute Nord-Amerikaner sich fürchten.

Der Anfang des Endlichen, von dem wir zum Unendlichen zu gelangen versuchen können, sey nicht der Punct im Raume, noch der Augenblick in der Zeit, sondern — die Null.

„Woher das Blindekuhspiel mit den alten Sprachen? sie gehören der Geschichte an, aber nicht dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften."

„Ohne die Null giebt es keine Zahl, kein Wort, keinen Gedanken, keinen Schluß, kein Theil und kein Ganzes. Wo sie nicht ist, oder richtiger, wo man annimmt, daß sie nicht sey, da würde das Reich des Nichts seyn. Denn die Null ist ein Merkmal des Endlichen im Unendlichen, und wer behaupten könnte, Er, oder sein Gedanke, sein Wort oder Sinnbild wäre nicht im Unendlichen, von dem könnte man mit Recht sagen, er sey nicht zu Hause." — (Der Verfasser ist ohne Zweifel zu Hause, allein wir bekennen, daß wir nicht wissen, wo er wohnt.) —

August Ehrenstein hat Miniaturgemählde aus der Länder- und Völker-Kunde nach dem Französischen des Breton bearbeitet, und bereits nicht weniger als neunzehn Bändchen mit vielen recht artigen Kupfern davon geliefert. Für Kinder sind diese Gemählde wohl eigentlich nicht bestimmt, dazu ist die Sprache um einige Töne zu hoch gehalten. Aber Jünglinge oder gebildete Damen, welche die Merkwürdigkeiten aller Länder in einer angenehmen Beschreibung lesen, und auch schauen wollen, werden keines dieser Bändchen unbefriedigt aus der Hand legen. Wir geben aus dem letzten Bändchen (Spanien) eine kurze Probe des Styls in der Darstellung.

„Vandaluzia (Andalusien) ist das Vaterland der Majo's, dieser Art Stutzer des gemeinen Volkes, und schwerlich dürfte man wo anders eine so eigene Mischung von feiner Lebensart und Wildheit finden. Ein ungeheuerer dreieckiger Hut und eine lange bis auf den Rücken herabhängende Retesilla zieren das trotzig umherblickende Haupt dieser Bramarbasse; eine kurze blaue Jacke mit einer Menge kleiner Metallknöpfe, eine bunte, grel-

le seidene Weste, eine dicke, nachlässig umgeworfene Schürze, mit langen herunter hängenden Quasten, und ein Paar schwarz oder bunt manschesterne Hosen vollenden den absichtlich auffallend gewählten Putz, zu dem noch blaue, weiße oder melirte Strümpfe und weit ausgeschnittene Schuhe mit ungeheuer blitzenden Schnallen kommen. Sein drohendes imponirendes Wesen scheint Jedermann herauszufordern; selbst seiner Geliebten Gegenwart vermag nicht den wilden kecken Ton zu mildern. Ein Blick, eine Miene, eine Bewegung ist hinreichend ihn zu reitzen, und sogleich verkündet des Unwillens Geberde das feuersprühende Auge, der Griff nach dem langen Stoßdegen, oder dem unterm weiten Mantel verborgenen Dolch. Man macht sich nicht ungestraft mit ihm gemein; eine Beleidigung ist immer das Geringste, was einem mit dem Majo begegnen kann. Selbst der Gerechtigkeit Diener wagen es kaum sie anzugreifen, und von ihrem zurückschreckenden Anblick eingeschüchtert, erwarten die Spanierinnen mit Unterwerfung das Zeichen der Schäferstunde von diesen kleinen Sultans."

Ein artiges Bilderbuch sind die Darstellungen aus den Ritterzeiten mit 10 illuminirten Kupfern. Der hinzugefügte Text unterrichtet von Allem, was bei'm Ritterschlag, Ritterspiel u. s. w. vorging. Das Ganze ist in kleine, unterhaltende Erzählungen gekleidet. Die Sprache ist rein und prunklos. —

Im 67. Stücke der neuern Geschichte der evangelischen Missionsanstalten (einem Werke welches, neben wichtigen Nachrichten über die Bekehrung der Heiden in Ostindien, auch viele sehr langweilige Dinge enthält) wird die Bekehrungsgeschichte eines Brachmaners, Ananda Rayer (Diener Gottes) erzählt, der vormals seine Zeit damit zubrachte, folgendes Gebet zu erlernen: Ohm Prohm Zrúm Klimm Bloom Ahm Hohm Crome Srúm Hum Paddoh Aram. Dieses Gebet, 400000 Mal wiederhohlt, sollte zeitlich und ewig glücklich machen. Das glaubte der gute Mann und vollbrachte das große Werk in 40 Tagen. Es muß sehr drollig gewesen seyn, ihm sein Ohm Prohm täglich hersagen zu hören. Er begnügte sich aber nicht einmal, es 400000 Mal zu plappern, sondern, um recht überschwenglich glücklich zu werden, wiederhohlte er es eine Million Mal, lebte dabei nur von Milch und Reis mit Wasser vermischt, beschnitt weder Haar noch Nägel u. s. w. Da aber alles blieb wie zuvor, so verlohr er nach und nach das Vertrauen zu dem Ohm Prohm, und wandte sich zur christ-catholischen Kirche, doch nicht ohne Zweifel über den Bilderdienst, die ihm jedoch der Priester durch die Versicherung benahm, daß man die Heiligenbilder nur um des gemeinen Volkes willen habe, damit es etwas sehen und berühren könne. Ob der Priester diese Erklärung vor seinen Obern verantworten könne, lassen wir dahin gestellt seyn.

Ein Missionair, Nahmens Schmid aus Jena, stellt uns hier, in einem übrigens höchst unbedeutenden Lebenslaufe, ein Bild von den Engländern auf, welches mancher besser unterrichtete Leser geschmeichelt finden wird. „Neun Monate bin ich „nun in London, und welche neue Welt ist mir hier „aufgegangen! Welche Andacht herrscht in den Kir„chen, die durch die unvergleichliche englische Litur„gie so sehr befördert wird. Welche ächte, unge„heuchelte Frömmigkeit ist in so vielen Familien sicht„bar — welche genaue Kenntniß und Ver„ehrung der heiligen Schrift ist durch alle Classen „des Volks verbreitet u. s. w." —

Buchhändler-Anzeige.

Neue Romane.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Horn D. Franz, die Dichter, ein Roman in 3 Bänden. 8. 3 thl.

Laun, Fr., Gespenstergeschichten 1r Bd. 8. 1 thl. 10 gr.

Derselbe, Erzählungen und Schwänke, 1r Bd. 8. 1 thl. 10 gr.

Stein, Hofr. u. Prof. Carl, der Nothhelfer, ein komischer Roman, 8. 1 thl. 8 gr.

Derselbe, Thalia, Beiträge für die deutsche Bühne. Enth. 1) der Frühlings-Abend, Schauspiel in 4 Aufzügen. 2) Der goldene Löwe, Lustspiel in 4 Aufzügen. 3) Garrick, dramat. Gemälde in 1 Aufzuge. 8. 1 thl. 4 gr.

Voß, Julius von, die Flitterwochen, ein komischer Roman mit Prolog und Epilog. 8. 1 thl. 10 gr.

Derselbe, Geschichte des Ministers Grafen Sternthal, der mit einem französischen Haarbeutel anfing und mit einem altdeutschen Barrett endete. 8. 1 thl. 10 gr.

Derselbe, Gemählde der Verfinsterung in Abyssinien. Seitenstück zu Benjamin Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien, von Knigge. Ein satyrischer Roman. 8. 1 thl. 8 gr.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 29. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Reisen.

Mit großem Vergnügen zeigen wir dem Publicum eine jüngst erschienene Reise durch Italien und Sicilien in zwey Bänden von August Wilhelm Kephalides an. Hier findet der Leser Treue und Lebendigkeit der Darstellung in blühender, correcter Sprache; er findet – wenn auch selten Neues, (was ohnehin fast unmöglich ist,) — doch immer neue Ansichten, vielen Scharfsinn mit trefflichen Vorkenntnissen, und, — was dem Ganzen die schönste Würze verleiht, — eine höchst ansprechende Gemüthlichkeit, die den Leser schnell zum Freunde des Reisenden macht. Der Nahme Kephalides ist vermuthlich erborgt, aber möge er doch heißen wie er wolle, wir verdanken ihm großen Genuß. Ueberall spiegelt er sich selbst ab ohne es zu wollen, und so überzeugten wir uns bald, daß wir an der Hand eines eben so geistreichen als lebhaft fühlenden Mannes durch jene lieblichen Gefilde wandelten, wo die Citronen blühen und die Aloe das Feld umzäunt. Für manche Leser hält er sich wohl bisweilen zu lange bei gewissen antiquarischen Untersuchungen auf, und wir gestehen, daß wir selbst unter diejenigen gehören, denen es gleichgültig ist, ob z. B. der Euryalus und das Herapylon des alten Syrakus auf den Hügeln Belvedere und Mongibellesi zu suchen seyen oder nicht, u. dergl. m.; aber solche gelehrte Forschungen mag derjenige überschlagen, für den sie nicht geschrieben sind; es bleibt immer noch ein großer Reichthum übrig, aus dem jeder gebildete Leser schöpfen kann. Um unser Urtheil zu belegen, liefern wir einige Auszüge, die gewiß auch derjenige, der das Buch selbst vielleicht schon gelesen hat, mit Vergnügen noch einmal lesen wird; wir aber haben uns oft Gewalt anthun müssen, nicht mehr abzuschreiben.

Venedig. Schon hier fängt die italiänische Unwissenheit in der Geographie an. Als wir von der sehr höflichen Polizey unsere Pässe nach Padua stellen ließen, hielt man erst den Nahmen unserer Vaterstadt Breslau für den unsrigen und registrirte ihn als solchen ein, dann verwechselte man die schlesische Hauptstadt wieder mit Barcelona in Spanien.

Mantua. Die Stadt thut sich auf ihren Dichter, der übrigens bekanntermaßen aus einem nah gelegenen Dorfe gebürtig war, ungeheuer viel zu gute, und der dümmste Straßenjunge, wenn er auf Virgils Existenz blos durch den nach ihm benannten Platz kommt, behauptet, er sey ein poeta stupendissimo gewesen. — In Carpi trafen wir mit einem modeneser Studenten am Camin zusammen, der, als er hörte, daß wir Preußen seyen, uns eiligst frug, ob unser König denn ein Christ sey und an Gott und die heilige Jungfrau glaube?

Bologna. Wir fanden mehrere deutsche Dichter, wenigstens die Koryphäen derselben, auf der Universitäts-Bibliothek, wenn man auch freilich hin und wieder einige Irrthümer bemerken konnte, z. B. daß Abällino der große Bandit mit unter Schillers Werken aufgezählt war. Man behauptete indessen mit Zuversicht, er sey ein Product dieses Dichters.

Der Bischoff von Rimini. Der brave Herr hatte seltene Erfahrungen gemacht, z. B. Friedrich den Einzigen ganz genau als Herzog von Braunschweig gekannt; auch gab er uns über seine Geschichte allerlei Aufschlüsse, die uns in Erstaunen setzten.

Römisches Carnaval. Es ist zu verwundern, daß Göthe der Gärtnermasken nicht gedenket, und doch ist nichts überraschender und niedlicher anzusehen, als wenn sie mit einem Instrument, welches le scaline genannt wird, und einer Menge mit den Enden an einander gefügten Andreaskreuzen oder Scheeren gleicht, die sich zusammen ziehn, und weit hinaus schieben lassen, schönen Frauen selbst bis in den dritten Stock hinauf mit Blitzesschnelle einen Blumenstrauß überreichen. Wie eine Schlange schießt die Scheere hinauf und bringt gewöhnlich ein artiges Gegengeschenk zurück.

Rom. In vielen Gegenden thut man keinen Schritt ohne auf tausendjährigen Alterthümern herum zu treten. Einmal sahn wir ein antikes Piedestal mit den halb zerbrochenen Füßen der Statüe als Eckstein eingemauert; auf dem Platz der Pescaria liegen stinkende Fischtröge

auf den zerstückten Säulen eines Junotempels; am Forum des Nerva klebt zwischen der prächtigen Colonade eines Tempels der Minerva, ein jämmerlicher Schnapsladen, und im goldenen Hause des Nero werden Esel mit Disteln gefüttert. Im Colosseo, wo sich sonst Menschen und Thiere würgten, hält man mit Glöcklein und Rauchfaß heilige Umgänge, und noch vor kurzer Zeit blühten zwischen den Säulen des Concordientempels, wo der beredte Tullius gegen den nichtswürdigen Catilina donnerte, liebliche Blumen am Häuschen einer armen Familie, die sich zwischen die Colonade eingenistelt hatte. Im Theater des Marcellus, so wie in Domitians Amphitheater zu Mailand, treibt man elenden Schacher, und in das Grabmahl des tugendhaften Cajus Publicius konnten wir nicht eintreten, weil es voll Würste und Schinken hing.

Die öffentlichen Gebäude der Alten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie Alle nach einem sehr kleinen Maaßstabe gebaut waren. Dieß beweisen noch die übrigen Reste von römischen Tempeln und ähnlichen Gebäuden. Die drei großen Hallen an der ehmaligen via sacra, sie mögen nun dem Friedenstempel, den Vespasian, nach Aussage der alten Scribenten, zum größten und prächtigsten Roms machte, oder einem andern öffentlichen Gebäude angehört haben, bilden eine der größten Ruinen ihrer Art, und dessen ungeachtet sind sie kaum so groß wie eine der Kapellen, die am St. Peter im Vatican hängen. Die Kirche des heil. Lorenzo in Miranda, eine der kleinsten und unbedeutendsten von ganz Rom, ist dennoch ganz so groß als der berühmte Faustinentempel; die große Wirkung, die alle alten Gebäude auf Phantasie und Auge machen, ist wohl Ursache gewesen, daß man auch von ihren Maaßen eine viel zu hohe Idee verbreitet hat. Der Tempel des olympischen Jupiter in Girgenti, (Agrigentum) war der colossalste des Alterthums, und so groß, daß er zwar nie fertig gebaut wurde, dessen ungeachtet aber alles zusammen strömte ihn zu sehen; und wie klein ist er gegen die größeren Kirchen Europens! St. Peters gar nicht zu gedenken. Noch weit kleinlicher als die öffentlichen Gebäude müssen die Wohnhäuser gewesen seyn, welches wir bei Pompeji am deutlichsten sehen. Die Alten müssen zu Hause, so zu sagen, wie Schweine übereinander gelegen haben. Man sollte daher, vor Besichtigung der Alterthümer, allen ausschweifenden Ideen sorgfältig die Flügel beschneiden.

Tivoli. Es wäre Niemanden zu rathen, besonders wer Sicilien oder die Umgebungen Neapels gesehn hat, mit besonderer Hoffnung auf lehrreiche Alterthümer die kleine Reise von Rom nach Tivoli zu machen, da außer einigen Sälen der Villa des Mäcen, gar nichts zu sehn ist, als die, freilich höchst malerischen, aber unendlich verworrenen Trümmer der ungeheuren Villa des Hadrian; von allen übrigen Villen aber, deren Mittelpunkt Tivoli war, kaum noch undeutliche Spuren. Dagegen wie über alle Begriffe reizend und lieblich ist auf diesem schönsten Fleckchen Italiens die Natur! Nie hat kaum die Phantasie des Pouſſin oder Claude Lorrain ein so in sich abgeschlossenes, sanftes, mannichfaltiges und wunderschönes Landschaftsbild geträumt, als die Natur in Tivoli wirklich vor unsere Augen malt. Wo sind die Oelbäume so frisch und grün, die Pinien und Cypressen so schlank und erhaben, die Berge so freundlich gerundet, so wild zerrissen? Wo stürzen so die klaren Wasser in milchweißen Bogen die Felsen herunter, an deren Stirne zweitausendjährige Trümmer hängen? wo ist der Himmel so blau und golden, die Lebensluft so balsamisch, und das Abendroth so glühend? Keine theokritische Idylle gleicht der zauberreichen Dichtung dieses kleinen heimischen Paradieses.

Die ital. Geistlichkeit. Freilich können die Geistlichen, jene unglücklichen Maschinen, selbst nicht dafür, so elende Diener der Gottheit zu seyn. Die Theologie ist in Italien keine Fakultätswissenschaft, ihre Anhänger bilden sich in den jammervollsten aller wissenschaftlichen Institute der Welt, der theologischen Seminarien. Verwahrloset von Jugend auf, von Dummheit und Bigotterie wissenschaftlich gebildet, und in Klöster sklavisch eingesperrt, muß natürlich die Lebendigkeit des italiänischen Geistes und südlicher Leidenschaft die verschrobenste und unnatürlichste Richtung nehmen; daher sind wiederum die Schulen, die sie leider ebenfalls allein verwalten, in ganz Italien höchst elend und, was ihr eigentliches Amt ist, den Cultus, versehn sie albern und geschmacklos. In Neapel giebt es schwerlich ein Laster, worein sie nicht verwickelt wären; sie betrinken sich sogar, was wir selbst gesehn haben, obschon dieß bei den Italiänern für die höchste Infamie und allerbestialischste Gemeinheit gehalten wird. In Messina versicherte man uns, daß sie die gewandtesten Kuppler wären. Der Beichtstuhl ist ihr geheimes Büreau, in dem galante Intriguen angesponnen werden, und hier vertauscht,

Digitized by Google

um der Vergebung vergangener Fehltritte willen, manch schönes Weib alte Sünden mit neuen.

Der römische Adel. Manche sind entsetzlich durch den äußeren Druck der Zeit herabgekommen; so dankt Fürst Rospoli seinem Gott, Bürgermeister in Tivoli geworden zu seyn, er, sonst der Besitzer eines Palastes, dessen Treppe allein wohl eine halbe Million werth war. (Die Scala de'Gaetani.)

Das Verhängen der Gemählde. Man trifft es sehr häufig, daß besonders in den Kirchen die bewundernswürdigsten Gemählde verhangen sind, um eine Zeit lang, (freilich ist der Grund ein anderer,) nach Epopäenart den Schauplatz zu verlassen, und mit desto größerer Kraft wieder zu erscheinen. Hoch oben an den Gewölben rauschen, von unbekannter Kraft bewegt, die seidenen Vorhänge auseinander, und hervorbringt in unsterblicher Glorie eine Tropäe der Malerei. Das Auge naht sich nicht erst allmählig, sondern schon früher auf den besten Standpunkt gestellt, fast es sogleich alles auf, was es soll. Niemals fühlten wir die unglaubliche Kraft dieses plötzlichen Hervortretens mehr, als in dem Palaste des Lucian Buonaparte. Dieser Prinz hat eine große Menge Kunstwerke des ersten Ranges aus jetzt zerstückten Sammlungen, wie z. B. der des Fürsten Giustiniani, zusammengekauft, und obgleich er sonst in Rom durch seinen Geiz und Scheinheiligkeit von jeher in schlechtem Ansehen stand, damals aber durch die letzten Begebenheiten alles noch übrige so durchaus verloren hatte, daß die wilden Frascataner ungestraft seine Gemahlin sogar gröblich beleidigten, so muß man doch seiner ächt italiänischen Liberalität, mit der er jedem Fremden seine Zimmer öffnet, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.*) Hier ist es, wo die göttlichste und vornehmste Himmelskönigin Rafaels, die Mutter Gottes von den Leuchtern unvermuthet in großer Majestät sich zeigte, begossen mit zartem Rosenlicht, daß durch die Gardinen strömte.

Der Vatikan. Es wäre eine Kleinigkeit, die ganze preußische Armee selbst zu 300000 angenommen, in der Residenz des Pabstes aufzustellen, denn wenn auch unter den 11000 Gemächern des Vatikans viele kleine Winkel seyn mögen, so giebt es doch auch wiederum Säle von 250 Schritt. So pflegt der St. Peter bei plötzlich eintretendem Regenwetter die 80000, welche vor der Kirche in der Charwoche den päbstlichen Seegen empfangen wollen, ohne Ueberfüllung, einzusaugen.

Kunstsinn der Engländer. — — Noch weniger läßt sich von den Engländern sagen; denn obgleich unzählig viele alljährlich nach Rom kommen, um dort Beefsteack zu essen, und mit ihren kleinen Pferdchen an den Alterthümern vorbei zu traben, so lassen sie sich doch durchaus nie mit der Kunst ein, und obgleich von Lissabon bis an die Steppen der Kalmucken sich aus allem Volke Kunstliebende in Rom zum Studio versammeln, (bekanntlich hat Feodor Iwanowitz, ein Kalmuck, (nicht Monsieur Kalruck, wie im Reichardschen guide des voyageurs zu lesen steht,) die Thürme des Florentinischen Battisteriums sehr herrlich gezeichnet und gestochen,) so finden sich doch dermalen durchaus keine englischen Künstler in Rom.

Das Kircherſche Museum zu Rom. In demselben fanden wir unter andern Seltenheiten auch einen schlechten Schlittschuh mit aufgehangen. Als wir hierüber unsere Verwunderung blicken ließen, hieß es: es sey ein Instrument, dessen sich die Türken bedienten. — So wurde im Vatican ein Band deutscher Gedichte, auf dessen Titel Sternchen waren, als ein Buch über die Astronomie catalogisirt.

Die Römer. Sie haben im Allgemeinen bei aller Freundlichkeit mehr, als die übrigen Italiäner, Hang zum Ernst und Sinn fürs Schickliche, nur daß freylich ihre Ansichten bedeutend von den unsrigen abweichen. Als wir einstmals des Sonntags am Colosseo herum strichen, sahen wir einen zierlichen römischen Stutzer mit einer fein gekleideten Dame auf der Via sacra lustwandeln; da jedoch dem jungen Manne ein natürliches Bedürfniß ankam, zog er ohne weiteres die Hosen ab, und entledigte sich desselben, während die Schöne mit der größten Kaltblütigkeit stehen blieb und ihm so gleichgültig zusahe, als ob er sich einen Schuhriemen schnallte. Unsere Wirthin erlaubte uns nicht, die Hand ihrer 12jährigen Tochter nach deutscher Sitte zu drücken, während sie selbst ihr jüngstes Kind ohne Bedenken in unserer Gegenwart säugte; ja eine vornehme Dame that dieß sogar während des Corsofahrens auf offenem Wagen, vielleicht aus Eitelkeit, denn sie war wunderschön, und wenn der kleine Säugling an ihrer Brust lag, glich sie beinah einer Madonna. In den belletristischen Zirkeln hörten wir oft die ärgsten Zweideutigkeiten zu unserem Erstaunen in eleganten Gedichten ohne weiteres vortragen, und

*) So hält er auf seinem Landgut, der Mussinella, einen Kastellan, der in seiner Abwesenheit die Fremden aufnehmen und bestens bewirthen muß.

wir glaubten einstmals in die Erde sinken zu müssen, als uns die Frau vom Hause, eine der ehrbarsten und gebildetsten Damen, die wir jemals haben kennen gelernt, den Unterschied gewisser verfänglicher Worte der italiänischen Sprache, während alle übrigen Damen und Herren zuhörten, sehr umständlich und ernst auseinander setzte. Dies alles thun die Italiäner ohne etwas arges dabey zu denken, und man hört dagegen bey ihnen niemals, wie so häufig in deutschen Männer-Gesellschaften, rohe Zotenreißereyen. — Obgleich, wie schon bemerkt worden, die Römer mehr wie alle Italiäner an sich halten, so können sie doch bey irgend einem Anlaß ihre südliche Lebhaftigkeit nicht verläugnen. Die Obsthändler z. B. pflegen ihre Waaren nicht blos beym Nahmen auszuschreyen, sondern halten ihnen jedesmal wenigstens eine kleine Lobrede dabey: „Aber welche Feigen! O was für Portogallen!" Dies hat unter andern zu einem kleinen Irrthum in der empfindsamen Reise einer bekannten Schriftstellerinn Anlaß gegeben. Auf der spanischen Treppe, in deren Nähe die Dame wohnte, rief noch oft in später Nacht ein Wasser-Melonenhändler die Vorübergehenden mit einem Schwall rednerischer Floskeln laut an, Melonen zu kaufen, die er zum Beweiß ihrer Gründlichkeit auf seinem bretternen Tisch dumpf auftönen ließ; die wachsame Zofe, die sich diese unverständlichen Laute nicht erklären konnte, hinterbrachte das Phänomen eiligst ihrer harthörigen Gebierinn und vermogte diese, in ihrer Reisebeschreibung anzumerken: „In Rom hört man auf der spani„schen Treppe, allnächtlich das Schreyen und Win„seln der Verwundeten und das dumpfe Hinstür„zen der Gemeuchelmordeten."

Die Römerinnen. Schon früher haben wir die Behauptung aufzustellen gewagt, daß, bey billigen Forderungen, der weibliche Körper nirgends schöner anzutreffen sey, als in Rom und dem römischen Gebiet. Doch nicht vorübergehend ist etwa diese Schönheit; wir haben oftmals Frauen gesehen, die 6 bis 8 Kinder gehabt hatten, und die man für Mädchen halten konnte. Die männliche Kraft ihres Körpers äußert sich bey sehr vielen in schwarzen sammtenen Schnurrbärtchen, die sie Bassi nennen, und welche zu ihrem größten Verdruß aus der weichen Oberlippe keimen, aber nach unserer Meinung den Reiz des blendend weiß und rothen Teints durch einen schwarzen Anflug, der blos ein leichter Hauch zu seyn scheint, noch erhöhn. Die Mädchen selbst halten es für einen Fehler, mähen daher bei der Toilette das kleine Schnurrbärtchen sorgfältig ab, und wenn man nicht genau acht giebt, bemerkt man den seidenen Stoppel gar nicht.

Das Colosseum. Ueber alles colossal und beinah zermalmend ist der Anblick des Amphitheaters des Flavius Vespasianus. Die zerrissenen Mauern stürmen den Nachthimmel, und der Mond scheint durch die Hallen des oberen Stocks hindurch, als wäre er nur wie eine Laterne mitten in dem ungeheuren Bau aufgehangen. Dieser furchtbare Anblick zeigt mit einem Mal den Character und die Kraft aller römischen Jahrhunderte zusammen, denn das Colosseum steigt mit so gewaltiger Majestät und schwarzer Wildheit aus seinem tiefen Grabe zu den Wolken hinauf, daß es die ganze Welt wie einen Zwerg zu zertreten droht. Ins Innere darf man eigentlich nach dem Ave Maria nicht mehr eingehn, und damit es nicht eine Niederlage von Räubern werde, sind die Eingänge mit Schildwachen besetzt. Ja als wir demselben nur etwas nahe kamen, rief sogleich der päbstliche Kriegsknecht, indem er uns wahrscheinlich nicht viel Gutes zutraute, angstvoll: „Bleibt mir einen Steinwurf vom Leibe, oder ich gebe Feuer!" und wirklich haben diese Schildwachen allemal scharf geladen.

Der sicilianische Dialect war uns anfänglich ganz unverständlich, die außerordentlich lebhafte Zeichensprache dagegen mußte uns aus der Noth helfen. Statt uns zu fragen, ob wir Maulthiere miethen wollten, ließ man zwei Finger schrittlings auf einem Dritten reiten; eben so frug man durch Aufheben der Finger, wie viel Maul-Esel und Christen man nöthig habe; denn ein Christiano heißt hier, wie auch in Unteritalien, immer so viel als irgend Einer.

Girgenti. In dieser Stadt, wo sonst alle Schätze des Orients feil lagen, war es unmöglich ein Paar Handschuh zu bekommen und in Castro Giovanni, dem alten Enna, einer Stadt von 11000 Einwohnern, kauften wir den ganzen Zimmt-Vorrath mit 9 Kreuzer auf. Seife aber z. B. war gar nicht zu haben.

Das Reisen in Sicilien. Der vornehmste Styl ist, in einer sogenannten Lettiga oder Sänfte zu reisen, die von zwey schellenden Maulthieren getragen wird; auf einem dritten reitet der Führer neben her und treibt die Thiere an. Es kostet dies täglich wenigstens 3 Unzen, (etwa zehn Thaler) und da in diesem unsanften Kasten nur zwei Personen beengten Raum haben, die Mäuler hinten und vorne beständig mit den betäubenden Schellen klin-

geln, die Gegend aber dem eingesperrten Reisenden, gänzlich entflieht, so scheint die Bewegung in diesen Tragsesseln weder wohlfeil noch bequem, noch zweckmäßig.

Gasthöfe. Unsere Führer hatten versprochen, uns in den allerstupendesten Gasthof von ganz Modena zu führen, aber durch einen Pferdestall stiegen wir eine halsbrechende Treppe hinan in einen Hausflur, der zum Schweinestall eingerichtet war, so daß uns diese Thiere die ganze Nacht vormusicirten, und in unserer Stube bereitete man uns ein Lager von faulem, mulmigtem Strohe und einigen stinkenden knotigen Matratzen, nicht viel besser als das welches die Asturische Magd dem unglücklichen Don Quixote zurecht machte. Mit Hand und Fuß machten wir dem Wirth unsere geringen Bedürfnisse verständlich, und am Ende bekamen wir doch nichts von dem was wir verlangten, ausser Wein und Eyer, in einer Stadt von 17500 Einwohnern.

Kant. In der Bibliothek des Baron Fargione zu Noto, die für einen Privatmann recht anständig ist, trafen wir einen rauhen Kapuziner, der zu unserm Erstaunen sich sehr angelegentlich nach dem großen Kant erkundigte, dessen Philosophie ihm aus einer französischen Paraphrase bekannt war. Wer sollte glauben, daß der Nahme dieses Mannes bis zu den Cyclopen gedrungen wäre?

Kriegsnachwehen.

Zu Offenbach am Mayn hat der vormalige Fürstlich Oetting-Spielbergische Geheimerath und östreichische Hauptmann von Textor eine Darstellung seiner 1813 erlittenen Drangsale drucken lassen, wie auch ein Schreiben an den Kaiser von Rußland und eine Bittschrift an die Bundesversammlung, um Entschädigung zu erlangen. Seine merkwürdigen Schicksale waren kürzlich folgende:

Er wollte 1812 von Stuttgart nach Dresden und Berlin reisen um eine Anstellung zu suchen; statt aber, wie andere Reisende wohl zu thun pflegen, seine ehrenvollen Atteſtate und besonders sein Geld und seine Wechsel in die Tasche zu stecken, schickte er sie mit einem Fuhrmann voraus nach Frankfurt, und folgte gemächlich mit seinem Bedienten nach; er sagt nicht auf welche Weise, vermuthlich geschah es zu Fuße, aber auch in diesem Falle sollten wir meinen, daß einige Wechsel in der Tasche ihn nicht beläſtigt haben würden. Manche dergleichen Dunkelheiten sind uns aufgefallen, ohne daß wir deshalb nachtheilige Schlüsse daraus zu ziehen uns erlauben.

Statt selbst nach Frankfurt zu gehen, (in dessen Nähe er sich befand,) um dort die Sachen in Empfang zu nehmen, schickte er seinen Bedienten Nahmens Dähler dahin, und der Spitzbube kam nicht wieder. Man hätte glauben sollen, nun wenigstens werde Hr. v. Textor nach Frankfurt eilen, um dem Diebe nachzuspüren und Steckbriefe auszuwürken, allein er begnügte sich, mehrere Tage die Gegend von Frankfurt zu durchstreifen. Endlich erblickte er zwischen Saalmünster und Steinau den Spitzbuben auf dem Wagen eines Retour fahrenden Vorspanns-Bauern und hielt ihn an. Allein der Bösewicht sagte dem Bauer, Herr v. Textor wäre ein Räuberhauptmann, und so fuhren sie drohend davon. Eigentlich hätten sie sich doch wundern sollen, woher der Mensch den Räuberhauptmann kenne? oder sie hätten den einzelnen, unbewehrten und keineswegs furchtbar aussehenden Mann arretiren und abliefern sollen, um so mehr, da Dähler ihm Schuld gab, er sey es, der den Bauern in der Gegend die Pferde vom Wagen genommen; aber — sie fuhren davon. Herr von Textor kam endlich nach Leipzig, mit erfrornen Händen und Füßen und heftig entzündeten Augen. Hier schrieb er um Hülfe an den berüchtigten Professor Henri nach Jena. Freilich eine Bekanntschaft, die ihm bei deutsch Gesinnten nicht zur Empfehlung gereichen konnte. Seiner Angabe zufolge hatte er dieselbe durch den Herrn Hofrath Luden gemacht, der bekanntlich, wenigstens in frühern Zeiten, ein sehr eifriger Vertheidiger von Buonaparte war. Es scheint daher allerdings, daß gleich gesinnte Männer sich zusammen gefunden, obgleich daraus noch gar nicht folgt, daß Herr v. Textor ein Spion gewesen. Doch weder Henri noch Luden konnten oder wollten ihm helfen. Der menschenfreundliche Doctor Ritterich in Leipzig curirte ihn, und die Königin von Bayern schickte ihm einen Wechsel. Wie er dazu kam, erzählt er nicht. Auf dem rechten Auge blieb er blind.

Dem Könige von Würtemberg gratulirte er schriftlich zu dem Mißlingen des Attentats auf dessen Leben, bat um Anstellung und schlug ihm vor, eine geheime Polizey zu errichten, zu deren Direction er sich wohl qualificirt glaubte. Der Umstand, daß ein Deutscher einem deutschen Fürsten eine solche französische gehässige Maasregel vorschlug, spricht nicht sehr zu seinen Gunsten, mag aber wohl aus damaliger Ueberzeugung der Nothwendigkeit hervorgegangen seyn.

Im April 1813 erfuhr Herr v. Textor, daß sein entwichener Bedienter in Altenburg gesehen wor-

den sey. Eigentlich hätte er ihn wohl gleich da suchen sollen, da er wußte, daß der Mensch aus Altenburg gebürtig sey. Unterdessen war er schon wieder fort und preußischer Uhlane geworden. Hr. von Textor folgte ihm nach Rochlitz, und gab dort auf dem Vorposten einem Unterofficiere seine sämmtlichen Papiere versiegelt ab, damit dieser sie bis zu seiner Zurückkunft in Verwahrung nehmen solle. Warum er das that, ist eine von den vielen Unbegreiflichkeiten, die in seiner Geschichte vorkommen.

Der ertappte Dähler gab nun, um sich zu retten, den Herrn von Textor als Spion des rheinischen Bundes an, und versicherte, selbst in dergleichen Aufträgen von ihm gebraucht worden zu seyn. Hierauf wurde Hr. v. T. arretirt, auf das strengste visitirt und nach Rochlitz zu dem General v. Röder gebracht, aber nicht verhört, sondern bei'm Abmarsch desselben dem Rochlitzer Stadtmagistrat übergeben. Als hierauf die Russen unter Graf Wittgenstein einrückten, hatte der Gefangene zwar eine Unterredung mit dem General d'Auvray, mußte aber dennoch, in Gesellschaft von 182 Zigeunern, Juden, Deserteurs u. s. w. nach Bautzen mit marschiren. Als auf diesem Marsche der Schwindel ihm nicht erlaubte, auf Stangen über einen angelaufenen Bach zu gehn, warfen ihn die Russen, wie er behauptet, auf der einen Seite in's Wasser und stachen ihn auf der andern mit Piken wieder heraus, verwundeten ihn dabei in der rechten Seite und trieben ihn mit Flintenstößen weiter. Eine Stunde von Bautzen wurde die ganze Gesellschaft in eine kleine Waschküche gesperrt, wo höchstens 10 bis 12 Menschen liegen konnten, auf die Gefahr von den übrigen Stehenden zertreten zu werden. Die, während 8 Stunden eingeathmete Ausdünstung von fast 200 unflätigen Menschen, machte ihn ohnmächtig, allein der Kantschu rief ihn wieder in's Leben. Nun sperrte man die Gefangenen in eine Scheune, wo sie auf dem Heuboden einen Theil der Schlacht mit ansehn konnten. Zwei Tage nachher wollte ein russischer Hofrath einen gewissen Pfeifer in ihm erkennen, der schon in Königsberg als Spion entlarvt worden. Dieser Mann nannte ihn eine Hundeseele und drohte mit der Knute.

Nach der Schlacht von Bautzen mußte Hr. von Textor sammt den übrigen Arrestanten in Eilmärschen unter Kolbenstößen und Schimpfreden weiter, bekam fast nichts zu essen, lag im freyen Felde ohne Stroh, bei Regenwetter im Kothe, wurde auch von vorbeimarschirenden Preußen mit Koth geworfen, rheinischer Spitzbube und würtembergischer Spion geschimpft, von Russen in's Gesicht geschlagen und angespieen, ja ein junger preußischer Unterofficier drückte sogar sein Gewehr auf ihn ab, welches versagte. Ein hoher russischer Officier, der ihn auch Spion Franzos nannte und ihm in's Gesicht spie, fragte ihn unter andern: warum er eine Brille trage? und Hr. v. T. hatte noch Geistesgegenwart genug um witzig zu seyn, indem er antwortete: er trage die Brille um Gerechtigkeit zu suchen. In Parenthese bemerkte er, daß er die Brille noch immer nicht abgelegt habe. Der Russe schien kein Liebhaber von witzigen Einfällen zu seyn, denn er schlug ihn zweimal mit geballter Faust in's Gesicht. Auf den ersten Schlag floß Blut aus der Nase, der zweite kostete ihm einen Vorderzahn. Wütend ballte der Gemißhandelte unwillkührlich die Fäuste, allein er empfing noch 10 bis 12 Hiebe mit der Peitsche, und die Hände wurden ihm mit Stricken auf den Rücken gebunden. Zugleich desertirte ein Arrestant, der ihm sein Reisegepäck mitnahm.

Einst, in einem schlesischen Städtchen, vertrauten ihm zwei Russen, er werde am andern Tag erschossen werden, allein es war nicht wahr, sie hatten es nur erfunden, um ihm sein noch übriges Geld abzulocken. Indessen stand er eine 16 stündige Todesangst aus und bekam davon die Epilepsie. Dennoch wurde er nie auf einen Wagen gesetzt, sondern, wenn er niederfiel, mit Flintenkolben- und Pikenstößen weiter getrieben. Am meisten aber verschlimmerte sich sein Schicksal, als die Arrestanten von der Armee getrennt und einem Kosackenpult übergeben wurden; denn diese Kosacken wußten nicht anders, als er sey ein überwiesener Spion und zum Tode reif. Die Pike und der Kantschu waren nun fast unzertrennlich von seinem zerfetzten Körper; er wurde rein ausgeplündert und ihm eine alte wollene Jacke gegeben, die von Ungeziefer wimmelte; dabei schrien die Kosacken unaufhörlich: Schelma! Franzuski! marschir, marschir! sogar einige der mitgefangenen Zigeuner erlaubten sich, ihm in's Gesicht zu speyen, und stahlen ihm sein einziges Schnupftuch, welches die Kosacken selbst ihm wieder geschenkt hatten. Die Gesellschaft wurde noch durch einen arretirten Schlaukopf vermehrt, denselben Herrn Pfeifer aus Königsberg, für welchen jener russische Hofrath den Herrn v. Textor angesehn hatte.

Kein Wunder, daß das Uebermaaß der Leiden den Letztern mehr als ein Mal zum Entschluß des Selbstmordes brachte. Hier ist es, wo ein Fremdling in diese düstre Geschichte einen freundli-

chen Lichtstrahl bringt, und dieser Fremdling war — ein Jude von 60 Jahren, Marcus Cigozi aus Gallizien. Als er von Selbstmord hörte, fragte er beschämend: ob das Christus gelehrt habe? — Er war es, der dem Herrn v. T. Muth einflößte, sein Schicksal männlich zu ertragen. Er war es, der in Anfällen von Epilepsie ihm treulich beistand, in der Nacht seinen Mantel über ihn deckte, vor Kälte und Regen ihn schützte, ihn durch Kaffee erquickte und auch, als ein Mann von vielen Kenntnissen, seinen Geist zu erheitern wußte. Er sprach eben so gut Russisch als Deutsch, suchte daher dem Kosacken-Officier begreiflich zu machen, daß Hr. v. T. kein gemeiner Gefangener sey und milder behandelt werden müsse. Das half freylich wenig. Einst machten sich sogar die Kosacken den Spas ihm zuzumuthen, daß er einen Baschkiren rasieren sollte. Seine erste Weigerung zog ihm Peitschenhiebe zu, er entschloß sich also an's Werk zu gehen; weil er aber weder in der Academie zu Stuttgardt, noch als Student zu Tübingen, noch als Geheimerath und Officier Balbieren gelernt hatte, so war es kein Wunder, daß er dem Baschkiren-Gesichte einige Schnitte applicirte, wofür ein Paar Kosacken, die während der Operation ihm zur Seite standen, ihn mit dem Kantschu bedienten.

Endlich wurde er von dem Obristen v. Heidegger verhört, menschlich behandelt und seiner Eskorte zu anständiger Begegnung empfohlen. Von diesem Augenblicke an hatte er nicht mehr über die Kosaken zu klagen. Indessen konnte der leutselige Obriste doch nichts für ihn thun, da seine Papiere sich nicht fanden. Hingegen gewährte er ihm den Wunsch, ihn den Preußen wieder zu übergeben. Er wurde sammt Pfeifer, (dem das gar nicht recht war) zu dem Herrn Staats-Canzler, Fürsten Hardenberg gebracht. Doch ehe er abreiste, zeigten die Kosaken die bekannte kindliche Guthmüthigkeit ihres Characters; denn da sie glaubten er sey unschuldig erfunden worden, waren sie außer sich vor Freuden, küßten ihm Hände und Füße, streichelten ihm die Arme, reichten ihm Brantwein, und Einer derselben zwang ihn sogar unter tausend Liebkosungen ein Hemd von ihm anzunehmen; allerdings ein wichtiges Geschenk für einen Gefangnen, der seyd drei Wochen kein Hemd auf dem Leibe gehabt hatte. Gerührt und versöhnt gieng Hr. v. T. mit dem Ausruf: Gott erhalte Alexander! welches die Kosaken mit einem jauchzenden Hurrah! beantworteten, und nochmals auf ihn eindrangen, um ihm Hände und Füße zu küssen.

Höchst rührend war der Abschied von dem treuen Israeliten, der ihn in seine Arme schloß, Thränen in seinen langen Bart träufeln ließ, ihn väterlich segnete, und ihm zwei Ducaten in die Hand drückte. So verließ Hr. v. T. die Russen, unter welchen er, seiner Berechnung zufolge, mehr als vierhundert Peitschenhiebe, Pikenstöße und Maulschellen empfangen hatte. Im Hauptquartier des Staats-Canzlers wurde er nun von dem Obristen v. Fegesack förmlich und liebreich verhört, in einem Wirthshause human behandelt und gut verpflegt. Das Resultat war aber doch, daß er, nebst Pfeifer, auf die Festung Neisse geschickt wurde, wo der Commandant, General v. Raumer, ihn sehr unfreundlich empfing, den Wunsch äußerte, ihn gleich todt schießen zu lassen und in eine Casematte ihn einsperrte, wo er drei Tage ohne Nahrung, ja ohne Stroh lag. Endlich wurden ihm zwar 4 Groschen täglich zu seinem Unterhalte bewilligt, aber ihm versagt, gleich den übrigen Gefangenen frische Luft zu schöpfen.

Da lag er nun, nebst Pfeifer und noch einem dritten, in der feuchten Casematte, mit tiefen, vom Ungeziefer gefressenen Wunden in den Beinen; selbst die natürlichen Bedürfnisse mußten im Kerker befriedigt werden. Heftige Anfälle der Epilepsie erneuerten sich, eine Brustentzündung brachte ihn dem Tode nahe. Indessen schlug Pfeifer, um sich die Zeit zu verkürzen, täglich 250 Flöhe todt, und war nach 14 Tagen dennoch genöthigt, seine Kleider in siedendem Wasser zu kochen.

Der menschenfreundliche Platzmajor v. Schack bewog den Commandanten endlich, ihm auch frische Luft zu erlauben, durch welche Wohlthat Hr. v. T. in ein Paradies versetzt zu seyn glaubte. Allein vergebens bat er den General wiederhohlentlich um ein Verhör. Wie er behauptet, wurde es ihm abgeschlagen, weil er kein Geld hatte. Indessen fand er doch Gelegenheit an den König von Preußen zu schreiben; das bewürkte einen Befehl an den Polizey-Director v. Stegmann, seine Sache sogleich zu untersuchen, und das Resultat dieser Untersuchung war im März 1814 seine Befreiung, wobei ihm angekündigt wurde, daß er das Weitere zu Breslau von dem Militair-Gouvernement vernehmen werde. Ein edler Menschenfreund ließ auf seine Kosten ihn neu kleiden, und er erhielt freie Post bis Breslau. Von

seiner Abreise aus der Festung zeigte ihm, auf sein Begehren, der General v. Raumer die sein etwegen erhaltene Order; sie lautete wie folgt „soll, „um der guten Sache nicht zu schaden, auf der „Festung Neisse in enger Verwahrung gehalten „werden."

Hr. v. T. hatte den König um 4000 thlr. Entschädigungsgelder gebeten, wurde aber zu Breslau mit dieser Forderung an den Fürsten Wittgenstein verwiesen, und erhielt blos einen freien Postschein und 20 thlr. Reisegeld.

Indessen hatte er in Gesellschaften hie und da von seiner traurigen Lage gesprochen, und siehe da, kurz vor seiner Abreise brachte ihm ein alter Bedienter ein Paket, worinn ein Dutzend feine Hemden, Schnupftücher, Halstücher, Strümpfe, Westen u. s. w., nebst einem Billet, welches wir mit großem Vergnügen abschreiben:

„Ihr trauriges Schicksal hat mich sehr ge„rührt. Ich kenne Sie nicht und habe Sie „auch nie gesehen. Ich schicke Ihnen hier „die nöthigsten Bedürfnisse zu Ihrer Reise. „Der Krieg hat auch mich hart getroffen, und „ich mußte besonders viel von Ihren Lands„leuten ausstehen. Ich würde daher gern ein „mehreres thun, wenn es mir möglich wäre. „Vertrauen Sie auf Gott und überzeugen „Sie sich, daß es in Schlesien auch gute „Menschen giebt. Gott begleite Sie! dieß „wünscht Ihnen eine schlesische Gräfin."

(Der Himmel segne diese edle Frau! so ruft gewiß jeder Leser mit uns.)

Hr. v. T. gieng nun nach Dresden, von da nach Würzburg, wo ihm ein östreichischer Soldat, Joseph Mudel, alle die Geschenke der schlesischen Gräfin wieder stahl; denn überall bestohlen zu werden, scheint sein Schicksal zu seyn. Lange kämpfte er nun mit Krankheit und Nahrungssorgen, und abermals würde vielleicht ein Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht haben, wenn nicht Frau v. Krüdener und ihr Schwiegersohn, Hr. v. Bergheim, ihm christlichen Muth eingeflößet und ihn vom Kopf bis zu den Füßen neu gekleidet hätten.

Nochmals schilderte er dem Könige von Preußen seine Lage, und klagte über den General v. Röder, der ihn, unverhört, in all dies Elend gestürzt habe. Hierauf wurde des Generals Vertheidigung mit der Bemerkung ihm mitgetheilt, „daß er durch eigene Schuld das erlittene Unge„mach sich zugezogen habe." In der Vertheidigung des Generals kommen freylich allerley schwere Beschuldigungen vor, die wir übergehen, weil Hr. v. T. sie widerlegt.

Unterdessen wurde der Spitzbube Dähler in Altenburg verhaftet, und, seiner eingeraumten mancherley Verge-hungen halber, ins Zuchthaus gesetzt. Unter andern gestand er, daß er seinen Herrn fälschlich als Spion denuncirt habe. Doch von den gestohlnen Sachen bekam Hr. v. T., trotz aller angewandten Mühe, nichts zurück — als eine leere Schatulle. Wir wünschen ihm von Herzen, daß diese, durch die Großmuth der Monarchen, an welche er sich gewendet, recht bald wieder gefüllt werden, und er endlich die frohe Stunde erleben möge, in der er seine, Gerechtigkeit suchende, Brille ablegen könne.

Cornelia.

Das Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1819, von Schreiber, verdient auch diesesmal um mancher angenehmen Gabe willen ausgezeichnet zu werden. Der Titel ist etwas zu eng, denn wir sehen nicht ein, warum das Büchlein nicht eben so wohl deutschen Jungfrauen und deutschen Männern Vergnügen gewähren sollte. Dinge, die sich blos auf deutsche Frauen bezögen, haben wir nicht darinn gefunden, wohl aber — wie es bei solchen Sammlungen zu gehen pflegt — manches was seines Platzes nicht ganz würdig ist. Wir rechnen dahin die unbedeutenden Gedichte von Reinbeck, in welchen die alltäglichsten Gedanken sehr alltäglich vorgetragen werden; eben so die von Wieland und einige andere. Hingegen wollen wir (ausser denen des Herausgebers, die fast durchgehends recht lieblich sind) noch ein paar der kürzern ausheben, die uns vorzüglich gefallen haben. Das erste derselben ist blos mit einem A, das andere Meusebach unterzeichnet.

Trost im Winter.

Die Schneewind' ziehn
Durchs Thal dahin,
Der Schäfer singt: ich scheide,
Ade, du liebe Weide!
Der Baum ist kahl,
Der Rasen fahl,
Der Vogel singt: ich scheide,
Ade, du Baum der Haide!
Das Haar wird weiß,
Der Busen Eis,
Und Amor singt: ich scheide,
Mir graut vor'm Winterkleide.
Das Herz so schwer!
Komm, Flasche, her,
Du bist mir noch geblieben
Und etwas muß man lieben.

Die müden Kinder.

Schläfrig dehnt im Sofa sich Eins, an der Lehne des Stuhles Schnarchet ein Anderes, am Tisch sitzet das Dritte und schnarcht.
„Kinderchen, kommt! ihr liegt so hart; ich bring' euch zu Bette." —
— „Laß uns, o Mütterchen noch! sind ja kein Bißchen noch müde!"
Also, ermüdet vom Spiel des Lebens, so rufen wir all' einst
Aber die Mutter Natur bringet uns freundlich zu Bett.

Der Erzählungen in Prosa sind sechs, unter welchen abermals die des Herausgebers das meiste Interesse und die meiste Lebendigkeit haben, besonders Peter von Staufenberg, eine Sage, die der Ortenau angehört, die bereits im 15ten Jahrhunderte zu Straßburg im Druck erschien, und aus welcher Fouqué seine liebliche Undine geschöpft hat.

Die beigefügten Kupfer sind größtentheils trefflich gearbeitet, besonders das, welches die Undine auf dem Brunnen sitzend darstellt, eine der lieblichsten Gestalten, die wir jemals erblickt haben.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 30. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Kephalides Reisen. (Fortsetzung.)

Syrakus. Die Reste des Dianen-Tempels, den uns Cicero als den wichtigsten nach dem der Minerva schildert, sind so jämmerlich zusammen geschwunden, daß sie sich in die Butter- und Speise-Schränke des Herrn Advokaten Santoro verkrochen haben. Sie bestehen in einigen Säulenresten, welche sich durch die Stockwerke im Hause jenes Rechtsgelehrten in aufrechter Stellung hindurch ziehen. Man eröffnete uns mit größter Freundlichkeit die Schränke, welche im zweiten Stockwerk um die Kapitäle, so wie die, welche zu ebener Erde um die Piedestale aus Bretern zusammen geschlagen sind, während die kleinen Töchterchen des Herrn Santoro neugierig um uns herssprangen.

Don Maria Landolina. Der König hat ihm die ehrenvolle Würde seines Vaters, nämlich die Aufsicht über die Alterthümer Syracusens übertragen, indeß bedauerte er nicht besser unterstützt zu werden, indem der König selber, da Landolina den Müller, welcher seine Mühle auf die Sitzreihen des Theaters angelegt hat, fortgeschaft wissen wollte, ihm einstens sehr gleichgültig antwortete: „è meglio un mulino che un gradino." (Besser eine Mühle als eine Treppen-Stufe.)

Die Syracusaner. Wir hatten hierbey zum erstenmal Gelegenheit, die seltene Schönheit der Syracusanerinnen zu bewundern. Im Ganzen genommen waren uns bisher die Gesichtszüge des Sicilianers etwas verzerrt und mohrenartig vorgekommen; seine Farbe ziemlich dunkel, sein Haar sehr schwarz, sein Ansehen südlich und heiß, besonders aber sein Auge tief, feucht- und brennend; der ganze Mensch konnte die große Nähe Afrika's, das nur dreißig Meilen entfernt ist, nicht verleugnen. Hier in Syracus aber, und auch besonders in Catanien, schien uns das Blut außerordentlich schön; die Gesichter, besonders der Weiber, haben nicht selten erlesene griechische Profile, und ihre Farbe war Milch und Rosen. Ihre hohe und schlanke Gestalt würde diese Reize nicht wenig vermehren, wäre sie nicht durch eine geschmacklos gefaltete Volkstracht äußerst verstellt. Ein schwarzer Mantel, der unter der rechten Schulter mit einem Knoten zusammen geschürzt und über den Kopf geschlagen wird, so daß er den vollen Nacken leider ganz bedeckt, dient den meisten zur Hülle, und macht daß man alle für bucklicht oder doch wenigstens für schief gewachsen halten sollte.

Fest und Kirche der heiligen Lucia. Durch die weit geöffneten Thore strömte die Menge schreyend und larmend aus und ein, ohne dem Hause Gottes auch nur die geringste Ehrerbietung zu bezeigen. Im Hintergrunde desselben wurde unter Schlagen, Hämmern, Fluchen und Schelten, die Heilige auf ein mit Tragbalken versehenes Gerüst gesetzt, um sie flott zu machen; Straßenbuben jagten sich dabei umher, oder lagen an den Altarstufen auf dem Bauche, reckten die Beine gen Himmel und pfiffen sich lustige Weisen. Die Kirchendiener machten die Toilette der Heiligen, und umhingen sie auf's zierlichste mit Schmuck und Kostbarkeiten, denn sie sollte einen Besuch bei ihrer Schwester im Dom machen, daselbst einige Wochen verweilen, und dann mit demselben Pomp ihre Rückkehr antreten. Bei dem allen gieng man sehr plump mit ihr um, und entblödete sich gar nicht, in ihrer Nähe Worte auszustoßen, welche den Wangen dieser heiligen Jungfrau, wenn sie nicht von Holz gewesen wären, sicher einige Röthe abgenöthiget hätten. Indeß aber versicherte uns ein gläubiger Syracusaner „nichts sey ersprießlicher „als eine so vortrefliche Schutzpatronin zu besitzen; „noch neulich habe sie, bei Gelegenheit einer Hungersnoth, vier Schiffe voll Getreide geschickt." Endlich hatte man die heilige Lucia flott gemacht, und unter dem Läuten aller Glocken, dem Donner der Böller, und den zahllosen Eh viva's der Menge trat sie ihre Reise nach dem Dom an. Glückseelig wer die Schulter mit unter die Tragbalken des heiligen Bildes stellen konnte! Unter gleichem Lärmen und unerhörtem Scandal wurde die junge Heilige in der Domkirche abgesetzt. Hierauf stellte sich einer auf den Giebel der Kirche und ließ eine Menge Tauben fliegen, womit der erste Act des Festes endigte. Wirklich die Italiäner glauben mit unendlicher Sorglosigkeit, sind niemals freigeistisch und frivol.

Seltsame Landstraße. Wir machten uns, auf das schöne Catanien hoffend, eilig auf den Weg, trotz der fast verzehrenden Hitze, die,

nachdem wir eine blumige Wiese vergnügt durchzogen hatten, und uns wiederum dem Meere näherten, in einer Sandwüste, in deren beweglichen Dünen wir bei jedem Schritt mehr rückwärts glitten als vorwärts kamen, beinahe unerträglich wurde. Eine sogenannte Fiumara oder Wildbach ergießt sich hier ins Meer, und da über ihn, so wie allgemein in Sicilien, keine Brücke gebaut, sein Bett aber tief und unsicher ist: so führt die große Landstraße, um seine Mündung herum lenkend, durch die Wellen des Meeres. Am Ufer steht eine Hütte, in welcher sich zwei bis drei Piloten aufhalten, deren einziges Geschäft es ist, die Maulthiere der Reisenden durch die Wellen zu leiten, oder wenn jene etwa vor dem Schäumen und Brausen derselben scheu werden sollten, diese auf dem Rücken hindurch zu tragen; was vielleicht eine feine deutsche Dame in Verlegenheit bringen könnte, falls sie genöthiget wäre, auf solch einem zweibeinigen Saumroß, das nicht mehr Bekleidung an sich trägt, als ein vierbeiniges, durch das Meer zu reiten; die Sicilianerinnen müssen es doch aber so genau nicht nehmen, da hier einmal die Heerstraße geht. (Die Fortsetzung folgt.)

Die Turnkunst.

Wir haben lange nicht von dieser edlen Kunst gesprochen, und sprächen auch am liebsten gar nicht mehr davon, da wir schon zu oft die unangenehme Erfahrung gemacht haben, daß die Herren Turner jeden Mittelweg als einen Abweg, und jede Warnung vor Uebertreibung als Hochverrath ausschreien; kurz, daß sie wie Betrunkene durchaus nicht kühl über die Sache nachdenken und eben so wenig gelassen darüber sprechen können. Indessen haben wir uns nun einmal gegen unsere Leser verbindlich gemacht, treulich anzuzeigen, was über diesen Gegenstand pro und contra gesagt wird, und darum ermangeln wir nicht, die beiden neuesten Schriften zu beleuchten, deren Eine, für die Turnkunst, betitelt ist: Neueste Schrift über das Turnwesen von einem Schulmanne; die andere, dagegen: Scheerer's Turnfehde oder wer hat Recht? zweiter Theil.

Der gelehrte Schulmann, Verfasser von Nr. 1, leitet das Wort Turnen aus dem griechischen τόρνος ab, und meint, wenn das Turnen in Deutschland allgemein, und dadurch Einheit des Volkes, Nationalität befördert werde, so sey der höchste Zweck erreicht. (Ja, wenn!) Es sey übrigens keine neue, sondern nur eine aufgeneute Sache; schon der Apostel Paulus spreche im neuen Testamente ganz turnmäßig; (!) Kaiser Heinrich der Vogler habe turnen lassen, und dadurch die Ungarn besiegt — auch die Kreuzzüge gehören in die Geschichte des Turnens — und überhaupt hätten alle gebildete Nationen des Alterthums Leibesübungen gehabt und gut befunden — (wer hat daran gezweifelt?) — der Turnplatz habe Schranken des Anstandes und der Zucht — ein träger Schulknabe dürfe nicht turnen (?) und es werde nicht undienlich seyn, wenn die Schullehrer mit den Turnvorstehern etwa alle Vierteljahre Zeugnisse über ihre Scholaren wechselten. Vieles was der Schüler aus den Kriegshistorikern oder Dichtern in der Schule höre, das übe er auf dem Turnplatze; (?) er lerne den Soldaten würdigen; er dringe durch eigene Versuche in die Erzählung des Geschichtschreibers mit Leben ein — er begreife, ob und wie es möglich war, daß die Gallier, nach dem Zeugniß des Livius, das Kapitol erkletterten — (!) auf solche Weise gewinne der historische Glaube bei den jungen Studirenden Platz — (!!!) — auch bei Uebertreibungen der Dichter traue man die richtige Abschätzung nur dem practischen Turner zu — (!!!) — denn der Turner beurtheile mit weit mehr Leben als der blose Buchstäbler, ob die Männer würklich so große Steine, als der Dichter beschreibt, haben werfen können, um ein Thor aufzusprengen — (ein gewaltiger Vortheil!) — Kurz, nur der Turner verstehe, wie weit Geschichte, wie weit Fabel gehe — ob die griechischen und persischen Tageläufer würklich in Einem Tage so weit haben laufen können u. s. w. (Bisweilen weis man in der That nicht, ob der ehrliche Schulmann spaßt oder im Ernste spricht.)

Den Vegetius über die römischen Waffenübungen, wird er künftig weit lieber lesen, wenn er die jungen Turner vor sich hat, die ihn selbst über manches belehren können. (Bravo! so weit sind wir schon durch das Turnen gekommen, daß der Lehrer vom Schüler Belehrung erwartet.) — Vormals habe man den Tacitus kalt gelesen, (wer hat das gethan?) jetzt erst komme durch das Turnen Leben in die alte Literatur. (!)

In Zukunft würden die Krankheiten der Gelehrten weichen, und kein Tissot brauche mehr darüber zu schreiben — man werde die gesunden, raschen, beweglichen Knaben nicht mehr unruhige, muthwillige, böse Buben schelten — (wenn sie die Fenster einwerfen) — der Präceptor werde eine schaafige Natur nicht mehr loben, weil es ihm bequemer sey sie zu hüten — man werde den

Menschen nun auch von andern Seiten kennen lernen, denn er sey noch lange nicht ausgelernt — es erscheine nicht mehr entsetzlich wunderbar, daß Simson einem Löwen den Rachen aufreiße — nun werde man aus der Zeit des Redens in die Zeit des Thuns gelangen, und der Lehrer die weinerliche, verweichlichte Jugend nicht mehr ertragen müssen.

„Schon hatte ich einen Fall. Ich sah in „meiner Schule neulich einen Knaben mit zwei „Wunden im Gesichte. Ich fragte ihn darnach. „Er antwortete mit Lächeln, er habe sie auf dem „Turnplatze erhalten, weil Kinder Steingen dahin „geworfen hätten. Ich freute mich, wie unbedeu„tend der Knabe die Sache ansah."

Die Anecdote von dem Pagen Alexanders des Großen, der eine glühende Kohle, die ihm auf die Hand fiel, tapfer fortbrennen ließ, habe mancher Weichling sonst für eine Fabel gehalten, ein Turner hingegen zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit. (Wir aber zweifeln, daß unter hundert Turnern auch nur Einer es dem Pagen nachmachen würde.) — „Die entsetzlichen Sprünge der Pajazzo's dürften in unsern Zeiten weniger angestaunt, wohl aber mehr nachgeahmt werden." (Ein köstlicher Vortheil!) — Auch will der Schulmann wetten, daß Philadelphia's Geschwindigkeit jetzt schneller als sonst von manchem Zuschauer werde abgelernt werden. (Abermals ein köstlicher Vortheil!)

Der Schneider, der Nagelschmidt, würden den Oberkörper nicht mehr eingebuckelt vorbeugen, und der Stuben sitzende Gelehrte Brust und Unterleib nicht mehr einwärts kehren. — Freilich könnte die Furcht, von der Jugend ausgelacht zu werden, manchen ältern Ehrenmann von der Turnbahn abschrecken, aber „man denke sich kaum, wie groß die Bescheidenheit der jungen Leute sey. (!!!) — Turnvereinigung sey die schicklichste Vorbereitung zur Waffenvereinigung. Nur Ein Aufgebot, und jeder turngeübte Deutsche werde sich zum Panier stellen, wohin es ihn auch führe. (Ob die Turner würklich, wenn einmal wieder ein Krieg ausbrechen sollte, sich so freudig herzudrängen werden, das muß die Zeit lehren; wie auch ob sie mehr Heldenthaten verrichten werden, als andere ehrliche Leute, die nicht geturnt haben. Vor der Hand ist erlaubt daran zu zweifeln.) —

Durch die Turnübungen soll ferner eine gleichmäßige Eintheilung zwischen Geistes- und Körperbeschäftigung der Jugend gewonnen werden. (Aber eben das Gegentheil ist ja bis jetzt gerügt worden?) —

„Wir wollen erleben," sagt der Schulmann, „daß sich der Knabe von selbst erinnert, von dem „Turnplatze nach Hause an sein Buch zu gehn." (Daß der Verfasser es erleben will, ist leichter zu glauben, als daß er es erleben werde.) — Endlich führe uns auch das Turnen auf die Fußtapfen der Alten in ihrer Lebensweise, denn — Kaiser Vespasian habe sich auf dem Ballplatze tactmäßige Bewegung zu seiner Gesundheit gemacht, und sey auch, nach des Suetonius Zeugniß, sehr gesund gewesen. (Der Kaiser Vespasian hat aber nie geglaubt, daß sein Ballspielen die Stützen des römischen Reiches wären.) —

In der Folge fragt der Schulmann: ob die Turnplätze Hoffnung zu hohem deutschem Muthe geben? und antwortet: es sey ja wohl gewiß, daß hoher deutscher Muth eben die Turnplätze eröffnet habe. (Wir gestehen, daß wir nicht begreifen, warum eben Muth dazu gehören soll, einen Turnplatz zu eröffnen? daß übrigens ein solcher Turnplatz eine gewisse Keckheit und Wagehalsigkeit verleihe, daran zweifeln wir nicht; aber auch Muth? wahren Muth? wahrlich! eben so wenig, als ein Feldherr Talent auf dem Exercier-Platze erwerben wird. Das Wagestückchen, die Fenster einzuwerfen, ist noch kein Muth.) —

Der Knabe, heißt es ferner, lerne jetzt sich freuen, in den Krieg für's Vaterland zu ziehn, da hingegen vor nicht langer Zeit der lendenstarke Mann vor dem Gedanken eines Heerzuges noch gezittert habe. So könnten 10 Jahre den Geist einer Nation verändern. (Sollte man nicht glauben, die Knaben hätten das Vaterland befreyt und die lendenstarken Männer hätten zugesehn?) —

Nachdem der wackere Schulmann auf solche Weise auf 64 Seiten das Turnen zum Kern aller Tugenden und Wissenschaften erhoben hat, preßt ihm endlich die Macht der Wahrheit auf der 65sten folgendes Bekenntniß ab:

„Die Wissenschafts-Studien schei„nen zwar jetzt von manchem jungen „Menschen etwas ausgesetzt zu werden; „es gehe aber nur der erste Enthusiasmus vorüber, „und wir werden die Schüler ebenso eifrig nach ih„ren Schulsitzen eilen sehen, als nach den Schran„ken der Rundbahn." (Es ist nur schlimm, daß nach diesem Geständniß eines Schullehrers, jenes Aussetzen der Studien etwas Gewisses ist, dieses Vorübergehn aber noch zu erwarten steht.) — Eine Schattenseite des Turnens aufzufinden, koste Mühe. Was man etwa fürchten könne, wären Schadennehmungen am Körper, (Kleinigkeit!) wohl auch an der Gesundheit bei Einzelnen. (Aber-

mals ein merkwürdiges Bekenntniß.) Der Schade des Einzelnen könne aber nicht gegen den Vortheil des Ganzen sprechen. (Nur werden wenige Eltern Trost in dieser Wahrheit finden, wenn ihr Sohn zu den Einzelnen gehört, die am Körper Schaden genommen.) — Weniger zu fürchten sey eine gewisse zu frühe Verbindung; denn wenn alle deutsche Turnplätze in Verbindung träten, so werde es Nationalverbindung, und der höchste Zweck sey erreicht. (Du lieber Gott, wie tief wären wir Deutsche gesunken, wenn wir eine Verbindung von ein Paar hundert spielenden Knaben eine Nationalverbindung nennen müßten!) — Eine entstehende Anmaßlichkeit der jungen Leute sey freilich eher zu besorgen — (das dritte merkwürdige Bekenntniß,) — aber es sey ja auch kein Wunder, da sie sehen, daß sie oft mehr verstehen als mancher Alter. (Bravo! wenn der Lehrer selbst seinen Schülern das weiß macht, so ist es freilich kein Wunder und ihnen sehr zu verzeihen, wenn sie anmaßlich werden.) — Daß übrigens das Turnen mancher Lebensart hinderlich sey, werde nicht ohne Grund vermuthet, und die Erfahrung werde es noch bestätigen — (das vierte merkwürdige Bekenntniß) — denn die Armmuskeln würden zu straff und überstärkt, so daß z. E. ein Turner weder als Mahler den Pinsel führen, noch als Virtuos den Violinbogen regieren könne. Aber was schadet das? wenn auch die Mahler und Virtuosen aussterben, Vivant die Turner!

Es ist uns bei'm Durchgehn dieser Schrift mehr als Einmal so vorgekommen, als habe der Verfasser eine Satyre schreiben wollen; doch seine Lage als Schullehrer in Eisenach, hat uns überzeugt, daß er es ehrlich meinte. Als höchst löblich ist an ihm zu rühmen, daß er der Erste ist, der für das Turnen ohne Leidenschaft, ohne Schimpfen geschrieben. Sicherlich hat er es aber auch seiner eignen Parthey nicht zu Danke gemacht. —

Wir kommen nunmehr auf den zweiten Theil der Turnfehde. Hier wird in der Vorrede aufmerksam darauf gemacht, daß die revolutionären Spenceaner in England ebenfalls ein Schimpfbuch besitzen, worin ihre Gegner aufgezeichnet werden. Seite 7 wird eine Art von Ausforderungsbrief mitgetheilt, den der Vorturner Maßmann aus Berlin, jetzt Bursch zu Jena, an den Verfasser geschrieben, und weshalb dieser ihn bei dem academischen Senat zu Jena belangt hat. Da die Herrn Mitglieder dieses Senats sämmtlich Glasfenster haben, so werden sie ohne Zweifel mit Vorsicht zu Werke gehn.

Wahrhaft empörend ist, was Seite 19 der alte, wackere Professor Wadzeck von seinen Schülern schreibt: „Mit Grimm erfülltem Blick, und „mit schneidender Kälte erwiederte Mancher den „freundlichen herzlichen Gruß, den der alte Lehrer „ihm bot, und wenn ich um Mitternacht im einsamen Zimmer mich vorbereitete zu dem, womit „ich am folgenden Tage zu nützen strebte, dann „schwärmten vor meinem Fenster die muntern Straßenjünglinge und riefen mir geyfernde Worte zu. „Man schrie mir selbst am Tage die gröbsten Injurien in's offene Fenster und meinte mich dadurch zu entehren. Man nannte meinen Namen „mit Zusätzen, die bis dahin ihm Gottlob fremd „waren. Man bemahlte einen Klotz mit einem „Fratzenkopfe, gab diesem meinen unbescholtenen „Namen, und warf nun mit Stangen nach ihm, „und wer ihn getroffen, der war ein Held, und „recht kluge Menschen munterten die Jünglinge „dazu auf und meinten ja: das sey dem schufftigen Kerl ganz recht. Man nannte in Zeitungen, „Wochen- und Tagesblättern meine ehrlich dargelegte Ansicht und Warnung ein unerhörtes Verbrechen; nannte mich einen völlig unbekannten „Schreibmeister (obwohl unter den vielen mir fehlenden Vollkommenheiten das nützliche Schönschreiben leider oben an steht) einen Böotier, „dessen Verstand viel zu umwölkt sey, um das „Große und Erhabene der Seiltänzerkünste zu ahnen; denn das mäßige Turnen unter guter „Aufsicht, in abgelegenen Gärten und Räumen, „so wie es die edlen Basedow, Salzmann „und Gutsmuths geordnet, hatte ja der Mann „mit dem dicken Verstande gut und löblich genannt, „u. s. w."

(Warlich! wer nach dem Lesen einer solchen Schilderung nicht mit Händen greift, daß durch das Turnen, so wie es jetzt getrieben wird die jungen Gemüther verwildern, der hat keine Hände um zu greifen, oder er ist blind.) —

Seite 28 wird gerügt, daß man, bei Untersuchung der Nachtheile des Turnens in physischer Hinsicht, so oberflächlich, beschönigend und schonend verfahren, und der Verfasser sagt: „ich kenne selbst zwei liebenswürdige Jünglinge, Söhne „angesehener Kaufleute, die wohl in ihrem Leben „nicht wieder turnen werden, weil sie — Krüppel sind. Ich kenne den Bruder meiner Freunde, der fleißigen und thätigen Gebrüder G*, der „seiner Auflösung schmerzhaft und wünschend entgegen blickt." —

Beispiellos sey es, daß bei der Untersuchung nur Ein Theil gehört, und der Andere gar nicht beachtet worden. — Wer die moralischen Nach-

theile zu übersehen im Stande sey, der wisse weder was auf dem Turnplatze Berlins geschehen, und noch täglich geschehe, noch was die Sansculotten auf der Wartburg vorgenommen, und durch das heilige Liebesmahl bestätigt haben. —

Lächerlich ist eine mitgetheilte Bekanntmachung aus dem Wochenblatte für den Mühlhauser Kreis, wo der Magistrat erklärt, daß der Turnplatz durch die bisher darauf gehaltenen Viehmärkte entweiht werde, und sie deshalb auf einen andern Platz verlegt.

Mit Recht wird Seite 33 erinnert, es sey freilich leichter, drei Stunden auf dem Turnplatze im fröhlichen Getümmel der Jünglinge sich herum zu treiben, als in einer geordneten Schule 60 bis 80 muntere Knaben 3 bis 4 Stunden hintereinander in Ordnung, Aufmerksamkeit und Spannung zu erhalten. — Das Tanzen werde von den Turnern für überflüssig gehalten, daher auch manche auf den Straßen einhergingen wie Hamburger Rollwagenschieber. — Was man sonst nur höchstens auf Universitäten gefunden, das Austrommeln eines Professors, erlauben sich jetzt sogar Schüler auf Gymnasien u. s. w.

Seite 42 werden die Pariser Turngesetze angeführt, welche die Deutschen beschämen, und welche, wenn man sie auch bei uns einführte, allen Klagen und Vorwürfen ein Ende machen würden. Nach diesen Gesetzen darf z. B. kein Knabe vor dem vollendeten zehnten Jahre den Turnplatz betreten, und auch dann ist noch ein ärztliches Zeugniß seiner physischen Beschaffenheit erforderlich. Mit dem 14. Jahre hat das Turnen ein Ende. Keine altfranzösische oder altburgundische Tracht darf eingeführt werden, keine besondere Turnkleidung, kein langes Zoddelhaar. Das Aufhängen bei den Beinen und die Genicksstärkungsübungen müssen gänzlich unterbleiben, dafür sind die Lehrer den Eltern verantwortlich. Glimpf- und Schimpfbühnen, wie bei den deutschen Turnanstalten, sollen nicht statt haben, hingegen ein Buch, worinn die Lehrer das sittliche Betragen der Turner und ihre Fortschritte in der Schule aufzeichnen, u. s. w.

Der Professor Hillebrand, in seinem Werke über Deutschlands Nationalbildung, giebt dem Turnwesen seinen Beifall nicht. Ein tüchtiges Streben will er bei Vielen nicht leugnen, doch kann er den Nutzen, so gern er möchte, nicht einsehn. Die ganze Turnanstalt gehe nicht aus dem Volke und dessen Leben hervor, sondern sey etwas methodisch Aufgedrangenes und darum Verwerfliches. Das Hinsehen und Hinweisen auf die Griechen sey unpassend und beweisleer. Die vorzüglichste und natürlichste Gymnastik bleibe ewig und sicher das freye Verkehren und Reiben und Tummeln der Jugend unter sich.

Auch der Superintendent Keber zu Bartenstein schreibt: die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß Kinder in ihrer Körperkraft und deren Anwendung weiter kommen, wenn aller Zwang und alle pedantische Stufenfolge dabei wegfallen, wenn keine Kunst daraus gemacht, vielmehr Alles der Natur überlassen wird. Ferner sagt er: so manches Knäbchen habe er gekannt, welches auf dem Tanzboden vom Meister Beifall einerndtete und — nicht lesen konnte. Ganz unvermeidlich sey es, daß ein Kind, welches bei den Turnübungen Beifall erhalte, dann gleichgültig, ja unwillig die Stunden hinschleichen lasse, die bei den Büchern zugebracht werden, indem es sich bei dem Tadel der Lehrer damit tröste, daß es bei'm Klettern u. s. w. desto besser gehen werde. Auch sey es gewiß, daß schwächliche Kinder, von Ehrgeiz verleitet, ihre Kräfte überspannen, und dadurch den Keim zum Siechthum legen, auch wohl sofort bedeutenden Schaden nehmen, wovon er Beispiele aus seiner Nähe aufstellen könne. (hört!) — Er schließt mit dem Wunsche: „möchten unsere „Nachkommen nur bei Gelegenheit das als Turn„kundige leisten, was unsere Jugend ohne Turn„übungen geleistet hat! woran ich aus den ange„führten Gründen zweifeln muß."

Der Verfasser der Turnfehde führt am Schluß seines nützlichen Büchleins auch noch ein Turnlied an, in welchem unter andern gesungen wird:

Nicht zecken und nicht scheeren
Soll uns ein fauler Bauch.

Das ist nemlich ein elendes Wortspiel mit den Namen Wadzeck und Scheerer. Man sieht daraus, daß die Turner auch im Witzmachen Unterricht erhalten, und daß, wenn einmal der alte Pasquino zu Rom sterben sollte, man unbedenklich einen Turner an seine Stelle empfehlen kann.

Naturgeschichte.

Home hat, in den philosophischen Transactionen, über die eßbaren Nester der Javaschwalbe und die Drüsen geschrieben, welche den sie zusammensetzenden Schleim absondern. Manche

haben geglaubt, diese Nester bestünden aus dem Schleim der Mollusken, welche von jenen Vögeln auf der See ergriffen werden, oder sie wären aus Gattungen des Tang's (Meergrases) gezogen, oder gar aus halb verdauten, ausgeworfenen Nahrungsmitteln. Allein Raffle (der gewesene Gouverneur von Java) hat dem Verfasser bestimmt versichert, das die Schwalben diese Substanz aus ihrem Magen zurückbringen, und bisweilen mit solcher Anstrengung, daß Blut darauf erfolgt. Sie sind also den Bienen zu vergleichen, die das Wachs zu ihren Zellen auch selbst absondern. Uebrigens sind nicht alle Schwalbennester auf Java aus dieser Substanz gemacht, sondern nur die in Höhlen, 10 Meilen von der Küste angebauten, wo es an anderem Material fehlt; die Küstenschwalben hingegen erschöpfen ihre Absonderungsfeuchtigkeiten nicht, da sie eher andere Materialien finden als jene Höhlenbewohner, die auch nicht wandern, sondern Jahr aus Jahr ein auf Java bleiben. — Das Nest selbst scheint aus einer zwischen Gallert und Eiweiß schwebenden Substanz zu bestehen, löst in warmem Wasser nach einigen Stunden sich auf und dehnt sich aus. Bekanntlich bezahlen die Chineser diesen etwas ekelhaften Leckerbissen theuer, weil sie ihm dieselbe Kraft zuschreiben, welche die tatarische Wurzel Ginseng besitzen soll. —

Aus dem Tagebuche einer Reise nach Siebenbürgen: „Wir langten gegen 6 Uhr Abends im Nachtquartier Szavata an. Hier machte ich eine Erfahrung, welche mich in das größte Erstaunen setzte. Ich hatte meine Beamten gleich bei der Ankunft mit einem Auftrage verschickt. Bei ihrer Rückkehr erzählten sie mir, daß sie in einem Kukuruzfelde (türkisch Korn) mehrere Schlingen aufgestellt gefunden hätten, in deren einer ein Hund erdrosselt gewesen sey. Trotz dieses erdrosselten Hundes fiel mir dennoch nicht ein, die Hunde für den Zweck der Schlingen zu halten. Ich ließ also meinen Hauswirth rufen, um von ihm die nöthige Aufklärung zu erhalten. Ich erfuhr nun, daß die Schlingen allerdings für die Hunde gestellt seyen, denn, sagte der Bauer, so ungern wir unsere Hunde verlieren, so sind wir dennoch zu dieser Maßregel genöthigt, weil sie uns sonst allen Kukuruz auffressen, und uns bleibt bis zur Reife nichts als der Stengel. Kein Land in der Welt ist so wie Siebenbürgen (und die Türkei) mit Hunden gesegnet, und in keinem Lande leidet der Hund mehr Hunger. Von seinem Herrn erhält er durchaus nichts. Er muß sich seine Nahrung auf allen Straßen, auf den Misthaufen und in Pfützen suchen. Was er dort findet, ist sein, aber was kann er bei der großen Concurrenz finden? Auch ist der siebenbürgische Haushund nichts anders als ein mit einer schmutzigen Haut überzogenes Skelet. Der Hund, sich selbst überlassen, muß da wohl auf seine Erhaltung speculiren, und nach der Entdeckung, welche er gemacht hat, ist eine immer zunehmende Verwüstung der Kukuruzfelder mit Gewißheit zu erwarten. Entweder sind die Hunde entbehrlich, oder sie sind es nicht. Im ersten Falle giebt es kürzere Mittel, ihre Anzahl zu vermindern, als die armseligen paar Schlingen; im andern Falle füttere man sie bei Hause, und man wird nicht von Nöthen haben, sie in den Kukuruzfeldern zu erwürgen. Aber da predigt man tauben Ohren. —

Folgende, der Aufmerksamkeit höchst würdige, Bemerkungen macht im Hesperus Hr. v. Guilleaume, Bergrath und Oberforst-Inspector in Siebenbürgen:

„Wenn man die Werke unserer Naturforscher nur so liest, so findet man alles recht scharmant, aber wenn man sie ex professo vornimmt, und sie kritisch prüft, dann verlieren die Verfasser vieles von der Glorie, welche ihre Häupter umgiebt.

Ich verehre den Namen Linnée wie es sich gebührt, das heißt innig aber ohne Abgötterei. Ich beuge mich vor ihm als Botaniker, und gestehe ihm hier gern die Unsterblichkeit zu, als Ornitholog aber keineswegs. Daß seine Naturgeschichte der Vögel äußerst unvollkommen ist, wäre zwar gerade kein Grund zum Vorwurfe, aber ich meine, Linnée habe in dieser Hinsicht würklich nicht das geleistet, was er wohl hätte leisten können.

In der Zeit, wo ich die Naturgeschichte eigentlich studirte, war es natürlicherweise nichts Seltenes, daß ich einen Vogel schoß oder fing, den ich nicht kannte. Was war da anders zu thun, als die Zuflucht zum Linnée zu nehmen? Allein, und dieß ist mir noch jetzt eine ärgerliche Erinnerung, nie war es mir möglich, den Vogel aus der alleinigen Beschreibung ohne die Hülfe illuminirter Kupfer zu erkennen, denn immer fehlte etwas Wesentliches, was wenigstens bei einheimischen Vögeln, die alle Tage zu haben sind, der Fall nicht seyn sollte.

Unsere Funke, Bertuche und ihre Nachdrucker mahlen Kupfer für baares Geld. Daraus lernen unsere Kinder gros und klein die Naturgeschichte. Sie wissen genau jedes Individuum zu beschreiben, und wenn man ihnen den würklichen Vogel unter die Nase hält, so kennen sie ihn nicht.

Wie Graf Büffon arbeitete, habe ich in einer

Zeit, wo ich seinem ehemaligen Würkungskreise ziemlich nahe war, und das Ding bei weitem besser verstand als jetzt, Gelegenheit genug gehabt, zu erfahren. Es scheint, daß es hier mehr darum zu thun war, ein glänzendes als ein richtiges Werk zu schreiben. Was die Correspondenten berichteten, blieb, wenn nicht gerade von Drachen mit zwölf Köpfen die Rede war, Dogm, und wurde als Glaubensartikel aufgestellt. Ohne Ungerechtigkeit kann man den Herrn von Büffon des Leichtsinns in seinen Behauptungen beschuldigen. Hier gleich ein Exempel aus dem Kapitel Raubvögel:

„Eine andere Wirkung dieser theils natürlichen, „theils angenommenen Härte besteht in der Abnei„gung von der Geselligkeit. Niemals wird man „sehen, daß Raubvögel oder fleischfressende Raub„thiere sich mit einander vereinigen. Sie schwei„fen, gleich den Räubern, einsam herum. Blos „das Bedürfniß des Vermehrungstriebes, welches „nach dem Triebe der Selbsterhaltung unstreitig das „stärkste seyn mag, unterhält noch eine Vereini„gung zwischen den männlichen und weiblichen „Raubthieren. Da sie beide sich ihren Unterhalt „verschaffen, und sogar im Kampfe mit andern Thie„ren einander beistehen können, so pflegen sie, auch „nach der Befriedigung ihres Paarungstriebes, ein„ander dennoch nicht zu verlassen. Man wird fast „allemal ein Paar solcher Vögel an einerlei Ort „antreffen, fast niemals aber wird man sie Völker„oder Familienweise zusammen vereinigt sehen. Die „Adler, als die größten unter ihnen, die eben des„wegen auch den meisten Unterhalt brauchen, las„sen es nicht einmal geschehen, daß ihre Jungen, „die sie nun als ihre Nebenbuhler betrachten, sich „in der Nähe bei ihnen aufhalten dürfen, da doch „alle Vögel und vierfüßige Thiere, welche sich „blos von den Früchten der Erde nähren, mit ih„rer Familie zusammen leben, Gesellschaft von ih„res Gleichen suchen, sich in großen zahlreichen „Truppen versammeln, und von keinem andern „Zank, von keiner andern Ursache des Streits „wissen, als den der Vermehrungstrieb oder die „Zärtlichkeit für ihre Jungen veranlasset. Denn „fast bei allen, sogar bei den sanftmüthigsten Thie„ren, pflegen zur Zeit ihrer Brunst die Männchen „eine Art von Muth und alle Weibchen zur Ver„theidigung ihrer Nachkommenschaft, eine sonst un„gewöhnliche Wildheit anzunehmen.“

Die Härte, von der hier gesprochen wird, soll darin bestehen, daß die alten Adler ihre Kinder aus dem Horste werfen, von sich verstoßen und in ihrem Revier nicht mehr dulden, eine Behauptung, die durchaus falsch ist. Wie manchen Tag habe ich damit zugebracht, in einem verborgenen, natürlichen oder künstlichen Schlupfwinkel die häusliche Wirthschaft dieser Thiere mit meinem Fernglase zu beobachten. Ich habe nicht das, sondern ganz das Gegentheil gesehen. Wenn die Jungen flicke sind, lockt sie der Alte aus dem Horste, und peitscht sie auch wohl, wenn sie seine Lockungen nicht verstehen wollen, mit Flügelschlägen hinaus. Die Folge beweiset aber offenbar, daß dieses nicht geschieht, um sie zu verjagen, sondern erst, um sie sich ihrer Flügel bedienen zu lehren, und dann sie zum Raube anzuführen; denn sobald sie ihr Pensum verrichtet haben, dürfen sie zum Horst zurückkehren, wo sie dann den Tag über ungehudelt bleiben. Dieses geht so fort, bis die Jungen eingeübt sind. Aber auch dann trennen sie sich keineswegs und bleiben nicht selten nicht blos über Jahr und Tag beisammen, sondern fliegen auch gemeinschaftlich auf Raub aus.

Hätte Büffon alle Jahre ein paar Monate auf dem Lande zugebracht, und alle Tage ein paarmal die Nase zum Fenster hinausgesteckt, so hätte er sicher mehr als einmal nicht ein Paar, sondern mehrere zugleich über den mit Geflügel bevölkerten Höfen schweben gesehen. Diese sind gewöhnlich die Alten mit ihren ausgewachsenen auch überjährigen Kindern. Und wenn sie sich endlich trennen, so geschieht dies nicht im mindesten aus Ungeselligkeit, sondern wegen Mangel an Aesung.

Wer sich davon überzeugen will, beliebe nur nach Siebenbürgen zu kommen, und er wird die Adler in zahlreichen Gesellschaften beisammen sehen. Vor ein paar Jahren sah ich bei Mühlenbach über zweihundert kleine Steinadler auf beiden Seiten der Heerstraße ruhig sitzen. Ich fuhr mitten durch sie hin, sie waren weniger scheu als es die Krähen und Elstern gewöhnlich sind, und blieben so nahe an meinem Wagen sitzen, daß ich sie nicht verkennen konnte. Zum Ueberflusse schoß ich jedoch einen, um volle Ueberzeugung zu haben. Daß diese Versammlung einen Zweck hatte, ist mir unbezweifelt, aber welchen? hatte ich nicht Zeit zu erforschen. Eben so gewagt ist die Meinung, welche Herr v. Büffon äußert, daß es keine Art weißer Adler gebe, daß diese Farbe vielmehr zufällig und eine Würkung strenger Kälte sey. Wahrscheinlich ist die Muthmaßung aus der Parität mit den weißen Füchsen, weißen Haasen, weißen Wölfen u. s. w. hergenommen. Ich habe aber die Ehre, dem Schatten des Grafen und allen denen daran gelegen ist, zu versichern, daß es einen weißen Adler von beständigem Character, nicht im Norden, sondern in unserm gemäßigten Siebenbürgen

giebt, vielleicht der stärkste, grimmigste und fürchterlichste aller bestehenden Raubvögel. Ich sage dieses nur im Vorbeigehen, bis die Umstände reif sind, um Alles zu sagen."

Litterarische Notizen.

Ein Correspondent des Hesperus klagt, daß die Franzosen sich in Wesel eingenistet haben, in einer für Nordteutschland so wichtigen Festung. „Ja, sagt er, sie blieben da und sind noch da. „Schonung ist eine Tugend, sie kann aber auch „zur bereuenswerthen Thorheit werden. In einer „Festung von der Wichtigkeit wie Wesel, dürfen „vernünftigerweise keine Franzosen seyn, es sey „denn, daß sie nicht Franzosen im eigentlichen Sinne des Wortes wären; denn der würkliche „Franzose macht sich eine Ehre daraus, „den Deutschen überlisten und verrathen „zu können. Daß vielleicht in diesem Augenblicke kein einziger dort verdächtig ist, wollen „wir gern zugeben, daß sie aber bei veränderten „politischen Umständen verdächtig werden, ist notorisch, und gewiß glauben wir nicht mit Unrecht, „daß sie, sobald sich ihnen Gelegenheit darbietet, „auch gefährlich werden." —

Wir empfehlen allen Freimaurern eine belehrende Schrift des Freiherrn von Wedekind: Das Johannisfest in der Freimaurerei, mit Anmerkungen für nachdenkende Brüder. Da es blos als Manuscript unter den Brüdern circuliren soll, so enthalten wir uns aller Auszüge in diesem profanen Blatte, und erwähnen blos der sehr wahren Bemerkung: daß der Unterricht vernachlässigt wird, sobald der Mensch aus den Jünglingsjahren tritt, da doch jede Stufe des Alters ihre eigene Bestimmung habe, besondere Anlagen entwickele, und einer eigenen Bildung bedürfe; weshalb nichts wünschenswerther sey als ein Institut, welches den Unterricht über die allgemeine Bestimmung des erwachsenen Menschen dem Zufall entrisse, und ihn jeder Lebensperiode anpaßte. —

Ein Herr Pfarrer Blumhardt hat Buchanan's neuste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Asien aus dem Englischen übersetzt, und sich dabei eine höchst komische Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Im Original steht nämlich: Die Macht der Priester habe unter der verwittweten Königin (the queen dowager) wieder das Uebergewicht erhalten, allein Herr Blumhard macht daraus eine Königin dowager.

Nicht weniger als acht und zwanzig Sammlungen von allerley historischen Anecdoten aus der neusten Zeit, sind nun schon erschienen, anfangs als Schlachtberichte, dann als Bemerkungen und Characterzüge, dann als Ameise, und nun als Echo aus den Sälen europäischer Höfe u. s. w. Lady Morgan, Buonaparte's Itineraire, das General Jomini Werk über den Feldzug von 1813 u. s. w., haben zu dem vor uns liegenden neusten Hefte die Materialien geliefert; also würklich ist das Ganze nur ein Echo, und nur für solche, die weder jene bekannten Schriften selbst, noch in hundert Zeitschriften Auszüge aus denselben gelesen haben. Eine sehr komische Nachlässigkeit des Sammlers finden wir Seite 29 — daselbst wird erzählt, Napoleons Vater habe acht Kinder hinterlassen, worunter fünf Knaben und drei Mädchen waren. Also gab es, außer den fünf Knaben und drei Mädchen, unter jenen acht Kindern noch mehrere? —

Abraham, ein biblisches Drama, hat unter vielen Fehlern den, daß es nicht biblisch ist. Der alte Erzvater unterhält sich mit seiner Frau von der Liebe goldnen Myrthen und der Liebe goldnen Rosenzeit, und nennt den göttlichen Befehl, seinen Sohn zu opfern, eine unbekannte Stimme. Ey, wenn sie ihm unbekannt war, warum gehorchte er ihr denn? Isaak ist ein frommer Knabe, allein die Herren Turner würden sagen, er sey von schaafiger Natur. Kurz, das Ganze sieht aus, wie eins von den schwarzen, hölzernen, uralten Madonnenbildern, dem man eine heutige Robe angezogen. —

Es wird behauptet, die polnische Literatur sey jetzt sehr lebendig, und liefere z. B. eine Menge Zeitschriften, die den besten deutschen nicht nachstünden. Wir können vor der Hand nur ihre Titel angeben. Im russischen Pohlen erscheint das Wilnaer Journal, ein Wilnaer literarisches Wochenblatt, Memoiren des Magnetismus, Neuigkeiten vom Straßenpflaster und die Poloczker Monatsschrift. Im Königreich Pohlen: die Warschauer Memoiren, landwirthschaftliche Memoiren, eine landwirthschaftliche Zeitung, literarische Uebungen, eine Warschauer Monatsschrift und eine Warschauer Zeitung. In dem östreichischen Pohlen werden Lemberger Memoiren und eine Lemberger Zeitung gedruckt. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 31. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Kephalides Reisen. (Fortsetzung.)

Ehre dem Ehre gebührt. Schon vor dem Jahre achtzehnhundert vier, baute Gemmellaro aus eignen Mitteln, in der Nähe des Philosophenthurms, etwa dreiviertel Stunden unter dem hohen Krater des Aetna, ein kleines Häuschen zum Schutz der Reisenden vor Schnee, Hagel und Ungewitter; als aber in demselben Jahre ein Englischer Officier, Lord Forbes, die Wohlthätigkeit eines solchen Obdaches hatte einsehen lernen, bewog er den Don Gemmellaro, durch das Versprechen bei seinen Landsleuten auf der Insel eine Subscription zu eröffnen, zum Aufbau eines bequemen Hauses für die Reisenden, nebst einer Stallung für Saumrosse und Maulthiere. Dieser kleine Bau, der noch in demselben Jahr beendigt wurde, wird jedem, der von Wind, Eis und Kälte bearbeitet am Kegel des Vulcans ankömmt, in seiner vollen Wichtigkeit erscheinen. Obgleich nun der Beitrag des Herrn Gemmellaro selbst den reichlichsten Englischen um das Dreifache überstieg und obgleich er überdies noch die Mühe über sich nahm, dem so schwierigen Bau, da alle Materialien weit herauf geschleppt werden mußten, vorzustehen und, was noch mehr ist, für die Unterhaltung des Hauses und dessen Reinigung von Schnee zu sorgen: so pflegen die Engländer doch mit unbilliger Anmaßung dies kleine Asyl „Haus der Engländer" zu nennen; die Bewohner des Aetna indeß nennen es billiger Weise „Haus des Gemmellaro" (Casa di Gemmellaro.) Jeder Reisende erhält die Schlüssel unentgeltlich dazu.

Das Thunfisch-Netz. Eine Tonnara oder Thunfischnetz ist höchst sinnreich zusammengesetzt, und gleicht einem schwimmenden Labyrinthe, (die Fischer nennen es Palazzino) aus welchem sich der arme Fisch, wenn er einmal bis in das letzte Gemach, die Todtenkammer genannt, gekommen ist, nicht mehr heraus helfen kann. Ein Fischer steht mit unverwandtem Falkenauge beständig auf der Wache, und hat sich dann die Todtenkammer gefüllt, so giebt er das Zeichen und seine Gefährten eilen herbei, um, unter dem Zuschauen der versammelten Menge, den Palazzino zu heben und die Thunfische grausam zu tödten. Der Sägefisch oder Schwertfisch, ein großer Feind des Thunfisches, verfolgt diesen auf seinen Zügen und geräth daher oft in die Netze, welche eigentlich jenem bereitet sind. Den Fischern aber ist dieß sehr unangenehm, da dieser starke Raubfisch, mit seinem scharfen Gewehr, die Fäden des Netzes zerhaut und in dem Palazzino oftmals eine schreckliche Zerstörung anrichtet; weshalb jene, sobald ein solches Thier in die Tonnara eingetreten, diese den Augenblick heben müssen.

See-Reise von Sicilien nach Neapel. Nachdem wir auch die letzten Anhängsel Siciliens aus den Augen verloren hatten, schwammen wir zwei Tage ohne eine Spur von Land zu sehen, denn auch diesmal plagte uns der Gott der Winde, wie fast immer, aufs boshafteste, indem wir entweder gar keinen oder doch sehr schlechten Wind hatten. Demohngeachtet war die Reise, theils um des herrlichen Wetters und milden Seehauches, theils um unserer lustigen zahlreichen Gesellschaft willen, höchst angenehm und vergnügt. Unsere Prinzessin, Signora Letizia, Marchesa di Spadafora aus dem Hause der Comnener entsprossen, war ein sehr liebenswürdiges, kluges und einst vermuthlich bildschönes Weib; sie ließ sich auf dem Verdeck ein Zelt aufschlagen, und blieb deshalb in der gesunden Luft von der Seekrankheit verschont, die die andern Frauen in der pestilenzialischen Kajüte sehr heftig bekamen. Wir machten dieser Prinzessin abwechselnd unsere Aufwartung, und sie wußte uns herrlich zu unterhalten; leider nur litt sie an der fallenden Sucht, einer Krankheit, die in Italien schrecklich häufig ist, und dann gebärdeten sich Ihre Durchlaucht ganz rasend. Oft zeigte sie sich indeß, auch selbst wenn sie bei Verstande war, ziemlich eigensinnig; als z. B. da ein Mal der Wind ein wenig frisch blies und das Schiff etwas schief auf die eine Seite hing, verlangte sie durchaus, wir sollten still halten, nicht anders als ob sie in ihrer Kutsche auf der Marina in Palermo spatzieren führe, und doch mochte wohl dreißig deutsche Meilen in die Runde kein Land zu finden seyn. Als ihr jedoch der Hauptmann vorstellte, daß, wenn wir die Segel einzögen und das Schiff dem Spiel der Wellen preis gäben, sie ohne Zweifel die Eingeweide von sich geben würde, so ließ sie es sich endlich gefal-

ken, daß wir weiter fuhren. Die Officiersfrauen, unter denen sich ein Paar erträgliche befanden, lagen auf Matratzen in der Kajüte, wie Heringe über einander geschichtet, und waren schwach und jämmerlich krank, stöhnten, seufzten und ihr Uebelbefinden schuf dies kleine, nette Gemach zu einem Pestloche um; gieng überdies das Schiff etwas schief auf der Seite, so kollerten sie unter klägliche Wimmern über einander hin. Eben so gräßlich ächzten ihre Zofen, von denen ihre Gebieterinnen umsonst Hilfe erwarteten, am unruhigern Vordertheil, in der Matrosenkajüte, die unsere Seeleute aus Galanterie ihnen eingeräumt hatten; solchergestalt sah es überall, außer auf dem Verdeck, wie in einem häßlichen Lazareth aus, alles brach sich, seufzte, stöhnte und war blaß anzusehn wie der Tod, ausgenommen ein wunderschönes Mädchen von zehn Jahren, die Tochter eines Neapolitanischen Hauptmanns, eine blauäugige Blondine mit deutschem Körper, vielleicht weil ihre Eltern Schweizer waren, aber mit völlig italiänischer Seele. Sie sprang munter wie eine Gazelle umher, band mit jedem an, kümmerte sich um keinen etwas, sie pfiff und sang ganz allerliebst einem tanzenden Hunde vor, dem sie bisweilen die Flöhe ablas, dann spielte sie wieder mit ihrem Liebling, einer ägyptischen Ziege, und lief halb nackend im Schiffe umher, ohne daß sie jemand zu halten im Stande war, und Queckſilber wäre schwerfälliges Bley gegen die kleine Conceltina zu nennen gewesen. Wir Männer waren alle sehr wohl auf und ließen uns die Alici oder Sardellen, und das Rindfleisch in dreierlei Gestalt, womit uns der Patron täglich bewirthete, wohlschmecken; nur des Nachts befanden wir uns etwas übel, denn wir lagen auf stinkenden Wollsäcken und Fellen im erstickenden Schiffsraum aufgeschichtet; wer Platz haben wollte, mußte sich in diesen unglücklichen Schlund bei Zeiten hinab begeben, dann aber fielen Millionen Flöhe mit unglaublicher Wuth dieses vereinzelte Schlachtopfer an; ging man später hinab, wenn die Flöhe sich schon ihre Beute gewählt hatten, so lief man Gefahr gar keinen Platz zu bekommen, oder höchstens einen, wo jedes Gelenk des Körpers mit einer besondern Unterlage von verschiedenem Niveau zufrieden seyn mußte. Auf diesen heillosen Schiffslagern lernt man erst Gott und seine Heiligen anrufen, und die Wonne, auf den harten Kisten des Verdecks zu schlafen, muß man sich, theils um der auf dem Mittelmeere höchst gefährlichen Nachtluft willen, theils weil die Matrosen beim Bedienen der Segel einem den Bauch eintreten würden, versagen. Uebrigens waren wir, besonders an den göttlichen Abenden, wo über den unabsehbaren blauen Feldern der See die goldene Kugel des Mondes aufs lieblichste schimmerte, sehr froh. Die gute Prinzessin machte jeden Tag ihre Toilette aufs sorgfältigste, und ließ deshalb ihr Zelt mit Flören und Tüchern verhängen, die sie aber nicht besser verbargen, als nach Arioſt's Worten, helles Glas Lilien und Rosen.

Die Lazzaroni. Nachdem in dem ungeheuren Wettrennen vom Po bis Neapel die Armee des Mürat sich gänzlich aufgelöst hatte, das kaiserliche Heer aber, trotz aller Anstrengung, nicht im Stande gewesen war, jene einzuholen, und also in sofern immer besiegt wurde, fing natürlich auch in der Stadt selbst die Regierung Joachims schrecklich zu schwanken an, und da sie den meisten wirklich verhaßt war, indem die Italiäner in jeder Abwechselung Erleichterung suchen und wenigstens Unterhaltung finden, den anders Gesinnten aber pflichtmäßig verhaßt seyn mußte: so ergriffen die Lazzaroni in dieser Zwischenzeit, als Mürat schon gestürzt, die Oestreicher aber noch nicht eingerückt waren, unter dem Vorwand, die Bourbonen auf den Thron einsetzen zu helfen, die vortreffliche Gelegenheit, Neapel in Brand zu stecken und soviel als ihre Arme vermögten zusammen zu rauben. Sie versammelten sich deshalb unter ihren Häuptern, denn jedem der einzelnen Stadtviertel ist ein Capolazzarone vorgesetzt, mietheten im voraus Magazine für den Raub und vertheilten die Regionen der Stadt planmäßig zur Plünderung unter sich. Außerdem verbanden sie sich, durch eine geheime Verschwörung, mit den vielen tausend Gefangenen, die aus dem ganzen Königreiche im Castell del Carmine versammelt sind, und wären diese Hunde los gekommen, so würden sie das unglückliche Neapel gleichsam in Stücken zerrissen haben. Die Bürger unterdeß bildeten sogleich aus ihrer Mitte eine tüchtige Garde, zu der sich eine Menge Officiere der zersprengten Regimenter gesellten, und diese wurden damals die Retter der Stadt. Die Gefangenen im Castell del Carmine hatten durch die Treulosigkeit eines Gefangenwärters sich ihrer Bande entledigt und waren schon bis in den ersten Hofraum vorgedrungen, als die Bürgergarde in der größten Eil einige Haubitzen auf dem Dach des nächsten Hauses aufpflanzte, und theils von hier herab mit Granaten, theils durch die Gitter der Fenster mit kleinem Gewehr so lange unter diese Gesellen schoß, bis die, welche nicht todt oder verwundet waren, sich freiwillig in ihre Löcher zurückflüchteten. Ein eben so lebhafter als glücklicher Feldzug wurde gegen die Lazza-

roni unternommen; wo man einige dieser armen Teufel zusammen fand, schoß man sie ohne Umstände nieder, und es ist sehr glaublich, daß viele dieser Unglücklichen der Privatrache unschuldig geopfert wurden; wiewohl sie sich auch ihrerseits mit Steinen, Pistolen und Dolchen zur Wehre setzten und manchem von der Bürgerwache in die Ewigkeit halfen. Endlich nach einer angstvollen Woche rückten die Oestreicher, so breit wie der ganze Toledo, ein, schoben auf solche Weise alles Gesindel mit einem Male aus dieser wichtigen Straße hinaus und vertheilten mehrere Pikets ungarischer Husaren an die Straßenecken, die noch eine erkleckliche Menge Lazzaronen zusammen hieben, worauf es etwas ruhiger wurde. Demohngeachtet schützte vor den wüthenden Mishandlungen derselben nichts als die Sicilianische oder Oestreichsche Cocarde, sie rissen z. B. allen Militärs französische Orden ab, welche Unordnungen noch viele mit dem Tode büßen mußten; ihr Haupt-Anführer war ein fanatischer Pfaffe — Ueberhaupt ist die Lebhaftigkeit dieser Volksklasse außerordentlich; sie legen jedem Dinge eine Seele bei und verfluchen auf die Weise die Seele der Citrone, des Brodes, des Tisches, aber auch wohl ihrer Eltern und Christi selber.

Die Cicaden. Auf den dicht belaubten Bäumen schlagen zahllose Cicaden mit ungeheurem Geschnatter, so daß sie das Ohr fast betäuben. Wenn diese schwirrenden Thiere wirklich die „Τεττιγες λαλαγεῦντες" des Theocrit und anderer sind, so ist schwer zu begreifen, warum dieser Dichter so wohl, als auch unser Anacreon sie in dem Sinne, wie wir die Nachtigallen, preisen, denn bei dem besten Willen kann man in dem Schrillen dieser Thiere nicht das geringste Gesangähnliche oder nur überhaupt es angenehm finden. Sie sitzen immer, wie die alten Dichter sagen, auf Bäumen, selten im Grase, und leider gelang es uns nie eins derselben zu fangen.

Calabrien Wir haben freylich nur ein sehr kleines Stück von Calabrien gesehen, allein schon dieses war so anmuthig durch die sanftesten Farben und, was in Italien selten ist, durch herrlich grünende Wälder, daß wir es von Herzen gern ganz durchreiset hätten; besonders da uns auch der Character seiner Bewohner, sobald man sich nur an ihre Schlagetodsmienen etwas gewöhnt hat, im besten Lichte erschien. Die Calabresen gehen nie ohne Flinten aus, schießen vortrefflich, und da sie überdies noch stark und gewandt sind, so sollten sich aus ihnen gute Tirailleurs bilden lassen. Der Pulcinell, eben jener bekannte, witzige Hanswurst mit der schwarzen Maske, der ganz Italien von den Alpen bis Kap Spartivento hin belustiget, ist offenbar aus einem Calabresischen Bauer entstanden, wie die ganze Tracht und besonders der spitzige Hut beweiset, den man sonst nirgends findet. Die Calabresen, welchen wir begegneten, waren alle sehr freundlich, grüßten immer aufs höflichste, zeigten uns am Silarus oder Seln den Weg mit gröster Gefälligkeit und unterhielten sich mit uns traulich, wie biedere Deutsche; ja als wir im Büffelhaus an der Fähre des Silarus frisches Wasser ziemlich weit herholen ließen, waren die Leute nicht einmal zu bewegen, ein kleines Trinkgeld anzunehmen, welches in Italien bekanntlich etwas Unerhörtes ist; dazu kam vielleicht, daß sie im Ganzen damals den Deutschen wohlgewogen waren.

Gutmüthigkeit der Italiäner. Zu uns hatte sich auf der Straße ein munterer Alter, der Holzhandel in Castellamara trieb, gesellt; er ließ sich mit uns in lebhafte Gespräche ein, erkundigte sich nach allen Pflanzen und Thieren, nach allen Christen und deren Sitten in unserem Himmelsstrich, wie sie lebten, was sie äßen, und verwunderte sich über die Maaßen, als er erfuhr, daß das Volk bei uns keine Maccaromi speise; „aber mein Gott was eßt ihr denn?" frug er. Unvermerkt gewann er uns dabey, noch ehe wir Castellamare erreichten, so besonders lieb, daß er hernach seinen Holzhandel gänzlich im Stich ließ und uns eine Barke für Sorrent miethete, deren Patron er uns mit den Worten „es sind meine Angehörigen, lieber Bruder," ans Herz legte; hierauf faßte er uns am Arm und zeigte uns ehe wir abfuhren alle Merkwürdigkeiten von Castellamare. Wir mußten ihm unsere Vornahmen nennen; über den einen, Don Agostino, verwunderte er sich laut! „Ach welcher schöne Heilige," und nun rief er uns alle Augenblicke: bald dahin bald dorthin „Don Guglielmo, Don Federigo, kommt hierher, seht hier den großen Markt von Castellamare, allwo man Kohl, Schoten, Orangen und alles, alles kauft." Höchst sonderbar und ausdrucksvoll waren zugleich die Geberden, welche der Alte dabey machte. Er führte uns zu den entfernten mineralischen Bädern, und sogar an Bord eines Kriegsschiffes von acht und sechzig Kanonen, der Besuv genannt, das eben erbaut wurde und ließ nicht ab, bis wir ganz Castellamare durchkrochen hatten. So thätige Freundlichkeit und Gefälligkeit, wie sie uns von diesem Manne, den wir seit einer Stunde kannten, zu Theil ward, würde kein Deutscher einem andern

erwiesen, er müßte ihn denn von innen und außen kennen; und darum ist eben das Reisen in Italien, wenn man gewisse Seiten dieses Volkes zu behandeln versteht, das angenehmste, das man sich denken kann. Selten wird der Reisende durch ein grämliches, bleyernes Betragen beleidigt, dagegen begegnen ihm deste häufiger scharf gezeichnete, lebendige Charactere mit Cervantischen Umrissen, voll hoher Natur und Naivetät und wenn auch freylich dies Volk, wie manchmal geniale Leute, herunter gekommen ist: so schien uns doch der Kern der Nation noch immer eigenthümlich, sicher, voll Kraft und Tiefe und zu den größten Dingen geschickt zu seyn. Um unserm Alten wenigstens eine kleine Höflichkeit zu erzeigen, wollten wir ihn im Kaffee-Haus bewirthen, allein er lehnte es mit hochmüthiger Miene und der Entschuldigung ab, „es ist jetzt nicht meine Stunde." Endlich schifften wir uns ein; der Alte segnete uns, zeichnete ein halbes Dutzend Kreuze über uns, empfahl uns dem sorgfältigen Schutze der heiligen Jungfrau und versprach zu warten, bis wir von Sorrent nach Castellamare zurückgekehrt seyn würden, damit er uns nach Torre dell' Annunziata begleiten könne, „denn er bemerke an uns caratteri sublimi."

Sorrent. Nichts gleicht der Aussicht von dem Balcon des Hauses, das einst dem Torquato Tasso, jetzt alten Weibern als Spital, ein Obdach gewährte.

Der Eremit auf dem Vesuv. Da wir gern den Sonnenuntergang vom Vesuv herab angesehen hätten, so machten wir uns Nachmittags um drei Uhr auf; die Sonne selbst schien sehr heiß, die Lavaasche aber, in der wir wateten, glühete beinahe völlig, und wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir bis zum Eremiten hinauf, in Gesellschaft des Sadrach, Mesech und Abednego zu seyn vermeinten. In Strömen floß der Schweiß, als wir bei diesem alten Gauner anlangten, der uns mit seiner Fior d'Olanda, d. h. holländischem Käse, und seiner lagrima Christi, dem heillosesten Krätzer, der jemals unsere Zunge geätzt hatte, bei einem Haare die Pestilenz in den Leib gejagt hätte. Selbst die begehrlichsten Gastwirthe in Italien begnügten sich doch höchstens mit einigen hundert Procenten Gewinn. Diesem Spitzbuben aber, den einige empfindsame Reisende zu einem liebevollen einsiedlerischen Alten und Pfleger aller Fremdlinge elegisiren, waren selbst mehrere tausend Procente nicht recht genug. Der elende Landwein, vino nostrano, den er sich aus Resina heraufschleppen läßt und mit ein paar Kreuzern bezahlt, trichtert er den unglücklichen Reisenden, als Thränen unsers Herrn, für doppelt so viel Scudi ein, und fordert man eine Rechnung, so schlägt er vor Entsetzen die Hände zusammen, verwirrt die bescheidenen Fremden, und prellt sie ärger als die Tuchkrempler in Segovien den Sancho Pansa. Da wir bei diesem ehrlichen Manne viermal eingekehrt sind, so haben wir hinlänglich Gelegenheit gehabt, seine Taktik zu studiren. Das Fremdenbuch des Alten ist, ganz eben so, wie alle solche Bücher, in denen sich hohe und niedrige Gäste Zeugnisse über ihre Trivialität und Geschmacklosigkeit auszustellen pflegen, voll Albernheiten, von denen nicht die kleinsten ein österreichischer Rittmeister so eben eingeschrieben hatte. Er rühmte sich, seine Tabackspfeife am Crater des Vesuvs angezündet zu haben, und setzte zum Schluß noch hinzu: „Vivat Gott und Toskana-Dragoner;" so bringt auch selbst der Donner eines Vulkans die Leute nicht zum Verstande.

Stimmung der Neapolitaner bei den neuesten Kriegs-Angelegenheiten. Die Neapolitaner, so getheilt auch ihre Gesinnung hin und wieder seyn mochte, strömten herbei, gaben die allerseltsamsten Commentare zu den Armeeberichten Preis, schienen aber doch allemal eine große Meinung von der Tapferkeit der Deutschen zum Nachtheil ihrer eigenen Landsleute gewonnen zu haben, was sie ganz unverhohlen aussprachen; denn als wir z. B. einstens einer trefflichen Abendmusik nachzogen, welche die Oesterreicher ihrem General Neipperg in Begleitung einer Neapolitanischen Truppe brachten, schrie ein Weib aus dem Haufen der Zuschauer, welche die Haltung der Oesterreicher bewunderten, den Neapolitanern gerade unter die Nase. „Jene sind Soldaten, Ihr aber seyd Pinsel" (cazzi). Sonst waren innerhalb wenig Wochen die Neapolitaner ihrer Oesterreichischen Beschützer herzlich überdrüssig; denn obgleich sonst ehrliche Gutmüthigkeit ein bekannter Zug der Oesterreicher ist, und ihnen die Neapolitaner die Herstellung ihres Thrones und vielleicht die Erhaltung ihrer Stadt dankten, so fehlte es doch nicht an häufigen Reibungen. Der Neapolitaner nimmt sich nichts übel, und läßt sich sehr ungern in die Fesseln irgend einer Ordnung, geschweige denn einer streng militärischen, wie sie die Oesterreicher damals handhabten, schlagen, überdieß wurde ihnen oft mit ein wenig plumpem Stolze begegnet, wer etwa anderer Meinung war, an öffentlichen Orten oft gemißhandelt, und um sie zu demüthigen, sprachen die Oesterreicher überall sehr viel von den Tha-

ten, die sie im fernen Norden verrichtet hätten, und wir müssen aufrichtig gestehen, daß es auch uns wehe that, dies geniale Volk, das von selber spricht, wie Shakespeare schreibt, von roher Massenkraft etwas hudeln zu sehen. Die Oesterreicher erzählten uns eine Menge Kriegsanecdoten von Mürat und seinem Heere, welche aber keineswegs, wie sie sollten, die Feigheit und Elendigkeit des Neapolitanischen Volkes, sondern nur die entschiedene Auflösung aller Zucht und Ordnung bewiesen, und der tapfersten Armee würde unter ähnlichen Umständen vermuthlich ganz dasselbe begegnet seyn, und dazu kam noch, daß jene doch nur mit halbem Herzen an Mürat hing.

Der Pabst. Unser gefälliger Banquier wollte uns Gelegenheit verschaffen, Sr. Heiligkeit zu sprechen; da wir indessen Dieselbe bei unserer ersten Anwesenheit in Rom mehrere Male in ihrem völligen Glanze gesehen hatten, und wir in Rom die unschätzbaren letzten Augenblicke nicht verschwenden wollten, so lehnten wir das Anerbieten ab, obwohl damals bei der Anwesenheit so vieler Oesterreichischen Militärs sich täglich dem Pabste ein halbes Dutzend Fremde vorstellen ließen. Unter andern wünschte auch ein Böhmischer Lieutenant, der, außer seiner Muttersprache, kein anderes Wort verstand, bei Sr. Heiligkeit Audienz zu erhalten. Man hatte den Pabst, dessen Gefälligkeit niemanden abweiset, im Voraus unterrichtet, wie schwierig die Unterhaltung mit diesem Stockböhmen seyn würde; als daher die Audienz eröffnet wurde, sprach Sr. Heiligkeit etwas verlegen zu dem Lieutenant, indem Sie ihm freundlich auf die Schulter klopften, blos die Worte: „bravo guerriere, bravo guerriere.“ Der treuherzige Böhme faßte hierauf schnell die Hand Sr. Heiligkeit, schüttelte sie derb und sprach: „bravo Papa, bravo Papa,“ worüber der Pabst herzlich lachen mußte, und so schieden beide von einander.

Patriotismus der Italiener. Die Italiener haben von dem in Deutschland zu unserer Zeit rege gewordenen, vielleicht oft etwas zu ideellen Patriotismus rein keine Vorstellung, was wir unter andern in Neapel erfuhren: ein junger braver Ostpreusse, der sich seit langer Zeit dort aufhält, bedauerte es in Gegenwart eines Neapolitaners, daß es ihm die große Entfernung unmöglich gemacht habe, sich mit als Freiwilliger unter die preußischen Fahnen zu stellen, und führte, als der Neapolitaner dies nicht recht begreifen konnte, die Römer zum Beispiel auf, die gleichfalls, wenn es das Vaterland galt, keine Gefahr und Aufopferungen gescheut hätten. Bei diesen Worten fing der Römer an zu lächeln, mit der Zunge zu schnalzen, das Kinn zu streichen und antwortete ganz spöttisch: „Es ist aber auch bekannt, wie abergläubisch die Römer waren.“ Diese Antwort gäben wohl jetzt die meisten Italiener.

Die Florentinerinnen. Die Frauen scheinen in Florenz, mit Ausnahme der Römerinnen, wohl die schönsten von ganz Italien zu seyn; in den Hallen der Ufizi sahen wir alle Tage eine zahlreiche Menge artiger Damen auf und nieder wallen, darunter einige vollkommen tadellose Engelsgesichter angetroffen wurden. Wahrlich die köstliche Halbinsel schmückt sich in Rom mit strahlenden Diamanten, in Florenz mit lieblichen Perlen; die Florentinerinnen sind zart, anmuthig und liebreizend, die Römerinnen siegreich schön, voll Huld, unwiderstehlich.

Der katholische Gottesdienst. Je öfter wir Gelegenheit gehabt haben, uns an dem würdevollen Anstande und der erhabenen Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes in unserm Vaterlande zu erbauen, destomehr mußten wir uns wundern, daß er in Italien, seinem rechten Vaterlande, so sehr entstellt worden ist; ja nicht einmal erträgliche Musik erhebt unsere Seele in italienischen Kirchen, sie trompeten und pfeifen ungebührlich, als ob es zur Oper ginge, und spielen auf der Orgel wie zum Tanze auf. In San Luigi de' Francesi zu Rom haben wir zur Ehre der Bourbonen eine völlige Opernmusik aufführen hören, und da wir gerade in Italien das Höchste der heiligen Musik oftmals zu hören glaubten, ist es uns beinahe nur ein einziges mal, freilich in fast göttlicher Vollkommenheit, in der Sixtinischen Kapelle erschienen. Der Papst thut wirklich ganz recht, daß er die Blasinstrumente aus den Kirchen auf die Tanzböden verbannt, und Gott allein durch die Kehlen trefflicher Sänger gepriesen haben will.

Dichter-Wettstreit zu Pisa. An der Brücke, über welche das Volk hinausging, stand der Gefangenthurm; hinter dem Gitter des Gefängnisses erschien ein Soldat, den man um seiner Neigung für Buonaparte willen eingesteckt hatte. Singend und im Recitativ improvisirend, rief er die Vorübergehenden an, daß sie, die der Freiheit und Fröhlichkeit des schönen Tages genössen, ihm, dem traurigen Gefangenen ein kleines Almosen nicht versagen möchten. Die Verse, in welchen er seine Bitte absang, waren beredt, und wir hörten ihm eine Weile mit Theilnahme zu. Als wir aber nach einigen Stunden wieder zurückkehrten, war der Auftritt sehr unterhaltend geworden. Auf dem Geländer der Brücke saß ein ganz gemeiner Kerl, mit ziemlich lumpiger Drapperie angethan, mit dem gefangenen

Soldaten im lebhaftesten Wechselgesange begriffen, und umgeben von einem Haufen Volks, das diesem Dichter-Wettstreit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte und, wahrscheinlich aus reinem Kunst-Interesse, denn neu war für die Pisaner dies Schauspiel nicht, kein Wort fallen ließ. Mit sanfter und durch das mehrstündige Singen etwas gedämpfter Stimme beklagte der Gefangene in rührenden Worten sein Schicksal, daß ihm nicht vergönnt sey, wornach er sich einzig sehne, als tapfrer Soldat in der Schlacht zu sterben. „Ach! rief er aus, voll Trauer und Schmerz ist meine Brust! Meine Hände sind von starken Banden gefesselt!“ Dagegen tröstete ihn der Sänger auf dem Brückengeländer: „Sey getrost, lieber Bruder, bedenke, wie viel edle Helden schon Bande trugen, und du besitzest noch überdies die göttliche Gabe der Dichtung, die dein Herz mit Freiheit und Wonne erfüllen muß, du scheinst mir ein einsamer Petrarca und Torquato zu seyn.“ Lauter Beyfall tönte von allen Seiten, aber besonders auf uns, die wir eine ähnliche Scene noch nicht erlebt hatten, fiel die ganze Gewalt dieser aus dem Herzen quellenden Worte. Die beiden Sänger geriethen, durch den Beifall aufgemuntert, ins größte Feuer und, ohne daß sie nur einen Augenblick gestockt und sich ein wenig besonnen hätten, schufen sie ihre Verse, die fast nie ohne Rundung und hin und wieder nicht ohne Dichterisches Verdienst waren, mit bewundernswürdiger Kraft der Phantasie. Der Soldat besonders träumte nur von Schlachten und Siegen, erhob die Tapferkeit des Agamemnon, Achilles, dagegen der Dichter auf der Brücke die Weisheit des Lycurgus, Minos und Homers erhob, und beide mischten hernach den bunten Vorrath ihrer Ideen, Ariostische und griechische Helden, auf das sonderbarste und erstaunenswürdigste unter einander. Da indeß der Soldat eine nicht recht dichterische Strophe gesungen hatte, strafte ihn der andere und sagte: „Wenn dein Reim nicht beredter ist, so schweige; unmittelbar voll Kunst aus begeistertem Herzen zu singen, das ist Kraft, das ist Tugend.“ Hierauf erschallte wieder über diese, recht innig vom Volke gefühlte, Wahrheit lauter Beifall. Während der Zeit nahm ein altes Weib dem Sänger den Hut vom Kopfe, ohne daß sich dieser, da er eben voll Begeisterung sang, nur umgesehen hätte, ging auf der Brücke herum und bat: „Gebt, Ihr Herren, etwas für den armen Poeten, er hat kein Maul voll Brod.“ Der Sänger, mit ausgestreckten Armen aufs Feurigste zum Gefangenen hinauf redend, bemerkte wirklich kaum das Geschenkte, ein Beweis, wie sehr seine Seele hingerissen war, da sonst ein Italiener nicht leicht einen Heller übersieht, und läge er auch einen Büchsenschuß von ihm entfernt. Andere sammelten für den gefangenen Soldaten. Als das Avemariageläut ertönte, verlangte der Gefangenwärter, beide sollten endigen, das Volk aber, dem dieser Kampf unendlich gefiel, gab es nicht zu. Die Dichter setzten ihn deshalb noch lange fort; und, nachdem wir noch ein Paar Stunden zugehört hatten, verließen wir sie im Dunkel der Nacht, von Zuschauern reichlich umgeben, immer im Recitativ singend. — —

(Der Beschluß folgt.)

Carl Friedrich von Baden.

Von des Freiherrn von Drais Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich vor der Revolution ist jetzt der 4te und letzte Band heraus. Da sie nach actenmäßigen Quellen bearbeitet ist, so erhält sie um so mehr Werth, als sie das Bild einer Regierung liefert, der ein Regent über zwei Menschenalter mit so viel Sorgfalt und inniger Theilnahme vorstand. Es ist wohl so selten nicht, daß Fürsten von lebhaftem Character nach Thätigkeit streben, und oft mehr als zu viel selbst regieren; aber wie theuer kömmt, bei großen Ländern, ihre Ruhmsucht den Völkern zu stehen; und wie oft sieht man falsche Richtungen, die der Ehrgeiz kleiner Fürsten nimmt, wenn sie das nach Außen glänzende, einer weniger bemerkten systematischen Wirksamkeit im Innern vorziehen. Marggraf Carl Friedrich, nachher Grosherzog von Baden, fand seine ächte Fürstengröße, und durch sie den Ruhm der Mit- und Nachwelt, in der Beglückung seines Landes. Dieser Zweck bestimmte einzig und allein seine politischen Grundsätze und Schritte; und das Eigenthümliche seines Characters trieb ihn an, schöne Menschlichkeit zu üben, wo sich immer die Gelegenheit darbot. Wenn seine Geschichte lehrt, daß es auch solchen Anstrengungen schwer geworden, dem Ideal nahe zu kommen; wie viel weniger darf man sich wundern, wenn in noch so emsig regierten Ländern das Ziel erreicht wird, wo mehr Ruhmsucht und Reformenwetteifer als reine Absicht und Menschenliebe die Triebfedern sind. Aus der friedlichen Epoche der 1770r und 80r Jahre stammen eine Menge allmähliger und besonnener Verbesserungen, wo der Wetteifer vieler kleinen Regierungen in Deutschland für uns seegenreich wurde. Damals ging Baden öfters mit gutem Beispiel voran, und andere Staaten ahmten nach. (S. 373.)

Digitized by Google

Herr von Drais geht in dieser Schrift alle Verwaltungszweige einzeln durch, und stellt merkwürdige Resultate von dem guten Erfolg der Verbesserungsversuche und andern Regierungsanstalten auf. Unter diesen wollen wir hier nur der Aufhebung der Tortur, Einführung einer schonenden Executionsordnung, und die Aufhebung der Leibeigenschaft erwähnen. Aus des Marggrafs Antwort auf die Danksagungen des Landes (1783) dürfen wir wohl folgende goldene Worte in's Andenken bringen: „Daß das Wohl des Regenten „mit dem Wohl des Landes innig vereint sey, so „daß beider Wohl- oder Uebelstand in Eins zusammen fließen, ist bei mir, seitdem Ich meiner „Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn Ich „etwas zum Besten des Landes thun kann, dafür „keinen Dank erwarten noch annehmen. Was „Mich selbst vergnügt und Mir Beruhigung giebt, „Mich der Erfüllung ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren — nähert, dafür kann man Mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten dafür zu danken, der Mich die „Erfüllung meiner Wünsche hoffen läßt." Er ruft zuletzt (in dem eigenhändig verfaßten Aufsatz) „Menschen aller Classen im Staat, Freunde, „Landsleute, freie deutsche Männer! — — vereiniget euere Kräfte mit den Meinigen, der Ich „nun bald 37 Jahre die Gnade von Gott habe, „unter seinem Seegen, jedoch nicht ohne Leiden, „Schmerz und Betrübniß, euch vorzustehen — vereinigt euch mit Mir zum allgemeinen Wohl! „Laßt mich den Trost mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß Ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit „und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen „habe."

Die Ordnung in der Verwaltung und ihren einzelnen Zweigen, verbunden mit einem mäßigen Hof- und Staatshaushalt, erhöhete den Flor des Landes, machte beträchtliche Cameral- und Fiscalaufopferungen und Ersparnisse möglich, die sich im Durchschnitt der 70r und 80r Jahre, auf 200000 fl. jährlich belaufen haben, und dem Lande in den späten Leidensjahren zu Gute kamen. — Man kann vermuthen, daß ein solcher Fürst gut bedient war und gute Diener schätzte. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß er, ob er gleich so sehr als möglich vermied, Diener zu entlassen, doch von der im Badischen hergebrachten vierteljährigen Dienstaufkündigungs-Clausel in den Anstellungsdecreten nicht abging. Er glaubte, daß der Regent nie den Unarten von Individuen ausgesetzt seyn dürfe, die darauf pochend, daß man sie nur durch Urthel und Recht zu entlassen vermöchte, den innern vollen Trieb für den Dienst ermatten lassen könnten, daß aber kein Gesetz so viel bestimmtes vorzuschreiben vermöge, als der gute eifrige Diener sich selbst vorschreibe. Trotz dieser Clausel drängte man sich zu seinen Diensten. Heut zu Tage scheint man von dem Satze auszugehen, daß die Regierungen nichts als Willkühr lieben, und die Diener lauter fleißige und uneigennützige Engel wären. Nur durch Urthel und Recht soll eine Entlassung möglich werden. Da nun Urthel und Recht denjenigen bösen Willen verkehrter und listiger Diener, der sich in tausend kleinen drückenden, Menschen und Geschäfte verletzenden Unarten täglich äußern kann, nicht juristisch zu erkennen im Stande ist, so dürfen wir in unsern Tagen manche heimliche Seufzer und Klagen des Volks erwarten, wenn nicht wenigstens durch wohlbedachte Dienstinstructionen und Disciplinar-Gesetze ein Damm gegen solche Beamten aufgerichtet wird, die auf ihre Rechte pochen, und ihre Pflichten bei Seite schieben.

Superlativ der Kunst ein Buch anzupreisen.

Unter dem Namen Timaleth ist ein Jemand aufgetreten und hat ein Büchlein geschrieben, betitelt: Pflicht-Befolgung das Seinige beizutragen, daß vier Schriften von Pestalozzi gehörig — durchgedacht und beherzigt — wohl eigentlich verkauft werden. Kurze und lange Anpreisungen von guten und schlechten Büchern waren wir längst in unsern Zeitschriften zu lesen gewohnt; aber daß Einer ein ganzes Buch schreibt, blos um mit dem aufgeblasensten Pathos einige Schriften eines Andern dem Publiko zu empfehlen, das ist wohl noch nicht da gewesen. Auch wir hegen hohe Achtung für Pestalozzi, aber wenn wir ihn öfters unbändig rühmen hörten, wie hier geschehn, so würden wir mißtrauisch werden. Hat sich doch der Verleger sogar geschämt, seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen. Den Verfasser können wir mit vier Worten von Lessing abfertigen: wer übertreibt sagt nichts. Uns hat das Ding Ekel erregt, weil wir es ganz haben durchblättern müssen; unsere Leser sollen wohlfeiler abkommen, wir wollen ihnen blos einige Proben auftischen, die sie belächeln können. — „Welcher Machthaber sich von Volks-Knackern bereden ließe, Pestalozzi's heilige Schriften (!) nieder zu drücken, der würde ewig wachsende Reue in die Ewigkeit seines Bewußt-

seyns pflanzen, denn er hat das Gedeihen der Menschheit gehemmt, und unter allen neuen Sonnen, auf allen neuen Sternen würde der Vorwurf fort wühlen und wachsen: ich habe, so viel an mir lag, das Gedeihen der Menschheit gehemmt! ja, unter allen errungenen Seligkeiten, unter allen forcirten Anstrengungen, das Geschehene wieder gut zu machen, wird in seinem ewigen Gewissen diese unangenehme bleibende Vorstellung fortwühlen und fortwachsen." — „Rühme sich keiner, kein Mann, kein Jüngling, zumal kein Schriftsteller, er sey mit dem Lichte seines Zeitalters wagerecht vorgerückt, wenn er von den vier heiligen Büchern Pestalozzi's keine Notiz genommen hat." — „Ein fünftes (wie Gertrud ihre Kinder lehrt) erzählt, was von keinem Apostel und keinem Heiligen erzählt worden."—

Der Verfasser gesteht zwar, daß „das sublunarische Reichssiegel, die General-Unvollendung auch an diesen heiligen Büchern haffte, dennoch sollten alle Vernünftige sie zum Eigenthum haben; denn — außer in Kant und Necker (?) — werde nirgends so viel Gediegenes, kräftig Heilsames beisammen gefunden, u. s. w."

Nebenher wird dem heiligen Bunde zu Gemüthe geführt, daß nunmehro aufhören müsse, „die „Napoleonischen Quetschungen des Correspondirens „durch Schöpfungs-Widrige (?) Portolasten — „das längere Dulden des See-Räuber-Unfugs, „der Barbaresken-Gräuel, der Schinderhanse-Staaten in Nord-Afrika — das Napoleonische Prunken auf Kosten des Volks, unter dem Vorwande „wetteifernder Staats-Majestät mit andern Staats-„Majestäten — die Lebens-Genüsse, wodurch „andere Lebens-Genossen desto mehr entbehren „müssen — das Licht-Sperren — das Herrschen „statt zu Regieren — das gesetzlose Belieben u. s. w.,

Bei einem Schwall von seltsamen neuen Worten, wie z. B. die umherschleichende Filosofismerey, wollen wir uns nicht aufhalten, sondern lieber zur Erholung eine, gleichfalls hier angeführte, Stelle aus Engels Philosoph für die Welt abschreiben, welche im prophetischen Geiste niedergeschrieben wurde:

„Gerade dann, wenn die Sonne am klarsten „und ohne die mindesten Dünste aufgeht, ist nicht „der beste und heiterste Abend zu erwarten; eben „der Nebelfreye, scheinbar reine Himmel geht „schwanger mit allen Schrecknissen der Atmosphäre, „mit Ungewitter, Platzregen, Stürmen, Schlossen. „So wird auch nothwendig nach der vollkommenen, reinen Helligkeit des Unglaubens, aller „Unsinn, Wust, Gräuel des Aberglaubens wieder zum Vorschein kommen." — (Wohl dir, braver Engel, daß du diesen trüben Abend nicht erlebt hast!)

Wer etwa zu wissen wünscht, wo der Herr Timoleth zu suchen ist, dem wollen wir dessen eigne Anleitung dazu mittheilen. Er ladet nemlich den verehrungswürdigen Greis Pestalozzi ein, hieher zu reisen, und sich zu freuen über den Einfluß einer liberalen Regierung auf das Gedeihen der Menschheit. „Hieher — fügt er in einer Note hinzu — Das gelobte Land ist in Germanien, ist in Europa so ausgezeichnet, daß es unter diesem Nahmen leicht erkennbar ist." Wir haben hin und her gedacht, wo dieses gelobte Land zu suchen sey, wir sind aber nicht so glücklich gewesen es ausfindig zu machen. Vielleicht ist es Einem unserer Leser vorbehalten.

Bemerkung.

Man hat uns erzählt, daß Jemand in der Zeitung für die elegante Welt sich über unsere Weise im Murali zu sprechen lustig gemacht hat. Dieser Jemand ist wohl kein Lateiner, sonst würde er schon aus Jani philosophisch-kritischem Schullericon gewußt haben, daß die Römer ihr nos von sich aus Bescheidenheit gebrauchten, und so wollen auch wir es verstanden haben.

Protestation.

Abermals sieht der Unterzeichnete sich genöthigt, gegen ein Schauspiel zu protestiren, welches man am 13. Sept. dieses Jahrs in Augsburg unter seinem Namen gegeben hat. Es ist betitelt: Udalrich Markgraf von Mähren, oder die Räuber auf Eichhorn, großes, romantisches Schauspiel in 5 Akten von August von Kotzebue, (so steht auf dem Zettel) besondere Vorstellung bei aufgehobenem Abonnement. Es soll — wie man von Augsburg berichtet — das abgeschmackteste und sinnloseste Machwerk seyn. Wie mag doch eine rechtliche Direction sich dergleichen elende Behelfe erlauben? Kotzebue.

Druckfehler in No. 24. Pag. 188 Zeile 49, lies wird statt würde.

Pag. 192 Z. 28, l. Statthalter st. Stadthalter.

Eben das. Z. 51, l. Bereicherungen st. Berührungen.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 32. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Kephalides Reisen. (Beschluß.)

Das Pisanische Schauspiel will nicht viel zu bedeuten haben; dem ohngeachtet besuchten wir es, denn eines Tages wurde auf einem ellenlangen Zettel angekündigt: „Federigo secondo Re di Prussia in Slesia o sia il gran legislatore nel campo." (Friedrich II. König von Preußen, in Schlesien, oder der große Gesetzgeber im Lager.) Darneben waren eine Menge Martern und Hinrichtungen abgebildet, man spießte, schund, verbrannte, henkte und köpfte, so daß wir sehr neugierig waren, wie sich dies mit der Gesetzgebung unsers großen Königs würde vereinigen lassen. Im Stücke selbst aber kam von alle dem nichts vor, es war nur der Köder für das Volk gewesen. Ein alter gedienter Colonello Storme übertrat, die Ehre seiner Tochter zu rächen, des Königs Duelmandat; die Tochter aber wußte den König, der eben aus der Schlacht siegreich nach Hause kehrte, dermaßen zu rühren, daß er einen Strom von Thränen vergoß, dem Vater verzieh, und den Verführer obendrein cassirte. Der Schauspieler, der den Friedrich spielte, führte die Eigenthümlichkeiten dieses Monarchen, sogar bis auf eine Menge Kleinigkeiten, ziemlich richtig durch, was uns in Pisa höchlich wunderte.

Sardinische Censur. Die Magra machte in der römischen Staatsgeographie die politische Grenze des römischen Nord-Italiens, heute ist sie die Zoll- und Mauthlinie des Königs von Sardinien. Die Sarzanesischen Schiffer, die uns durch den Fluß gelootset hatten, warnten uns sogleich, alle Bücher, Kupferstiche und dergleichen sorgfältig zu verstecken, wenn wir nicht derselben fürs erste beraubt werden wollten. Wir vermutheten hierunter einerseits eine kleine Prellerey und zugleich glaubten wir nicht, daß man uns ein paar Landkarten oder Zeichnungen, einige lateinische und italiänische Klassiker, die man in allen Schulen lieset und den unschuldigen Guide — Voyageur wegnehmen würde; bald aber fanden wir, daß unsere Schiffer nur zu ehrlich mit uns umgegangen waren. Alles, was einem Buche ähnlich sah, und wäre es vom heiligen Vater selbst verfaßt gewesen, wurde, ohne daß man nur den Titel einer Ansicht gewürdiget hätte, im Namen Sr. Sardinischen Majestät eingezogen, sollte zur Prüfung nach Genua an gewisse Jesuiten gesandt, und von da, ein hundert und funfzig Meilen weit, auf unsere Kosten uns nach Hause nachgeschickt werden, falls die frommen Väter nichts anstößiges in einem Taschenwörterbuch, dem Guide, dem Dante und dergleichen gefunden hätten. Diese impertinenten Grundsäze erfüllten uns mit Erstaunen und Aerger; kaum waren wir im Stande, uns einiger verdrießlicher Worte in Bezug auf des Königs von Sardinien Majestät zu enthalten, erklärten, daß wir alle unsere kleinen papiernen Habseligkeiten eher auf der Stelle verbrennen, als uns in diesen seltsamen Befehl fügen würden, und verlangten die Vollmacht der Mauthbeamten, welche sie zu dieser Tollheit berechtigte, zu sehen. Damit waren sie sogleich bei der Hand, denn sie sahen die große Unbilligkeit der Verordnung wohl selbst ein. In dieser Bestallung war ihnen bei Strafe der Cassation, einer Geldbuße von fünf hundert spanischen Thalern, und halbjährigem Gefängniß verboten, irgend ein Buch, welches es immer sey, über die Grenze einbringen zu lassen, daher sie denn nun auch den Geistlichen das Brevier ohne Umstände wegnehmen und an die Jesuiten nach Genua zur Durchsicht schickten; ja die Gymnasiasten und Schulknaben, welche vom nördlichen Ufer der Magra sich nach Sarzana, der Studien halber, verfügen, sind genöthigt, wie uns nachher der brave Zolldirector von Sarzana versicherte, sich auf Umwegen zurück und nach Hause zu schleichen, weil, wenn sie den Mauthbeamten in die Hände geriethen, diese ihnen den Cornelius Nepos, Phädri Fabeln und alle Abecebücher wegnehmen würden. In der That hatte der Grenz-Einnehmer, in dessen Händen wir uns dermalen befanden, schon eine ganz artige Bibliothek von vielen Reisenden aller Nationen zusammen erbeutet, und wir mußten, trotz allem Verdruß, ein wenig lachen, da wir in dieser Sammlung auch den Büchervorrath unsers lieben Sicilianischen Reisegefährten, der zehn bis zwölf Tage früher als wir diese Cacus-Höhle passirt hatte, entdeckten. Da nun aus dieser Höhle offenbar keine Erlösung

zu hoffen war, so begaben wir uns, von einer Zollwache begleitet in das Fegfeuer nach Sarzana zurück, wo wir um Mitternacht anlangten. Wir fanden des andern Tages an dem dasigen Obereinnehmer, oder wie man ihn nennen will, einen sehr gefälligen, gütigen und gerechten Mann; er setzte uns noch einmal die Strenge des Gesetzes aus einander, und sprach darüber mit großer Freimüthigkeit, konnte am Ende doch aber nur bedauern, das er nichts für uns zu thun im Stande sey, dafern wir nicht einen Bürgen in Sarzana stellen könnten, der unter obiger Geld- und Gefängnißstrafe dafür einzustehen sich anheischig mache, daß kein Blatt von unsern Papieren, ehe wir Genua erreicht hätten, im Sardinischen Staate zerstreuet würde. Nun denke sich einer diese arge Forderung! wie sollten wir, fast ein paar hundert Meilen vom Hause, in einem kleinen Städtchen wie Sarzana, im Durchfluge einen Menschen finden, der für einen Stockfremden eine so gefährliche Bürgschaft zu übernehmen bereit wäre, die kaum ein Bruder für den andern einginge! Der ehrliche Accisrath der uns auf alle Weise gern geholfen hätte, wandte sich an einen Schiffer, der uns schon früher seine Barke für Genua angeboten hatte, mit dem Vorschlage, daß er unsere Sachen übernehmen und uns sammt ihnen, in eigner Person, auf seiner Barke nach der alten Republik bringen sollte; so konnte er die Bürgschaft ohne Gefahr leisten. Der Barcarol aber suchte anfänglich, da er unsere Verlegenheit wohl sahe, dieselbe zu benutzen, und verlangte das Doppelte des gewöhnlichen Ueberfahrgeldes; doch ließ er, als unser Beschützer ihm zuredete, sehr bald von der Unbilligkeit ab, und wir haben nachher die größte Ursache gehabt, mit ihm zufrieden zu seyn.

Musick. Es scheint als fühlten die Italiäner das Bedürfniß besserer Musick und als verständen sie sie zu schätzen, wenn sie ihnen geboten wird, wenigstens hatte Mozart's Don Juan, als er einesmals, kurz vor unserer Ankunft, in Neapel gegeben wurde, seine Wirkung auf das neapolitanische Volk gar nicht verfehlt: donnernde Eh viva's ertönten unaufhörlich dem braven Deutschen zu Ehren. Denn das italiänische Volk hat die lobenswerthe Eigenthümlichkeit, sich, bei gelungenen Stellen im Schauspiel, sehr bald des Dichters, noch leichter aber, bei ergreifender Musick, des Componisten zu erinnern und das unsterbliche Verdienst der Erfindung nicht, wie bei uns wohl geschieht, über dem geringern der bloßen Ausführung zu vergessen. Bekanntlich gilt der Ruf des Volkes: „Bravo Maestro" allein dem Componisten.

Proselyten. Jugendlich heiter und unumwunden zeigt sich den Italienern das Leben in allen seinen Beziehungen, sie kennen keine Mystik und von unserm neuerthümlichen Katholicismus haben sie gleichfalls keine Vorstellung, welches wir am deutlichsten aus dem Benehmen der Römer gegen deutsche Proselyten ersehen konnten. Man findet nemlich in Rom eine große Anzahl junger Deutscher, meistentheils Künstler, die es, um zur wahren Anschauung und innern Seele der Kunst zu gelangen, für zweckmäßig erachtet haben, sich der katholischen Lehre zu ergeben; ja einige derselben haben sich schon in mehrern Confessionen versucht und an sich selbst die Kirchenhistorie compendiarisch durchgemacht. Ohne Zweifel meinten es die braven Jünglinge sehr gut und man sahe sie überall eine erbauliche Frömmigkeit und Inbrunst bezeigen. Die Römer aber wußten gar nicht recht, was sie aus ihnen machen sollten; besonders fiel es ihnen auf, daß sie sich die Haare lang wachsen ließen, wie man es an Christusköpfen zu sehen gewohnt ist; sie gaben ihnen daher den Spitznamen: „Nazarener." Da nun aber diese Nazarener überdieß noch für dienlich fanden, ascetische Versammlungen zu halten, in denen sie fromme und erbauliche Uebungen anstellten, Institute, an welche die Italiäner nicht von fern denken, so wurden die Römer wirklich aufmerksam, traueten ihnen nicht viel Gutes zu und behaupteten wohl gar, diese Nazarener wären „una spezie di Frammassoni" d. h. eine Gattung Freimaurer; so kamen diese ehrlichen Leute, ungeachtet ihrer frommen Bestrebungen, in den schlimmsten Credit. Wir haben nachher gehört, daß die Nazarener sich auch bis Florenz ausgebreitet und daselbst, zu nicht geringer Verwunderung der Florentiner, unsere neue slavisch-deutsche Tracht angelegt haben.

Die Klosterbrüder auf dem Bernhards-Berge. Bei Schneegestöber läuten sie, zum Signal für arme Wanderer, beständig mit der Klosterglocke, gehen mit Dienern und Hunden aus, um Verirrte zu suchen, niemals aber, behaupteten sie, habe es Hunde gegeben, die dies Geschäft der Barmherzigkeit allein zu verrichten im Stande gewesen wären, mit Ausnahme eines einzigen, den ein Klosterbruder mit vieler Mühe dahin gebracht hatte: es scheinen also die Erzählungen von den St. Bernhards-Hunden Apocryphen zu seyn.

Digitized by Google

Das Abendmahl von Lenardo da

Vinci. Mailands heiligster Schatz ist das unsterbliche Gemälde des Lenardo da Vinci, das große Abendmahl, welches uns bekanntlich durch den vortrefflichen Meißel des noch sehr jungen Künstlers, Herrn Pavon in Rom, bei der großen Seltenheit und Kostbarkeit des Morghenschen Stiches, gleichsam auf's neue geschenkt ist. Das Gemälde ist durchaus nicht so ganz verloschen, als man gewöhnlich glaubt, besonders mächtig tritt dieses lebendige Drama hervor, wenn man sich etwas entfernt von demselben hält, ja es würde nicht einmal beschädigt seyn, wenn man nicht in ganz neuern Zeiten auf eine unglaublich bestialische Weise mit diesem göttlichen Meisterstück umgegangen wäre. Der sträfliche Leichtsinn der Dominikaner, in deren Speisesaal das Bild über dem Eingang gemalt ist, und für deren pfäffische Eitelkeit die einfache Thür zu klein war, hat dem Bilde noch am wenigsten geschadet und ihm blos einige untere Extremitäten geraubt, die sich allenfalls entbehren ließen; allein nachher sperrten die Franzosen einmal einen Haufen österreichischer Kriegsgefangenen in diesen Saal, welche, voll der äußersten Brutalität, mit Steinen nach den einzelnen Köpfen warfen und besonders den unnachahmlichen Kopf des Erlösers, den noch kein Pinsel und kein Grabstichel würdig abgebildet hat, auf's schmählichste verletzten. Zu einer andern Zeit ließ man, mit der unverzeihlichsten Nachlässigkeit, eine Menge Wassers, das bei einer Ueberschwemmung den Saal 3 bis 4 Fuß hoch angefüllt hatte, hier verdunsten, so daß die Kalkwände sich ganz und gar mit einer Art von Tuff überzogen, die Farben des Bildes verwitterten, mehrere Figuren außerordentlich litten, und der heil. Bartholomäus, der stehende Apostel, welcher sich am linken Ende der Tafel mit beiden Händen auflehnt, fast ganz verschwand. Der ehmalige Vice-König hat diese barbarische Behandlung soviel als möglich dadurch wieder gut zu machen gesucht, daß er den feuchten Boden des Saales ganz heraus schaffen, trockenen hinein bringen und den nun, nach Aufhebung des Klosters, öden Saal reinigen und verschließen ließ, so daß man wenigstens hoffen kann, das Gemälde werde nicht noch mehr verschwinden.

Napoleons Circus. Napoleon hat den Mailändern, worauf sie sich nicht wenig einbilden, ein seltsames Schaugebäude nach antiker Art, von Rasen aufführen lassen, eine wahre Zwittergeburt von Amphitheater und Circus, denn von jenem hat es die elliptische Form, von diesem eine, freilich unförmige breite Spina erborgt; an den beiden Enden und in der Mitte sind steinerne Gebäude errichtet, die Sitzreihen sind von Rasen und sehr breit, so daß sie eher sich zu lagern als sich niederzusetzen bestimmt zu seyn scheinen. Das ganze Gebäude ist für 10000 Zuschauer nicht zu klein, und es wurden hier, wie in der olympischen Rennbahn, Wettrennen angestellt mit zweirädrigen Wagen, die auch ganz antike Form hatten; man zeigte uns deren einige in Remisen, abgetakelt, sie sahn aber ganz aus wie Theater-Karren von gemahlter Pappe, überhaupt müssen wir gestehen, daß diese mißlungene Nachäffung des Alterthums uns ein wenig leichtfertig und Franzosenhaft vorkam. Das Ganze ist nun in so weit eine junge Antike, in wie fern es öde und verlassen dasteht, und seit der letzten Umwälzung der Dinge nicht mehr gebraucht wird. Die Oesterreicher hüten sich wohl, 10000 schwierige Mailänder zu versammeln.

Politischer Glaube. Es hat sich in vielen Gemüthern edler Italiäner, die sowohl die alte Herrlichkeit ihres Vaterlandes, als auch die jetzige Entwürdigung desselben gleich lebhaft fühlen, der entschiedene Glaube festgesetzt, daß nur in der Zurückführung des italiänischen Volks zu einer Form und Einheit, das Glück desselben zu suchen sey; sie verlangen, daß es fortan keine Lombarden, Toskaner, Piemonteser, Römer, Calabrier u. s. w. sondern nur Italiäner geben solle. Es kommt hier nicht darauf an zu untersuchen, ob durch eine solche Verquickung dem Volke nicht, so wie unserm Deutschland, das heillosesteUnglück widerführe; aber wohl ist es gewiß, daß diese patriotischen Italiäner sich nach einem Heiland, der jene Verschmelzung bewürken könne, von Herzen sehnen, weil ihre Eitelkeit eine Massenwirkung nach außen, der Bedeutsamkeit eines inneren Lebens vorziehn möchte, und die meisten hofften, er solle in der Person Murats von Neapel, als dem einzigen bedeutenden, nazionalen Staat der Halbinsel, ausgehn; daher denn der Untergang dieses Königs, der ohne Zweifel sehr gern die Stelle eines Vertheidigers aller Italiäner übernommen haben würde, einen brennenden Stachel im Herzen vieler Tausende zurück gelassen hat. Auf diese Volkseinheit war auch ohne Zweifel das eifrige Bestreben der italiänischen Freimaurer oder Carbonari im Geheim gerichtet, daher sie alle Anhänger des Murat, und von ihm eben so geschützt waren, als sie, nach seinem Falle, von den jetzigen Souverainen Italiens verfolgt und geächtet werden.

Zeichensprache. Warlich die Italiäner

sind unter allen Europäern dasjenige Volk, in dem die widersprechendsten Extreme und Gegensätze zusammen fließen: oft gebärden sie sich bei den einfachsten Erzählungen so seltsam, daß sie unser Eins für toll halten sollte, begleiten den gleichgültigsten Ausdruck mit einer Menge Bewegungen und Zeichen, die dieser Nation ganz eigenthümlich sind; wenn sie z. B. an den Fingern zählen, ergreifen sie die Fingerspitzen einzeln mit der andern Hand, und schütteln sie gewaltig; wollen sie sagen: „ich verstehe schon" so legen sie den Zeigefinger auf das untere Augenlied; soll es heißen: „hüte dich" so decken sie mit demselben Finger das Obere; bei den Worten: „ich scheere mich nichts darum" greifen sie mit dem rechten Arm nach dem Boden, und beschreiben einen Halbkreiß, als ob sie etwas aufrafften; deuten sie völlige Vernichtung an, so schlagen sie sich mit der flachen Hand auf den Hinterkopf, und dergl. mehr, so daß sie im Besitz einer völligen Begriffssprache durch lebendige Zeichen sind, die dem Ausländer unverständlich bleiben.

Berühmter Prediger aus Como. Leider ist uns sein Nahme entfallen, obgleich wir ihn ein paar mal in Rom auf Santa Maria in Ara coeli predigen hörten. Wirklich schien er eine sehr geläufige Zunge zu besitzen; die Römer strömten in seine Predigten und ganz Italien war von ihm, wenigstens damals, so begeistert, daß er schon auf mehrere Jahre für gewisse Städte in Beschlag genommen war, als er mit aller Sicherheit zu leben hoffen konnte, denn er reißte wie ein Schauspieler umher, debütirte überall, und gieng gleichsam mit Gottes Wort hausiren. — —

Genug! aber gewiß nicht zuviel aus dieser trefflichen Reisebeschreibung, die, in einer Beilage, noch eine kurze Nachricht über die Verfassung der Insel Sicilien seit dem Jahr 1812, und außerdem verschiedene zweckmäßige Grundrisse und Karten liefert.

Ein Versuch die Zauber-Opern zu verdrängen.

Herr Rath Oberthür zu Würzburg, ein in der gelehrten Welt längst rühmlich bekannter Mann, hat einen Entwurf zu einem vaterländischen Geisterdrama drucken lassen, betitelt: Die Minne- und Meister-Sänger in Franken. Die Ruinen von Bodenlauben, die Trümmer des Bergschlosses Trimberg, das öde Kloster Aura, die Erinnerung an die Sänger, welche einst hier hausten, haben ihn begeistert. In jenem Kloster hat er sogar gelobt, dem dort begrabenen Annalisten Saxo ein Denkmal setzen zu lassen. Gedenkend des berühmten Wettstreits auf der Wartburg, freute er sich, auch einen Landsmann, Walter von der Vogelweide, dabei zu finden, hingegen schmerzte es ihn, daß sein Vaterland, sonst so günstig dem Dichtergenius, und einen der trefflichsten deutschen Weine erzeugend, in neuerer Zeit keinen Dichter hervorgebracht, dessen es sich laut rühmen und laut freuen dürfe. Der letzte war der unglückliche Eulogius Schneider, der zu Paris unter der Guillotine, ein blutiges Opfer seines Fanatismus, unbedauert fiel. Er ladet die Freunde der Dichtkunst in Franken zu einer Verbindung ein, um das Andenken so vieler berühmten fränkischen Dichter der Vergessenheit zu entreißen und das Dichtertalent unter ihren Landsleuten wieder zu erwecken. Im Vorbeigehn bemerkt er, daß das kleine Dorf Wipfeld am Mayn zwei Dichter von Rang, den Conrad Celtes und Eulogius Schneider, auch den berühmten Humoristen und Theologen Klüpfel hervorgebracht habe. — Eine Gesellschaft von Meistern und Freunden der mechanischen Künste zu stiften, die in kurzer Zeit schon manches Gute gewürkt, ist dem Verfasser geglückt, aber mit seiner poetischen Gesellschaft will es noch nicht recht gehn; doch zeige sich in der Ferne eine günstige Aussicht dazu. — In dem glücklichen Weimar, meint er, werde sich leicht wieder ein Dichter-Congreß, wie ehemals auf Herrmann's des Thüringers alter Wartburg veranstalten lassen. (Ja wenn die Blüten der Dichtkunst dort nicht von den stürmischen Wellen der Politik verschlungen würden!) — Der Verfasser gesteht, daß sein Geisterdrama wenig Handlung, keine Verwickelung noch Lösung eines Knotens, keine Katastrophe enthalte, hofft aber, daß es als musikalisches Drama gefallen und als Contrast die elenden Producte unserer Tage mit allen ihren Maschinerien und Zauberey in ihrer Fadheit und Geschmacklosigkeit darstellen werde. (Er scheint vorauszusetzen, daß wohl wieder eine Zeit kommen werde, wo das Publicum, wie vormals, im Theater denken und fühlen wolle; Gott gebe es! aber vor der Hand will es nur schauen und höchstens hören.)

Alles obige, und noch weit mehr, enthält der sogenannte Prolog. Dann folgt eine Liste der handelnden Personen, lauter alte Dichter, nebst einer kurzen Darstellung ihrer Geschichte und ihres Characters. So ist lehrreich die Hälfte des Büchleins gefüllt. Endlich beginnt der erste Act in Elysium. Konrad und Johann von Würzburg

und Walter von der Vogelweide singen das Glück der Dichter. Die übrigen schweben Arm in Arm herzu, stimmen Wechselgesänge an, und beschließen endlich, das Vaterland am ersten Mai in der Heimath selbst zu preisen. Der Eine schlägt den alten Fürstensitz Marienburg dazu vor, der andere den Hayn an der Bettenburg; die Stimmen vereinen sich für die Ruinen der Burg Bodenlauben. In diesen spielt der zweite Act, wo bei Harfen-Wein gesungen wird. (Diesen Wein haben wir erst bei dieser Gelegenheit kennen lernen. Er hat seinen Nahmen von der harfenförmigen Lage des Weinbergs, der dem Stifte Haug zugehörte, ist bekannter unter dem Nahmen Gressenwein und gehört unter die köstlichsten, würzreichsten Weine des Frankenlandes. Er wurde an Processionstagen den Stiftsherren ausgetheilt. Als das Stift säcularisirt wurde, verauctionirte man den durch Alter und Güte ausgezeichneten Vorrath. Jetzt findet man ihn nur in wenigen Kellern noch ganz ächt. Die Bouteille kostet 4 Gulden.)

Solch ein Wein kann freilich auch Geister begeistern, und sie besingen die Vorzüge des Vaterlandes u. s. w. bis die Saalnixe erscheint und in einer Bravourarie dem Aberglauben flucht. Konrad von Würzburg erhebt Frauentugend und Frauenehre. Ein Chor von Moor-Jungfern rückt heran und führt singend einen Kettentanz auf. — Im dritten Acte gesellen sich, vor der vom Monde beleuchteten Klosterkirche zu Aura, die Geister der bayrischen, pfälzischen, schwäbischen und tyrolischen Dichter, zu denen der fränkischen; ferner ein Chor von Nonnen und Eins von Mönchen mit Echo, wobei das Innere der gothischen Kirche sichtbar ist. Nach und nach verlöschen die Kerzen im Tempel, das Auge Gottes erscheint über dem Altare, unter demselben goldene Füllhörner mit Früchten und Blumen und der Umschrift:

Fülle des Seegens, Fülle der Freude
Ueber das Land der Franken!

Alle Geister wiederhohlen das. Das Auge Gottes verschwindet. Die Morgenröthe bricht durch das Fenster. Die Geister verschweben leise. Man vernimmt in der Ferne ein dreifaches Echo. Der Hahn kräht. Die Glocke des Dorfkirchthurms ertönt, und unter ihrem Geläute fällt der Vorhang. — Der Verfasser selbst erklärt bescheiden das Ganze für ein Opus tumultuarium, entstanden in Nebenstunden zur Erhohlung von der Arbeit über Dogmatik. Wir wünschen dem würdigen Greise, daß er für sein Geisterdrama einen Mozart finden, und sich noch recht lange an den bunten, doch ehrwürdigen Gestalten seiner Einbildungskraft ergötzen möge. — —.

Die Spinnen als Wetterpropheten.

Der meteorologische Verein zu Brünn hat an sämmtliche Mitglieder der mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues eine Aufforderung ergehen lassen, zum Behuf der Witterungslehre die Spinnen zu studieren, auch eine Instruction beigefügt, nebst Bemerkungen, von welchen wir einige ausheben. Sie betreffen zuerst die sogenannte Kreuzspinne. Je früher diese im Freyen zu weben beginnt, desto früher tritt warme Witterung ein, besonders wenn sie ihre Scheibe gegen Norden oder Westen ausspannt. Anhaltend wird das schöne Wetter seyn, wenn sie langsam, ordentlich webt, weniger wenn sie ihre Arbeit gleichsam hinhudelt. Trockenes schwüles Wetter und Windstille erfolgen, wenn sie geschäftig an ihrem Gewebe putzt. Zieht sie aber mehrere Fäden ein um es zu lichten, so kommt Wind, und zwar noch an demselben Tage wenn sie es schnell thut. Sitzt sie ruhig im Mittelpuncte mit an sich gezogenen Füßen, so ist dauernde gute Witterung zu hoffen, und bleibt sie in dieser Stellung selbst bei Sprühregen, so wird sich, trotz alles Anscheins dagegen, das Wetter bald wieder aufheitern. Hat sie aber die Füße nicht an sich gezogen, sondern sprungfertig ausgebreitet, so ist große Hitze und ein Gewitter nahe, das aber bald vorüber zieht. Verläßt sie ihr Gewebe und nimmt Platz an einem Winkel der Hauptfäden; ist überdieß das Gewebe schon gelüftet, wohl gar hie und da zerrissen, so erfolgen Sturm und heftiger Regen und meistens läßt sie nun die alte Wohnung ganz im Stiche. Kommt sie aber wieder, um diese auszubessern, so ist auf eine Reihe heiterer Tage zu zählen. Webt sie mehrere Scheiben in einiger Entfernung von einander, so haben diese selten die nämliche Richtung; dann läßt sich aus der jedesmaligen Wahl ihres Auffenthalts mit vieler Gewißheit nicht nur der gegenwärtige Luftzug, wäre er auch noch so leise, sondern auch die Gegend bestimmen, aus welcher der Wind zunächst wehen wird.

Auch die Haus- und Winkelspinnen sind gute Wetterpropheten, und haben vor den Kreuzspinnen noch den Vorzug, daß man sie das ganze Jahr hindurch beobachten kann, während die Kreuzspinnen nur in der wärmern Jahreszeit arbeiten. Wenn im Winter die Winkelspinne ihr abgerissenes Gewebe an derselben Stelle wieder

haut, so ist noch kein mildéres Wetter zu erwarten. Webt sie nicht fern vom Ofen, so folgt noch strenge Kälte; wählt sie aber die Seite des Fensters, so kommt Thauwetter. Hat sie im Spätwinter in ihrem Gewebe sich nach Süden gekehrt, so ist noch Kälte zu besorgen, trotz sonstiger Gegenanzeigen. Verschwinden plötzlich die Fäden, die wie ein Netz vor ihre eigentliche Kammer gewebt sind, so deutet das auf baldige schöne Witterung. Sitzt sie in ihrer Kammer den Kopf auswärts gekehrt, so ist schlechtes Wetter noch fern, und um so mehr, je weiter sie hervorragt. Sitzt sie aber einwärts gekehrt, ohne eben einen Raub zu verzehren, so giebt es Regen und rauhe, kalte Tage. Dasselbe ist zu befürchten, wenn viele Fliegen unversehrt zum künftigen Aufzehren eingesponnen sind. Manche dieser Spinnen zeigen die Witterung oft mehrere Tage voraus an, manche kaum einen Tag.

Politik.

Der Geheimerath Willemer zu Frankfurt am Mayn — ein Mann, der seiner Vaterstadt längst wichtige Dienste geleistet — Verfasser von drei kleinen Schriften: über Preßfreiheit; Deutschlands Erwartungen und Deutschlands Hoffnungen — hat so eben einen Nachtrag zu diesen Schriften herausgegeben, betitelt: Wie verhält sich die Zeit zum heiligen Bunde? worin (etwas zu wortreich) die große Wahrheit eingeprägt wird, daß die besten Gesetze nicht beglücken werden, wenn das Volk nicht zuvor für die Gesetze erzogen wird; denn es sey nicht genug, die Arzney auf den Tisch zu stellen, man müsse sie auch einnehmen, und das Gesetz sey nur ein Meilenzeiger, der dem Wanderer die Straße bezeichnet, aber nicht ihm Füße leihen kann. Der Eroberer schaffe sich Bahn durch das Schwerdt, der Gesetzgeber durch Erziehung. Nicht neuer Gesetze, einer bessern Erziehung seyen die Menschen bedürftig. — Geist und Styl des Verfassers werden aus folgenden Stellen am besten zu beurtheilen seyn:

„Vorurtheile sind moralische Gängelbänder, die man Kindern (und wie viele Menschen bleiben nicht ihr ganzes Leben hindurch Kinder!) nicht abnehmen darf, bevor sie nicht allein zu gehn gelernt haben. Es giebt ehrwürdige Schwachheiten, ehrwürdige Vorurtheile, ja selbst ehrwürdige Mißbräuche, die Schonung verdienen, und die es gefährlich ist anzugreifen! und nicht selten sind mit Thorheiten Tugenden verwebt, die, obgleich das ihnen beigemischte Thörigte darum nicht thörigt zu seyn aufhört, dem Guten dergestalt förderlich sind, daß die Liebe die Augen niederschlägt und der Thorheit nachbarlich die Hand reicht. Alte Sitten verdienen Achtung, nicht Geringschätzung. Die Aufklärer der letzt verflossenen 30 Jahre, wußten das freilich nicht, aber dafür weißt es sich auch täglich mehr aus, daß ihre Weisheit keine Gabe von oben war, denn sie ermangelte der Liebe, und suchte das ihre. Noch ist die Neuerungssucht jener Aufklärer nicht vorüber, und wie eine Seuche, wenn sie lang genug an einem Ort gewüthet hat, an einem andern ausbricht, so scheint die Neuerungswuth, nachdem sich in der Philosophie nichts mehr für sie zu thun findet, sich der Gesetzgebung bemeistern zu wollen; und wie sie vor 30 Jahren Vorurtheile, der Hölle zum Wohlgefallen, bekämpfte, Lehrgebäude stürzte und einriß, ebenso nun Staatsgebäude stürzen und niederreißen zu wollen, damit auch in der Politik die Verstandseitelkeit, und das Selbstermessen der Nahrung nicht ermangle, das Alte vom Neuen verschlungen werden möge, und die indeß leer stehenden Throne von Volksaufwieglern, wie vor 30 Jahren in Frankreich, besetzt werden können, denen, außer sich und ihrem Verstande, nichts anders heilig ist." —

„Das Schooskind der neuern Zeit, der Wunsch allen Staaten eine ständische Verfassung zu Theil werden zu sehn, ist eine schöne Erscheinung am politischen Horizont, ein mächtiger Schritt vorwärts, allein es ist nicht genug, daß Fürst und Volk es aufrichtig meinen, Fürst wie Volk müssen durch die Macht der Erziehung zuvor auf das, was geschehen soll, vorbereitet werden. Der Fürst, damit er hochherzig sich entschließe, einem Theil der von seinen Vorfahren auf ihn vererbten Rechte zu entsagen, das Volk, und absonderlich dessen Stellvertreter, damit sie ihre Forderungen nicht zu weit treiben, die Grenzen der Ehrfurcht und Achtung nicht überschreiten, die wohlgesinnte Bürger ihrem Fürsten schuldig sind. Daß eine repräsentative Verfassung ausführbar ist, beweist der Vorgang in Pohlen, allein es sind dazu 2 Dinge erforderlich, die Hochherzigkeit eines Alexander, so wie die Dankbarkeit eines Volkes, wie sich der Pohlen Edelmuth zu Warschau ausgesprochen." —

Von der Religion sprechend sagt der Verfasser treffend und wahr: „Aberglaube führt nicht zur Seligkeit, aber Unglaube noch weniger. Etwas muß dem Menschen heilig seyn, wenn er nicht

in Verfall gerathen, nicht durch und durch verwildern soll; kann es die Wahrheit nicht seyn, so sey es das Wahre. (?) Wer zu viel glaubt, ist nicht was er seyn sollte und könnte, aber wer nichts glaubt, ist gar nichts." —

Von Rußland sagt und beweist er, daß Gesetzgebung und Erziehung dort Hand in Hand gehen, denn der Kaiser wisse, daß ein Gefäß rein seyn muß, wenn die hinein geschüttete Milch nicht gerinnen soll.

Seite 110 erzählt er eine Anecdote, die dem russischen Minister der Aufklärung, Fürsten Galizin, zu hoher Ehre gereicht. Ein frommer Russe meinte in seiner Einfalt, es sey nicht genug die Bibel zu verbreiten, man müsse auch alle unheiligen, verführerischen Schriften dem Feuer übergeben, zu welchem Behuf er die seinigen der Regierung übersandte. Aber Fürst Galizin antwortete ihm mit den Worten Christi: „Hütet Euch, daß ihr nicht den Waizen mit ausrauft, so ihr das Unkraut jätet. Lasset beides mit einander wachsen bis zur Erndte u. s. w." —

In einem Anhange liefert dieses Büchlein Denksprüche von Aristoteles und Spinoza, die wir doch nicht alle blindlings unterschreiben möchten, wenn jene Nahmen auch noch zehn Mal berühmter wären. Z. B. es sey schädlich, wenn immer dieselben Personen dasselbe Amt verwalteten. (Es könnte wohl auch nützlich seyn.) Oder: ein Volk gebe es nur da, wo es Volksversammlungen gebe. (Ein sehr enger Begriff von dem Worte Volk.) Oder: das Viele sey dem Verderben nicht so ausgesetzt wie das Wenige — (falsch!) über den Einzelnen habe Leidenschaft mehr Gewalt als über Viele. (Ganz falsch!) Hingegen hat Aristoteles wohl Recht zu sagen: „Ob Einer, Einige oder die Menge regiert, kömmt dem Erfolge nach auf Eins heraus, wenn der Eine, die Wenigen oder die Menge nur ihre Regierung zum gemeinschaftlichen Besten Aller abzwecken lassen; und Spinoza hat auch wohl Recht zu behaupten: „Am Ende ist die monarchische Regierungsform die beste, wenn das Reich unter dem Könige, der König unter dem Gesetze und das Gesetz nicht allein auf dem Papiere steht, sondern auch gehandhabt wird." — Gern lesen wir von Aristoteles: „Das Mögliche, nicht das Beste muß der Gesetzgeber im Auge haben" und von Spinoza: „So wenig der kürzeste Weg jederzeit der nächste, so ist auch allein was recht ist nicht immer das Beste. Darum daß Einer seinen Acker mit Recht bestellt, geschieht solches nicht immer auf das beste. Sich mit Recht vertheidigen, ist darum die beste Vertheidigung nicht, ebenso wenig als ein Fürst darum auf das beste regiert, weil er mit Recht regiert."

Wahr spricht Aristoteles: „wie bei den Königen die Schmeichler, so vermögen bei dem Volke die Redner Alles." — „Die meisten Tyrannen sind zuvor Demagogen gewesen." —

Auch ein Wort über Constitution von einem Emeritus.

(Dieser Aufsatz ist von dem Herrn Prediger Krüger zu Sedczyn bei Züllichau eingesandt und dankbar empfangen worden, obgleich der Raum nicht gestattete, den Eingang zu demselben mit abdrucken zu lassen, der besonders gegen den Herrn Hofrath Luden gerichtet war.)

„Der Herr Herausgeber des literarischen Wo„chenblatts, No. 50, will sich freuen, wenn uns „Gott eine Constitution giebt, die alle Willkühr „unmöglich macht — ist hyperbolisch gesagt für möglichst, auf die denkbarste Weise, verhindert; eigentlich verstanden wäre es wider des Menschen sittliche Natur — „denn nur der Uebermuth der Zeit könne sich einbilden, daß er im „Stande sey, sie zu finden, Gott selbst müsse sie „offenbaren." Allerdings muß — wenn wir mit Pope bedenken, was den vorigen Zeiten gedient hat, und den künftigen Zeiten dienen muß — eine feststehende Constitution auf Religion gegründet, „ein Reich Gottes," seyn. Das erkannte der Gesetzgeber von Lokri, und überhaupt nahmen die Gesetzgeber des Alterthums, um ihren Constitutionen Autorität und Dauer zu verschaffen, ihre Gottheiten zu Hülfe. Israels Seher, das Gemüth gänzlich auf practische Wahrheit, welche die Bibel schlechthin „die Wahrheit" nennt, gerichtet, ersahen eine höhere Theokratie, als die damalige war, und verwiesen mit Zuversicht auf „einen von Gott zu legenden köstlichen, bewährten Grund- und Eckstein, auf einen von Gott zu erweckenden einigen Hirten." — Haben wir aber die Constitution, die als von Gott geoffenbart sich einzig legitimirt, nicht schon lange vor uns?

Das wahre Wohl des Volks beruht einmal wesentlich und ewig auf seiner Moralität, darauf: daß das Moralprinzip: „Handle so, daß du deinen Mitmenschen nicht blos als Mittel, sondern auch und am liebsten als Zweck betrachtest!" in dem gegenseitigen Verhalten auf das ausgebreitetste anerkannt werde; daß also der Obere, von dem Landesherrn an bis zum geringsten Familien-

haupt dafür halte, er sey, als Solcher, nur für seine Untergebene, wie der Hirte für die Schaafe ist; und daß es Distinction gebe, und vornehme Sitte sey, durch Beförderung der Ordnung, Biederkeit, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit in den niedern Hütten, zur Veredlung der Menschheit mitzuwürken. Denn in wiefern bei aller Verschiedenheit der Stände, Geschäfte, Einsichten, Kräfte, ein Jeder zu seiner Maxime hat: „Für meine Mitmenschen!" so findet da eine unzweideutige Gleichheit und eine Befriedigung Aller Statt; und in der Voraussetzung, daß der Obere ganz seiner Bestimmung lebe, ist zwischen dem unveräußerlichen Anspruch auf Freiheit, welchen auch der geringste Mensch hat, und dem ewigen Bedürfniß der Menge, geleitet zu werden, die schönste Harmonie. Gesetzt nun noch — da die sittlichen Eindrücke, welche auf die Menge durch ihre Obern gemacht werden, doch insgemein so tiefeindringend und so reinsittlich nicht sind, als diejenigen, welche der gemeine Mann durch seines Gleichen bekommt — gesetzt noch, daß im gemeinen Leben ein Jeder des Andern moralischer Mithelfer, Erinnerer, Aufseher, Tröster zu seyn, auf's stärkste verpflichtet sey; was bliebe da noch zum Gedeihen der Moralität im Volk zu wünschen übrig? Jenes alles aber ist eben die Tendenz des wohlverstandenen Christenthums, als dessen Bekenner durch seinen Stifter wir zu der treuesten moralischen Mithülfe unter einander, mit der durch sich selbst erweislichsten göttlichen Autorität, heilig verpflichtet und mit seinem Blut geweiht sind. — Sonach wäre denn, ohne der Christusreligion innigst zu huldigen, nimmermehr an eine bestehende und wahrhaft beglückende Reichsconstitution zu denken.

Wenn das aber, nach den vielen vergeblichen Aufklärungsversuchen, und nach so harten Prüfungen und herrlichen Errettungen durch die Hand der Vorsehung, noch nicht allgemein anerkannt war; so ist es weniger auffallend, daß die Stiftung des heiligen Bundes unter unsern erhabensten Fürsten größtentheils mit Gleichgültigkeit und Befremdung aufgenommen ward. Denn auch nach diesem Act gehört zu einem Volksvertreter wahrer Hirtensinn, Christussinn. — Ich bescheide mich hier abzubrechen; nachdem ich glaube, bei diesem Exhibito, welches die aus dem literarischen Wochenblatt oben angeführte Stelle veranlaßte, für mich zu haben, daß, wenn von ständischer Verfassung die Rede ist, dem geistlichen Stand auch eine Stimme pflegt verstattet zu werden.

Krüger.

Folgendes Schreiben an den Herausgeber ist eingegangen. (Das Original ist bei den Verlegern dieser Blätter einzusehn.)

Einer Ihrer Verehrer theilt Ihnen Folgendes mit und ersucht sie, dasselbe in irgend einige stark gelesene Journale einrücken zu lassen. Für die Wahrheit kann man Ihnen bürgen.

Obschon den kleinern Höfen insinuirt wurde, keine Gesandten nach dem Congreß von Aachen zu senden; so werden von denselben doch politische Kundschafter oder Auflaurer dahin geschickt werden: so ist von Seite B — — s. die Wahl wunderbar genug auf den durch das Entwenden der von Kotzebueschen Papiere bekannten Dr. Lindner zu diesem Geschäfte gefallen. Seit er Weimar verlassen hat, hielt er sich beinahe immer in Strasburg und Karlsruhe auf. Er hat sich bereits auf den Weg nach Aachen begeben.

Carlsruhe, den 6. Sept. 1818.

P. M.

(Wir können dieser Nachricht keinen Glauben beimessen. Es ist möglich, daß Herr Dr. Lindner nach Aachen gegangen ist, allein warum denn eben als Kundschafter? (vulgo Spion!) Dieser Mann giebt es wohlfeiler. Vielleicht hofft er, in Aachen wieder Gelegenheit zu finden, irgend ein fremdes Manuscript zu entwenden. Indessen ist freilich bekannt, daß er schon 1813 Talente verrathen hat, welche der ihm zugedachten Bestimmung ihn würdig machen; denn damals wurde er nach der Schlacht bei Leipzig von den Alliirten als Gefangener, (nicht als Kriegsgefangener) nach Weimar gebracht, weil er, nach seiner Aussage, für die Alliirten — thätig gewesen war.)

Druckfehler.

Nr. 26. S. 202, 2. Spalte, Z. 35 st. affiges l. affiches.
— 203, 1. — — 26 — Wäche l. Wäsche.
— 206, 2. — — 17 — Hinreissen l. Hinreissen.
No. 27. — 211, 1. — — 27 — ist nach dem Worte also ausgel. das Wohnen.
— 213, 1. — — 5 — vollkommener, l. vollkommen.
— 213, 2. — — 37 — ihnen l. ihm.
— 215, 2. — — 18 — beßre l. beste.
— 216, 2. — — 48 — gelehrtesten l. geehrtesten.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 33. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Briefe an eine Dame.

Erster Brief. Mit Vergnügen, gnädige Frau, erfülle ich Ihren Wunsch, Sie mit der neusten theologischen Literatur bekannt zu machen, ein Wunsch, der aus dem Munde einer schönen jungen Frau mich sehr überrascht hat, und warum überrascht? höre ich sie fragen; ist nicht Alles, was über Religion gedacht und geschrieben wird, für Frauenzimmer eben so wichtig als für Männer? — Eben so wichtig allerdings, aber nicht eben so unterhaltend, und man giebt Ihrem Geschlechte Schuld, daß es nur amüsirt seyn wolle. Doch Sie gehören zu den seltenen Frauen, die nicht blos mit den Blumen der Literatur tändeln, sondern auch der Früchte sich erfreuen wollen, wenn sie gleich bisweilen in harten Schaalen stecken. Ich eile daher die Aufgabe zu lösen, so gut ich vermag. Mögten Sie nur den Befehl zurücknehmen, Ihnen vor allen Dingen zu berichten, was es mit den Thesen des Diaconus Harms in Kiel für eine Bewandniß habe, von welchen Sie so viel schwatzen hören, und über welche unter den Theologen ein so ärgerlicher Streit entstanden. Eben um dieses Skandals willen erlauben Sie mir, mich hierüber so kurz als möglich zu fassen.

Sie wissen daß Luther, als er die Reformation begann, 95 Sätze an die Kirchthür schlug, in welchen er den Ablaßkram, die Lehre von einer, durch uns selbst zu bewürkenden Genugthuung für unsere Sünden u. s. w. muthig angriff, allein die Oberherrlichkeit des Pabstes noch nicht anzutasten wagte, folglich selbst noch keineswegs ahnte, wohin und wie weit sein Beginnen führen werde. Diese Sätze waren der Keim, aus welchen der Baum der Reformation sich entwickelte. Diese Sätze hat Hr. Harms wieder abdrucken lassen, und das war vielleicht nicht wohlgethan, denn sie enthalten selbst noch manchen papistischen Sauerteig, dürfen blos im Geiste jener Zeit beurtheilt werden, und sind dem Volke unverständlich. Allein Hr. Harms suchte auch nur eine Zange, um die Kohlen aus dem Feuer zu holen; denn er hatte sein eignes Schatzkästlein geöffnet, und 95 eigene Sätze hervorgezogen, um welche die von Luther nur als Umschlag dienen sollten. Ihm war darum zu thun, scharf und schneidend alle Mißbräuche und Irthümer aufzudecken, die, nach seiner Meinung, in die lutherische Kirche sich eingeschlichen und eingenistet haben. Gewiß ein löbliches Unternehmen, doch nicht so ausgeführt, daß es die Herzen gewinnen konnte, obgleich er allein auf die Herzen sein Augenmerk gerichtet hat, denn die Vernunft ist ihm ein Greuel. Alle Gebrechen seiner Kirche leitet er davon her, daß die Menschen vom Glauben abgewichen. Die Vernunft ist ihm der Antichrist in Hinsicht auf den Glauben, und abermals der Antichrist ist ihm sogar das Gewissen in Hinsicht auf die Handlungen. Er behauptet, das Gewissen sey von dem Worte Gottes getrennt worden und habe deshalb von jeher nur zur Gewissenlosigkeit geführt. Er meint, im 16ten Jahrhundert habe die Sündenvergebung doch wenigstens Geld gekostet, jetzt aber bediene man sich selbst gratis damit. Gleichermaßen habe sich die Vernunft vom Worte Gottes getrennt, indem sie alle Offenbarung verwerfe, wenn sie mit der Vernunft nicht überein zu stimmen scheine.

Außerdem sind seine Pfeile noch gegen den Pastor Funk zu Altona, und gegen die Vereinigung der reformirten mit der lutherischen Kirche gerichtet. Jener Funk hat eine neue Bibelübersetzung mit einer Erklärung versehen, und Harms verwirft jede Erklärung. So hat er den Apfel der Zwietracht hingeschleudert, und es haben leider der Theologen so viele ihn aufgenommen, daß man aus den für und wider Harms erschienenen Schriften schon eine ganze Bibliothek formiren könnte. Sie werden nicht begehren, daß ich sie Ihnen Alle nennen und deren Inhalt entwickeln soll, da sie der Wiederhohlungen so viele enthalten. Eigentlich ist die Harmsische Lehre selbst nur eine Wiederhohlung dessen, was Sie neulich in einem neuen französischen Buche: Essai sur l'indifférence en matière de religion gelesen haben, wo der Verfasser — nachdem er unsern Luther herabgewürdigt und ihn beschuldigt hat, er habe einen Theil von Europa gelehrt, daß die Souverainität beim Volke sey, worauf bald nachher das Blut der Könige auf dem Schaffot geflossen — den Satz aufstellt: man finde die Religion nur bei der Wiege der Völker, die Philosophie bei ihren Gräbern — und es gebe nur Ein Mittel gegen Gleichgültigkeit in Religionssachen, nemlich das Gefangennehmen der Vernunft.

Einer der gewichtigsten Gegner des Herrn

Digitized by Google

Harms ist der Professor Paulus in Heidelberg, ein Mann, der ein kindliches Gemüth und freundliche Klarheit mit großer Gelehrsamkeit verbindet. Er hat, in den Heidelberger Jahrbüchern, die Harmsischen Sätze absprechend und parador genannt, und will vor allen Dingen wissen, was denn Harms eigentlich unter Glauben, Gewissen und Vernunft verstehe? und in der That, gnädige Frau, da sitzt der Knoten! der ganze Streit ist ein Streit um Worte, mit welchen man keinen klaren Sinn verbindet.

Die Altonaer Bibel betreffend, so hatte Harms nicht die Vernunft, sondern den Teufel darin gefunden. Indessen klagt er in einem andern seiner Sätze, daß man heutzutage den Teufel tod geschlagen, und diesen Widerspruch ergreift Paulus schalkhaft, ihm Glückwünschend, daß er den Teufel so ganz in seiner Nähe wieder gefunden.

Auch der Director des Gymnasiums zu Hamburg, Herr Gurlitt, wirft (in einem index praelectionum) Herrn Harms Unwissenheit und Uebermuth vor, und man muß bekennen, daß er wenigstens von dem letztern nicht frei zu sprechen ist.

Ein Ungenannter hat in den ersten 68 Thesen viel falsches aufgespürt, und versichert, daß Harms nur gegen Schatten mit den stumpfen Waffen des Fanatismus kämpfe und daß er blos den Unglauben im Schlummer gestört habe, der nun, erwachend, ihn verspotten werde.

Einer, der sich Eusebius Wahrlieb nennt, hat den Harmsischen Behauptungen 95 andere Sätze entgegengestellt, läßt zwar die löbliche Absicht des Kieler Reformators gelten, rückt ihm aber seine Leidenschaftlichkeit, seine Wortspiele vor, und meint, er reisse den Waizen sammt dem Unkraut aus.

In gleichen Sinn und in gleicher Form, nemlich auch in 95 Sätzen, hat der Consistorialrath Boysen gegen Harms in lateinischer Sprache geredet; diesem Ehrenmanne wird aber von einem gewissen Christomnestes Eudoxius vorgeworfen, er verstehe weder Latein, noch die Auslegungskunst, noch überhaupt das, worüber er zu sprechen unternommen. In einem weit anständigeren Tone, und vielleicht mit mehr Tiefe, als die meisten seiner Mitstreiter, hat der Professor Falk zu Kiel, in einem Schreiben an den Consistorialrath Boysen den Gegenstand behandelt. Er giebt zu, daß diejenigen Theologen, die von den symbolischen Büchern abweichen, zwar fromme und gelehrte Männer seyn können, behauptet aber, daß sie nicht zu Lehrern in der Kirche taugen; denn sobald einem Jeden erlaubt sey, seine Ueberzeugung an die Stelle des Lehrsatzes (dogma) der Kirche zu setzen, sobald höre alle Gewißheit für die Kirchenglieder auf, daß ihnen würklich die christliche Religion gepredigt werde. Es ist so als ob Sie, gnädige Frau, den Hofmeister Ihrer Kinder zu der Pestalozzischen Erziehungsmethode verpflichtet hätten, und er lehrte dennoch nach seinem eigenen Kopfe.

Der Pastor Märtens in Halberstadt protestirt feyerlich gegen den Bannstrahl, den Harms auf Vernunft und Gewissen geschleudert hat, behauptet, daß die Offenbarung durchaus nicht den Gebrauch der Vernunft untersage, beklagt den Geist der Zeit, der sich der Mystik bediene um Herzen zu gewinnen, wo es ihm an Gründen fehle, und fürchtet, daß die Harmsischen Sätze uns auf die Schwelle des Papismus zurückführen werden.

Kein Wunder, daß der ungeziemende Ton, der fast in allen diesen Streitschriften herrscht, und den freilich Harms selbst angestimmt hat, rechtliche Gemüther empört. Zu diesen gehört Sothmann, der es versucht, Mäßigung zu predigen, die heilige Schrift mit der Vernunft übereinstimmend findet und einen Glauben lehrt, der religiös und vernünftig zugleich ist.

Von dieser Mäßigung weiß die Hallische Literaturzeitung nichts. Sie nennt Harms einen blinden, intoleranten, eben so unwissenden als eingebildeten Zeloten, der zu Inquisition und Scheiterhaufen uns zurückführen wolle, auch zu verstehen gebe, daß man den Fürsten die oberste Leitung der Kirche entziehen und dadurch einen aus Uebereilung begangenen Fehler wieder gut machen müsse. Da zeige sich der Wolf im Schaafskleide.

Hingegen nennt der Oberhofprediger Ammon in Dresden (in seinem Prediger-Magazin) die Harmsischen Sätze eine bittere aber heilsame Arzenei für die Schwäche unserer Zeit, was ihm einen widerlichen Spottbrief von dem berühmten Schleyermacher in Berlin zugezogen hat. Leider hat Ammon in gleichem Tone darauf geantwortet, und Schleyermacher die anstößige Correspondenz fortgesetzt, zu großem Aergerniß des Publicums, dem es peinlich ist, zwei seiner größten Theologen um den Preiß der Ungebührlichkeit kämpfen zu sehen. Besonders ist hier von der Vereinigung der reformirten mit der lutherischen Kirche die Rede, von welcher Harms gesagt hatte: man solle sich hüten, diese Verbindung so nahe bei Luthers Gebeinen zu vollziehen, weil dieser große Mann aufstehen und Feuer und Flammen speyen werde. — Auch Ammon nennt die Vernunft ein Schwerdt in der Hand des Kindes, und die Harmsischen Thesen eine

Wolke, die in ihrem Schooße 95 alte Wahrheiten und eben so viele neue Blitze trage. Man hat das Vertrauen zu Ammon dadurch zu schwächen gesucht, daß man in seinen frühern Schriften Stellen aufgespürt, welche mit seiner jetzt geäußerten Denkungsart im Widerspruche stehen. Indessen billigt er doch nicht Alles, was Harms uns überreden mögte, und wenn dieser Eiferer sogar das Volk bewaffnen will, um irrige Lehren auszurotten, so gesteht Ammon, daß die bittere Arzenei dadurch in ein Brechmittel verwandelt werde. Aber auch Er ist der Meinung, daß die Vereinigung beider Kirchen nur zur Gleichgültigkeit (Indifferentismus) führen werde, was Schleyermacher spottend und siegreich widerlegt.

Der Pastor Johansen in Glückstadt hat auch einen Versuch geliefert, die Harmsischen Sätze zu entkräften, scheint zwar seinem Gegner nicht gewachsen, erzählt aber folgende auffallende Anecdote: Er predigte eines Vormittags zu Kiel von der Möglichkeit, daß auch die Heiden selig werden könnten, und Nachmittags trat Herr Harms auf dieselbe Kanzel und versicherte, außer der Kirche sey kein Heil. Sie werden, gnädige Frau, mit mir die armen Zuhörer bedauern, die nun nicht wußten, ob sie den Worten des Vormittags oder denen des Nachmittags Glauben beimessen sollten.

Der Pastor Meyer zu Hagenberg läßt blos den Menschenverstand gegen Harms in's Feld rücken und meint: Kinder möchten immerhin mit Seifenblasen spielen, nur nicht mit congreviſchen Raketen. Um Harms lächerlich zu machen und seine Broschüre zu würzen, rafft er eine Menge Stellen aus Tasso, Voltaire und Virgil zusammen, behauptet, daß alle Bestrebungen der Zeloten nur dazu dienen werden, Zweifel und Unglauben zu vermehren, und fügt, die Altonaer Bibel betreffend, hinzu: wenn Luther das Recht gehabt habe die Bibel auszulegen, so stehe dieses Recht noch heute unbezweifelt jedem Protestanten zu.

Ein gewisser Philalethes hat freimüthige Worte gegen Harms mystische Lehre gesprochen, hält das von der Vernunft geleitete Gewissen für unfehlbar, und — da der Kieler Zelote seine Thesen Gott zu Ehren aufgestellt zu haben versichert — so erinnert ihn Philalethes an alle die Gräuel, die von jeher unter gleichem Vorwande verübt worden. Dann nimmt er Kant's Moralsystem in Schutz, behauptend, daß der Gutthandelnde, wenn gleich ein Ketzer, doch kein Böswicht, kein Verworfener seyn könne. Den heiligen Augustin nennt er einen Finsterling, dem Harms blos nachgeschwatzt. Die menschliche Vernunft sey nie im Widerspruch mit der Offenbarung; die wahre Religion habe nichts von der Vernunft, aber alles von der Unvernunft zu fürchten.

Ein fränkiſcher Theolog (er nennt sich nicht) macht, auf den Nahmen Harms anspielend, harmlose Einwürfe. Nach ihm giebt das Gewissen keine Gesetze, sondern der Schöpfer des Gewissens durch dasselbe und durch die Vernunft.

Seltsam hat der Pastor Schütze durch Gespräche im Bücherzimmer sich in den Streit gemischt. Wenig eigene Ideen trägt er vor, sondern stellt blos die verschiedenen Meinungen einer Menge alter und neuer Schriftsteller zusammen, von Plato und Aristoteles bis auf Kant, ja bis auf Ninon l'Enclos, Frau v. Staël und Ihren unterthänigen Diener. So hat er eine Art von Mosaik gebildet, von welchem jedes Steinchen Wehe zu Harms hinauf schreit.

Ein Anderer hat Friedensgloſſen entworfen, die seinem Herzen mehr Ehre machen als seinem Geiste.

Noch ein Anderer, ein Laye — dem, wie er sagt, Vernunft und Wahrheit heilig sind — bemüht sich, dem neuen Luther die Widersprüche aufzudecken, in die er oft verfallen ist.

Der Aufmerksamkeit würdiger, als diese theologischen Tirailleurs, ist der apologetiſche Versuch von Thieß, einem Manne der mit Gelehrsamkeit große Klarheit, Bescheidenheit und wahre christliche Liebe verbindet. Sein Zweck ist, den Character des Diaconus Harms zu rechtfertigen, und eine vollkommene Harmonie zwischen dessen Ueberzeugung und der heiligen Schrift zu beweisen.

Mit vieler Wärme wird Harms auch in den theologiſchen Annalen von Wachler vertheidigt. Dort heißt es: wenn das Gewiſſen aufhöre, sich durch Gottes Wort gewiß machen zu lassen, und die Vernunft aufhöre zu vernehmen, was Gott in seinem Worte ihr andeutet, so wären die Götzen da. Sie fühlen, gnädige Frau, daß das nur armselige Wortspielereyen sind, so wie man überhaupt zu Herrn Wachler, als einem bekannten leidenschaftlichen Manne, kein rechtes Vertrauen hegen kann. Indessen gesteht er selbst, daß Harms die Worte Vernunft und Gewissen nicht hinreichend erklärt habe, und so über sie absprecht, daß er nicht ihren Mißbrauch,

sondern sie selbst anzuklagen scheine. Herr Wachler wagt nun zwar eine nähere Erklärung, aber auch in dieser bleibt vieles dunkel und unerklärt, und es scheint ausgemacht, daß, so wie jeder Mensch seinen eignen Regenbogen hat, auch Jeder seinen eignen Begriff von Vernunft und Gewissen sich bilde.

Ein sogenannter freimüthiger Beobachter hat sogenannte unpartheyische Bemerkungen von der Oberfläche geschöpft, und — damit ja dieser skandalöse Streit in allen Formen wieder aufgewärmt werde — giebt er über die 95 Thesen sogar Gespräche zwischen einer Mutter und ihren Töchtern, in welchen das Geschwätz gewisser Weiber, die über Gegenstände plaudern, welche sie nicht verstehn, ziemlich gut nachgeahmt werden.

Ohne Zweifel, gnädige Frau, haben Sie an diesen Proben genug, die übrigens sich noch ansehnlich vermehren ließen. Harms selbst hat lange zu alle dem geschwiegen, und im Mittelpuncte seines Gewebes still gesessen, selbst wenn große Bremsen es bisweilen ganz zerrissen. Endlich ist er nun mit Briefen hervorgetreten, die bestimmt sind, mehrere Dunkelheiten seiner Thesen aufzuhellen. Im Ganzen hat er wohl seinen Zweck verfehlt, allein man muß gestehn, daß er sich mit Würde benommen. Er sagt: seine Gegner hätten mit den Fingerspitzen der Vernunft gefaßt, was nur mit der ganzen Hand des Glaubens ergriffen seyn wolle. Er stellt ein auffallendes Gemählde von dem Verfall der Holsteinischen Kirche dar, wo man z. B. die Taufe der neugebohrnen Kinder Jahre lang hinausschiebt. Er wiederhohlt, daß die Vernunft, in Hinsicht auf den Glauben, der Lichtschnuppe gleiche, die man abputzen müsse, und daß sie nur eine Kokette sey, die bald mit dem Glauben, bald mit dem Verstande buhle. Dem Menschen sey für göttliche Dinge ein besonderer Sinn verliehen, der weder von der Natur allein, noch von der Gnade allein, sondern von beiden zugleich erweckt werde; man nenne diesen Sinn gewöhnlich Herz, in Religionssachen heiße er Glaube. Die Vernunft sey der Apfel, den Eva einst vom verbotenen Baume gepflückt; freylich wären, nachdem sie ihn gegessen, ihre Augen aufgethan, allein ihr Herz verengt worden u. s. w.

Am Ende, gnädige Frau, werden Sie mich fragen, was ich selbst über diese Gegenstände denke? Ich bin nur ein Laye, aber in christlicher Einfalt bin ich der Meinung, daß man leeres Stroh dresche, so lange man sich nicht über klare Begriffe vereinigt, und das wird wohl nie geschehn. Ich meine, daß es nicht gut sey, wenn die Vernunft unglaubig, allein fürwahr auch nicht gut, wenn der Glaube unvernünftig ist. Ich wette, daß Herr Harms selbst nur dunkel ahnet, was Glaube, Vernunft und Gewissen sey. Ich meine, daß er selbst über die Vernunft vernünftelt. Endlich meine ich, daß es besser wäre, wenn über solche Dinge nicht geschrieben und nicht gestritten würde. Tausende von guten Menschen werden nur irre gemacht. Es ist mit der Religion wie mit der Gesundheit: je mehr man nöthig findet davon zu sprechen, je weniger besitzt man davon. Religion ist die Gesundheit der Seele. Kein Arzt soll sich aufdringen. Gewissen Seelenärzten sollte man zurufen: Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt!

Politik.

Ein Hr. Lourdoueix sagt im fünften Heft des spectateur politique et litteraire: es sey bekannt, daß von allen Cabinetten in Europa das Wiener am wenigsten gestimmt sey, dem Zeitgeist nachzugeben. (Das heißt: einem Worte ohne Sinn oder auch mit tausenderlei Sinn.) Oesterreich glaube, durch eine sanfte wahrhaft väterliche Verwaltung alles das vergessen zu machen, was es den Ideen der Menschen über Freiheit und Rechte versagt. (Und wenn ihm das gelungen ist, wer hat das beste Theil erwählt?) Der Verfasser gesteht, es gebe wenig Monarchen, welche sorgsamer als Kaiser Franz zu dem Privat-Intresse ihrer Unterthanen herabstiegen; es gebe Keinen, der wie er, zwei Tage in der Woche öffentliche Audienzen gebe, wo jedermann seine Beschwerden vorbringen oder um Gnaden bitten könne; aber er meint, dieser löbliche Gebrauch könne nur einzelnes Gutes hervorbringen, nicht aber das Böse verhüten, welches aus einem schlechten Regierungssystem entspringe; nur an dem Orte, wo der Souverain selbst sich aufhalte, werde der Haß gegen die unumschränkte Gewalt durch die Liebe gemäßigt, die man für die Person des Monarchen hege; die entfernten Völker hingegen ertrügen alle Ungemächlichkeiten einer Verwaltungs-Art, an der die Vernunft ein Aergerniß nehme, durch welche Personen und Eigenthum bedroht und die Bürger der Laune untergeordneter Agenten Preiß gegeben würden. (Wir können Hrn. Lourdoueix versichern, daß er

wenigstens in einem halben Dutzend von Irrthümern schwebt; daß es lächerlich ist zu behaupten, dasjenige was man einem Monarchen in einer Privataudienz vorträgt, könne von demselben nicht zum allgemeinen Besten angewandt werden; daß Kaiser Franz nicht blos in Wien, oder wo er sich eben aufhält, sondern in ganz Oesterreich geliebt wird; daß die entfernten Völker keinesweges eine vernunftwidrige Verwaltung spüren; daß weder ihre Personen noch ihr Eigenthum im mindesten bedroht werden, und daß kein österreichischer Staatsdiener sich solche Willkührlichkeiten erlaubt, als die Herren Präfecten in Frankreich, trotz der Constitution noch jetzt thun, wovon wir in der bibliothique historique graußige Beispiele lesen.

Philosophie.

Herr Hoëné Wronsky zu Paris, durch seinen Proceß gegen den armen Teufel Arson in allen Zeitungen berüchtigt, hat die Einleitung zu einem Werke heraus gegeben, betitelt der Sphinx oder Nomothetique Séhélienne. Die ungelehrten Leser werden erschrecken über den schrecklichen Titel; wir eilen ihnen zu sagen, daß das Wort nomothetique aus dem griechischen entlehnt ist und soviel bedeutet als Einrichtung von Gesetzen oder Gesetzgebung; séhélenne aber ist ein hebräisches Wort und heißt Vernunftmäßig. Hr. Hoëné Wronsky ist ein ehrlicher polnischer Philosoph, der griechisch, hebräisch und deutsch versteht und französische Bücher schreibt; der Sphinx endlich ist ein Thier aus alter Zeit, welches gern moralische Logogriphen machte und auf einem Berge in Griechenland die Vorübergehenden neckte. Die nomothetique séhélienne ist also eine Art von Räthselsammlung, die der neue Sphinx Wronsky den Liebhabern zu rathen aufgiebt. Es ist vor allen Dingen vom Absoluten die Rede. Das Absolute, sagt Hr. Loyson im spectateur, ist nicht polnisch wie man ziemlich allgemein glaubt; es ist auch nicht deutsch, so große Verbindlichkeiten es auch dem Philosophen Kant und dessen Schülern Schelling und Fichte (welchen letztern Hr. Loyson, Fitché nennt,) schuldig ist; es ist weit älter als diese Philosophen, es hat schon die Musterwelt des Plato bewohnt, und selbst die idealen Regionen von Descartes, Mallebranche und Leibnitz, bis es einen Augenblick durch Loke, Hume, Condillac und deren skeptische Schule verbannt wurde. Hr. Wronsky, der das Absolute zum Gegenstande seines Werkes macht, will uns das Vergangene erklären und die Zukunft weissagen. Wer sich ein Herz faßt ihn zu lesen, muß sich gefallen lassen, eine Menge von Chimären, Träumereien und Absurditäten zu verschlucken, um von Zeit zu Zeit eine originelle Ansicht zu erhaschen, die in einem Schwall von seltsamen Worten, hohlen Spekulationen und unverständlichen Weissagungen herumschwimmt. Hier nur ein Pröbchen von der Höhe der absoluten Weisheit dieses polnischen Solon: In der Revolution hatten die Royalisten Recht, weil sie die Ahnung von dem hatten, was seyn soll, und die Republikaner hatten nicht Unrecht, weil sie Kenntniß von dem hatten, was wirklich ist; — die Ermordung Ludwig des XVI. ist ein gräßliches Verbrechen, aber die Mörder sind keine Verbrecher; — Ludwig brachte durch Annahme der Constitution ein grosmüthiges Opfer seiner persönlichen Gewalt und büßte mit Recht durch seinen Todt dieses Hingeben seiner Macht, u. s. w. Der französische Rezensent meint, daß Herr Wronsky einen Platz in dem bekannten Buche, les folies du siècle verdiene. —

Das goldene Buch.

Eine Sammlung von Sentenzen, eigentlich aus dem englischen nach der eilften Ausgabe vom Doctor Michaelis übersetzt. Dies goldene Buch soll hohe und niedere Stände lehren, gut, klug und leicht durch die Welt zu kommen. Ja, wenn man das allein aus Büchern lernen könnte! — Indessen sind wir allerdings überzeugt, daß durch Sentenzen viel Gutes zu bewirken wäre, allein erstens müssen es wirklich Sentenzen seyn, das heißt: sinnvolle Sprüche, in wenige klare Worte gefaßt, so daß auch ungebildete Leser sie augenblicklich verstehen, und daß sie sich dem Gedächtniß leicht anschmiegen. Zweytens müssen ihrer wenige seyn, denn es ist eine starke Speise, die der Geist nur in mäßigen Portionen verarbeitet. Drittens müssen sie nicht dicke Bücher füllen, die Niemand liest, sondern einzeln so hingestellt werden, daß sie zufällig in die Augen fallen. Die zehn Gebote sind im Grunde eine solche Sentenzen-Tafel, und aus der griechischen Geschichte erinnern wir uns, daß einst an der Landstraße nützliche Denksprüche auf Hermen geschrieben standen. *) Das Letztere ist nach unserer

*) Hipparch soll der Erste gewesen seyn, der die Hermen zu diesem Zweck benutzte. Einige der Sprüche sind uns aufbehalten, z. B. τῆχε τὸν τρόπον — ψεῦδος ἐχθρὸν — wandele Gerechtes denkend — Täusche den Freund nicht — u. d. m.

Digitized by Google

Meynung die beste Art, sie dem Volke beyzubringen, und wir können uns nicht genug verwundern, daß es noch Niemanden eingefallen ist, Gebrauch davon zu machen. In Deutschland könnten die Meilenzeiger dazu dienen, in Rußland noch besser die Werstpfähle. So würden die Sprüche von jedem Reisenden, jedem Wanderer, und geschähe es auch nur aus langer Weile, gelesen, und wenn bey hundert Reisenden von hundert guten Lehren auch nur Eine im Gedächtniß hängen bliebe und bei Gelegenheit sich wirksam erzeigte, wer wäre im Stande, den jährlichen Gewinn an Moralität zu berechnen? Man bepflanzt ja die Landstraßen mit Obstbäumen zu leiblicher Nahrung, warum nicht auch mit Spruchbäumen für Geist und Herz? die Meisten, oder auch alle diese Sprüche könnten aus der Bibel geschöpft werden; auf solche Weise würde das Volk die biblischen Kernsprüche am leichtesten behalten, In den hannöverischen Dörfern sieht man noch viele alte Häuser, an welchen solche Sprüche, nicht angeschrieben, sondern in erhabener Arbeit eingehauen sind, und schon seit mehreren hundert Jahren in manchem Leser gute Gedanken erweckt haben; leider haben wir bemerkt, daß diese gute Sitte, die von der Obrigkeit erhalten werden sollte, beim Bau neuer Häuser entweder ganz vernachlässiget wird, oder daß man die Sprüche nur anschreibt, wovon nach einigen Jahren nichts mehr zu sehen ist.

Wir wünschten, daß vornehmere Hausbesitzer die treffliche Sitte im Innern ihrer Häuser nachahmen und, statt der gewöhnlichen unbedeutenden Superports von bunten Tapeten, gutgewählte Denksprüche über ihre Thüren setzen mögten. Da wir einen solchen Versuch selbst einmal gemacht haben, so können wir versichern, daß es sich auch recht zierlich und besser ausnimmt als ein gekleckster Blumenkorb oder etwas dergleichen. Man läßt z. B. eine hellblaue, ovale oder sechseckigte Fläche von der Breite der Thür auf einen einfachen Rahmen spannen, einen kurzen Denkspruch darauf mahlen, und das Ganze mit einer geschmackvollen Einfassung von Tapeten umgeben, so hat man ein wohlfeiles, schmückendes und oft heilsam erinnerndes Superport. — Im Anfang der französischen Revolution ahneten die Franzosen den Nutzen solcher Sprüche, die überall ins Auge fallen, denn sie hatten an alle Häuser gekleckst: la liberté ou la mort!

Doch wieder auf das goldne Buch zu kommen, so scheint es zu beweisen, daß selbst in dieser Form die Sentenzen den Menschen willkommen sind, denn es hat bereits die zweyte Auflage erlebt, welches in Deutschland ungefähr eben so viel sagen will, als in England die eilfte. Die Griechen und Römer, die Engländer und Franzosen haben ihre Sprüche dazu geliefert. Deutsche nicht. Wir haben an den Meisten dieser Sentenzen nur das auszusetzen, daß sie nicht sententiös sind. Manche nehmen halbe Seiten ein. Mit wenigen Worten viel zu sagen, ist hier eine unerläßliche Eigenschaft; mit jeder Sylbe sollte man kargen. Wenn es z. B. heißt: „Einige Menschen sind von Natur „so habsüchtig und filzig, daß eine Bemühung ihre „Herzen zu erweitern, eben so vergeblich seyn würde, „als die Felsen umher zu pflügen;" — so hätten sich dabey 18 Worte ersparen, und folglich das Ganze um 2 Drittel abkürzen lassen, wenn der Gedanke so ausgedrückt wäre: vom Geiz besessene Herzen öffnen wollen, heißt Felsen pflügen. Es giebt wenige Denksprüche in diesem goldenen Buche, die nicht auf gleiche Weise merklich zu verkürzen waren, eine Operation, wodurch sie an Kraft gewinnen würden wie zusammengepreßte Luft. Wir theilen noch einige mit, in welchen der Gedanke uns vorzüglich angesprochen hat, und die wir gleich nach unserer laconischen Weise ausdrücken wollen.

„Wir haben zwey Ohren, nur Eine Zunge, um „viel zu hören, wenig zu reden." —

„Wer seine Kinder lehrt mit wenigem auszu„kommen, hinterläßt ihnen mehr als Reichthum." —

„Des Glückes Tugend ist Mäßigung, die des „Unglücks Standhaftigkeit." —

„Viel verliert wer Reichthum, mehr wer den „Freund, Alles wer den Muth verliert."

„Wir verzeihen oft solchen die uns, nie solchen „die wir beleidigt haben." —

„Aergerniß wird mehr genommen als ge„geben." —

„Geld und Dünger nutzen erst, wenn sie ver„breitet werden." —

„Genuß, nicht Besitz macht glücklich."

„Wer im Glücke aufschwillt, der schrumpft „im Unglück zusammen." —

„Stolz geht lieber aus dem Wege als hinten „nach." —

„Wen Leiden nicht bessern, den verschlim„mern sie." —

„Wo es heilsam ist zu reden, da ist es Un„recht zu schweigen." (Eine goldene Regel, die leider von den besten Menschen aus Furchtsamkeit oder Bequemlichkeit nur zu oft nicht beobachtet wird. Sie setzen ihr freylich ein anderes Sprüchlein entgegen: „Was dich nicht brennt, das lö-

„sche nicht," aber das ist ein heilloser egoistischer Grundsatz.) —

„Eine gute Geschichte, schlecht erzählt, ist eine schlechte Geschichte." —

„Grabschrift eines wohlthätigen Mannes: Was er besaß, hinterließ er Andern, „was er weggab, ist sein geblieben."

„Undankbarkeit verzeiht man Andern nie, und „doch sich selbst so leicht." —

„Hat der Mensch getrunken, so kehrt er dem „Brunnen den Rücken." —

„Gedenke stets der Wohlthaten die du empfangen, nie derer die du erwiesen." —

„Schlecht ist, wer Beleidigungen in Marmor „gräbt, Wohlthaten in Sand schreibt. —

„Ruhm bewahren ist schwerer als ihn erwerben." —

„Besser ein Erbtheil in einer Gattin als mit „einer Gattin zu besitzen." —

„Wer einen guten Eydam findet, hat einen „Sohn gewonnen, wer einen schlechten, hat eine „Tochter verlohren." —

„Nichts ist mehr zu verwundern, als daß alte „Leute sich noch über etwas wundern." —

„Höre das Böse nicht, was man von deinem Freunde sagt, und rede nichts Böses von deinem Feinde. Glaube nicht alles was du hörst, erzähle nicht alles was du glaubst." —

Noch mögten wir an diesem goldnen Buche tadeln, daß es auch manche unwahre Maximen enthält, z. B. „Streit entspringt nur aus Stolz," — „Wer selbst Verdienst besitzt, beneidet kein fremdes" — „Gewiß behauptet Niemand, es gebe keinen Gott, wenn er es nicht vorher gewünscht hat," u. d. m. Tertullian soll gesagt haben: es gebe kein größeres Vergnügen in der Welt, als die Verachtung des Vergnügens. Da hat er, mit Respekt zu melden, etwas dummes gesagt. Wir verachten ein Vergnügen nur dann, wenn es für uns keines ist.

Arzenei-Kunde.

Hr. Vering hat eine psychische Heilkunde geschrieben, auch betitelt: Ueber die Wechsel-Wirkung zwischen Seele und Körper im Menschen. Bis jetzt ist nur der erste Band erschienen, und da hat der Verfasser es nur mit den Phänomenen jener Wechselwirkungen zu thun, die doch wohl nie ein menschlicher Geist, am wenigsten der Veringsche, ergründen wird, wenn auch das Buch mit Stellen aus römischen Dichtern noch bunter aufgestutzt wäre als geschehen ist. — Was heißt das: „von den Empfindungen bleiben nicht allein Spuren „im Gehirn, sondern auch in der Seele zurück?" — Was heißt das: „die Einbildungskraft ist das Vermögen, die Spuren ehemaliger Empfindungen wieder hervorzuziehn?" Dieselbe Frage könnte noch oft wiederholt werden. — Den Kaffee zählt Hr. Vering zu den unschädlichen Getränken. Einer seiner Rezensenten meint aber, man müsse den Kaffee nur als Arzenei gebrauchen und ja nicht täglich trinken; denn seitdem Kaffee und Thee Modegetränke geworden, hätten auch die Krankheiten einen andern Character angenommen. Thee sey kein beruhigendes Getränk, wie Hr. Vering versichere, sondern erhöhe die Thätigkeit der Cirkulation und des Nervensystems. — Hr. Vering glaubt, daß beim Magnetisiren ein materieller Stoff vom Magnetiseur entströme. —

Ein Hr. Doctor Wolf ist aufgestanden, hat Anfangsgründe der Naturwissenschaftlichen Systeme der Medizin geschrieben, und verspricht, die Aerzte über gar vieles besser zu belehren, was sie bisher auf Treu und Glauben angenommen haben; denn er hat ein Einsaugungs- und Leitungs-Vermögen der Nerven entdeckt, er hat ein Lebensprincip erwiesen, und folglich wird eine neue Ordnung der Dinge hervorgehn, und die ganze Medizin wird sich anders gestalten. Wer mit solchem Uebermuth auftritt, kann schwerlich Vertrauen einflößen. Der Verfasser behauptet unter andern, jede Krankheit habe ihren eigenen Körperbau, ganz unabhängig von dem Körper, den sie ergriffen; denn sonst könnten die Pest, die Pocken, u. s. w. nicht für sich bestehn; auch hätten die Krankheiten ihr bestimmtes Alter, ihr Absterben, u. s. w., wären auch selbst wieder, gleich Thieren und Pflanzen, Krankheiten unterworfen, (also Krankheiten die krank werden können,) ja sie äußerten sich durch Zu- und Abneigung, indem gewisse Krankheiten gewöhnlich zusammen vorkämen, andere hingegen nur auf Kosten der Andern aufkommen können. (Es ist Methode in dieser Tollheit.) Einige Krankheiten, z. B. die Ruhr, die Hundswuth, u. s. w. sollen durch Begattung irgend eines Organs entstehn. (!) Das Leitungsvermögen der Nerven soll man bisher ganz übersehn haben. —

Zum Schulgebrauch ist ein vollständiges Giftbuch erschienen, welches alle Gifte kennen lehrt und gegen Vergiftung sicher stellen soll, auch in illuminirten Kupfern die Giftpflanzen und giftigen Thiere darstellt. Ein nützliches Buch, aber für Deutschland wenigstens viel zu breit; denn z. B. vor Klapper-

schlangen und Curassao-Spinnen hat unsere deutsche Jugend sich nicht zu hüten. Manche andere Gifte soll in der Regel wohl nur der Arzt und der Apotheker kennen; sie auch dem Volke bekannt zu machen, wenn sie nicht im täglichen Leben zu fürchten sind, möchte nicht einmal rathsam seyn. —

Der in Paris erscheinende Spectateur erzählt, daß Hr. Richerand, (vermuthlich ein großer Wundarzt) in der Akademie der Wissenschaften eine ihm gelungene wundergleiche Operation angezeigt und erklärt hat. Herz und Lunge wurden dabei blos gelegt, zwei Ribben zerschnitten und ohngefähr 8 Zoll in's Gevierte des verdickten und vom Krebs angepressenen Rückenfells herausgeschnitten. Diese Operation soll noch einzig in ihrer Art seyn und die Grenze des Möglichen erreichen. Ohne Zweifel wird Hr. Richerand sein Memoire drucken lassen. Im moralischen ist die Kunst, die Herzen blos zu legen, eben so gefährlich, aber minder belohnend. —

Literarische Notizen.

Der bayrische Justizrath von Hornthal zu Bamberg — derselbe der, ohne ein Wort von der Sache zu wissen, für den Herrn v. Massenbach an der Preussischen Regierung zum Ritter werden wollte — hat sich über das weimarische Strafurtheil gegen Oken vernehmen lassen. Es versteht sich, daß die weimarische Regierung Unrecht hat, wie gewöhnlich jetzt alle Regierungen immer Unrecht haben, sie mögen es machen wie sie wollen. Die symbolische Verzierung durch Esels-Köpfe u. s. w. erscheint in dem — Kopfe des Herrn v. Hornthal als eine erlaubte Wiedervergeltung. Die Heidelberger Jahrbücher hingegen sprechen: „die Fehde mit dem „Rostocker Senat ist unverständig. Nichts entehrt die Preßfreiheit mehr, als wenn man sie zu Privatzwecken, zu einer die Vertheidigung überschreitenden groben Selbsthülfe „leidenschaftlich und gemein benutzt; und überhaupt „kann man es denen nicht danken, die das Gute, was uns „die Zeit als reifend darbot, dadurch welk und rückgängig „machen, daß sie den aufsprossenden Baum mit scharfen „Hieben an der Wurzel verletzen u. s. w.“

Auch unparthepische Bemerkungen zu der Weimarischen Ober-Appellations-Gerichtsordnung sind heraus gekommen, in welchen gezeigt wird, „daß das Oberappellationsgericht weder im Sinne der Bundesacte, noch nach dem wahren Zweck eines solchen Gerichtes, eine dritte höchste Instanz genannt werden könne, daß vielmehr die Justizpflege und Rechts-Sicherheit durch dessen Errichtung, durch das überall hervor leuchtende lahme Coordinations-Verhältniß zu den obergerichtlichen Landes-Regierungen u. s. w. nicht gewonnen, sondern nur verlohren habe.“ Ein Proceß, der nach der neuern Manier geführt wird, kommt dem Verfasser vor wie ein Kranker, dem sein Arzt recht schnell, aber unter die Erde hilft. — Die Heidelberger Jahrbücher machen dem Verfasser ein Kompliment, meinen aber doch, er sey nicht frey von excentrischen Ausschweifungen. „Ernst erwogen könne man nicht einmal wünschen, daß ein Landesregent seinen Landesgerichten unbedingt und in allen ihn betreffenden Rechtssachen sich unterzöge. — Der Unterthan müsse das Zutrauen zu seinem Fürsten haben, daß dieser, um gerecht zu seyn, eines Gerichts-Zwanges nicht bedürfe. — Die Regentenwürde erfordere eine äußere Unabhängigkeit; im Innern müsse er sich selbst von Ehr- und Pflichtgefühl abhängig fühlen — sey dieß nicht der Fall, so werde das Gemeinwohl und die Gerechtigkeit nichts gewonnen haben, wenn auch der Regent erklärt hätte, er wolle sich in allen und jeden Rechtssachen vor seinen Landesgerichten belangen lassen und deren Ausspruch erfüllen.“ — (Wir freuen uns, dieselben Grundsätze, die wir in diesen Blättern so oft vertheidigt haben, in einer unserer besten kritischen Zeitschriften wieder zu finden; denn Constitution oder Gerichtszwang, das läuft hier ganz auf eins hinaus. Ja, der Unterthan muß das Zutrauen zu seinem Fürsten haben, daß dieser, um gerecht zu regieren, einer Constitution nicht bedürfe.) —

Ein Schriftchen über den jetzt herrschenden Geist der Unzufriedenheit und Unruhe unter den Völkern Europa's, ein Versuch zu Beschwichtigung dieses Geistes, trägt schon auf dem Titelblatte seine Nichtigkeit an der Stirn. Es ist nemlich gar nicht wahr, was hier als entschieden vorausgesetzt wird, daß ein Geist der Unzufriedenheit unter Europa's Völkern herrsche. Man setze, statt Völker, Schriftsteller oder auch Skribler, dann mag man Recht haben; dann ist's aber auch nicht der Mühe werth darüber zu schreiben. Die Kunst geht nach Brod, das ist es Alles. Ein ganz zufriedenes Volk wird man freilich auch nie finden, es wird immer bald da bald dort etwas gewünscht und verlangt, oder über etwas geklagt werden; allein das war immer so, nicht mehr und nicht weniger, und wird auch immer so bleiben. Man sollte die Leute auf die Finger klopfen, die sich ein Verdienst daraus machen, Besorgnisse zu erregen. Mit großem Recht sagt die Leipziger Literaturzeitung: die Furcht vor Unruhen war schon oft die einzige Ursache ihres Entstehens. —

Es ist zu Paris eine Sammlung der, in der Deputirten-Kammer gegen die Gesetz-Entwürfe, wegen persönlicher Freyheit und Freyheit der Journale, gehaltenen Reden erschienen. Da hat unter andern ein Redner den grundfalschen Satz aufgestellt: les journaux ne font pas l'opinion, ils l'expriment. (Die Zeitschriften machen die Meinung nicht, sie drücken sie aus.) Wir können versichern, daß sie keine andere Meinung weder machen noch ausdrücken, als die ihrer Verfasser. Man betrachte doch nur einmal so einen Herrn Redacteur, der in irgend einem kleinen Städtchen bei seiner Bouteille Bier und seinem Cigarro die Welt regiert. Woher soll er denn die öffentliche Meinung kennen? — Er correspondirt vielleicht mit 10 oder 20 Menschen, die auch hie und da Bier trinken und Cigarro's rauchen — er liest vielleicht ein halbes Duzend Zeitungen, die nach Allem schnappen wie Fische nach Brodkrumen — und aus diesen Ingredienzien setzt er sich nun eine öffentliche Meinung zusammen, wie sie seinen Ansichten, seinen Zwecken zusagt. Am Ende könnte man das Sprüchlein umkehren: „Die Zeitschriften machen zwar die Meinung, aber sie drücken sie nicht aus. —

Eine gemeinfaßliche Darstellung und Würdigung aller Beweisarten für Gott und für die Unsterblichkeit der Seele, hat Herr Richmann geliefert. Das Schriftchen enthält nichts weiter, als eine Aufstellung und Empfehlung der Schellingschen aufgewärmten Philosopheme. —

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 34. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Göttingen.

Es ist ein gedruckter Bogen erschienen: über die neusten Vorfälle in Göttingen, ein Wort an die Unpartheyischen. Ganz unpartheyisch ist der Verfasser wohl nicht, er neigt sich sehr auf die Seite der Studenten, doch, wie es scheint, nicht mit Unrecht; er gesteht aber auch ein, daß auf beyden Seiten gefehlt sey. Genugthuung gebührte den Studenten, man verweigerte sie ihnen, da wurde beschlossen, sie selbst zu nehmen. Im Hause eines Schlächters wurden Fenster und Laden, auch einige Möbeln zerschlagen, aber nicht das Dach abgedeckt, wie die Zeitungen sagen. Eine solche, freylich strafbare Begebenheit mußte sich um so eher ereignen, da die Einwohner von Göttingen, obschon sie den Geldbeutel der Studenten stets zu finden wußten, doch sonst sehr zurückstoßend gegen sie waren und ihren Umgang mieden. Der Fleischer hatte sich überdieß schon mehrmals die gemeinsten Grobheiten gegen die bei ihm wohnenden Musensöhne erlaubt. Es wird ferner aufmerksam gemacht, auf das seltsame Rechtsverhältniß zwischen Studenten und Bürgern auf deutschen Universitäten. Wird der letztere von dem erstern beleidigt, so weiß er ihn gleich beim academischen Gericht zu finden, und ihm wird gerechte Justiz. Beleidigt aber der Bürger den Studenten, so muß der letztere einen langwierigen Injurien-Proceß anfangen, dessen Kosten zu tragen, und dessen Ende auf der Universität abzuwarten, ihm wohl nicht zugemuthet werden kann.

Diesesmal klagten die Bürger gleich zu Hannover, (mit Umgehung des academischen Senats) daß man auf den Straßen nicht mehr sicher sey angefallen zu werden u. s. w. Es sollen allerley Kabalen dabey im Spiele gewesen seyn, die der Verfasser nicht aufdecken mag. Nun wurden die academischen Gerichte suspendirt; ein Königl. Commissarius kam nach Göttingen und brachte Husaren mit. Das geschah zehn Tage nach der Begebenheit, um, dem öffentlichen Anschlag zufolge, die Ruhe wieder herzustellen, die schon am andern Morgen nach jener Fenstermusik wieder hergestellt war. Eigentlich schien er also gekommen zu seyn, um die Unruhe wieder herzustellen. Die Studenten fingen an auf den Straßen zu singen. Das wurde verboten, ja es wurde sogar, wie bey einem Volksaufruhr, nicht allein das Zusammenrottiren, sondern sogar das Zusammenkommen auf den Zimmern verboten, bey Strafe arretirt zu werden. Das machte natürlich böses Blut.

Indessen giengen doch Einige, die Einfluß auf ihre Mitbrüder hatten, zu dem Herrn Commissarius, und versprachen alle Unruhen zu verhüten, wenn er nur die Husaren entfernen wolle. Abgeschlagen. Dennoch thaten jene wozu sie sich erboten, giengen, als es dunkel wurde, durch die Straßen und ermahnten zur Ruhe. Aber unter zwölfhundert Jünglingen gab es natürlich Einzelne, die sich daran nicht kehrten, sondern hie und da laut wurden. Die Husaren hatten Befehl, die Haufen auseinander zu sprengen und nöthigenfalls flach einzuhauen. Es waren aber auch zahlreiche Fußposten ausgestellt. Die drohenden Reiter sollen von Einzelnen beleidigt, (vermuthlich geschimpft) worden seyn. Andere sangen gaudeamus igitur! und nun wurde plötzlich eingehauen, bisweilen flach, aber meistens scharf, und, da die Jahrmarkts-Buden eben das Herumsprengen zu Pferde hemmten, so verfolgten die tapfern Fuß-Posten die wehrlosen Flüchtlinge bis in die Häuser. Und doch war in dem Anschlage nur von Arretiren, nicht von Einhauen gesprochen worden, die Studenten waren also nicht einmal gewarnt. Ueber zwanzig derselben empfingen, theils sehr bedeutende, Kopfhiebe, doch ist glücklicherweise keiner gestorben. Ein durch viele Hiebe schwer Verwundeter rettete sich in das Haus eines Philisters, und wurde barmherzig — wieder hinausgestoßen.

Da nun vollends für den folgenden Abend, wie man sagte (aber hoffentlich nur sagte) das Militair mit Patronen versehen war, so zogen die Studenten aus, und erklärten die Universität in Verruf, von Michaelis an noch auf zwey Jahre, so daß kein Ausländer daselbst studieren darf, worauf auch die Ausländer sämmtlich Göttingen verließen, und diese sonst so lebendige Stadt in einen Kirchhof verwandelten.

Wir nehmen durchaus nicht Parthey in dieser Sache und begreifen wohl, daß die Studenten sich

auch gar sehr vergessen haben; allein wir können doch nicht umhin zu bemerken, daß jeder Vater, der einen Sohn auf die Universität schicken will, ungefähr folgendergestalt raisonirt: „Mein Sohn ist „jung und feurig, vielleicht wird er dann und wann „dumme Streiche machen; was wird dann geschehen? ey nun, dann wird man ihn beym Kopfe nehmen, „aufs Carcer setzen und allenfalls relegiren. Alles „das ist freylich schlimm — aber an Leben und Gesundheit wird man ihm doch nicht kommen — Ein„hauen wird man doch nicht auf ihn — also in „Gottes Nahmen fahre hin!" — Hingegen wetten wir, daß kein Vater Lust hat, seinen Sohn auf eine Universität zu senden, wo eingehauen wird. Die schönen Göttinger Würste machen das nicht wieder gut.

Wir erinnern uns einer ähnlichen, zu Jena vorgefallenen Begebenheit aus unsern Studentenjahren. Ein Müller auf einem Dorfe in der Nähe von Jena hatte, wie der Göttingische Fleischer, einige Musensöhne mißhandelt; mit der Genugthuung sah es auch etwas weitläuftig aus; darum zogen die Studenten, gegen 300, als es dunkel geworden, hinaus auf die Vogelwiese, und wählten dort einen Anführer, einen Herrn von Neidschütz (einen Churſachsen, wo wir nicht nicht irren) der vielleicht noch lebt und die Wahrheit dieser Erzählung bezeugen kann. Er übernahm die Anführer-Stelle nicht eher, bis der ganze Haufen ihm strengen Gehorsam zugesagt hatte. Nun wurde in aller Stille nach jenem Dorfe marschiert, es war fast Mitternacht, die Mühle wurde umringt, der Müller aus dem Bett gehohlt und im Schlafrock und Pantoffeln nach Jena auf die Hauptwache geliefert. Daß er auf dem Wege dahin geschimpft, auch bisweilen angespuckt wurde, konnte nicht verhindert werden, sonst aber geschah ihm kein Leides; allein der Herzog von Weimar ließ ihn auf 14 Tage ins Zuchthaus setzen und alles blieb ruhig. Was würde daraus geworden seyn, wenn der Herzog seine Husaren geschickt hätte! —

Die Herren Doctoren Horn und Kohlrausch.

Es ist uns eine, schon im Jahr 1812 erschienene Rechtfertigungsschrift für den Doctor Horn, verfaßt von dem Justizcommissarius Bartels, wie auch das gedruckte Erkenntniß des Kammergerichts in jenem berüchtigten Streite, zugesandt worden, mit der gerechten Mahnung an unsere Unpartheylichkeit, beide Schriften nicht unbeachtet zu lassen. Wir zeigen folglich an, daß der Vertheidiger des Herrn Doct. Horn seinen Clienten fleckenlos und glanzvoll gefunden, auch mit Bescheidenheit geziert und weit entfernt von Arroganz. Er habe so unermüdet zum Besten der Charité und zum Vortheil des Staates gewürkt, daß er sich sogar durch Anstrengungen und Leiden eine schwere Krankheit zugezogen; er habe sich seinen Dienst ungleich mühevoller gemacht, als seine Instruction von ihm gefordert — er habe ein menschenfreundlicheres Benehmen gegen die Kranken eingeführt — Vergehungen der Krankenwärter streng gerügt — die Heilmethode so wie die Arzneymittel vereinfacht — von den letztern weit wohlfeilere gebraucht und dadurch dem Staate große Summen erspart — selbst neue, würksame und zugleich sehr wohlfeile Arzneymischungen erfunden und benutzt — neue Kurmethoden in Gang gebracht u. s. w. Der Herr Kammergerichtsrath Shalley, dem die Untersuchung gegen Horn übertragen worden, sey damals eben erst nach Berlin gekommen, folglich fremd gewesen und habe in gar keinen Verhältnissen gestanden; (woraus jedoch noch nicht folgt, daß man nicht für oder wider eine Sache eingenommen seyn könne.) Den famösen Sack betreffend, so hätten viele Kranke vor und nach der unglücklichen T. 10, 20 und 30 Stunden, ja sogar 2 Tage darinn gesteckt, (!) noch obendrein mit der Zwangjacke bekleidet; der Sack sey so sackgrob, daß die Flöhe sich durch ihn querdurch begatten können; er sey schon längst im Gebrauch und noch Niemand darinn erstickt, im Gegentheil, es werde darinn geredet, gesungen, gelacht, geschrieen und gescherzt; zwar reiche die Wachsleinewand über das ganze Gesicht, allein das habe nichts zu bedeuten. Endlich sey es auch unzulässig, einen Arzt, selbst wegen Anwendung heroischer Mittel, gerichtlich zu belangen. Auch habe die Verstorbene noch gelebt, als man den Sack aufgebunden, auf dem Bette noch gezuckt und sey dann erst gestorben. (Von dieser Behauptung hat aber eben der Doct. Kohlrausch das Gegentheil bewiesen.)

Das Erkenntniß des Kammergerichts betreffend, so haben wir solches mit vieler Aufmerksamkeit gelesen, können aber nicht leugnen, daß das Ganze denselben Eindruck auf uns gemacht hat, welchen die Schrift des Herrn Bartels auf uns hervorbrachte; daß heißt, wir glaubten deutlich zu sehen, daß Herr Horn fleckenlos und glanzvoll dargestellt werden sollte. Natürlich sind wir weit entfernt, diese unsere individuelle Ansicht als

sicher begründet aufzustellen; wir sprechen nur von dem Totaleindruck, dessen wir uns nicht erwehren konnten, und der oft durch kleine Züge verstärkt wurde. Dahin gehört z. B. der Vorwurf: daß Kohlrausch auch Butter und Eyer von den Lieferanten gekauft habe, auch Medicamente sich habe liefern lassen. War das unrecht, so entschuldigt es Horn doch nicht, und es mochte nun recht oder unrecht seyn, so gehörte es doch schwerlich in das Urtheil, und nimmermehr konnte gesagt werden: „Da Kohlrausch das auch gethan, so sieht man auch nicht die mindeste Veranlassung, dem Angeschuldigten hierbei einen Vorwurf zu machen."

Doch es gebührt uns nicht, in dieser Sache abzusprechen. Wir haben schon geäußert, daß wir beide Theile nicht für Vorwurfsfrey halten, und daß beide, in steigender Erbitterung, sich vergessen zu haben scheinen, so gern wir auch übrigens Beider Verdienste anerkennen. Die Beachtung der obigen Schriften, die man von uns gefordert, glauben wir redlich erfüllt zu haben, und gestehen gern, daß wir, im eignen Nothfalle, den Herrn Justizcommissarius Bartels zu unserm Vertheidiger wählen würden.

Arndt's Urtheil über Friedrich den Großen

ist in einer, etwas zu weit ausgesponnenen, Schrift von K. G. N. beleuchtet (und auch großentheils heim geleuchtet) worden. In der That, es ist unbegreiflich wie ein Mann, der Carl'n den sogenannten Großen oft so hoch gepriesen, Friedrich den meist wahrhaft Großen so hat herabwürdigen können. Dieser Friedrich ist blos ein Geschöpf der Arndtischen Phantasie, und zwar ein solcher Lumpen-Kerl, wie nur die giftigste Phantasie ihn erfinden konnte. Man urtheile selbst: „Die Gabe der geistigen Freiheit, die König Friedrich gab, war keine reine Gabe: Nicht aus Begeisterung für den hohen Adel des Geschlechts, nicht aus tiefer Anbetung des Göttlichen und Unsterblichen, was in der menschlichen Brust liegt, sondern aus Modewuth durch frechen Witz das Höchste zu erniedrigen und das Heiligste zu beflecken und aus Eitelkeit, von französischen Witzlingen und Wüstlingen Philosophen-König genannt zu werden."

Woher weiß Herr Arndt das? wer giebt ihm das Recht, einer edlen Handlung die schändlichsten Motive unterzulegen? ja wer hat ihm die Kraft verliehen, gleich einem Gott in das Innere des Menschen zu schauen? — ist es nicht geradezu schlecht daß, wenn ein König etwas Großes, etwas Gutes thut, ein Mann, der Geschichtschreiber seyn will, auftritt und spricht: „es „ist freilich wahr, das ist groß, das ist gut, „aber — die Beweggründe dazu waren heillos." — Wie wenn wir sprächen: „Herr Arndt hat gut geschrieben, aber — gegen seine Ueberzeugung; er hat nur auffallen, nur seine Eitelkeit kitzeln wollen?" würde er das nicht übel nehmen und uns mit Recht antworten: woher weißt du das? — doch weiter! es kommt noch besser.

„Gott hat sein Herz von dem Könige gewandt und er war verstockt und erblindet und erkannte nie die Treue, den Glauben, den Tiefsinn seines Volkes, sondern buhlte mit fremder Eitelkeit und Verruchtheit: daher ward sein Nahme Deutschland zum Verderben, und sein Gedächtniß seinem Volke zur Trauer."

Friedrichs Nahme ist Deutschlands Stolz und sein Gedächtniß seines Volkes Segen, wenn er gleich ein paar witzige Franzosen zu Tischgenossen hatte, die seine Erholungs-Stunden würzten. Freylich am burschikosen Patriotismus fand er keinen Gefallen.

„Auch die größten Menschen sind nur eine Geburt der Zeit, worin sie leben: also das Strenge, Scharfe, Zerstöhrende und Gemüthlose hatte Friedrich mit seinen Zeitgenossen gemein."

Hier bemerkt der Beleuchtende sehr wahr: „Das Wort Gemüthlos ist eins von den Schiboleths, mit welchen in unsern Zeiten großer Mißbrauch getrieben wird. Für die Mystiker schickt es sich vortrefflich, denn es hat gar keinen bestimmten Sinn; aber die Leute die nicht denken, meinen doch es hätte einen, und über die denkenden rufen die Harms das Anathema aus."

Herr Arndt fährt fort: „das aber machte seine Natur völlig scharf, daß seine Jugendblüthe durch frühe Wollust befleckt war. Er hatte den höchsten Lebensreiz, die Lust der Liebe, zu früh verlohren: als Mann liebte er die Weiber nicht mehr; der Mensch liebte bald auch die Menschen nicht mehr."

Das sind nun abermals so niedrige Verunglimpfungen, wie ein Mensch kaum dann sie sich erlauben dürfte, wenn er dem, über welchen er so abspricht, sein ganzes Leben lang nie von der Seite gegangen wäre. Es ist bekannt, daß Friedrichs Abneigung gegen die Weiber ein unaufgeklärtes Geheimniß geblieben ist. Nur diesem Herrn Arndt

wurde es offenbart. Warlich! wenn das strenge, scharfe und zerstörende in einem Character beweißt, daß die Jugendblüthe durch frühe Wollust befleckt worden, was soll man dann von Arndt's Jugendblüthe denken?

Das Kleine — fährt Minos-Arndt fort — sey zwar ordentlich, genau und löblich verwaltet worden. Und was nennt er klein? „die strenge Verwaltung des Regiments, Beförderung nützlicher Arbeiten, Aufhelfung verarmter Unterthanen, Urbarmachung und Anbau wüster Gegenden, Abdeichung von Morästen, Verschönerung von verfallenen Städten, u. dergl.

Das nennt Er klein. Ach! Gott gebe uns doch solcher kleiner Fürsten recht viele! — und was ist denn das Große, von dem Friedrich nichts wußte? — er hat über die Menschenrechte nicht so gedacht wie Herr A.; er hat die Leibeigenschaft geduldet und war ein König, „der „alle Abscheulichkeit und Verruchtheit ge„gen die Sitten und gegen Gott frei ließ." — Sollte man nicht glauben, in Berlin und in ganz Preußen sey es damals zugegangen, wie in Sodom und Gomorrha? „Er stand doch da, ein gro„ßes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unseliger „und von Gott verlassener Geist in der kalten „Einsamkeit seines Gedankens (also der Satan!) „Er, bei aller seiner Größe ein" — (pfui Herr Arndt!) der sich von den elendesten Witzbolden gängeln und necken ließ, der von seinem eigenen Volke nichts wissen wollte. (Wie? Hr. Arndt! der Mann, der sein Volk erhob, selbstständig und kräftig machte, der ihm Vater und Wohlthäter war, mehr als je ein König es seinem Volke wurde, der in einem halben Jahrhundert nicht einen einzigen Ausländer den Eingebohrenen vorzog, es sey denn bei seinen Abendgesellschaften, an welchen jedoch alle Zeit auch Deutsche Theil nahmen; dieser Mann wollte von seinem Volke nichts wissen? das hat noch kein Mensch außer Ihnen gewußt und gesagt. — Das ist also die Dankbarkeit des deutschen Volkes, daß es seine Herren, seine Beglücker und den Ersten unter ihnen, dem es sein goldenes Alter verdankt, mit dem Satan vergleichen, verläumden und endlich gar verfluchen läßt! so weit vergessen sich Schriftsteller, so sprechen sie von einem König, der selbst Schriftsteller war, blos weil es dermalen Mode geworden ist, sich gegen den Verstand zu empören. — — „Was die Franzosen, diese herzlosen, seelenarmen, „knechtischen uud witzelnden Gesellen, Aufklärung „und Freiheit nannten, das wollte er seinem Volke auch geben, damit wollte er das schwere und „rohe Berlin (Berlin mag sich bedanken!) ver„queckſilbern, die deutsche Finsterniß erleuchten, „daß sie über Gott und Unsterblichkeit und über „alles was in Sitten Heiliges und Achtbares ist, „spötteln und hohnlächeln lernten." (Das hätte Friedrich gewollt? wenn man Ihnen aufgäbe zu beweisen, was Sie sagen?) „daß jeder heilige „Wahn und jeder unergründliche Glaube zum „Aberglauben gestempelt" (muß der Wahn und der grundlose Glaube erst dazu gestempelt werden? wir meynen das sey eben Aberglaube) „und das „ganze Leben zu einem leeren, platten und todten „Nichts gedeutet würde." Also, wenn man heiligen Wahn, Pfaffenerfindung, und Grundleeren Glauben, Aberglauben nennt, so ist das Leben leer, platt und ein todtes Nichts? „das däuch„te jenem Zeitalter Erlösung; es war die Los„sprechung von aller Tugend und die frühe Ver„götterung der nichtigsten Verruchtheit." O Herr Arndt, warum sind Sie nicht Großinquisitor? Sie würden den Verstand zu Paaren treiben!

„Aus solchem Lichte der Aufklärung sollten „tapfere Helden und herrliche Männer kommen: „nichts kam daraus als Aufgeblasenheit, Elend „und Schande. Die Männer, welche Friedrich „groß machen halfen, waren aus einer besseren „Zeit: er hat keine große Feldherren und Staats„männer hinterlassen." — Also war Herzberg ein unfähiger Minister: nicht ein einziger Officier in der preußischen Armee verstand den Krieg und überhaupt gab es in vollen 30 Jahren nach Friedrich keinen respectabeln Mann in Preußen, blos weil die Leute über Religionsbegriffe aufgeklärt dachten? Alle Fehler, die nach 1786 begangen wurden, hat Friedrich lediglich verschuldet. Wöllner, Hermes und Hilmar — die haben uns noch gerettet. Ohne sie, diese Göttlichen, wie hätte es einen Blücher, einen Hardenberg, einen Stein, einen Scharnhorst, einen Gneisenau gegeben! Und alle Männer, die Europa gerettet haben, danken wir nur ihnen.

Doch wir sind es müde, noch mehr der preziösen Albernheiten abzuschreiben, und verweisen auf das erwähnte Büchlein. Der preußische Hof hat zu allen diesen Verleumdungen geschwiegen, und wenigstens wird Herr Arndt nicht in Abrede seyn können, daß Friedrich seinen Nachkommen das Beispiel hinterlassen hat, Pasquille zu verachten.

Digitized by Google

Reisen.

Von John Macdonald Kinnair, Hauptmann in Diensten der ostindischen Compagnie, ist vor kurzem eine Reise durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan zu London im Druck erschienen, welche größtentheils durch Länder geht, die seit der Zeit Alexander des Großen, von keinem Europäer betreten worden. Da nun noch überdieß Bemerkungen über Alexanders Heerzug und über den Rückzug der Zehntausend dieser Reise beigefügt sind, so ist sie gewiß allen Liebhabern der Geographie und des classischen Alterthums ein willkommnes Geschenk. Aber auch solche Leser, die blos belehrende Unterhaltung suchen, werden ihre Rechnung finden. Ueber den jetzigen Zustand der Griechen und was aus ihnen zu machen wäre, hat der Verfasser durchgehends beachtungswerthe Winke gegeben. Wenn man den Griechen Freiheit und Unabhängigkeit verspräche, wenn man sie in einem Kampfe gegen die Türken unterstützte, so würde sich ihr niedergedrückter Muth gleich wieder erheben, und das türkische Reich bald stürzen. Die, welche in den Städten wohnen, sind im Ganzen genommen, demüthig, muthlos und verzagt, gleich den Armeniern; aber die Griechen auf dem Lande sind ein rasches, thätiges, listiges und rachsüchtiges Volk, dem es nicht an Muth mangelt, das tiefen Groll gegen seine Tyrannen hegt, und reif zum Aufstande ist, sobald sich eine gute Gelegenheit dazu zeigt. — K. bemerkt, daß wenn England Cypern besäße, es im Mittelländischen, Meere die Oberhand haben, und über das Schicksal der Levante gebieten würde. Aegypten und Syrien müßten sich bald unterwerfen, kurz die Vortheile würden unübersehbar seyn. — Man fragte ihn überall nach Buonapartes Schicksal. Die Orientalen hielten ihn für einen Liebling des Himmels, weil sie sehr übertriebene Nachrichten von ihm erhalten hatten. Die vornehmen Türken glaubten, er werde in Zukunft, wider Rußlands feindliche Absichten, ihr Beschützer seyn. Der Aga zu Sever Hissar war, nach Art der jungen Türken, sehr fragselig und neugierig. „Warum wohl Kinnair alte Inschriften abschriebe? ob es denn Talismanne wären, oder ob sie nur die Stellen anzeigen sollten, wo ein Schatz begraben sey? Was er, der Aga, wohl zu thun habe, um sich jederzeit Krankheitsfrey zu erhalten?" Solche Fragen thun die Türken beständig, weil sie selbst keine guten Aerzte haben und zu glauben scheinen, die Heilkunde sey den Europäern gleichsam angebohren. Um den Arzt zu spielen, bedarf es in den asiatischen Provinzen der Türkey weiter nichts, als daß der Fremdling ein Franke sey. — Die Ursache der seidenartigen Haare der Angorischen Ziege, soll, den Einwohnern zu Folge, blos in der Beschaffenheit des Bodens liegen. In der That, sobald man diese Ziege an andere Orte versetzt, verlieren die Haare ihre Feinheit. — Die katholischen Armenier dürfen ihre Kinder nicht vaciniren lassen, weil der Pabst in einer Bulle die Schutzpocken bei Strafe der Excommunication verboten hat. (!) —

Robert Southny hat, unter einem erborgten spanischen Nahmen, eine Reise durch England geschrieben, welche drei Auflagen erlebt hat, vermuthlich weil sie oft beißend ist. Man hat dieselbe unter dem Titel: England und die Engländer übersetzt, jedoch nicht aus dem englischen Original, sondern aus einer französischen Uebersetzung, mit einigen aus dieser geschöpften Zusätzen. Einige anziehende und anzügliche Bemerkungen werden unsere Leser unterhalten.

„In England geschieht nichts ohne Lärm, und dieser Lärm ist das Einzige, was der Gastwirth nicht auf die Rechnung setzt."

„Das größte Vergnügen eines Engländers besteht darin, daß er das Feuer im Kamin anschürt."

„Die Lastwagen kriegen in England wie ein Leichenzug, führen aber den seltsamen Namen Flying waggons. (Fliegende Wagen.)" —

Die Geschichte des politischen Schriftstellers Wakefield gereigt dem freyen England nicht zur Ehre. Ein dicker Bischoff hatte ein dickes Buch geschrieben, in welchem er vorschlug, nicht blos den Zehnten vom Einkommen der Bürger, sondern von ihrem ganzen Vermögen zu erheben, indem er behauptete, daß auf diese Weise das Vermögen Aller in dem nämlichen Verhältnisse bleibe, folglich im Grunde diese Abgabe Niemanden treffe; denn — wenn ein großes Gebäude von allen Seiten zugleich einsänke, so litte es keinen Schaden, sondern würde nur noch fester. Hierauf antwortete Wakefield mit scharfer Feder: „Ew. Gnaden wohnen im obern Stockwerk, und wenn das Gebäude einsinkt, so können Sie noch immer aus dem Fenster schauen; aber was soll aus uns im Erdgeschosse werden?" Er fügte dieser Antwort eine bittere Fabel vom Esel und seiner Last hinzu, wofür er zu zweijährigem Gefängniß in Dorchester verurtheilt wurde. Die öffentliche Meinung erhob sich laut gegen diese grausame Behandlung eines so ausgezeichneten Mannes. Man

eröffnete eine Subscription, welche über 15000 Thaler eintrug, und seiner Familie die Mittel verschaffte, sich gleichfalls in Dorchester niederzulassen, aber man verbot nicht allein den Seinigen bei ihm zu wohnen, sondern sogar ihn zu besuchen; bisher war seine Lieblings-Beschäftigung gewesen, seine Kinder zu unterrichten, auch dieser mußte er nun entsagen. Die Kerkerluft machte ihn kränklich, und er starb als der Zeitpunkt seiner Befreiung herannahte. (!) —

Der Reisende bemerkt sehr richtig, daß die ältesten Kirchen immer die schönsten sind. Denn so wie der Glaube sich vermindert, nimmt die Selbstsucht zu, der Mensch hängt mehr an dieser Welt als an jener, vernachläßigt die Kirchen und baut lieber Palläste. — Kürzlich verordnete Jemand in seinem Testamente, daß man sein Pferd tödten und mit ihm begraben solle, damit er am Tage der Auferstehung gen Himmel reiten und früher anlangen könne als die Uebrigen. Der Reisende sagt: zur Schande der Nation sey das Testament pünctlich vollzogen worden. — Die Einwohner von London theilt er in zwey Classen, nemlich in die Sonnen- und in die Mond-Classe. Jene stehen auf, wenn diese sich niederlegen. — Das englische Kriegsgericht soll das barbarischste in ganz Europa seyn. Der Schuldige werde bisweilen zu tausend Ruthenhieben verurtheilt, und ein Wundarzt sey bei der Hand, um an seinem Pulse zu fühlen, wie viele Hiebe er noch ertragen könne. Das geschehe in einem Lande, wo man so fleißig die Bibel und den Spruch aus dem fünften Buche Moses lese: „Wenn „man ihm 40 Schläge gegeben hat, so soll man „ihn nicht mehr schlagen, auf daß dein Bruder nicht „scheußlich vor deinen Augen sey." —

Die Sitte, mehrere Stunden hintereinander bei den Weinflaschen sitzen zu bleiben, die noch vor wenigen Jahren so allgemein war, soll jetzt nach und nach außer Brauch kommen; hingegen die Grausamkeit gegen Thiere, obschon ein Strafgesetz darüber vorhanden ist, noch stark im Schwunge seyn, besonders unter den Fleischern, die das Vieh nach der Hauptstadt treiben, wo es mit Blut bedeckt anlangt, und die Ochsen nicht selten vor Müdigkeit umsinken und sterben. Man tödtet sie durch Schläge auf den Kopf, bewürkt aber oft durch diese Marter nur eine Geschwulst, und ist am Ende doch genöthigt, ihnen den Hals abzuschneiden. Frauenzimmer ziehen auf den Straßen lebendigen Aalen die Haut ab, die sich noch unter dem Messer winden. Hummer und Krebse werden lebendig gekocht und gebraten, und schon ausgeweidete Karpfen springen noch bisweilen aus der Bratpfanne. —

Die Tafel eines Engländers brandschatzt alle fünf Welttheile. Die Schildkröte aus Westindien kommt lebendig an, und die Zeitungen eilen, das Publicum von ihrem Gesundheitszustande zu unterrichten. Seit dem Frieden mit Frankreich giebt es keine Tafel ohne Pasteten von Perigord. Ostindien liefert Gewürze und Saucen, Westphalen oder Portugall die Schinken, Rußland den Caviar, Bologna die Würste, Neapel die Macaroni's, Florenz das Oel, Parma und die Schweiz den Käse, Schottland die Fische in Eis gepackt, und kein Leckermaul äße Schöpsenfleisch, wenn es nicht aus Wales gekommen wäre. Ein Kaufmann schlug in der Zeitung eine Verbindung vor, um aus Frankreich, Norwegen und Rußland das Wildpret einzuführen. (Andere Nationen machen es nicht besser.) —

Ein schändlicher Gewerbszweig ist die Ausspäherey und Angeberey, wenn Jemand eine Abgabe nicht gehörig entrichtet. Ein solcher Spion wurde vor kurzem gastfreundlich zum Essen geladen, und bemerkte, daß zwei Bediente bei Tische aufwarteten, da der Wirth doch nur für Einen die Abgabe bezahlte. Sobald er sich satt gegessen, ging er hin und gab seinen Wirth an, doch dieses Mal ohne Erfolg, denn der Gärtner hatte an diesem Tage mit aufgewartet. Ein Anderer lieh von einem Pachter ein Wagenpferd um darauf zu reiten. Der Pachter sagte ihm zwar, es sey nicht an den Sattel gewöhnt, ließ es aber doch geschehn, und der Spion ritt würklich auf dem Pferde. Zum Dank ging er dann hin und gab den Pachter an, daß er ein Reitpferd halte wofür er keine Abgabe entrichte.

Der Geist des Widerspruchs, behauptet der Reisende, sey ein Nationalzug der Engländer. Kein Volk hänge mehr an seinem Könige und dessen Familie, und dennoch verspotte man beide durch die frechsten Zerrbilder. Laut rühmten sie ihre Preßfreiheit, und dennoch bestraften sie ihre freimüthigen Schriftsteller sehr hart; Duldung werde von ihnen gepredigt, und dennoch steckten sie die Häuser der Ketzer in Brand. Freiheit werde hoch erhoben, und dennoch wären sie in ewiger Fehde mit den Amerikanern. Den Sclavenhandel in Afrika hätten sie abgeschafft, und dennoch hielten sie in Indien viele Tausend kupferfarbige Sclaven. Der Punsch ihr Lieblingsgetränk, sey ein ächtes Sinnbild des englischen National-Characters, weil er eine Mischung von entgegengesetzten Bestandtheilen enthalte. —

Im Schauspiele sah einst der Reisende mit Erstaunen, daß Einer auf der Gallerie, nachdem er die Leute im Parterre mit Orangen geworfen, plötzlich anfing, auf dem Karnies um den Saal herum zu gehen, unter dem Angstgeschrei der unten Stehenden, die alle Augenblicke fürchteten, daß er ihnen auf die Köpfe fallen werde. Vergebens rief die Polizey ihm drohend zu, er solle an seinen Platz zurückkehren; spottend antwortete er: kommt und hohlt mich. —

Von den Kirchenfesten sind die Engländer keine großen Liebhaber, hingegen haben sie besondere Speisen für alle solche Festtage im Jahre. Zu Fastnacht essen sie Pankakes (Pfannkuchen) oder Fritters mit Pflaumen und Corinthen; am Charfreitage Plumcakes (Pflaumenkuchen) so dick mit Zucker bestreut, daß sie Schneeklumpen ähnlich sind; am grünen Donnerstage Hot-Buns, (eine Art von warmen Brödchen, auf welchen sich ein Kreuz befindet); zu Michaelis Gänse, und zu Weyhnachten Christmos-Pies (Christpasteten und welsche Hühner) worauf dann wieder die Kuchen am Drei-Königstage folgen. — Während des letzten Jahrhunderts ging der Ehrgeiz eines Bürgers dahin, Eines seiner Kinder in den geistlichen Stand treten zu lassen, es mogte geschickt dazu seyn oder nicht. Jetzt ist aber das Loos eines Geistlichen zu wenig einladend, und Alle werden Kaufleute, daher dieser Stand jetzt so überhäuft ist, daß das Schicksal eines Kaufmannsdieners eben so wenig zu beneiden scheint, als das eines Geistlichen. —

Wenn ein Buch noch nicht beschnitten ist, so nennen die Engländer den Rand desselben Jungfern-Rand, und wenn ein Buch auch übrigens nichts taugt, so erhält es durch einen solchen Jungfernrand einen hohen Werth. —

Unter den curiosen Sammlungen, von welchen die Engländer große Liebhaber sind, zeichnet sich die eines Sonderlings aus, der die Stricke aller Gehängten in den drei Königreichen gesammelt, und in chronologischer Ordnung an seinen Wänden aufgehängt hat. Ueber denselben liest man die Namen der Hingerichteten, ihre Verbrechen u. s. w.

Ein sinnreicher Plan ist entworfen worden, um das Nachmachen der Banconoten zu verhindern: jede Banknote soll nemlich durch zwei der geschicktesten Künstler mit einem Kupferstich und einem Holzschnitt geziert werden. In der That würden nur wenige im Stande seyn, solche Kunstwerke nachzumachen; noch seltener würde der Fall eintreten, daß Ein Mensch allein das ausführen könnte, und es bliebe mehr als unwahrscheinlich, daß zwei ausgezeichnete Künstler sich dazu vereinigen sollten. Der jetzige Kupferstich auf den englischen Banknoten kann von jedem Lehrling nachgepfuscht werden. —

Wie kommt es, fragt der Reisende, daß die braune Farbe der Haut und das braune Haar bei den Engländern so vorherrschend sind? sie stammen ja doch von den Celten ab? sollte das römische Blut mit dem der Eingebohrnen sich so allgemein vermischt, oder sollten spanische Colonien weiter sich ausgebreitet haben, als man gewöhnlich glaubt? Im Clima darf man die Ursach nicht suchen, denn die englische Sonne ist nicht kräftig genug, eine Weintraube zur Reife zu bringen, und warum hätten die Gebirgsbewohner von Wales noch immer ihre blonden Haare? —

Die Taufnahmen kürzen die Engländer oft höchst sonderbar ab. John wird in Jack verwandelt, William in Billy, Eduard in Jeddy und Neddy, Marie in Molly oder Polly, Margarethe in Meggy u. s. w. Ein Mann Nahmens Ball (Kugel) ließ seine drei Söhne Pistole, Flinte und Kanone taufen. —

Woher mag es doch kommen, daß so manche Völker einen gewissen, und zwar verschiedenen Tag in der Woche für einen Unglückstag halten? die Russen den Montag, die Spanier den Dienstag, die Engländer den Freitag u. s. w. Kein Engländer läßt sich am Freitage trauen, kein Matrose geht gern am Freitage unter Segel. —

Der König von England hat einen Hofbeamten, der den Titel Wanzentödter führt, vermuthlich aus den Zeiten der vormaligen Unreinlichkeit. Uebrigens ist es das Schicksal dieses Landes, der Mittelpunkt aller Arten von Ungeziefer zu seyn. Die Wanzen erhielt es aus Frankreich, eine Fliege, welche die Steckrüben verzehrt, aus Hannover, (weshalb sie auch die hannövrische Fliege heißt,) ein Insect auf den Aepfelbäumen aus Amerika; einen Käfer, der in allen Häusern an der Themse und in allen Seehäfen zu Hause ist, aus Westindien; die Ratten aus Norwegen. (Diese letztern kamen ungefähr um die Zeit nach England, in welcher die jetzt regierende Familie den Thron bestieg, weshalb die Anhanger der Stuarte sie gewöhnlich Hannoveraner nannten.) In Friedenszeiten werden Füchse aus Frankreich eingeführt, um zum Vergnügen der Jäger ihr Geschlecht fortzupflanzen, und eine Engländerin, die Andalusien bereiste, gerieth einst auf den seltsamen Einfall, dortige Heuschrecken in ihr Vaterland zu verpflanzen. Der sarcastische Reisende vermuthet, daß, wenn sie ihren Plan ausgeführt hätte,

die Ackerbau-Gesellschaft ihr eine Prämie würde zuerkannt haben. —

Wir schließen diese Auszüge mit der folgenden auffallenden Stelle: „Man spricht viel von der „Freiheit der Engländer, sie selbst sprechen noch „weit mehr davon; allein in England giebt es für „den Armen keine Freiheit."

Berichtigung.

Von einem der berühmtesten Buchhändler Deutschlands ist schriftlich erinnert worden, daß die, in No. 15 dieses Blattes aufgestellte Rechnung, den Druck eines Buches von 23 Bogen betreffend, falsch sey. Die ganze Auslage, welche der Einsender specificirt, betrage nicht 500, sondern 657 Thaler, und der reine Gewinn am Ende von 6 Jahren nicht mehr als 339 Thaler. Wenn man nun noch rechne den Verlust an schlechten Schuldnern, Commissionsgebühren, Handlungskosten, so möchten wohl nicht mehr als 300 thl. übrig bleiben.

Allein hierbei sey nicht in Anschlag gebracht, daß nicht alle Verlagsartikel gangbar sind; daß der gute den schlechten tragen, und daß eine Handlung schon sehr vorzüglich seyn müsse, wenn sie den vierten Theil gangbarer Artikel besitze und an den andern drei Vierteln nichts verliere. „Nehmen wir (so schließt der Einsender) dieß im „Calcül auf — und es gehört zum richtigen Ermessen — so würde es heißen: eine Handlung, die „etwa 2500 thl. auf Verlag verwendet, gewinnt „damit, nach Ersatz der Zinsen, innerhalb 6 Jahren noch 300 Thaler, also jährlich 2 Procent."

Das wäre freylich sehr mäßig; aber — so gern wir auch bekennen, daß wir in unserer Berechnung geirrt haben mögen, so findet sich doch auch in dieser ein ganz ungeheurer Irrthum, nemlich der: daß der gute Artikel den schlechten trage, folglich der Bücherkäufer deswegen die hohen Preise bezahlen müsse, weil der Herr Buchhändler so dumm war, sich schlechte Verlagsartikel zuzulegen. Das kommt uns gerade so vor, als wenn ein Landmann Einen seiner Aecker mit guter Saat, und 10 andere mit schlechter besäet hätte, die gar nicht aufgegangen wäre, und nun sollte ihm der Käufer die Frucht des ersten Ackers zehnfach bezahlen, weil er mit der Saat der andern betrogen worden sey. Ey wenn er es nicht besser verstand, so trage er auch den Schaden, und begehre nicht, daß ein Unschuldiger für ihn büße. Wer klug genug ist, keinen Schofel zu drucken, der wird lauter gangbare Artikel haben, und wer lauter gangbare Artikel hat, der kann sie auch wohlfeiler geben als gewöhnlich geschieht, quod erat demonstrandum. Der Herr Einsender selbst wird uns Recht geben müssen, denn er gehört zu den sehr verständigen Buchhändlern, die nichts schlechtes drucken.

Literarische Notizen.

In No. 63 der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode klagt der Herausgeber, daß das Bertuchsche Modejournal ihn nicht allein plündere, sondern den Raub auch so ungeschickt anwende, daß z. B. im Märzheft aus zwei ganz verschiedenen Bilderchen ein drittes, auf die barockeste Weise zusammengesetzt worden, indem man einen Prunkhut mit einem Oberrocke verbunden, und dadurch den Geschmack der Wiener Damen in üblen Ruf gebracht hat.

Einige Blätter unter dem anmaßenden Titel: Jede Religion was sie seyn sollte, hat ein Herr Brüning den Fürsten und Lehrern gewidmet, und beginnt, nach einer komischen Anrede, mit dem Satze: jede Religion sey entweder für Menschen, oder für höhere Wesen, oder für beide da, denn eine Religion, die ihrer selbst wegen da sey, gehe die Menschen nichts an. Man wird, nach diesem Prödchen, uns erlauben, das übrige mit Stillschweigen zu übergehn. Das Resultat, welches der Verfasser mit großer Anstrengung gefunden, ist schon längst weit kürzer und besser in Lessings Nathan ausgesprochen. —

Ein bayrischer Stadtrath Schmidel hat uns mit Lebensphilosophie in auserlesenen Maximen beschenkt. Das klingt wie eine Einladung zu einer mit leckerbissen besetzten Tafel, man findet aber nur Kartoffeln darauf. Z. B. „Kein Sterblicher ist frei von Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten." (eine große Neuigkeit!) „So lange wir „auf dieser Erde herumwandern, so sind wir wie auf einer „Schaubühne, wo verschiedene Abänderungen vorgehn; heute „reich, morgen arm, heute vergnügt, morgen traurig u. s. w." (Reich und vergnügt sind wir wenigstens nicht, wenn wir solche triviale Dinge lesen) Manche dieser Maximen leiden auch große Ausnahmen; z. B. die, daß, wer Verstand habe, ein einträgliches Ehrenamt bekomme; manche sind gar zweideutig, z. B. folgende: „Schließe dich an die größten Geister an, so „lange du noch dein Glück machen willst; hast du es gemacht, „so gehe mit mittelmäßigen Köpfen um;" (!) manche ganz albern, z. B. „man muß allezeit so reden als ob man sein „Testament machte." —

Bekanntlich hat Harms in seiner Jubelpredigt fliegende Wahrheiten aufgetischt, von welchen der Prediger Meyer, in seiner Schrift Menschenverstand, sehr treffend bemerkt, sie glichen den fliegenden Fischen, welche nur kurze Zeit im Fluge sich erhalten, und dann in das dunkle Element zurück plumpen, aus welchen sie nie hätten hervorkommen sollen. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 35. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Aus Marlboroughs Leben.

Bei dem kriegerischen Ruhm, den so viele Helden unserer Tage erworben haben, ist es nicht uninteressant, auch wieder einmal einen Rückblick auf einen Feldherrn zu werfen, dessen Andenken ob er gleich ein Ausländer ist, doch immer noch in Deutschland, wo er die meisten und schönsten seiner Lorbern pflückte, von Hohen und Niedern hoch gefeiert wird, und dessen Thaten durch prachtvolle Monumente so wie durch einfache Volkslieder der Vergessenheit entzogen worden sind. Es existiren zwar schon mehrere, zum Theil sehr schätzbare Lebensbeschreibungen von dem Herzog von Marlborough, allein den Vorzug vor allen wird doch diejenige erhalten, die jetzt in zwei Quartbänden (ein dritter und vielleicht auch ein vierter wird noch nachfolgen,) von einem gewissen William Core zu London erschienen ist. Sie hat den großen Vorzug, daß sie gewissermaßen eine Selbstbiographie ist, denn sie ist ganz aus den noch vorhandenen vertrauten Briefen des Herzogs gezogen, die ursprünglich durchaus nicht bestimmt waren, vor den Augen des Publicums zu erscheinen. Bei allen nur einigermaaßen merkwürdigen Ereignissen sind solche eigenhändige Briefe wörtlich beigefügt, und machen die Grundlage von des Verfassers eigener Erzählung aus. Die ganze, so höchst interessante Sammlung von Briefen war bisher in dem Archive zu Blenheim aufbewahrt worden, und seine Wittwe hatte sie schon geordnet und zur Bekanntmachung bestimmt. In ihrem letzten Willen vermachte sie dem Schriftsteller, der mit Zugrundlegung derselben eine vollständige Geschichte des Herzogs verfertigen würde, die Summe von Tausend Pf. St. und übertrug zugleich die Arbeit zwei damals lebenden berühmten Gelehrten. Allein sie hatte die Bedingung beigefügt, daß das Werk zuvor von ihren Erben genehmigt werden, und daß vorzüglich kein einziger Vers darin vorkommen sollte. Ob die beiden ernannten Gelehrten diese Bedingungen zu schwer fanden, oder ob andere Ursachen sie abhielten, — genug, das Werk wurde nicht geschrieben, und die wichtige Sammlung blieb unbenutzt zu Blenheim liegen. Durch günstige Privat-Verbindungen ist es endlich Herrn Core geglückt, sich den uneingeschränkten Gebrauch derselben zu verschaffen. Die vorzüglichsten unter diesen Briefen sind die von Marlborough an seine Gemahlin, an die Königin Anna, an den Prinzipal-Minister, Lord Godolphin, an ausländische Monarchen und Minister, nebst den Antworten von allen diesen Personen; endlich befinden sich darunter auch seine geführten Tagebücher und ausführliche Erzählungen von einzelnen wichtigen Begebenheiten. Der Verfasser hatte auch das besondere Glück, daß ihm durch Vermittlung des Erzherzogs Johann von Oesterreich Abschriften von Marlboroughs Briefen an die Kaiser Leopold, Joseph und Carl, den Prinzen Eugen, den Grafen von Zinzendorf und andere angesehene Staatsmänner aus dem Archive zu Wien zugestellt wurden. Ferner verschaffte ihm auch der bayerische Gesandte zu London, Herr von Pfeffel, die wichtigsten Mittheilungen aus dem königl. Archive zu München. Alle diese Briefe sind mit gewissenhafter Treue abgedruckt, und nichts darin verändert als die Ortographie, die in vielen äußerst fehlerhaft war, denn Marlborough lebte in einem Zeitalter, wo man, wie der Verfasser sagt, sich noch wenig mit dem Studium der Grammatick abgab, und er sowohl als sein Freund Eugen schrieben als Soldaten und nicht als Gelehrte. Endlich sind dem Werke auch vier interessante Fac simile beigefügt, das eine von einem Billet der Königin an die Herzogin, das zweite von einem Briefe des Königs Wilhelm an den Herzog, das dritte von einem 4 Quartseiten großen nach den mehreren darin befindlichen Correcturen und Tintenklecksen offenbar eilig niedergeschriebenen Briefe des Herzogs an Lord Godolphin; und endlich ein Billet desselben, das er nach erfochtenem Sieg bei Blenheim, noch auf dem Schlachtfelde mit Bleistift an seine Gemahlin schrieb. — Aus diesen vorläufigen Nachrichten sieht man nun, wie historisch wichtig und interessant das Werk seyn muß; aus dem reichen Inhalt desselben wollen wir jetzt suchen, für unsere Leser eine kurze Auswahl zu treffen. — — Johann, Herzog von Marlborough, geb. 1650, stammte aus dem sehr alten, aber nicht berühmten und noch weniger reichen Geschlechte der Churchill her; alles was er

in der Folge wurde, verdankte er allein seinen großen Talenten und seinen eigenen persönlichen Verdiensten. Sein Vater war ein eifriger Anhänger des Königs Carl II. gewesen, und hatte durch dessen Entthronung den größten Theil seines ohnehin geringen Vermögens verlohren. Nach der Wiederherstellung wurde er jedoch so ziemlich dafür entschädigt, und sein Sohn Johann wurde unter andern auch als Page bei dem Herzog von York, nachherigen König Jacob II. angestellt. Mit diesem trieb er sich auf dem festen Lande herum, und schwang sich bis zum Obersten empor, bis er im Jahr 1682 das Glück hatte, den Herzog von York auf seinem triumphirenden Rückzug aus Schottland nach England zu begleiten. Auf dieser Reise ging jedoch das Schiff, auf dem sich Jacob befand, zu Grunde, und eine Menge der angesehensten Personen kam dabei ums Leben; unter den sehr wenigen, die gerettet wurden, befand sich auch der Oberst Churchill, dem Jacob noch zurief, daß er schnell in das Boot steigen sollte, in dem er selbst sich mit genauer Noth rettete. Einige Jahre vorher hatte er sich mit Sarah Jennings vermählt, die mit der Tochter des Herzogs von York, der Prinzessin Anna, von ihrem zwölften Jahre an erzogen worden war; sie war nicht nur schön und äußerst geistreich, sondern zeichnete sich auch an dem ausschweifenden Hofe Carls durch die tadelloseste Reinheit der Sitten aus. Der Herzog von York benutzte die erste Gelegenheit, um seinen treuen Anhänger zu belohnen, und außer einer bessern Anstellung wurde er zum Baron Churchill ernannt; auch wurde seine Gemahlin als Hofdame bei der Prinzessin Anna angestellt, als diese an den Prinzen von Dänemark verheurathet wurde; zwischen beiden Damen herrschte gegenseitig die wärmste Zuneigung, und eine so zärtliche Freundschaft, daß sie wirklich ans Romanhafte gränzte. Ihre Briefe, die in zahlloser Menge gewechselt wurden, und von denen viele in dem gegenwärtigen Werke abgedruckt sind, wurden unter fremden Namen geführt; die Prinzessin hieß Frau Morley, und ihre Freundin nannte sich Frau Freeman; diese Benennungen behielten sie bis in die spätesten Zeiten ihres Lebens bei. Beide bestärkten sich auch gegenseitig in dem Widerstande gegen Annahme der katholischen Religion, als Jacob sie vielfältig dazu aufforderte, und durch seinen blinden Eifer für dieselbe die Nation gegen sich aufbrachte und seinen Untergang bereitete. Diese papistischen Gesinnungen Jacobs, die sich nach seiner Gelangung zum Throne immer deutlicher zeigten, und sein offenbares Streben nach willkührlicher Herrschaft entfremdete ihm auch nach und nach den Lord Churchill, und wenn die eigene Tochter über dieses unkluge Benehmen ihres Vaters entrüstet war, so ist es weniger auffallend, daß Lord Churchill ohngeachtet der vielen Wohlthaten, die er und seine Familie von dem König genossen hatten, in gerechter Besorgniß für die politische und religiöse Freiheit seines Vaterlandes, einer der ersten war, die sich mit dem Prinzen von Oranien in Unterhandlungen einliesen. Diese Eröffnungen von einem durch Interesse und Dankbarkeit dem König anhängenden Mann, und der noch überdieß bei der Armee so allgemein beliebt war, gaben dem Prinzen einen neuen Beweiß, daß auch die treusten Diener des Monarchen von demselben abfielen, und bestärkten ihn in seinen schon entworfenen Planen. Nach seiner Landung in England kommandirte Churchill eine Brigade gegen ihn, gieng aber mit derselben und mit mehrern angesehenen Officiren an dem entscheidenden Tage zu ihm über. Nach erfolgter Thronbesteigung Wilhelms, kam Churchill in den Geh. Rath, erhielt das ganze Vertrauen des Königs und wurde zur Würde eines Grafen von Marlborough erhoben.

Im höchsten Grade auffallend ist es aber, daß ein Mann, der so wesentlich beigetragen hatte, Wilhelm auf den Thron zu setzen, schon wenige Monate nachher sich wieder in einen geheimen Briefwechsel mit dem vertriebenen Monarchen einließ. Der Zustand der Staatsangelegenheiten war, wie nach jeder Revolution, noch sehr schwankend, und es war allerdings die Frage, ob nicht abermals ein Regierungswechsel statt haben könne? Eine solche politische Rücksicht, und die Absicht, sich auf den Fall einer Gegenrevolution den Rücken frei zu halten, kann jedoch diese abermalige Untreue keinesweges entschuldigen; lieber wollen wir glauben, daß zwischen seiner jetzigen Pflicht und dem Gefühl der Dankbarkeit gegen Jacob ein lebhafter Streit in seinem Innern entstund, wobei das letztere endlich den Sieg davon trug. So viel ist jedoch gewiß, daß Jacob selbst nicht fest an die Aufrichtigkeit von Marlboroughs Gesinnungen glaubte, sondern sein Benehmen nur als ein Mittel ansah, sich auf den damals noch sehr möglichen Fall der Rückkehr des Königs für sich, seine Gemahlin und einige Freunde Verzeihung zu sichern. Dieß mag aber seyn, wie es wolle, so beweißt es doch abermals, daß auch bei den größten menschlichen Vorzügen sich die schwa-

che Natur des armen Sterblichen nie ganz verleugnet!

Im Jahr 1691 machte M. einen Feldzug mit König Wilhelm in Flandern. Er zeichnete sich in demselben so vortheilhaft aus, daß seine künftige Größe schon damals von erprobten Kennern geweissagt wurde. Unter andern frug einmal der König den Prinzen von Vaudemont um seine Meinung über die englischen Generäle. „Kirk hat Feuer," gab ihm dieser zur Antwort „Laneir Gedanken, Mackay Erfahrung, und Colchester Tapferkeit; aber alle diese Vorzüge sind in dem einzigen Grafen von Marlborough vereinigt. Ich müßte mich gar nicht auf Menschen verstehen, wenn er nicht durch diese Vereinigung von glänzenden Vorzügen den höchsten militärischen Ruhm erlangen würde." Wilhelm fand dieses Urtheil richtig und gab lächelnd zur Antwort: „Sie haben das Ihrige gethan, um meine Frage zu beantworten; ich hoffe Marlborough wird das Seinige thun, um Ihre Prophezeihung in Erfüllung zu bringen."

Diese Gnade, worin er beim König stund, dauerte jedoch nicht lange, sondern bei der offenen Disharmonie, die zwischen den beiden königlichen Schwestern herrschte, mußte M. bald seine und seiner Gemahlin Anhänglichkeit an die bestimmte Thronfolgerin theuer büßen. Nachdem es zwischen beiden zu heftigen Ausbrüchen gekommen war, so wurde Marlb. plötzlich aller seiner Aemter und Würden entsetzt, und einige Monate nachher sogar als Staatsverräther in den Tower gebracht. Er wurde jedoch durch das Parlement von allen gegen ihn angebrachten Beschuldigungen freigesprochen, und aus seiner Gefangenschaft nach wenigen Monaten wieder entlassen. An der Spitze seiner Feinde stund der Herzog von Portland, der um so erbitterter auf ihn war, weil ihn Marlb. mündlich und schriftlich nicht anders als den Holzmann zu nennen pflegte. Wilhelm selbst war wegen der Liebe und Anhänglichkeit der Nation und besonders des Militärs für Marlb., eifersüchtig auf ihn. Auch konnte ihm dessen geheimer Verkehr mit dem vertriebenen Monarchen unmöglich unbekannt seyn, da ihm sogar Briefe der Prinzessin Anna an ihren Vater in die Hände gefallen waren, und ein so eifriger Freund und Anhänger der letztern ohne allen Zweifel mit ihr in Denkungsart und Maasregeln übereinstimmen mußte. In der damaligen Epoche aber, wo Wilhelm seinen neuen Thron noch von innen und außen erschüttert sah, und der fortdauernde Besitz desselben zweifelhaft war, mußte ihn nothwendiger Weise ein solches zweideutiges Benehmen seiner allernächsten Umgebungen zur größten Vorsicht veranlassen. Man kann es ihm daher auch nicht verdenken, daß er Marlb. nach dessen Lossprechung und Befreiung aus dem Tower nicht wieder in seine vorigen Aemter einsetzte, und ihn überhaupt von allen wichtigen Staatsgeschäften zu entfernen suchte. Als nach dem Tode seiner Gemahlin Maria, die in offener Feindschaft mit ihrer königlichen Schwester, und ohne daß vorher eine Aussöhnung zwischen ihnen statt gefunden hätte, gestorben war, das Ansehen und der Einfluß der Prinzessin Anna, als vermuthlicher Thronerbin, immer mehr stieg, und daher auch ihre vertrautesten Freunde, der Graf und die Gräfin Marlb. öffentlich von ihr begünstigt und ausgezeichnet wurden, so konnte Wilhelm es doch lange nicht mehr über sich gewinnen, ihn anzustellen. Er äußerte selbst sehr häufig sein lebhaftes Bedauern darüber, und rühmte mit der größten Wärme die ausgezeichneten Talente und den seltenen hohen Geist des Grafen. Erst wenige Jahre vor seinem Tode besiegte das Bewußtseyn, daß ein solcher Mann nicht länger ohne Nachtheil dem Dienst des Vaterlandes entzogen werden könnte, seine persönlichen, freilich nicht ganz ungegründeten Vorurtheile gegen ihn, und von diesem Zeitpuncte an war Marlb. eine der festesten Stützen des neuen Thrones. Im März 1702 starb Wilhelm, im 52ten Lebensjahre und im 14ten Jahr seiner Regierung. Mit Anna's Thronbesteigung fängt eine neue Epoche in Marlboroughs Leben an, und nunmehr sehen wir ihn erst als den Mann auftreten, von dessen Ruhmvollen Thaten ganz Europa wiederhallte.

(Der Beschluß folgt.)

Magnetismus.

Wir sind dem Leser noch die Fortsetzung der Wundergeschichte schuldig, die der Doct. Fleischmann zu Erlangen gläubig erzählt. Seine Somnambüle, nachdem sie sich ganze Büschel Haare aus dem Kopfe gerissen, schrieb mit verbundenen Augen ein Danksagungsschreiben wegen ihrer Herstellung, schauderte aber vor ihrer Nahmens-Unterschrift, denn sie wußte, daß der Nahme, den sie führte, nicht ihr Stammnahme ist. — Zwei Herren, die sie vorher nicht gekannt hatte, (in einer kleinen Stadt wie Erlangen?) kannte sie jetzt gleich, und bewies es dadurch, daß sie mit dem Finger nach der Gegend deutete, wo sie wohnen. (Und in diesem stummen Fingerdeuten fand der Herr D

Fleischmann würklich einen Beweis!) — Eine der vielen Unbegreiflichkeiten der Somnambülen ist unter andern auch die, daß sie an Stunden und Minuten so sclavisch gebunden sind. Um 12 Uhr z. E. sollten die Krämpfe aufhören, und kaum schlug der Erste der vier Viertel, als sie bereits nachließen, und bei'm letzten Viertel war alles vorbei. Wir möchten wohl wissen, wie die Somnambülen sich zu der Zeit, als es noch keine Uhren gab, beholfen haben? jetzt spielen die Uhren offenbar eine große Rolle in allen diesen Wundergeschichten. — Die Kranke hatte vorausgesagt, daß sie acht Wochen lang frey von Anfällen seyn würde, vermuthlich fand sie aber nachher nothwendig oder ergötzlich, den Termin abzukürzen, und lieber ihre eigene Weissagung Lügen zu strafen. Auf die Frage: wie das zugehe? wußte sie nichts rechts zu antworten, aber zum Glück hatte sie Leute vor sich, denen jede Antwort genügte, und die einen pythischen Blick an ihr gewahr wurden; ja, der Herr Doctor führt als etwas schon bekanntes an, daß sie in's Innere der Menschen sah und ihre Gedanken wußte. Eine Kraft und Macht, die bisher nur Gott allein zugeschrieben wurde; Gott allein konnte bis jetzt Herzen und Nieren prüfen, nun aber wird diese Gewalt von jeder epileptischen Dirne ausgeübt.

Nun folgt ein allerliebstes Kindermährchen, bei welchem der Herr Doctor eine sehr komische Rolle spielte. Die Kranke sah nehmlich wieder jene weiße Frau, der sie die Ehre hatte ähnlich zu sehen, entsetzte sich, bat um Schutz, zeigte wo sie stehe — und der Herr Doctor war so gütig, die Stellung eines Kämpfenden anzunehmen und zu rufen: „Erscheinung, weiche! ich dulde es nicht, daß du länger dieses Mädchen quälst!" — Jedermann, den Herrn Doctor ausgenommen, mußte sich entfernen, und nun erzählte die Somnambüle ein Geschichtchen, welches sie sich aus Grillparzer's Ahnfrau und Oehlenschläger's Ludlam's Höhle zusammen gesetzt hatte: ihr Vater nämlich stamme aus höherem altem Geblüt, und habe einen falschen Nahmen tragen müssen; ihre Großmutter habe eine Schuld auf sich geladen, ein Kind erdolcht, und davon müsse sie, die Kranke, noch jetzt die Merkmale unter der linken Brust tragen, nemlich drei rothe Streifen. Sie zeigte diese Brust einer Dame und sprach: „Hier, „dieß sind die Blutstreifen, die Merkmale, die sich „bis auf mich fortpflanzten! hast du sie gesehn die „Narben? hier, wo die grausame Mutter den Stahl — u. s. w." Die Dame sah aber nichts als ein Paar rothe Streifen, welche die Mamsell vermuthlich mit ihren Nägeln gekratzt hatte. Und ein so crasses Gespenstergeschichtchen glaubte der Herr D. Fleischmann! — Auch das Folgende erregte keinen Argwohn bei dem Starkgläubigen. Die Somnambüle besuchte in der Nacht, wie sie schon früher gethan, die um ihretwillen wachende Gesellschaft, aber dieses Mal mit offenen Augen und rothen Backen, lieblich anzusehn. Auf die Frage: warum sie heute so freundlich mit gefärbten Wangen erscheine? antwortete sie: sie habe bemerkt, daß man sich früher vor ihr entsetzt habe, und sie wolle der Gesellschaft nicht fürchterlich seyn. Also hing es von ihrem Wollen ab? sie konnte erscheinen wie es ihr beliebte? man fragte sie, ob dem so sey? und sie erwiederte: Ja, sie habe es in ihrer Gewalt; aber wie? darüber gab sie weislich keinen weitern Aufschluß. Uns dünkt, der entschiedenste Anhänger des Magnetismus müßte hier abermals den Betrug mit Händen greifen.

Man setzte in dieser Nacht die Somnambüle noch auf einige Proben, betreffend ihre Gabe die Zukunft zu weissagen, aus welchen sie sich mit Klugheit zog. Man wollte wissen, wie der kranke Kronprinz sich befinde? sie sagte, sie wisse es nicht, ihr sey ein Ziel gesteckt, über das hinaus sie nichts wisse. Man fragte: ob die Wünsche der C* erfüllt werden würden? sie antwortete: nicht ganz. Man verlangte, sie solle einen auffallenden Diebstahl erklären; sie sagte, sie wisse es, könne aber nichts sagen. Hingegen hatte sie die Unverschämtheit, von einem Prediger zu behaupten, er habe auf der Kanzel anders gesprochen als gedacht, sie habe es ihm (als Geist) bemerklich gemacht, und er habe es auch gefühlt.

„Die Berührungen mehrerer Männer," erzählt der Herr Doctor, „würkten angenehm, an„dere widrig auf sie, verursachten ihr Schmerzen an „den berührten Theilen, noch andere, besonders al„te Sechzigjährige, brachten gar keine Wür„kung auf sie hervor. Meine Nähe liebte sie am „meisten." Sie wußte, daß er zu Hause in der Nacht etwas über ihren Zustand aufgeschrieben; als er aber wissen wollte wie viele Zeilen? erwiederte sie: „quäle mich nicht mit Kleinigkeiten." Sie wußte auch daß er sich gewünscht, sie möchte ihm auf seiner Stube erscheinen, erklärte aber, das könne sie nicht. Sie wußte — man denke! — daß die auf ihrer Herzgrube liegende Hand des Hofapothekers Martin schon manches für sie bereitet habe. Sie wußte, wenn eine dicke Dame, deren Nähe sie nicht

leiden konnte, an der offenen Thür stand. Allein die Zukunft des Herrn Doctors wollte sie klüglich nicht enthüllen, gab blos mit dem Zeigefinger einen warnenden Wink und verschanzte sich hinter den vieldeutigen Ausspruch: „Du bist zu gut und durch diese Schwäche wirst du dir schaden." Daß der Herr Doctor Fleischmann zu gut und schwach ist, geht freylich aus der ganzen Geschichte hervor. — Sie behauptete, die Herzgrube habe die Function des Sehens und Hörens übernommen, im Gehirn sey kein Leben mehr. Da überraschte man sie durch die Frage: wie es doch zugehe, daß sie riechen könne? denn sie hatte kurz zuvor Benzoe gerochen. Sie lachte, wußte aber nichts darauf zu antworten, und sobald die Thurmuhr 11 anschlug, erstarb ihr das Wort auf den Lippen. Hingegen lehrte sie den Doctor mit eignen Händen manches neue schöne Manöver, womit er sie calmiren sollte, besonders mußte er mit der zugespitzten Hand auf der Herzgrube verweilen, ein Betasten, welches ihr angenehm seyn mochte. Aus seinen Fingerspitzen strömte, nach ihrer Behauptung, ein vielfarbiger feiner Staub aus, hingegen gingen aus ihrem Körper lange zähe Fäden in seine Finger über und machten diese klebrig — und siehe da, sogleich fühlte der Herr Doctor, daß seine Finger klebrig würden.

Bei'm Spazierenfahren mit ihm entblößte sie ohne Umstände ihre Herzgrube und versicherte, das würde im wachenden Zustande ihre Schaamhaftigkeit nicht zulassen. Warum ließ sie ihn aber die drei rothen Blutstreifen unter der Brust nicht sehen? damals schlief sie doch auch? — Einen gewissen Walzer hörte sie gern, weil er aus C Dur ging; C Dur bekam ihr am besten. — Alle dicke Leute, besonders dicke Männer, waren ihr abstoßend; der D. Fleischmann würkte am wohlthätigsten auf sie, besonders wenn er schwizte. (!) Die Anatomie bereicherte sie durch die Bemerkung, daß ein Häutchen unter dem Magen liege, welches Schluchzen verursache, es sey mehr lang als breit, werde bei ihr im 30. Jahre reißen und verschwinden, sey nur den Somnambülen angebohren, und noch mehr dergleichen dummes Zeug. — Gegen den Bandwurm verordnete sie Sauerkraut und Wurmöl, es half aber nichts; einem Schwindsüchtigen verschrieb sie starke Portionen von isländischem Moos, er starb aber. — Auf die Frage: welche Männer sich am besten zu Magnetiseurs schicken? gab die Erfahrne zur Antwort: die ihre Manneskraft nicht verschwendet haben.

Die bekannte Sinnpflanze, welche sie das Jungfernkräutchen nannte, soll schnell alle Krämpfe der Somnambülen beruhigen. — Die Sonnenstrahlen sollen magnetisch würken, und der Herr Doctor versichert, eine auffallende Erfahrung davon bei einer Kranken gemacht zu haben, deren Serualtheile nicht eher beruhigt wurden, bis sie die Sonne gerade hinein scheinen ließ.

Wenn die Mamsell gleich nicht sagen wollte, wie der kranke Kronprinz sich befinde, (weil das auf der Stelle sich bestätigen mußte) so war ihr hingegen wohl bekannt, daß eine Vereinigung der drei Religionen vor sich gehen werde, aber — fügte sie klüglich hinzu — wir werden es nicht erleben.

Das auffallendste und unverschämteste Kunststückchen machte sie eines Tages, als der Doctor wie gewöhnlich ihre Krampfe stillen wollte und sie ihn mit beiden Händen zurückschob, sprechend: „mit deiner Magie ist's heute nichts. Der Traum „hat dir diese Nacht deine Kraft genommen." Und siehe da, so war es! Man möge das Uebrige bei dem erstaunten Herrn Doctor selbst nachlesen. Hier wurde es doch allzudeutlich, wes Geistes Kind diese Somnambüle ist.

Wenn solche Züge empörend sind, so muß man hingegen lächeln, wenn man liest, wie sie ihre eignen Vorausfagungen zu umgehen wußte, wenn es ihr nicht mehr beliebte sie zu erfüllen. Einmal sagte sie, sie würde in zwei Tagen nichts essen, vermuthlich wurde sie aber früher hungrig, aß schon am ersten Abend, und entschuldigte es damit, daß die Luft sie gestärkt habe. Warum sie diese Stärkung nicht auch vorausgesehn? wurde nicht gefragt.

Eines Tages schlief die Kranke recht sanft, vier Freundinnen saßen im Vorzimmer — da that es plötzlich in der Krankenstube einen heftigen Knall, eine Viertelstunde nachher erfolgte der zweite, und endlich der dritte Knall. Diese drei Knalle waren aber nur eine besondere Art von Ritornell, denn jetzt hub ein Chorgesang im Krankenzimmer an, „wie von mehreren tremuli„renden Stimmen, in einer ganz eignen, tief er„greifenden, erschütternden Melodie, welcher ab„wechselnd in den höchsten und tiefsten Tönen, „die sich zuletzt immer langsam verlohren, dreimal „hintereinander folgende Worte gab: Ja! ja! ja! „sie ist erlöst! ja! ja! ja! wir sind er„hört! danket Gott! danket Gott! dan„ket Gott!" Die Mamsell soll dabei ganz ruhig fortgeschlafen haben, und endlich heiter erwacht seyn. Ist es möglich, daß es einen vernünf-

tigen Menschen giebt, der solche Albernheiten glauben kann?! und ist es möglich, daß der wackere Hufeland solch abgeschmacktes Zeug in sein Journal aufnehmen kann? — Die Mamsell deutete auf Befragen an, daß sie recht gut um die drei Knalle wisse — (natürlich, es werden Springgläsergen gewesen seyn) und daß sie von Geistern umgeben gewesen. Die fürchterliche Gestalt werde nun nicht mehr erscheinen; ihre Krämpfe würden aufhören; der Graf von M. habe die weiße Frau in Bayreuth nicht würklich gesehn, aber dem General d'Espagne sey sie erschienen, u. s. w.

Neun Tage werde sie noch krank seyn, hatte sie versichert; es traf aber nicht zu, sie wußte nicht warum. Die Tochter eines gewissen Mannes sey gestorben, hatte sie gesagt; das Mädchen lebte aber noch, und sie meinte, man habe sie falsch verstanden. Es gebe fünf Gehirnschlagadern hatte sie behauptet, die fünfte konnte aber Niemand finden; indessen half sich der Herr Doctor durch die Meinung: sie möge wohl nur solchen Personen eigen seyn. Es giebt Rath für Alles. — Erst morgen werde sie wieder sprechen können, hatte sie vorausgesagt: sie sprach aber schon heute. Das hatte sie durch Gebet erlangt. Es giebt Rath für Alles. — Einer Dame prophezeyte sie noch viele Leiden, und diese Dame wurde dadurch so gemüthskrank, daß sie den Arzt mußte rufen lassen. Schon für dieses einzige heillose Kunststückchen hätte die Polizey die Mamsell Prophetin mit Ruthen bedienen sollen.

Leider ist die Geschichte hier noch nicht zu Ende. Wir werden die Geduld der Leser noch einmal prüfen, und zugleich den Unwillen aller rechtlichen Menschen noch einmal erregen müssen.

Militairische Gegenstände.

In den Mittheilungen aus dem russischen Feldzuge von dem Herrn Major Röder von Bomsdorf, erzählt der Verfasser, er habe zu Beszenkowicz einen, wegen seiner Weisheit weit und breit berühmten, Juden kennen lernen, einen ehrwürdigen, freundlichen Greis, dessen Stube Bücher und mathematische Instrumente zierten. Er habe ihn gefragt, ob der, bis dahin für die Franzosen siegreiche, Krieg auch so glücklich enden werde? Da habe der Jude ihn eine Zeitlang bedenklich, aber mit Würde angesehen, und dann gesprochen: „Ihr werdet nicht siegen sondern verlieren, denn Eure Sache ist nicht „gerecht." — Ueberhaupt versichert Hr. v. Bomsdorf, daß ihm in Rußland kein Beyspiel von der Treulosigkeit der Juden bekannt geworden sey. Nur als Spione hätten sich manche brauchen lassen, aber eben sowohl für als gegen die Russen. (Das war im Grunde nichts anders als eine doppelte Treulosigkeit.)

Aus der Darstellung des Verfassers geht hervor, daß Napoleon den Gewinn der Schlacht bey Borodino hauptsächlich der sächsischen und polnischen Reiterey zu verdanken hatte, indem diese eine große Schanze in der Mitte der russischen Stellung eroberte, an welcher die französische Infanterie und Cavalerie sich zweymal die Köpfe zerstoßen hatte. — Der Verfasser ist auch der Meynung (die neulich von einigen Schriftstellern bestritten worden) daß die Russen selbst Moscau angezündet haben. Kein unnützes Opfer sey dadurch gebracht worden, denn sicher würden „Napoleons „Genie und seine unermüdliche Thätigkeit neue „Mittel geschafft haben, sich aus der Verlegenheit „zu ziehen, wäre nicht das Unglaubliche geschehen, „und wären nicht durch die Größe dieser That, „alle Calcüls seines Talents und seiner vielfälti„gen Erfahrung auf Einen Schlag vernichtet „worden."

Er schließt mit der Frage: „ob wohl die „Nachwelt es glauben wird, daß dieser beyspiellose „Krieg eigentlich ein unglücklicher Kreuzzug ge„gen Zucker und Kaffe war?" — Das war er nun wohl eigentlich nicht. Es galt einen höhern Zweck. Um die Weltherrschaft wurde gerungen, wobey Zucker und Kaffee nur eine sehr untergeordnete Rolle spielten, höchstens den Vorwand zum Kriege hergaben. —

Auf das deutsche Kriegswesen und dessen Verhältnisse in älterer und in der neusten Zeit, hat ein Ungenannter einen Blick geworfen, welchen Blick der Erzherzog Carl mit seinem Beyfall beehrt haben soll. Nachdem er die Mängel der ehemaligen Reichs-Armee gerügt, begehrt er daß künftig jeder Soldat den Ständen des Reichs, folglich der ganzen deutschen Nation den Eyd der Treue schwören solle. Die erste Ernennung zu Officieren soll den Ständen überlassen bleiben — jeder Fürst sein Contingent zwar im Lande behalten, aber von seinen übrigen Truppen trennen, indem es nicht ihm, sondern dem Reich angehöre. Folglich darf er nicht einmal seine eigenen Festungen damit besetzen. Ein curioser Vorschlag! welche Confusion würde entstehen, wenn ein Theil des Heeres dem Landesherrn, der andere nur den

Ständen gehorchte, und wohl gar der Fall einträte, daß Ein Theil gegen den Andern zu Felde zöge.

Bis jetzt enthält die deutsche Bundesverfassung nichts als gewöhnliche Allianzen, und zwar eigentlich nur gegen Frankreich. Sie sollte aber, der Natur der Sache gemäß, nicht bloß Angriffe auswärtiger Feinde, sondern auch deutscher großer Mächte auf die kleinern Staaten verhüten und abwehren können. Jetzt mögen dergleichen nicht zu befürchten seyn (Dank sey es den Grundsätzen der jetzigen Regenten und ihrer Minister) allein vorübergehende Verhältnisse können einer Verfassung nicht zur Grundlage dienen. So lange also jene Kraft dem Bunde nicht beywohnt, so lange wird die deutsche Reichsverfassung ihrem Zwecke nicht entsprechen, und welche Einrichtung man auch dem Bundes-Heere geben möge, so wird sie in der Praxis stets eben so mangelhaft erscheinen als die Verfassung ist, von der sie ausgeht. Wie aber der angegebene höhere Zweck erreicht werden könne? Dies, fürchten wir, wird ein unaufgelöstes Problem bleiben, weil die Politik aller dabey interessirten Staaten nicht im Einklange steht.

Ein Recensent in den Göttingischen gelehrten Anzeigen meynt: alle deutsche Staaten müßten den Eroberungs-Entwürfen entsagen, sich den Status quo garantiren, und denjenigen für einen gemeinschaftlichen Feind erklären und als solchen behandeln, der sich eine Verletzung desselben erlaube. (Aber auch das ist ja wiederum nur ein vorübergehendes Verhältniß, gegründet in der Persönlichkeit der jetzigen Machthaber. Andere, die nach diesen erscheinen, werden nicht allein Eroberungs-Entwürfe machen und ausführen, sondern sich auch Verbündete unter den Ständen selbst zu verschaffen wissen, wodurch denn die ganze Garantie, trotz der sechs Armeen, die der Recensent ins Feld stellen will, wieder über den Haufen fällt.)

Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Recensent, daß es zwar für die Unterthanen sehr vortheilhaft sey, wenn z. B. Sachsen-Weimar seine Kriegsmacht im Frieden bloß auf den Landsturm beschränke, daß aber diese Einrichtung, in Verbindung mit dem deutschen Körper, doch nur dann erlaubt seyn dürfe, wenn ein großer Staat dagegen das Contingent an Cavalerie und Artillerie, welches Weimar stellen müßte, unterhalte. —

Aus dem vierten Bande des Krieges gegen das verbündete Europa 1815 von Plathо, geht hervor, daß der Vorwurf, welchen zuerst der Rheinische Mercur (den Hr. v. Cölln ein schmähsüchtiges Lügenblatt nennt) die Schlacht bey Ligny betreffend dem Herzoge von Wellington gemacht, als habe er den Fürsten Blücher im Stiche gelassen, und unterdessen auf einem Balle zu Brüssel eine Frau verführt, eine schändliche Verleumdung gewesen.

Napoleons begangene Fehler in der Schlacht von Belle Alliance sollen folgende gewesen seyn: daß er am 15. nicht schneller und überraschender die Cantonnirungen des ersten preußischen Armee-Corps angegriffen; daß er am 16. dem Marschall Ney ein Armee-Corps entzogen; die Verfolgung der Preußen am Abend zu nachlässig betrieben; den 17. ungenutzt vorüber gehen lassen; am 18. die englische Armee in der Fronte durchbrechen wollen, statt sich auf ihre linke Flanke zu werfen; daß er das Terrain schlecht gekannt, und die Engpässe zu seiner Rechten vernachlässigt; endlich daß er die Schlacht nicht abgebrochen habe, als die Preußische Armee erschien. —

Im dritten Bande der Befreyungs-Kriege streut Herr Venturini dem Volke Weyhrauch, so wie er ihn vormals Napoleon gestreut hat. Gesiegt hat nur die Begeisterung des deutschen Volkes, dem die Fürsten sich in die Arme warfen, viel versprachen und nichts hielten. Alle die abgedroschenen Redensarten der Demagogischen Blätter werden hier zum Ekel wieder aufgetischt. Nach der Leipziger Schlacht sollen die Alliirten, (Bernadotte, des Verfassers Liebling, ausgenommen) gar keinen zusammenhängenden Plan mehr gehabt haben, — blos die Tapferkeit der Soldaten, Talleyrands Verrath und Napoleons Verblendung hätten alles gethan, Fürsten und Feldherrn nichts. — Allerley Neues erfahren wir sonst noch, z. B. daß Napoleon in einem Cavalerie-Gefecht von einem Kosacken fast erstochen und vom General Girardin gerettet worden u. s. w. —

Der Baumeister Catel zu Berlin (ein sehr geschickter und talentvoller Mann) hat ein neues System der Vertheidigungs- und Befestigungs-Kunst bekannt gemacht, in welchem Volks-Bewaffnung und natürliche Grenzen durch eine neue Art von Bollwerken verstärkt werden sollen, die, von weicher Beschaffenheit, die Kraft der Kanonenkugeln durch entgegengesetzte Sprödigkeit nicht vermehren, sondern verschlingen und unschädlich machen sollen. Wir wünschen dem Verfasser Gelegenheit, practische Versuche anzustellen. —

Schöne Literatur.

Die Kleinstädtereyen von Laun, hat der Verfasser selbst gerecht beurtheilt, indem er gesteht

daß „die Schilderungen sich hie und da in's Uebertriebene verlieren." Er hätte nur noch hinzufügen sollen, daß er auch hie und da — z. B. bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Mastochsen — sich vor dem Platten und Gemeinen nicht immer gehütet habe. — Empfehlenswerther ist das dritte Bändchen seiner Kleinigkeiten, oder die Reise zur Hinrichtung, die großentheils eine angenehme Unterhaltung gewährt. —

In dem Frauenzimmer-Almanach für 1818 steht unter andern eine Rede an wißbegierige Frauen über Magnetismus, Glauben und Deutschheit von Wellentreter, die manches kräftige, zu rechter Zeit gesprochene Wort enthält. Der Verfasser hält die Somnambülen nicht für erhabene Naturen, sondern für solche, die auf die Stufe der Thierheit des Instincts herabgesetzt sind. Auch über das moderne Maulchristenthum und das Buhlen mit dem Heiligen, das aufgeblasene Deutschthum u. s. w. macht er treffliche Bemerkungen. Das Letztere ist eine neue Art von Judenthum, welches in seiner Nation das auserwählte Volk Gottes sieht. — Auch die Bemerkungen von Buehrlen sind größtentheils sehr beherzigenswerth. „Jemand behauptete — so sagt er unter andern — wenn der Herr Christus noch einmal auf die Welt käme, man würde ihn abermals kreuzigen. Aber nein! man würde ihn mit Einladungen bestürmen, seine Reden auffangen, recensiren, verändern, entstellen, dem Zeitgeist anbequemt weiter geben. Er ginge aus einer Welt, die ihn so herabzuziehn suchte, mit tiefern Wunden zu seinem Vater als das Erstemal." —

Zum Spaziergang in einen Rosengarten ladet Graf Löben freundlich ein, derselbe, den die Leser aus den theils wunderlichen theils zu bewundernden Lotosblättern kennen. Seine Rosen sind fast alle ohne Dornen, und Eichbäume muß man im Rosengarten nicht suchen, wohl aber das Blümlein des Glaubens und der Liebe, welches überall im Schatten dieser Rosen wächst. Man pflegt sonst Kinder nicht gern mit in einen Blumengarten zu nehmen, hier aber müssen wir rathen, nur Kinder hinein zu lassen, denn Alles in demselben ist nicht allein kindlich, sondern oft auch kindisch. Siehe unter andern die Perle und die Maiblume. —

Die Witzfunken und Lichtleiter sind eine neue Art von Vademecum, in welchem Altes und Neues, Gutes und Schlechtes, Witziges und Plattes auf gewöhnliche Weise zusammen gelesen ist, doch können wir im Ganzen wohl versichern, daß der Leser öfter lachen als gähnen wird. —

Glittes gesellige Abende von Laun liefern ein halbes Dutzend leicht und locker gesponnener Geschichtchen, die zufrieden sind, wenn sie dem Leser ein paar müssige Stunden weggeplaudert haben. —

Ferdinand von Felsenthal und Alwina Lindenhayn sind „frölliche im Kraftgefühl schwelgende Menschen" die durch eine Reihe ziemlich uninteressanter Begebenheiten „in die Schranken eines ruhigen häuslichen Glücks eingeführt werden" wobei nebenher begenlange Abschweifungen über Erziehung, akademische Gerichtsbarkeit u. s. w. den Leser zum Ueberschlagen oder zum Gähnen nöthigen. —

Die Waldrosen von Ludwig von Germar blühen im kühlen Schatten, trotz der Geschraubtheit, mit welcher er „die tiefblaue Veilchenpracht dem Riesengeschlecht der Bäume aufzuheben giebt." Einmal bleibt ihm auch die Liebe wie ein Mehlklos im Magen liegen. —

Die feindlichen Stammhäupter oder Liebe und Ritterthum nach dem englischen der Miß Houghton sind breit und bunt, redselig und langweilig, prezids und geziert — aber anständig, wie es einer Dame geziemt. —

Wer Nachklänge aus der Schweitz, aus Neapel und aus Schottland liebt, der lese die romantischen Accorde von Ernst v. Houwald, herausgegeben von Contessa, welche drei recht artig erzählte Geschichten enthalten; das Wiedersehen auf dem S. Bernhard, die Gräfin von Roffan, und Wahnsinn und Todt. —

Das Münsterländische poetische Taschenbuch für 1818. von Grote, ist meist poetische Hausmannskost, meist von unbekannten, aber nicht ungenannten Dichtern. Uns hat gefallen:

Aus den Jahren der Schmach, von Beckering.

Die See ist gesperret,
Das feste Land gezerret;
Nur offen steht die Luft,
Und unter dir die Gruft.

Eine der erbärmlichsten Satyren auf den Adel, die jemals geschrieben worden, sind die sogenannten Nobilitäten oder Scenen aus der höhern Welt, von Friedrich — dieser Nahme ist auf dem Titelblatte angegeben, wir hören aber, daß Herr Friedrich gegen diesen aufgedrungenen Wechselbalg protestirt hat. In der That, das wäre kaum nöthig gewesen, denn so wenig man auch seiner Satyre befreundet seyn mag, so wird ihm doch Niemand ein so elendes, in irgend einer Kneipe geschriebenes Product zutrauen. In sehr schlechten Knittelversen wird unter andern ein Mittel bekannt gemacht, Beckleder ohne Lohe gahr zu machen. Das Mittel besteht darinn, einen Edelmann, der der Braut eines Grobschmidts etwas unrechtes zumuthe, tüchtig durch zu prügeln. Von gleichem Schlage ist die Morgenscene in einem adlichen Hause auf dem Lande. Der Verleger hat wohl gethan, seinen Nahmen nicht auf das Titelblatt zu setzen, oder, mit andern Worten, an den Pranger zu stellen.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 36. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Aus Marlboroughs Leben (Beschluß.)

Es ließ sich erwarten, daß bei Anna's Gelangung zum Thron ihre vieljährigen treuen Freunde und Anhänger, der Graf und die Gräfin von Marlborough, an ihrem Glücke wesentlichen Antheil nehmen würden. Sie bestätigte den Grafen nicht nur in allen seinen Aemtern und Würden, sondern ertheilte ihm auch den Orden vom Hosenband und ernannte ihn zum General-Capitain über alle englischen Truppen. Auch seine Gemahlin und alle seine Verwandten wurden von der Königin mit Gnade überhäuft, denn noch dauerte die schwärmerische, wirklich romanhafte Freundschaft fort, die schon eine lange Reihe von Jahren hindurch zwischen Frau Morley und Frau Freeman statt hatte. Marlborough wurde nunmehr die Seele des englischen Kabinets, und hatte auf alle politische Angelegenheiten Europas den wesentlichsten Einfluß. Schon in dem nämlichen Jahre begab er sich nach Flandern, wo er die vereinigten holländischen und englischen Truppen mit großem Ruhm gegen die Franzosen kommandirte. Beinahe wäre er jedoch in diesem Feldzuge gefangen genommen worden, denn als er in einem Boote auf der Maas hinab fuhr, wurde er von einer französischen Streifparthei überfallen, und ob man ihn gleich nicht kannte, so wäre er dennoch, weil er keinen Paß hatte, in's französische Hauptquartier abgeführt worden, wenn ihm nicht sein Bedienter einen französischen Paß, den er glücklicher Weise bei sich hatte, heimlich zugesteckt hätte. Für diesen Dienst gab er dem Bedienten und dessen Sohne eine lebenslängliche, sehr ansehnliche Pension, woraus man sieht, wie lebhaft er selbst von der Größe der Gefahr, die er damals lief, durchdrungen war. Die Nachricht von seiner vermeinten Gefangennehmung verbreitete sich jedoch durch ganz Holland, und verursachte die höchste Bestürzung; die im Haag versammelten General-Staaten beschlossen einstimmig, ohne allen Verzug ihre sämmtlichen Truppen nach Gueldern marschiren zu lassen, um ihn mit Gewalt wieder zu befreien. Desto größer war aber die Freude, als er wider Verhoffen selbst im Haag ankam; vor der jubelnden Volksmenge konnte er kaum in sein Haus kommen, und ein Römischer Feldherr konnte kaum jemals einen herrlichern Triumpfzug auf's Kapitol gefeiert haben.

Nach geendigtem Feldzug gieng er nach England zurück, wo wegen des Glücks der englischen und holländischen Waffen eine allgemeine Danksagung in der St. Paulskirche gehalten wurde, der die Königin und beide Kammern des Parlements beiwohnten. Er wurde für sich und seine Nachkommen zum Marquis von Blandfort und Herzog von Marlborough ernannt, und weil die Königin glaubte, daß er noch nicht Vermögen genug besitze, um den Glanz dieser Würde behaupten zu können, so drang sie auch bei dem Parlement darauf, daß ihm außer seinen sonstigen Einkünften noch eine jährliche Pension von 5000 Pf. Sterling ausgeworfen wurde.

Allein in der ganzen Fülle dieser Herrlichkeit, und während Marlborough die ernstlichsten Anstalten traf, in dem folgenden Feldzuge den französischen Truppen mit Nachdruck zu begegnen, traf ihn das schrecklichste häusliche Unglück, das die Vorsehung über einen Vater verhängen kann. Er verlohr seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling von 17 Jahren, der zu Cambridge studierte. Die ganze Nation nahm an diesem schmerzlichen Verluste Antheil, und außer den wärmsten Condolenzbriefen von der Königin und sehr vielen Großen des Reichs, befindet sich auch in dem Archiv zu Blenheim das Original von dem schönen Gedichte, das Congreve auf diesen Todesfall unter dem Titel: Amaryllis Thränen um Amyntas, verfertigte, und das in dessen gedruckten Werken zu finden ist. — Marlborough hatte schon früher einen Sohn im zarten Alter verlohren, und es blieben ihm jetzt nur noch 4 Töchter übrig, die insgesammt an die angesehensten Männer des Reichs verheurathet waren. Sein Augenwerk war nunmehr dahin gerichtet, daß er seine Titel und Würden, so wie auch seinen Namen, auf die männlichen Nachkommen seiner ältesten Tochter, Lady Godolphin, forterbte, was ihm auch in der Folge glückte; von dieser stammen daher die jetzigen Herzoge von Marlborough ab.

Unser Held hatte sich von dem ersten heftigen

Digitized by Google

Schmerz über diesen herben Verlust kaum ein wenig erholt, so mußte er sich auf das feste Land begeben, um der immer mehr anwachsenden Macht der mit den Bayern verbundenen Franzosen Widerstand zu leisten. Deutschland schwebte damals in der größten Gefahr, von Ludwig XIV. unterjocht zu werden, und die Reichs-Armee war in einem so elenden Zustande, daß an einen ernstlichen Widerstand nicht zu denken war. Auch die Armee des Kaisers und der übrigen Alliirten war theils anderwärts beschäftigt, theils lange nicht stark genug, um den Feinden, die schon bis an die Thore von Wien vordrangen, die Spitze zu bieten. In einer solchen verzweifelten Lage zeigt sich das Genie eines wirklich großen Mannes! Marlborough erkannte die gefährliche Crisis, in welcher sich die Angelegenheiten von Europa befanden, und entwarf deshalb, in Einverständniß mit dem Prinzen Eugen, einen solchen Plan zu dem neuen Feldzuge, durch den allein noch Rettung zu hoffen war. Die militärischen Ereignisse sind in dem vorliegenden Werke nach den Originalbriefen von Marlb. ausführlich beschrieben, und keine Art von Lesern wird es ohne Genuß bei Seite legen. Wir enthalten uns jedoch, in die Einzelnheiten dieser Beschreibungen einzugehen, und führen blos an, daß Marlb. vorerst einen entscheidenden Sieg am Schellenberge bei Donauwörth über den Kurfürsten von Bayern davon trug, wodurch nicht nur Oesterreich von der ihm drohenden Gefahr befreit wurde, sondern auch ganz Bayern in die Hände der Alliirten fiel. Der Dienst, den er dadurch dem Hause Oesterreich erwieß, war so ausgezeichnet groß, und wurde in Wien so allgemein anerkannt, daß auch sogar der kalte und phlegmatische Leopold, der sich nicht hatte entschließen können, über einige ceremonielle Förmlichkeiten hinaus zu gehen, um dem tapfern Sobieski, dem Retter von Wien, seinen Dank zu sagen, jetzt in dem Uebermaas seiner Freude ein eigenhändiges Glückwünschungsschreiben an M. ergehen ließ; eine Ehre, die nur regierenden Fürsten zu Theil wurde. — Dieser Sieg war jedoch nur das Vorspiel von dem großen Ereigniß, wodurch dem französischen Uebermuth ein Ziel gesteckt, und Deutschland befreit wurde. Marlb. hatte sich mit Eugen vereinigt, und ihre verbundenen Armeen beliefen sich auf 52000 Mann. Ganz eben so stark war auch das französisch-bayerische Heer, das unter dem Marschall Tallard gegen ihnen über stund. Am 10ten Aug. 1704 kam es zu der großen Schlacht bei Blenheim, (eigentlich Blindheim, einem Dorfe im Fürstenthum Neuburg) wo von beiden Theilen den ganzen Tag hindurch mit der angestrengtesten Tapferkeit gefochten wurde. Zu wiederholtenmalen stund es für die Alliirten äußerst schlimm, und nur dem Scharfblick und der ruhigen Besonnenheit Marlboroughs ist der glänzende Sieg zuzuschreiben, der ihnen zuletzt zu Theil wurde. Der Prinz Eugen selbst gestund Marlb. die Ehre des Tages zu, und dieser kann dagegen in seinen Briefen die großen Talente des erstern nicht genug rühmen. Der Sieg war aber auch so vollständig als man ihn nur wünschen konnte. Der Verlust der Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen belief sich auf 40000 Mann, und ihre ganze Artillerie nebst dem Lager fiel in die Hände der Alliirten. Der Marschall Tallard mit einer großen Anzahl der vornehmsten Officiere wurde gefangen genommen, und von seiner ganzen Armee kamen nur einzelne Haufen über den Rhein zurück; die übrigen giengen Regimenterweiß zu den Alliirten über. Sobald der Sieg entschieden war, schrieb Marlb. mit Bleistift das schon oben erwähnte Billet an seine Gemahlin, von dem ein fac simile diesem Werke beigefügt ist. Es lautet folgendermaßen: „Ich habe nicht Zeit, Ihnen viel zu sagen, sondern „will Sie nur bitten, der Königin meine Ehrfurcht „zu bezeigen, und ihr zu melden, daß ihre Armee „einen glänzenden Sieg erfochten hat. Hr. v. Tal„lard mit zwei andern Generalen sitzt eben in mei„ner Kutsche. Der Ueberbringer wird Ihnen den „Vorgang ausführlich erzählen, und ich will es „Morgen oder Uebermorgen in einem großen Briefe „thun." M. — Die Folgen dieser Schlacht waren von der allergrößten Wichtigkeit; denn nicht nur hörte jetzt der Schrecken auf, den die vermeinte Unbesiegbarkeit der französischen Truppen verbreitete, sondern der Ruhm derselben gieng auch jetzt, nach aufgehobenem Zauber, auf die Alliirten über. In Frankreich folgte Kleinmuth auf den vorigen Uebermuth, und die übrigen Nationen Europa's dachten jetzt nur mit Schaam und Unwillen an ihre vorherige Furcht. Der Name Marlborough wurde in Frankreich das allgemeine Losungswort des Schreckens, und dieß gieng so weit, daß man im ganzen Reiche lange Zeit hindurch die Kinder damit zu fürchten machte.

Für den ausgezeichneten Dienst, den Marlb. seinem Vaterlande und ganz Europa geleistet hatte, wurden ihm aber auch die ehrenvollsten Belohnungen zu Theil. Das Parlament schenkte ihm und seinen Erben das Gut Woodstock, und es wurde beschlossen, auf Kosten der Nation einen prächtigen Pallast

daselbst aufzuführen, der zum Andenken an den erfochtenen Sieg das Schloß von Blenheim genannt werden sollte. Dabei wurde dem jedesmaligen Besitzer desselben zur Bedingung gemacht, daß er alljährlich am Tage der Schlacht der Königin und ihren Nachfolgern eine Fahne mit drei Lilien auf silbernem Felde, dem Wappenschilde Frankreichs, überreichen sollte. — Der Aufmerksamkeit unserer Landsleute, die eine Reise nach England gemacht haben, wird dieses noch vorhandene prächtige Schloß, das so große Erinnerungen zurück ruft, nicht entgangen seyn. — Das Ansehen, das von dieser Zeit an Marlb. in seinem Vaterlande genoß, war so groß, daß die Geschichtschreiber es nicht genug beschreiben können. Smollet erzählt, daß, als er auf ein Darlehn von einer halben Mill. Pf. St. an den Kaiser antrug, die ganze Summe in wenigen Tagen von den Kaufleuten zu London zusammengebracht wurde. — England befand sich zum erstenmal wieder in einem völlig ruhigen Zustand; die Stürme der Revolution hatten sich gelegt, die Königin war allgemein geliebt, und das so lange durch Factionen zerrissene Land genoß wieder des tiefsten Friedens in seinem Innern.

Auch der Kaiser hatte Marlb. für die ihm geleisteten Dienste zu belohnen gesucht, und daher das ihm schon früher gemachte Anerbieten, ihn in den Reichsfürstenstand zu erheben, erneuert. Marlb. hatte es vorher abgelehnt, wenn diese Würde nicht auch zugleich mit einem wirklichen Fürstenthum verbunden seyn könnte. Deshalb übertrug ihm der Kaiser jetzt als völliges Eigenthum für sich und seine männlichen Erben die Herrschaft Mindelheim in Bayern, die in ein Fürstenthum verwandelt wurde. Er konnte es jedoch durch alle mögliche Mühe nicht dahin bringen, daß der Besitz davon auch auf seine weibliche Nachkommenschaft ausgedehnt wurde. Es ist interessant zu lesen, wie er selbst die Ceremonien seiner Einführung auf dem Reichstag zu Regensburg beschreibt, und was er für statistische und geographische Nachrichten von seinem neuen Fürstenthum seiner Gemahlin mittheilt. Uebrigens nennen sich seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag noch immerfort Fürsten des heiligen Römischen Reichs, obgleich dieses Reich nach mannichfaltigen seitdem erlittenen Schicksalen nicht mehr vorhanden ist. Das Buch selbst, von dem hier die Rede ist, ist dem jetzt lebenden Spencer Churchill, Herzog von Marlborough, Fürsten des heil. Röm. Reichs u. s. w. dedicirt.

Der Krieg auf dem festen Lande dauerte jedoch noch immer fort. Im Jahre 1706 fiel die Schlacht bei Ramilies vor, die so entscheidend war, daß Villeroy und der Kurfürst nach ihrer Niederlage alle ihre bisherigen Eroberungen in den Niderlanden aufgeben und sich bis an die Grenzen von Frankreich zurück ziehen mußten. Mehr aber als der errungene Lorbeer verherrlichte den siegreichen Feldherrn die Menschenliebe, womit er die Verwundeten und Kranken behandelte; auch seine Feinde wurden gezwungen ihn zu bewundern, und Duclos sagt in seinen Memoiren, „daß Marlb. durch diese Behandlung der Gefangenen und Verwundeten ein nachahmungswerthes Beispiel von der Menschenliebe gegeben habe, durch die allein die Schrecken des Krieges gemildert werden können." In England erregte dieser Sieg eine eben so große und enthusiastische Freude als der bei Blenheim; bei den feierlichen Kirchgängen, in den zahlreichen Dankadressen, und bei allen veranstalteten öffentlichen Gastmählern wurde der Name des hochverehrten Helden zugleich mit seiner königlichen Gebieterin genannt, und der Neid sogar und die Bosheit waren zum Schweigen gebracht.

Auch im folgenden Jahre war M. wieder auf dem festen Lande, wo er außer den militärischen Operationen sich besonders durch diplomatische Unterhandlungen, in denen er eben so viele Klugheit als Geist und Talente zeigte, berühmt machte. Vorzüglich merkwürdig ist seine Reise nach Alt-Rannstedt bei Leipzig, um den König Karl XII. von Schweden, der noch immer sein Hauptquartier daselbst hatte, ob er gleich schon im vorigen Jahre den bekannten Frieden mit August von Sachsen abgeschlossen hatte, für das Interesse der Alliirten zu gewinnen und ihn von den mit Frankreich angeknüpften Verbindungen wieder abzubringen. Er wurde durch den Grafen Piper bei dem Könige eingeführt, und hielt eine kurze Rede an denselben in englischer Sprache, die durch einen mitgebrachten Dollmetscher sogleich in's Schwedische übersetzt wurde. „Ich überreiche Ew. Majestät" sagte er darinn, „einen Brief, der nicht aus der Canzlei, sondern aus dem Herzen der Königin, meiner Gebieterin, kommt, die ihn auch mit eigener Hand geschrieben hat. Wenn ihr Geschlecht sie nicht abhielte, so würde sie selbst über das Meer herübergekommen seyn, um einen von der ganzen Welt so hoch bewunderten Fürsten persönlich kennen zu lernen. Ich bin in diesem Stücke weit glücklicher als meine Königin, und wünsche nichts lebhafter, als unter einem so großen General

wie Ew. Majestät, einige Feldzüge machen zu können, um in der Kriegskunst zu lernen was ich noch nicht verstehe." Diese grobe Schmeichelei läßt sich nur allenfalls dadurch entschuldigen, daß ein geschickter Unterhändler, dem es so sehr daran gelegen war, seinen Zweck zu erreichen, nothwendig vorerst den eitel-ruhmsüchtigen Monarchen für sich zu gewinnen suchen mußte. Auch erreichte er diese Absicht vollkommen; man konnte es dem Monarchen, dem nichts in der Welt über militärischen Ruhm gieng, an jeder Miene ansehen, wie angenehm ihm dieses Lob aus dem Munde eines so großen Feldherrn war. In seiner Antwort gab er dieses auch deutlich zu erkennen. Die fernere Unterredung wurde hierauf von Seiten des Herzogs in französischer Sprache geführt, die der König verstund, aber aus Vorurtheil oder Schüchternheit nicht sprach; sie erstreckte sich über militärische und politische Angelegenheiten, und dauerte bis um 12 Uhr, die gewöhnliche Stunde, wo der König zu Mittag speißte. Er lud den Herzog ein, sein Gast zu seyn, wieß ihm dabei den Platz neben sich, zur rechten Hand an, und blieb auch ihm zu Ehren fast eine halbe Stunde länger als gewöhnlich bei Tafel sitzen. Nachher nahm er ihn abermals mit in sein Cabinet, wo sie bis spät auf den Abend und zwar bis die Trommel zu dem gewöhnlichen Abendgebet rief, sich mit einander unterhielten. Der König hörte dem Herzog die ganze Zeit über mit der größten Aufmerksamkeit zu, und dieser entwickelte ihm den Zweck seiner Sendung mit so viel Scharfsinn und einer so gründlichen Kenntniß aller Europäischen Staats-Verhältnisse, daß er den König ganz für sich gewann. Es war nur noch der Form wegen, daß der Herzog am andern Tage mit dem Graf Piper und den übrigen Ministern eine Conferenz hatte. In der Abschieds-Audienz behandelte ihn der König mit noch größerm Wohlwollen und mit einer Achtung, die an Ehrfurcht gränzte. Es trat bei derselben ein Umstand ein, der auch den gewandtesten Diplomaticker in Verlegenheit hätte setzen können. Als sich nämlich der Herzog eben wegbegeben wollte, wurde der König Stanislaus von Pohlen angemeldet, der sich schon im Vorzimmer befand. Dieser war aber von England noch keinesweges als König anerkannt; behandelte ihn daher Marlb. mit der seinem Rang schuldigen Ehrfurcht, so beleidigte er dadurch den König August, der mit seinem Hofe in freundschaftlichen Verhältnissen stund, und that er es nicht, so lief er Gefahr, dem Schwedischen Monarchen vor den Kopf zu stoßen und alle vorherigen günstigen Eindrücke wieder in ihm zu verlöschen. Der König selbst scheint die Schwierigkeit dieses unverhofften Zusammentreffens gefühlt zu haben, denn er ließ geschwind durch den Grafen Piper den Herzog fragen, ob er bei diesem Besuche auf ihn rechnen könne? Als der letztere dieses durch eine tiefe Verbeugung bejahet hatte, so machte der König selbst die Thüre auf, und führte den Polnischen Monarchen herein. Marlb. bezeigte ihm hierauf die ihm schuldige Ehrfurcht auf eine solche Art, daß er der Würde seiner eigenen Monarchin nicht das mindeste dadurch vergab, und benahm sich gegen ihn mit so viel Verstand und mit einer solchen Gewandtheit, daß der König Karl seine Freude darüber nicht verbergen konnte. Er sprach auch in der Folge niemals anders als mit der höchsten Bewunderung von dem Herzog.

In England stunden unterdessen die Angelegenheiten Marlboroughs und seiner Gemahlin weniger gut. Eine, in diesem Werke ausführlich beschriebene Cabale entfremdete beiden das Herz der Königin, und es ist dabei nichts so auffallend, als daß dieses geheime Triebwerk einem Manne, der die Geheimnisse aller Höfe in Europa wuste, bis auf den letzten Augenblick unbekannt geblieben ist. Die Correspondenz der Königin mit ihrer vormaligen Herzensfreundin dauerte zwar unter den angenommenen fremden Namen immer noch fort, aber in einem weit kältern Tone und von beiden Seiten mischten sich Bitterkeit und Stichelreden hinein. Es gieng so weit, daß Marlb. wirklich einmal im Sinne hatte, seine sämmtlichen Stellen niederzulegen, und sich mit seiner Gemahlin vom Hofe zu entfernen. Zuredungen seiner Freunde hielten ihn davon ab. Es ist höchst interessant, die Briefe zu lesen, die sich in diesem Zeitraume die beiden aufgebrachten Freundinnen schrieben; der Raum gestattet jedoch nicht, unsern Lesern einige davon zum Besten zu geben. Dieser Zustand dauerte noch im Anfang des Jahres 1709 fort, während welcher Zeit sich Marlb. in Kriegs- und politischen Geschäften sehr häufig auf dem festen Lande aufhielt. In seinen und des Prinzen Eugens Händen lagen damals alle Angelegenheiten Europas, und es gewährt ein hohes Vergnügen, die Achtung und Neidlose Freundschaft zu sehen, womit diese beiden wirklich großen Männer sich gegenseitig ununterbrochen behandelten. Ihren vereinten Talenten war es zu verdanken, daß die Waffen der Alliirten beständig glücklich waren, daß die französische Uebermacht gebrochen wurde,

und daß schon zu Ende dieses Zeitraums Ludwig XIV. sich genöthigt sah, Friedens-Vorschläge zu thun.

Mit dem Anfang des Jahres 1709 schließt sich dann auch der 2te Theil dieses höchst interessanten Werkes, von dem eine baldige Uebersetzung ins Deutsche recht sehr zu wünschen wäre. *)

Schilderung der Volks-Bewaffnung in der Vendée.

Im neusten Hefte der östreichischen militärischen Zeitschrift, ist der Vendée-Krieg nach la Roche Jaquelin erzählt. Wir heben das interessante Gemählde jener Volks-Bewaffnung aus:

Dem Landvolke im Umkreise des Boccage, das auf einem weit vertrauteren Fuße mit seinen Gutsbesitzern und Edelleuten als in andern Gegenden Frankreichs lebte, das mit unbegränztem Glauben und Ehrfurcht an den geistlichen Vorstehern seiner Gemeinden hing, waren die Neuerungen der Revolution, der Priestereid, die Verfolgung der Adelichen fremde Gräuel, die es mit Widerwillen und Haß gegen die neue Ordnung der Dinge erfüllten. Es zeigten sich Zusammenrottungen und einzelne Widersetzlichkeiten gegen die Befehle der Obrigkeiten und die zur Aufrechthaltung der Regierungs-Befehle ausgesandten Gensd'armen. Einzelne Beyspiele von heldenmüthiger Aufopferung fingen an das Volk aufzuregen und zu begeistern. Ein Landmann aus dem Poitou, der sich den Gensd'armen widersetzte, und von diesen mit Säbelhieben zerfleischt wurde, rief ihnen, von zwei und zwanzig Wunden schon halb entseelt, da sie ihn aufforderten sich zu ergeben, zu: „Gebt ihr erst meinen Gott mir wieder!" — Es fehlte nur ein Anstoß, um die ganze Masse auf einmal in Bewegung zu bringen. Die Vertreibung des Maire von Bressine gab die Veranlassung; Nachrichten von den Fortschritten der vereinigten Mächte, der Tod des Königs, und endlich eine für den März 1793 festgesetzte Aushebung von 300,000 Mann, gaben zum allgemeinen Aufstande im Boccage die Losung. Ohne bestimmten Zweck, selbst ohne eine gegründete oder gewisse Hoffnung, focht man nur für die Aufrechthaltung seiner Meynung. Es war kein Plan, kein geheimes Einverständniß, keine Verschwörung. Die Anführer der verschiedenen Abtheilungen kannten sich kaum. Das ganze Volk erhob sich zugleich, weil der Wunsch des ganzen Volkes nur das erste Beyspiel dazu erwartet hatte. So wie sie sich nach den Distrikten ihrer Dorfschaften, ihrer Pfarrorte zusammen fanden, bildeten die Vendeer Haufen, und wählten einen Anführer, — einen Edelmann, einen gedienten Soldaten, einen etwas mehr unterrichteten Bürger, oder gradezu Einen aus ihrer Mitte. So zogen sie gegen die Republikaner, die sie verachtungsweise nur die Blauen nannten. Kamen sie in deren Nähe, so hielten sie sich hinter den Hecken verborgen, bis die Truppen ihnen auf Schußweite genaht waren, nun feuerten sie ihre Gewehre von allen Richtungen auf deren Abtheilungen los. So wie diese erschüttert wurden oder wankten, brachen sie aus dem Hinterhalte mit Geschrei hervor, und warfen sich zuerst auf das Geschütz. Gelang der Angriff, und wurden die Truppen geworfen und zerstreut, so verirrten sich die Flüchtigen in den unzähligen Kreuzwegen der Felder, und fielen den Bauern sicher in die Hände. Wurden aber diese zurückgedrängt, so eilten sie nach allen Richtungen auf den ihnen bekannten Wegen auseinander, und trafen bald wieder an einem bestimmten Sammelplatze zusammen. Nichts unterschied den gewählten Führer in seiner Kleidung von dem Gemeinen; das Bild einen Herzens, auf ihre Röcke genäht, und ein Rosenkranz im Knopfloche waren die allgemeinen Kennzeichen Aller. Säbel, Pistolen, Gewehre hingen an Schnüren, wie sie jeder am bequemsten zu tragen glaubte. Kissen statt Sätteln, Stricke statt Steigriemen, machten die ganze Rüstung der Pferde aus. Den unwissenden Haufen zu leiten, der kaum rechts von links zu unterscheiden wußte, wies man einen Baum, ein Haus, oder sonst einen vorragenden Gegenstand zum Richtungspunkte an. Nie vermochte man ihn dahin zu bringen, auf Patrulle zu gehen oder Schildwache zu stehen; die Führer mußten sich entschließen, diese Dienste selbst zu thun.

Aber sonderbarer als Alles war die Art, wie das oft sehr zahlreiche Heer zusammengerufen, und

---

*) Ein Exemplar des prächtigen englischen Originalwerks unter dem Titel: Memoirs of John Duke of Marlborough; with his Original correspondance collected from the family records at Blenheim and other authentic sources. Illustrated with portraits, maps, and military plans. By Wm. Coxe 2 Volumes London 1818. — ist bei uns für 50 thlr. sächs. zu haben

Hoffmannische-Hof Buchhandlung in Weimar.

Digitized by Google

wie der Krieg selbst geführet wurde. Nie blieb Jenes mehr als drei oder vier Tage gesammelt. Die Schlacht mochte gewonnen oder verlohren, das Unternehmen gelungen oder mißlungen seyn, die Bauern kehrten zu ihrem Heerde zurück. Die Führer blieben dann allein, mit einigen Hunderten — Ueberläufern, Fremden oder solchen, die vom Hause vertrieben waren. Aber so wie ein neues Unternehmen ausgeführt werden sollte, war auch sogleich die Armee wieder gebildet. Man sandte nach den Pfarrdörfern; die Sturmglocken wurden geläutet; die Bauern versammelten sich. Man las ihnen ein Aufgeboth vor, nach ungefähr folgender Formel. „Im heiligen Namen Gottes! „auf Befehl des Königs! die Pfarre N. N. ist „aufgefordert, soviel Mannschaft als möglich nach „dem Orte N., um jenen Tag, um jene Stunde „zu senden." — Der Befehlshaber in der benannten Gemeinde unterschrieb die Aufforderung, und Jeder ohne Widerrede beeiferte sich abzugehen. Der Gemeine brachte sein Brod mit sich, und die Generale sorgten für einigen Vorrath. Fleisch wurde vertheilt. Edelleute, Güterbesitzer, und die Ländereyen der Ausgewanderten mußten Vieh und Korn liefern. Die Dörfer beeiferten sich, freywillig zuzuführen, wo das Heer vorüberzog, und Weiber und Greise, mit Lebensmitteln für die Streitenden versehen, lagerten längs dem Wege, wo sie vorüberkommen mußten. Da übrigens die Versammlungen so kurz dauerten, so fehlte es nie an Vorrath. Wägen und Gepäck machten auf solche Art keine Beschwerden. Von Zelten war noch weniger die Rede.

War die Armee versammelt, so wurden Kolonnen gebildet, um auf den bestimmten Puncten anzugreifen. Es hieß dann: „Führer N. geht auf jenen Weg; wer will ihm folgen?" Die Soldaten, die ihn kannten, traten bei seinem Haufen ein. — Waren schon genug in einer Schaar, so hieß man die Uebrigen nach einer andern Seite gehen. Eben so wurden, erst auf den Angriffspunkten, die Kompagnien gebildet. Die Bauern beteten vor dem Angriffe, und kreuzigten sich vor jedem Schusse, den sie thaten. Hatten sie den Sieg erfochten, so luden sie Fahnen und Trommeln auf einen Karren, und zogen jubelnd nach Hause.

Ulrich Zwingli, und die Kirchen-Vereinigung der Protestanten.

Das Werk der Reformation, das wichtigste Kirchen-Ereigniß seit der Einführung des Christenthums, das ein armer Bergmannssohn in Sachsen unternahm, wurde etliche Jahre später, und unabhängig von Jenem, durch einen armen Schultheißensohn in der Schweiz ebenfalls ausgeführt. Martin Luther und Ulrich Zwingli, beide nur von ihrem Forschungsgeiste, ihrem Freimuth und Eifer für die Wahrheit unterstützt, sprengten die Ketten einer verjährten Priesterherrschaft, und zerrissen das dichte Gewebe eines krassen Aberglaubens, den die geistliche, wie die weltliche Macht, zu ihrem Vortheil unterhielt und duldete. — Herr Prediger Müller in Wolmirsleben hat jetzt die verdienstliche Arbeit unternommen, dem Reformator von Zürich, Ulrich Zwingli, ein kleines historisches Denkmal zu setzen. Er bezweckt, der Vorrede zufolge, zugleich eine Einleitung zu der allgemeinen Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, die nach seiner Meinung bei dem schweizerischen Reformationsjubiläum am schicklichsten zu Stande kommen dürfte. Was damals weder den Bemühungen des Landgrafen Philipp von Hessen, noch bei dem Religionsgespräch der beiden Reformatoren in Marburg, gelang, das scheint unserer vielfach merkwürdigen Zeit vorbehalten zu seyn. Schon sind mehrere Schritte zu einer solchen Vereinigung geschehen, welcher man in Rom, dem immer mehr in sich selbst zerfallenden Rom, (weil es seine Reformation an Haupt und Gliedern bis auf den heutigen Tag schuldig geblieben ist,) vergeblich mit abgünstigen Augen und störenden Händen entgegen zu treten sucht. — Zu einer solchen Zeit dürfen wir unsere Leser wohl noch etwas länger mit der Erinnerung an den trefflichen Zwingli und sein Unternehmen unterhalten, und durch einige Ergänzungen der Müllerschen Schrift ihren löblichen Zweck mit zu fördern trachten.

Als in andern Ländern das Ansehen des Papstes schon gesunken war, und man an die Unfehlbarkeit seiner Aussprüche nicht mehr glaubte, noch die vielen kirchlichen Menschensatzungen für göttliches Gebot mehr hielt, da ließ man sich noch von Rom die Küchenzeddel vorschreiben und erkaufte sich noch in der Schweiz die Erlaubniß, Milchspeise in der Fastenzeit essen zu dürfen! Die demüthigste Ergebenheit fand damals der Pabst insbesondere in den jetzt protestantischen Cantons Zürich und Bern. Sie hießen seine tapfern Verfechter, weil sie ihm öfters Truppen stellten, und in Zürich hatte, wie jetzt in Lucern, ein päpstlicher Nuncius seinen Sitz. Diese Lage muß man im Auge haben, wenn man die große Schwierigkeit und das Verdienst jenes einfachen, ohnmächtigen Mannes, unsers Reforma-

tors, gehörig würdigen will. Diese Reformation der Schweiz*) war das Werk der heil. Wahrheit, nicht der Politik und des Privatinteresses, und ihrem Anführer Zwingli, der sich durch Reinheit der Sitten, Kenntnisse und Scharfsinn auszeichnete, konnte selbst der Pater Maimburg nichts wichtigers vorwerfen, als daß er geheirathet und eine „(angeblich)" reiche Wittwe zur Frau genommen habe. Freilich hätte er nach damaliger Mode, gegen eine mäßige Abgabe, von den Herren Bischöffen die Erlaubniß bekommen können, sich eine Concubine zu halten. In einigen Cantons nöthigte man die katholischen Geistlichen sogar dazu, aus dem nämlichen Grunde, wie man Dämme gegen reißende Ströme aufwirft, welche sich außerdem gerne auf die benachbarten Felder ergießen. (Das war die schöne Frucht des Cölibats, dessen sich noch ganz neuerlich ein Leipziger Rec. erbaulich angenommen hat. s. L. L. Z. N. 225.**) — Unser Zwingli war 1484 zu Wildenhaus in Ober-Tockenburg geboren. Er studierte in Basel, Bern und Wien. Der Prof. Wittenbach machte ihn zuerst darauf aufmerksam, daß die Seelen allein durch das Blut Christi gereinigt würden, und daß die päpstlichen Ablässe bloße Menschenkünste wären. Zwingli's Verstand durchdrang bald das ganze Römische Gewebe, allein, bei seiner Vorsicht und Bescheidenheit, studierte er zehn Jahre lang mit Emsigkeit die heil. Schrift in den Originalsprachen, und die Schriften der Kirchenväter, ehe er es unternahm, die papistischen Irrlehren und Gebräuche zu bestreiten. Anfangs wollte er Luthers Schriften nicht einmal lesen, um ganz unbefangen der eignen Ueberzeugung zu folgen. Wie Tezel in Sachsen, so suchte ein gewisser Franziscaner-Mönch Samson die Schweiz mit dem Unwesen der Ablaßhökerey heim. Zwingli trat mit Predigen gegen ihn auf, und ermahnte seine Zuhörer überall, sich einzig an das Wort Gottes zu halten. Von diesem Unfug führen wir nur folgendes an. Samson hatte mit dem Sündenhandel viel Geld in Bern gewonnen; er ließ daher den Sonntag vor seiner Abreise drei unerhörte Gnaden in der Kirche publiciren. Die letzte bestand darinn, daß Samson, nachdem Jedermann 5 Pater noster und 5 Ave knieend gebetet hatte, ausrief: „Jetzt, in diesem Augenblick wären die „Seelen aller Berner, wo und wie sie „auch gestorben seyn möchten, nicht al„lein vom Fegefeuer, sondern auch von „den Quaalen der Hölle befreiet, und „gen Himmel gefahren." — In Baden pflegte dieser neue Erlöser, oder römische Messias, alle Tage auf dem Kirchhofe einen Umgang zu halten, und die Todtenmesse zu singen, wobei er rief: „Da fliegen sie" (Ecce volant.) Er wollte damit sagen, daß die Seelen durch die Kraft der päbstlichen Ablässe aus dem Fegefeuer in den Himmel flögen. Ein spashafter Zuhörer parodirte ihn, indem er mit einem Federkissen auf den Thurm stieg, die Federn ausschüttelte, und ebenfalls schrie: Ecce volant. So groß war übrigens die Unwissenheit jener Zeit, daß man nur griechisch und hebräisch zu verstehen brauchte, um der Ketzerey verdächtig zu werden. Es gab Doctoren der Theologie, welche die heil. Schriften niemals gelesen hatten. Bei einer Versammlung im Waadland wurde in einem Briefe von Zürich der heil. Schrift erwähnt, und es fand sich nur eine Person, die das Buch vom Hörensagen eines Gelehrten kannte. (!) Den kathol. Schweizern durfte man weiß machen, daß in der heil. Woche die Glocken nach Rom spazierten, um Vergebung vom Pabst zu erbitten, und daß sie während der Zeit keinen Ton von sich gäben u. s. w. Dagegen gab es aber einzelne aufgeklärte Männer, die wohl noch heute manchen unter uns beschämen. So erklärte z. B. der Abt von Maria Einsiedeln dem Zwingli: „daß, wenn Christus sich in der Hostie „befände, er als Mensch zu unwürdig sey, ihn dem „Vater zum Opfer darzubieten; sey Christus aber „nicht darin, so wäre es ruchlos, dem Volke Brod „statt Gott zur Anbetung vorzuhalten." Selbst ein Cardinal Matthieu kam nach Einsiedeln, und gestand dem Zwingli zu, „daß die Kirche eine Reform „höchst nöthig habe." — Diese Reform nun ging mit vieler Ordnung und mit Anstand in der Schweiz vor sich, und es ist merkwürdig, daß man über die Abschaffung der Messe und dergl. die Abstimmung der Gemeindeglieder hörte. Man verwarf den Kirchenbann, die Ablässe und die Dispensationen. Denn, sagte der Magistrat von Bern: „was für Geld „recht ist, muß auch ohne Geld recht seyn." Furcht und Vorurtheil erlaubte damals den Protestanten nicht, sich in dem 10ten Artikel der Augsp. Confession völlig frei und unbefangen über das Abendmahl zu erklären. Zwingli that es, und sandte sein Bekenntniß an das teutsche Reich, worinn er mit aller Bescheidenheit über die Kraft der Sacrament

*) In dieser Zeit wird es manchem Leser angenehm seyn, wenn wir ihm ein lehrreich und gut geschriebenes Werk darüber bekannt machen. Es ist des Abrah. Rüchat Histoire de la Reformation de la Suisse, in 3 Theilen. Genf 1727. 1728.

**) Zu mehrerer Erbauung empfehlen wir dem Leipziger die historische kleine Schrift des Geh. Archivar v. Lange über die Knabenliebhaberei des Jesuiten Morell und Conf. Morelli Amores ꝛc. München 1815.

sprach, aber alles Kauen des Leibes Christi mit dem Munde offenherzig leugnete. Wenn wir jetzt über die Natur und Wirkung der Sacramente richtigere Begriffe haben, oder hoffentlich noch annehmen, so haben wir es diesem großen Manne zu danken. Er wurde ein Opfer seiner Pflicht, als er in dem Kriege der kleinen Cantons gegen Zürch, als Feldprieſter mit auszog, und im Treffen umkam (1531.) Den Tag hernach suchte man seine Leiche auf. Einige hohe Officiere der Katholiken wollten den Ueberrest des großen Mannes geachtet wissen; allein die übrigen widersprachen und verlangten ihm den Prozeß als Ketzer zu machen. Man hielt Kriegsrath, und verdammte den Körper gevierttheilt und zu Asche verbrannt zu werden, welches auch der Henker zu Lucern, dem Nunciaturſitz, vollzog. Zwei Zeitgenossen behaupten, man habe nachher das Herz unter der Asche gefunden, und Myconius in Basel, des getödteten Freund, habe den ihm vorgezeigten Theil in den Rhein geworfen, um jeden abergläubischen Gebrauch zu verhindern. — Möchte sein Geist der Liebe und Wahrheit jetzt alle beseelen, die an dem Vereinigungswerke der protestantischen Kirchen mit Ernst und Reinheit arbeiten!

Kleiner Catechismus der Lehre vom Bücher-Nachdruck.

In dieser Form ist Nieswurz für alle Nachdrucker (respective Vordrucker) und deren Geschäftsfreunde, erschienen. Die Veranlassung dazu gab ein Quidam zu Halberstadt, der Schillers nachgedruckte Werke aus Carlsruhe verschrieb, (wo bekanntlich ein Erz-Nachdrucker wohnt) diese sämmtlichen Werke für 12, sage zwölf Gulden und die von Wieland für 24 Gulden erhielt, sie nach besten Kräften weiter absetzte und verbreitete, und noch obendrein mit unorthographischer Grobheit sich erboste, als das Halberstädter Büreau für Literatur und Kunst ihn ganz höflich erinnerte, daß er ein Spitzbuben-Handwerck treibe. Der Catechismus besteht meistens aus Stellen des allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten. Nach diesen ist der Nachdruck eine sehr verächtliche, ehrlose, mit Betrug und mit der Absicht des gemeinen Diebstahls verknüpfte Handlung; denn man will mit dem Schaden eines Andern sich Vortheil verschaffen. Diebstahl aber ist „Entwendung einer „beweglichen Sache aus dem Besitz eines Andern, „ohne dessen Vorbewust oder Einwilligung." (Eine Definition die vollkommen auch auf den Vordruck, z. B. eines Bülletins, paßt.) — Auf die Frage: ob eine Regierung das Recht habe, den Nachdruck zu gestatten? oder gar zu privilegiren? wird geantwortet: „Der Staat hat nur „ein unbeschränktes Recht auf größtmögliches „Recht; aber nicht das mindeste Recht auf das „mindeste Unrecht." — (Leider sind alle Ohren taub, sobald die Nase den guten odor vom schmutzigen lucrum riecht.) —

Literarische Notizen.

In den Grundzügen der Geschichte des Preußischen Staates von Förster (einem wackern Buche in 2 Bändchen) ist der wahre Bestand aller verbündeten Heere bei Erneuerung der Feindseligkeiten im August 1813 angegeben. Hiernach zählte das Oesterreichische Heer (mit Inbegriff der nach Italien, gegen Baiern und zur Reserve bestimmten Abtheilungen) 262000 Mann, das Russische 249000 (?), das Preußische 277000, und das schwedische 24000 Mann, in Summa die ungeheure Masse von 812000 Mann. Mit großer Freimüthigkeit beurtheilt der Verfasser verschiedene Thatsachen, unter andern den Pariser Frieden und den Wiener Congreß. —

Unter dem Titel: Goldne Aepfel in silbernen Schaalen, hat Hr. Gehrig eine Blumenlese aus guten deutschen Schriftstellern zur Bildung des Geistes und des Herzens geliefert; aber die Aepfel sind nicht immer von Gold und die Schaalen sind nicht immer von Silber, und unter die Blumen hat sich manches Unkraut gemischt. —

Ein seltnes Glück hat in Oesterreich das Andachtsbuch für gebildete Familien vom Consistorialrath Glatz gemacht; denn es sind in drei Jahren über 8000 Exemplare abgesetzt worden, es hat alle Religionspartheien befriedigt, und selbst gekrönte Häupter haben dem Verfasser ihr Wohlgefallen zu erkennen gegeben. Nun ist eine dritte etwas vermehrte Auflage erschienen. —

An das Publicum.

Der Kunsthändler Jacobi in Berlin, verkauft in seinem Verlag ein Portrait von Goethe, Steindruck, angeblich nach einer Zeichnung von mir. Die durchaus verfehlte Aehnlichkeit dieses Bildes, so wie der Umstand, daß meine Originalzeichnung nie in die Hände des Herrn Jakobi gekommen ist, machen mir zur Pflicht, dem Kunst liebenden Publico hiermit anzuzeigen, daß dieses unähnliche Portrait nicht nach einer Zeichnung von mir gefertigt, und fälschlich mit meinem Nahmen versehen ist.

Ich sehe mich um so mehr zu dieser Anzeige genöthigt, da zu wünschen ist, daß ein vom Kupferstecher Müller allhier, seit kurzem eröffnetes, und von dem Publico bisjetzt mit Theilnahme aufgenommenes, rühmliches Unternehmen, die vorzüglichsten deutschen Dichter und Gelehrten nach Originalzeichnungen von mir in Kupfer zu stechen, durch diesen verfehlten Nachstich nicht gestöhrt werden möge.

Weimar, den 6. Oct. 1818.

Ferd. Jagemann,
Grosh. Hofrath und Prof. der hies. Zeichenacademie.

Druckfehler.

In No. 29 Seite 229 Spalte 1 Z. 6 st. Modena lies Modica.
— — 30 — 237 — 1 — 40 — Schimpfbühnen l. Schimpfbücher.
— — — — 238 — 2 — 25 — u. s. Linée lies Linné.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 37. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Darstellungen aus dem Preußischen Rhein- und Mosel-Lande.

Zwey Bändchen mit Kupfern hat der Doctor Stork unter diesem Titel geliefert, und viele Leser werden mit uns wünschen, es mögten nicht zwey, sondern zwölf Bändchen seyn; denn dieser Mann ist gar ein wackerer, gründlich unterrichteter und, wo es hin gehört, auch gefühlvoller Reisender, der — das übertriebene Lob des Nibelungenliedes und einige andere Kleinigkeiten ausgenommen — uns überall sehr angezogen hat. Folgende Proben werden diese Zuneigung rechtfertigen.

Zu Oberwesel am Rhein besuchte der Reisende die Kirche und betrachtete deren Grabmäler. „Die liegenden Leichensteine sind mit hautreliefs, die Gestorbenen vorstellend, geziert, die freylich nur zu sehr durch die Tritte der darauf Herumgehenden leiden mußten. Wie innig mag manch mütterliches Herz, das noch vom frischen Verlust verwundet ist, diese drey holden Kinder, eins noch in der Wickelschnur, die andern im Flügelkleidchen, mit zusammengelegten Händchen, hier auf den Leichensteinen abgebildet sehn. Da dachten wir auch an das Grabmal zu Marienthal am Donnersberge, welches ein Graf von Falkenstein in der dortigen gothischen Capelle errichten lassen. Seine sieben Kinder, die alle nicht ein Jahr alt wurden, sind auf einem Sarkophag abgebildet, mit der herrlichen Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich." — Ist es nicht, als ob hier der Schmerz sich selbst besiegte, und vertrauensvoll den scheidenden Kindlein auf ihrem Wege zu einem höhern Glück nachblickte? Gebeugt von dem noch ganz kürzlich erlittenen Verluste eines einzigen geliebten Kindes, war es wohl möglich, daß unsere Augen bey dem Anblick dieser 8 Unschuldigen, über welchen vor Jahrhunderten auch betrübte Eltern weinten, ohne Thränen blieben? — Nur wer solchen Verlust erlitten, wessen Herz zwischen dem Dort und Hier schon getheilt ist, mag dieß mitempfinden und den Werth solcher Denkmäler begreifen. Aber wie selten wird das Herz durch wirklich rührende Denkmäler und Inschriften ergriffen! Die feinfühlenden Griechen waren auch hierin Meister. Die besten Grabschriften findet man doch auf den Gräbern der Kinder. Vater- und Mutterschmerz ist so durchaus ächt und natürlich und ohne alle Nebenrücksicht, daß sein Ausdruck fast immer rührend seyn muß. Aber was Eltern fühlen, ist nie inniger gesagt worden, als in diesem von dem innersten Herzen herauf geseufzten Liede unsers herrlichen Fouqué."

„Mutter geht durch ihre Kammern,
räumt die Schränke ein und aus,
sucht, und weiß nicht was, mit Jammern,
findet nichts als leeres Haus."

„Leeres Haus, o Wort der Klage,
dem, der einst ein holdes Kind
drin gegängelt hat am Tage,
drin gewiegt in Nächten lind."

„Wieder grünen wohl die Buchen,
wieder kommt der Sonne Licht,
aber Mutter, laß dein Suchen,
wieder kommt dein Liebes nicht!" —

Unter den altdeutschen Gemälden dieser Kirche fand der Reisende manches Treffliche, doch freylich auch wichtige Fehler, welche, wie er hinzu fügt, „die bethörten, einsichtslosen Verehrer der altdeutschen Malerey nicht erkennen. Waltet nicht auch hier die Mode?" (Ja wohl!) „Es wird den Kirchenvorstehern am Rhein schwer fallen, ihre alten Altarblätter vor den Freunden der altdeutschen Kunst und ihrem Golde zu retten. Auch für einige schlechte Bilder in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel war schweres Geld geboten. Welche Thorheit! Die Altäre verlieren ihr altes Heiligthum, vor dem Jahrhunderte hindurch so manches fromme Herz geweint, es geht über in die Zimmer eines oberflächlichen Liebhabers. Schon vielleicht nach fünf Jahren wird die Mode der altdeutschen Bilder vorüber seyn; und das Altarbild wird unter alten Plunder geworfen, und von den Erben endlich verbrannt." —

Da, wo der Verfasser von den alten Bündnissen der rheinischen Fürsten und dem daraus entsprungenen Nutzen redet, fügt er, sowohl zur Be-

herzigung der Anbeter des Mittelalters wie auch der Neuerungs-Süchtigen, folgendes wahre Wort hinzu:

„Denn auch nach dem deutschen Landfrieden übten die Mächtigen, die nicht in gegenseitigen Verträgen standen, dieselbigen Gewaltthaten aus, wie vorher, und das unsichtbare Reich des Gesetzes war noch immer wenig geachtet. Daher das bekannte deutsche Sprichwort: Man kann dem Landfrieden nicht trauen. Ueberhaupt ist es ausgemacht, daß es mit allem Guten in Deutschland sehr langsam voranging, und das Rechte sich nur allmählig gestaltete. Wie wenig müssen diejenigen die Geschichte kennen, welche verlangen und erwarten, daß in unsern Tagen eine philosophisch construirte Verfassung auf einmal, wie eine fertig gerüstete Minerva, aus dem Haupte Jupiters hervorspringen müsse und werde! Wenn das Vollkommene menschlichem Willen nur überhaupt je erreichbar ist, so kommt es doch gewiß nicht auf einmal." —

Die uralte Burg von Rüdesheim ist seit einiger Zeit durch die Gräfin von Ingelheim mit vielem und passendem Geschmack innwendig restaurirt worden, und wird jetzt häufig von Fremden besehen und bewundert, die zuletzt ihre Nahmen dort in ein Buch schreiben, in welchem es (wie gewöhnlich in solchen Büchern) an erbärmlichen Reimereyen, aber auch an guten, witzigen Gedanken nicht fehlt. „Einige Tage vor unserm Hierseyn" erzählt der Verfasser, „hatte eine große Gesellschaft adlicher Damen das Unglück, nahe bey der Burg, durch Unvorsichtigkeit des Kutschers, in den Rhein zu fallen. Sie erzählten in dem Stammbuch ihren Unfall und ihre glückliche Rettung. Ein Spaßvogel schrieb den Tag darauf folgende Parodie eines bekannten Schillerschen Verses darunter:

Sie sanken in den Rhein, vom raschen Zug der Pferde,
Das ist das Loos der Schönen auf der Erde." —

Höchst interessant ist die Geschichte des berühmten Abt Tritheim, den, als Student von Heidelberg kommend, ein Schneegestöber in das Kloster Spanheim trieb, von welchem er schon acht Monate nachher Abt wurde, ohne daß er zuvor daran gedacht hatte in ein Kloster zu gehen. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit erscholl weit und breit, aus allen Gegenden strömten Fürsten, Bischöffe, Doctoren und Edelleute herbey, um seine Kenntnisse oder auch die herrliche Klosterbibliothek zu benutzen, die, als Er hin kam, kaum 48 Bände, und 23 Jahre später (1502) schon 1646 Bände, fast lauter seltne Werke, zählte. Tritheim war ein friedliebender Mann, aber einem gelehrten Streite mit einem Frankfurter Geistlichen, Caupo, konnte er doch nicht entgehen; und worüber? — über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau. Endlich kam er auch in den Verdacht geheimer Künste. „Ein gelehrter Carmeliter, Namens Bost, hatte auf vertraulichem Fuß schriftlich bey ihm angefragt, mit welchen Werken er sich jetzt beschäftige. Der Abt antwortete, er habe ein großes Werk (die Steganographie) unter den Händen, welches von geheimen Sachen und Künsten handle, die Niemand vor ihm gekannt und gewußt. Es finden sich darin Behauptungen, die unsern neuern Anhängern des Magnetismus nicht fremd sind. Er sagt: was in meinem entflammten Gemüthe sich darstellt, kann ich einem, hundert Meilen von mir entfernten, mittheilen, und zwar ohne Worte, Zeichen, Winke. Ich habe dazu eine Weltsprache, die aller Welt verständlich ist, die ich nie gelernt noch gehört habe. — Als dieser Brief ankam, war Bost eben gestorben. Der Prior des Klosters brach denselben auf, las ihn, wunderte sich, sprach öffentlich davon; Fürsten und Gelehrte in Frankreich und Deutschland wurden aufmerksam. Einer meinte, Tritheim müsse ein sehr gelehrter, der andere, ein gottbegeisterter Mann seyn, und die Stumpfsinnigen erklärten ihn für einen Zauberer. War vorher der Zulauf im Kloster groß gewesen, so war dieß jetzt noch weit mehr der Fall. Aus den äußersten Gegenden Frankreichs kamen Neugierige herbey, andere, noch Entferntere, schickten Boten und Briefe. Das Jahr 1500 kündigte sich durch bedenkliche Zeichen an. Im ganzen Nahgau, ja auch in Mainz, erschienen auf leinenen Kleidern der Manns- und Frauenspersonen, auf Bett- und Tischleinewand, selbst an derjenigen, die verschlossen war, Kreutze. Als einmal in Sobernheim das Salve in der Kirche gesungen wurde, fanden sich zum Entsetzen des Volkes, plötzlich 30 Kreutze auf den Kleidern der Menschen. Die Kreutze waren klein, von verschiedener Farbe, wie Fettflecken im Gewande, konnten nicht ausgewaschen werden, verschwanden nach 9 Tagen von selbst. Sie bedeuteten eine zweyjährige Pest, die darauf folgte. Tritheim hat ein Werkchen über diese Erscheinung geschrieben: „de crucibus in hominum vestibus apparentibus." —

In späteren Jahren, und als der Undank der Mönche zu Spanheim ihm so manche seiner herrlichen Schöpfungen dort verleidete, gieng er nach Berlin zu dem wißbegierigen Churfürsten

Joachim von Brandenburg, den er im lateinischen und griechischen, in Mathematik und Geschichte, vielleicht auch in der damals so beliebten Alchymie unterwieß, und der nach seinem Rath die Universität zu Frankfurt an der Oder stiftete.

Tritheim kehrte nie wieder nach Spanheim zurück, sondern wurde Abt von St. Jacob zu Würzburg. Sein trefflicher Charakter und seine aufgeklärte Denkart ist in folgendem Briefe ausgedrückt, in welchem er über die Undankbarkeit der Spanheimer Mönche klagt und also fortfährt: „was mir zu leid geschehen, will ich verachten, nicht rächen. Ich bin nicht so sehr an den Ort gefesselt, daß ich nicht auch außerhalb Spanheim leben könnte. Wenn es seyn muß, so ist die ganze Welt mein Vaterland. Ein Himmel wölbt sich über eine Erde, meine Wallfahrt geht nicht nach Kloster Spanheim, sondern nach dem Himmel. Der allmächtige Gott ist überall. Leicht gebe ich also mein Kloster daran, wenn Gott es will, wo ich Armuth und Mühe viel, Freude und Ruhe wenig gefunden habe."

An einer andern Stelle: „Wohl hing ich mit ganzem Herzen an den 2000 Bänden schöner Handschriften, die ich gesammelt, wenn ich aber bedachte, daß mir der Tod ohnehin auch diese Freude rauben würde, so beruhigte ich mich. Einmal hat mich freilich eitles Selbstvertrauen getäuscht; ich hielt das Lächeln der Mönche für Freundschaft, das Schmeicheln der Vornehmen für Ehre, und was das lächelnde Glück bietet, für ewig. Ich werde mich nicht zum zweitenmal täuschen lassen." —

Der Churfürst Joachim blieb ihm stets von Herzen ergeben, und, wie der Freund des Fürsten, so war der Fürst des Freundes würdig. Wer mag folgende Zeilen, die der Churfürst an ihn schrieb, ohne Rührung lesen?

„Vertraue mir zuverlässig, ich werde nie der unter uns begonnenen Treue und Freundschaft abtrünnig werden. Ich bin kein wankendes Rohr, und werde alles Gute, das du mir gethan, nie vergessen. Aufrichtig, redlich, liebevoll ist mein Gemüth gegen dich, du wirst es immer unverändert finden. Ich schicke dir, verehrtester Lehrer, einen silbernen, inwendig und auswendig vergoldeten Becher, nicht als Geschenk, sondern als Zeichen meiner Liebe zu dir, und als Unterpfand unserer bis zum Tode beständigen Freundschaft. Nimm ihn geneigt an und bediene dich dessen oft zu meinem Andenken. — Lebe wohl, du Zierde Deutschlands, du Arche gesammter Weisheit, sey meiner gedenk bei Gott, liebe mich, wie ich dich innig liebe. Berlin, 9. Mai 1507."

Tritheim starb zu Würzburg im Jahr 1516.

Sehr beherzigenswerth sind folgende Aufklärungen, die dem Verfasser entschlüpfen, da wo er von den vormaligen verworrenen Verhältnissen der jetzt preußischen Rheingegenden spricht, durch welche die Bauern verarmten, der Staat nicht reich und die Staats-Kraft gelähmt wurde.

„Es war mir daher äußerst auffallend und ich muß es bei dieser Veranlassung sagen, daß ich da, wo sonst Unzufriedenheit und Armuth geherrscht, wo unerträglicher Schmutz den Druck des bittersten Elends verrathen hatte, wo die Hütten der Weinbauer und Landleute verfallen waren, daß ich da, sage ich, Zufriedenheit, Wohlstand, viele neugebaute Häuser, wenig verfallene Hütten, vergnügte Gesichter, wohl gebaute Felder und Weinberge, und bei weitem mehr Sauberkeit fand, als ich es in meiner Jugend gesehn habe. Diese Bemerkung machte ich am ganzen Rheinstrome, vorzüglich aber auch in dem ganzen District, den ich beschreibe, und eben so an der Mosel. Die Ursachen sind kurz diese: Als die Franzosen dieses Land in Besitz nahmen, wurden die Zehnten förmlich aufgehoben, eine allgemeine, keinen privilegirten Stand ausnehmende, Besteurung eingeführt, und alle besondere Plackereyen, die sich die vielen kleinen Herren gegen ihre Unterthanen erlaubt, fielen weg. So hatten z. B. die Minister Carls des 2ten, Herzogs von Zweybrücken, gefunden, daß die 500 großen Saubetzer, die der jagdliebende Fürst unterhielt, denn doch der herzoglichen Schatulle zu viel kosteten. Es fand sich ein treffliches Auskunftsmittel. Müller und Hofverwalter mußten ja ohnehin Hunde halten um ihrer Sicherheit willen. Wie? wenn man nun diesen die Saubetzer in der Zeit wo die Jagd geschlossen war, zur Unterhaltung zutheilte? Die Sache klang landesväterlich genug. Gesagt, gethan; während der Jagdzeit konnten die Müller und Hofpächter selbst ihre Hütten bewachen. Wenn sie verflossen war, so brachte ein Jagd-Knecht die ungeheuren Kostgänger, und allenfalls einen jungen Eleven dazu. Krepirte aber ein solcher Eleve, so zahlte der Erzieher und Ernährer ungefähr einen Louisd'or in die herzogliche Casse zur Strafe. Freylich um den Schein der Gerechtigkeit zu bewahren, wurde die Strafe erst gefordert, wenn nach einer sehr genauen Untersuchung und Section des Hundes man sich überzeugt hatte, daß er mißhandelt worden war. Die Müller, welche gar nicht einmal einsam wohnten, und für ihre Sicherheit gar nichts zu fürchten hatten, mußten dennoch Theilhaber der landesväterlichen Huld seyn. — So wie der Zehnte weg-

fiel, fiel auch eine sehr drückende Besteurung der Industrie weg. Der fleißige aufmerksame Ackersmann brauchte nun nach Einführung der Grundsteuer nicht mehr größere Abgaben zu zahlen, als sein fauler Nachbar, der sein Feld schlecht, oder vielleicht gar nicht bearbeitete. Dadurch wurde die Industrie geweckt, viel Haide-Land urbar gemacht, der Ackerbau selbst verbessert."

Fernere Ursachen des Aufkommens der Rhein- und Mosel-Gegend war die geringe französische Grundsteuer — das Remplacirungssystem, wodurch eine Menge armer Familien, die einen Sohn als Stellvertreter gegen eine gute Summe Geldes lieferten, so wohlhabend wurden, daß sie ein Häuschen, ein Gärtchen, ein Feld kaufen konnten — der spottwohlfeile Ankauf der Domainen — die fahrbaren Wege, die durch das ganze Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, angelegt wurden. —

„Leider, sagt der Verfasser, fand ich manche dieser Polizey-Wege schon sehr verfallen und offenbar schlecht unterhalten. Verständige Leute sagten: Man befehle nur unsern Bauern, wie die Franzosen gethan und sie werden die Wege unterhalten. Wird nicht befohlen, so geschieht nichts. Oder vielmehr, man sitze den Bürgermeistern ernstlich auf dem Nacken, wie es der unermüdete Lezai-Marnesia that, der sehr oft ganz unerwartet dergleichen Wege bereiste, bloß um zu sehn, wo es noch fehle. Besonders traurig ist es, daß die Mairie-Baumschulen vernachlässigt oder wohl gar nicht mehr beachtet werden. Es scheint auch hier an der gehörigen Aufsicht zu fehlen, indem diejenigen nur noch im Stande sind, wo der Bürgermeister selbst aus Neigung und Einsicht dafür sorgt.

Wie schwer fällt es das Gute zu stiften, wie leicht ist es, dasselbe beyzubehalten und zu pflegen, und wie unverantwortlich ist es, diese leichte Mühe nicht aufzuwenden!" —

Auch die Handelssperre, die Gelegenheit durch Schmuggeln Vermögen zu erwerben gab, trug zur Aufnahme des Landes bey; vor Allem aber „die wahrhafft väterliche Regierung der Herren Chaban und Lezai-Marnesia, Präfecten zu Coblenz. Diese trefflichen Männer handelten nicht wie Miethlinge, sondern als wahrhafte Väter des Volks. Ihre Pflicht als Beamten zu erfüllen, war ihnen zu wenig, sie wollten das Volk glücklich machen. Es verlohnte der Mühe aufzuzählen, was diese Männer, besonders doch der Letztere, zur Aufklärung, zur Bildung der Bewohner, zur Veredlung und Verbesserung des Bodens und des sittlichen Zustandes des Volks in ihrem Departement gewürckt haben. Das Andenken der genannten Männer wird ewig in den Herzen der Mosel- und Rhein-Bewohner und der Hundsrücker leben. Ich habe ihre Nahmen bei Bürger und Bauer, bei Reichen und Armen, nie anders als mit Ehrfurcht nennen hören. Und wie einsichtsvoll, wie gerecht, wie gütig, wie sich opfernd für gemeines Wohl muß der Mann seyn, dem allgemeiner Beyfall, allgemeine Liebe und Verehrung in einem hohen Posten in dem Grade zu Theil werden kann! Ueberall findet man Denkmäler der wohlthätigen Gesinnungen Marnesia's; mogte eine Landstraße zu erbauen, ein Brunnen, (wie der zwischen Coblenz und Boppard an der Straße mit der einfachen schönen Inschrift „Victoribus") ein Lust-Hain oder eine Baumschule zu errichten seyn.

Eine wichtige Lehre für die Preußischen, und warum nicht für alle Regierungsbeamten?

Wir heben aus dem ersten Bande dieser trefflichen Darstellungen noch eine Note aus, die in diesem gesegneten Weinjahre doppeltes Interesse gewinnt:

„In dem Jahre 1484 wuchs an der Nahe so unermeßlich viel und guter Wein, wie nie bei Menschengedenken. Es fehlte an Fässern und ein Fuderfaß, das im Einkauf 3 Gulden kostete, enthielt nur für einen Gulden Wein. Manche Bauern gebrauchten nicht einmal Wasser zur Bereitung des Mörtels zum Bauen, sondern schütteten, der Bequemlichkeit halber, Wein dazu. Andere gossen den alten Wein aus, um den neuen bessern fassen zu können, viele ließen des Ueberflusses wegen die Trauben am Stocke hängen. Das Kloster Spanheim machte 100 Fuder Wein, im folgenden Jahre kaum eines. In diesem letztern Jahre aber kaufte man 3 Malter Waizen für einen Gulden, und es waren mehr Verkäufer als Käufer. Ein Fuder Wein kostete dagegen 20 Gulden." (Der Beschluß folgt.)

Las Casas und Napoleon.

Der zwölfte Heft der Zeitgenossen liefert uns eine biographische Skizze des Lebens des Grafen Las Casas, dem rühmlich bekannten Verfasser des historischen Atlasses, von dessen neuern bedrängten Schicksal jüngst alle Zeitungen voll waren, und worüber auch dessen Memoiren erschienen sind. Diese Darstellung besteht aus authentischen Mittheilungen, aus des Las Casas merkwürdigen Sendschreiben an Lucian Buonaparte, enthaltend einen genauen und authenti-

Digitized by Google

schen Bericht über die Reise, den Aufenthalt und die Lebensweise Napoleons auf St. Helena, und endlich aus dem noch ungedruckten Schreiben des Grafen an den Lord Bathurst in London, datirt aus Frankfurt a. M. im December 1817.

Las Casas, einst ein eifriger Royalist, als ein gutmüthiger, edler, treuer Mensch geschildert, wird ein entschiedener Anhänger Napoleons, und in ihm allein erblickt ein Mann, der den historischen Atlas schreiben konnte, den Ruhm Frankreichs. Ueber dieses Problem nun findet man psychologische Aufschlüsse in jenen Mittheilungen. Las Casas stammte aus einem alten Geschlechte. Einer seiner Ahnherren war Fahnenträger jenes Heinrichs von Burgund, der das Königreich Portugal im eilften Säc. gründete, und seine Wunderähnliche Tapferkeit entschied in einer der 17 Schlachten wider die Ungläubigen den Sieg. Damals blieb von der Fahne nur ein einzelner Streif in der Hand des Tapfern zurück, und Graf Heinrich beschloß, daß dieses kostbare Ueberbleibsel fortan die Farben zum Wappenschilde desselben bilden solle. Er bewilligte ihm zugleich todas las casas, d. h. alle Wohnungen der Mauern im Angesichte des Schlachtfeldes; daher die Wappenzeichen, der Wahlspruch und selbst der Nahme der Familie. Größer, oder doch verehrungswerther, erscheint uns ein anderer Ahnherr des Grafen, nämlich jener Bartholomäus Las Casas, Bischoff von Chiapa, der muthvolle Vertheidiger der von den Spaniern gequälten Indianer; der Missionär europäischer Tugenden in der neuen Welt, und die seltene Zierde der Menschheit. Unser Graf bildete die siebenzehnte militärische Generation seines Geschlechtes. Von solchen Ahnen stammend, entglühte er vom Rittergeiste des Mittelalters; in der Militairschule zu Paris unterrichtet, die der Revolution so viele Helden und Napoleon selbst lieferte, sah er Frankreich nur aus seinem Standpuncte, als französischer Seeofficier, an. Er wanderte aus, weil es die Ehre gebot. (Diejenige „conventionelle" Ehre nämlich, die sich nicht immer um die Moral kümmert, und die wohl gar so manchem Mitgliede des Adels, nebenher Schuldenmachen und Verschwendung auf Kosten der Armuth und des Fleißes, Verführung der Unschuld, Oeffentlichkeit schlechter Sitten u. s. w. erlaubt.) Das Bedürfniß im Exil machte ihn zum Lehrer der Geschichte. So entsteht sein historischer Atlas, aber ohne tiefere welthistorische Ansichten. Nur das Denkwürdige ergreift ihn, und wer viel thut, das die Geschichte aufzeichnet, erscheint ihm groß. Auf den Rückruf der Ausgewanderten, eilt er nach Paris zurück, um wieder ganz Franzose zu seyn; denn er lebt in der Ehre. In dem Wahne, Kraft könne nur mit Güte gepaart seyn, und geblendet von dem Glanze der Trophäen Frankreichs, fängt er an, den Emporkömmling aus Corsika zu bewundern. Er kömmt in dessen Nähe, als er bei der Landung der Engländer freiwillig zu den Waffen greift, der Zauber seiner Persönlichkeit ergreift ihn; er glaubt ihm Treue im Unglück schuldig, und als dem Gefallenen die Meisten abtrünnig wurden, eilte er ihm von freien Stücken zu, und ward mit vielen Aufopferungen dessen Begleiter nach St. Helena. In seiner Meinung ist Napoleon wider Treu und Glauben gefangen, und dorthin geführt worden. Um desto mehr klagt er über die ungerechte Behandlung des unglücklichen Freundes, und schreibt dieses an dessen Bruder Lucian. Eben darum wird er von ihm weggerissen, seiner Papiere beraubt, als Gefangener behandelt, unter harter Behandlung nach Europa transportirt, bis er sich zu Frankfurt a. M. unter den großmüthigen Schutz des Kaisers von Oesterreich stellt. Dieses ist die kurze Uebersicht von dem Lebenslauf des merkwürdigen Mannes. Ihm erscheint sein abgedankter Universal-Monarch unter allen Umständen groß; vielleicht weil ihm der höchste Stolz und die kalte Unbeugsamkeit Größe dünkt; und wenn es möglich ist, daß ein solches Despoten-Herz aufrichtige Erwiederung für unerhörte, uneigennützige Anhänglichkeit leisten kann; so muß Napoleon um dieses Grafen willen, einige Ausnahmen von seiner souverainen Menschenverachtung machen. Darum hat er ihm auch in dem Abschiedsbriefe unter andern, nicht ohne Selbstgefühl, geschrieben: „Wohin Sie immer gehen mögen, rühmen Sie sich der Treue, welche Sie mir bewiesen, und der Liebe, welche ich zu Ihnen hege."

Von der Ueberschiffung nach St. Helena und dem dortigen Aufenthalte heben wir folgendes kürzlich aus: Als Nap. nach Rochefort gekommen war, um sich einzuschiffen, sollen viele Aufforderungen und auch Generale in Person gekommen seyn, um ihn flehentlich zu ersuchen, sich nochmals an ihre Spitze zu stellen. Er habe es großmüthig ausgeschlagen, um Frankreich nicht in einen Bürgerkrieg zu verwickeln, der nur ihm vortheilhafte Bedingungen bringen könne. (Wir zweifeln, daß die Umstände so waren, um sich großmüthiger Entsagung rühmen zu können. Napoleon hat vorher bewiesen, daß er bei einer Catastrophe sein Leben der

Zukunft aufzusparen suchte, und konnte wohl berechnen, daß es jetzt nur Tod oder Gefangenschaft galt. Daher zog er vor, in die Hände der Engländer zu fallen, deren Großmuth er mit großen Worten zu bestechen suchte. Er wollte nach Amerika, oder auch nach England gebracht seyn, blos um unter bestimmten Gesetzen zu leben. Merkwürdig ist die unwillkührliche Huldigung, die hier derjenige edlen Gefühlen und festen Gesetzen darbringen muß, der beides so lange nur als Maske und Spiel despotischer Laune und Willkühr ansah, während er die Gewalt in den Händen hatte.)

Die 2 monatliche Ueberfahrt war ruhig. Das Schiff war mit Flugschriften aller Art gegen Napoleon angefüllt, aber nichts störte seine Ruhe und Heiterkeit. Bei der Ankunft auf St. Helena war die Wohnung für ihn im Innern nicht eingerichtet, er mußte daher in einem kleinen Lusthäuschen etl. Meilen von James-Town vorlieb nehmen. Nach 2 Monaten brachte man ihn nach Longwood, wo er nicht viel besser daran seyn soll. Die Bohlen, die zu einem hölzernen Pallast aus Europa gekommen, bleiben liegen und verfaulen, weil der Bau 8 — 10 Jahre und viel Geld kosten würde. Die Umgebungen sind erbärmlich, am Wasser ist Mangel, nirgends Schatten, und mit Ratten und Mäusen, statt mit Soldaten, ist jetzt der Exkaiser und sein Gefolge im eigentlichen Sinne des Worts stets im Kriege befangen, was freilich gegen den Aufenthalt in den Pallästen von Frankreich, und in den Lustschlössern königlicher Wirthe sehr abstechen muß. Die Insel hat 25 — 30 Meilen im Umkreis, und Las Casas, der den Mangel der gewohnten, starken Bewegung für Napoleon bedauert, gesteht selbst, daß derselbe unter Aufsicht eines Engl. Officiers sie überall durchreisen könne. Sein stolzer Trotz zieht das Daheimbleiben vor. Wie der Graf meint, geschieht es, weil er sich dann übel am Geiste befinden würde, und sich seiner Umgebung nicht offen mittheilen könne. Denn weder Farbe des Kleides (Uniform) noch Nation sey ihm übrigens ein Anstoß: „Jeder, wer die Taufe des „Feuers erhalten, spricht Napoleon, sey in seinem „Auge von derselben Religion." (d. h. wohl die alle Despoten und Ruhmsüchtige in diesem Leben alleinseeligmachende Kanonen-Religion?) Beschäftigungen sind, Englischlernen, Beschreibung der Feldzüge und vorzüglichsten Epochen seines Lebens. — Von der Ankunft des neuen Gouverneurs Sir Hudson Lowe datirt sich ein Heer von Beschwerden über drückende und beleidigende Behandlung. Die nächste Zukunft wird wohl nähern Aufschluß darüber geben, in wie fern Sir Hudson seine Instructionen wirklich überschreitet, und zugleich, ob nicht Napoleon, oder seine Begleiter, durch unerlaubte Machinationen eine strengere Aufsicht und Behandlung herbeigeführt habe? Wer von Elba entwischen und neues Unheil über die Erde bringen konnte, wird auf St. Helena auch nicht gutwillig kauzen bleiben. Der Gouverneur versah es bei Napoleon besonders dadurch, daß er ihm eröffnete: „Da die jährliche Ausgabe „der Haushaltung 20000 Pf. Sterling betrage, „der Gouverneur aber nur 8000 Pf. zu bewilligen „habe, so möge N. die fehlenden 12000 Pf. ihm „einhändigen lassen." Napoleon, der noch immer den Kaiser spielt, hält das für sehr unwürdige Details, über die man gar nicht mit ihm reden dürfe, und nachher soll er genöthigt worden seyn, sein Silbergeschirr zu veräußern, um von Monat zu Monat die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. — (Was hat aber Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Polen, u. s. w. Jahre hindurch Alles veräußern müssen, um die heillosen Bedürfnisse des Eroberers und seiner Hilfsräuber, eines Davoust, Vandamme, ꝛc. ꝛc. zu befriedigen? Wir wollen hiermit übrigens keiner unnöthigen Grausamkeit gegen den Kriegsgefangenen General Buonaparte das Wort hiermit geredet haben; aber aufmerksam machen wollen wir die Leser auf die rächende Nemesis, die sich eines Sir Hudson Lowe und Untergebener bedient, um diesem Gefallenen wenigstens den Milliontausendsten Theil derjenigen Kränkungen und des Drucks entgelten zu lassen, den sein Uebermuth einst über die besten Menschen, ja über seine getreuen Krieger selbst gebracht hat; die er, wenn sie hülflos in Frost und Blute erstarrt lagen, höhnend seine Kröten nannte!

Zuletzt bemerken wir noch einen Widerspruch in Las Casas und die Dunkelheit in dem Umstande, was Napoleons Vermögen betrifft. Wie konnte der Gouverneur 12000 Pf. Sterl. Zuschuß fodern, wenn Las Casas behauptet, daß man ihn bei der Ueberlieferung auf das Englische Schiff ausgeplündert, und daß N. Baarschaft überhaupt nur in 4000 Dukaten bestanden habe? — Sollte der umsichtige N. wirklich nicht noch Schätze bei sich und überhaupt besessen gehabt haben? Es verdient Beachtung! Sollte man Schätze bei ihm gefunden, oder ihm gehörige ausgemittelt haben, so sind sie doch wohl in die Hände der Eng-

lischen Regierung gefallen? So weiß auch wohl die Französische und deren Buchhalterpersonal darum? Und auf solchen Fall wäre Englands Schonung Frankreichs bei den Reclamationen armer Unterthanen andrer Länder mehr erklärbar; erklärbarer auch das, dem Gerücht nach, sehr kurz abfertigende Betragen des berühmten Wellingtons gegen mehrere alle Achtung verdienende Deputirten angesehener Höfe, als sie gegen das willkührliche Moderiren gerechter Ansprüche an Frankreich, bescheidene Vorstellungen thaten. Die Geschichte wenigstens muß einst das Rühmliche oder Unrühmliche dieser ganzen Procedur besser aufdecken. Bis jetzt hat es die öffentliche Meinung nicht loben wollen, wie es denn dem Geheimnißvollen meistens zu gehen pflegt.

Pudenda eines Geistlichen.

Doctor Saul Ascher hat eine Broschüre geschrieben, betittelt: die Wartburgs-Feyer, mit Hinsicht auf Deutschlands religiöse und politische Stimmung. Wir haben sie nicht gelesen, da wir über jenes berüchtigte Fest nichts mehr lesen wollen; wir wissen also auch nicht was und wie Hr. Ascher geschrieben; aber eine Recension des Büchleins fanden wir, wo wir sie nicht gesucht hätten, nemlich in Wachler's Theologischen Annalen, eine Recension, welche sowohl den Theologen als die Annalen beflecket, und den Verfasser zwar im Lichte, aber im Schwefellichte darstellt. Es ist nicht möglich giftiger, hämischer, wüthiger, gemeiner und intoleranter zu schreiben, als — wir wollen hoffen, nicht Hr. Wachler, sondern vermuthlich dessen Schwiegersohn, der in dieser Art schon hinlänglich bekannte, große Roland des Turnens, Herr Passow — hier geschrieben hat. Aber auch der ist, wo wir nicht irren, ein Geistlicher!! — Warum klagen wir denn immer noch, daß die Achtung für den Stand der Geistlichen gesunken? daß die Kirchen leer bleiben? u. s. w. Warum fragen wir denn immer noch, woher das komme? — Die Antwort liegt vor uns. Wenn Geistliche den gemeinsten Leidenschaften sich hingeben, wenn sie die Sprache vom Pöbel borgen, wenn sie das Panier der Duldung mit Füßen treten, wenn sie wüthig Parthey ergreifen in Modethorheiten des Zeitalters, wenn sie schimpfen wie die Gassenbuben — wer kann sie hochachten? Wer kann hoffen durch ihre Predigten erbaut zu werden?

Wie kommt denn Ascher's Schrift in die theologischen Annalen und theologischen Nachrichten? Bei den Haaren mußte sie herbei gezogen werden, weil — Ascher auch einmal gegen das Turnen geschrieben hat. Ist das theologisch? ist das christlich?

Herr Ascher wird beschuldigt, daß er Alles verhöhne, was rechtlichen Menschen als heiliger Ernst gelte, nemlich — unser modernes Deutschthum, das Turnen, die deutsche Tracht u. s. w. Solche Dinge sollen rechtlichen Menschen als heiliger Ernst gelten! Ein Jude wird Hr. Ascher genannt, dessen schriftstellerische Berühmtheit wurmstichig und nur im bettelhaften Daseyn vorhanden sey — ein Jude, der wie ein Tollhäusler spreche — ein Jude, der über christliche Angelegenheiten nicht mit sprechen dürfe — er mische sich in Alles wie ein Jude, spreche und schreibe über Alles wie ein Jude, — das sagt der Jude Ascher, hört! hört! — Ist das ein Ton für die theologischen Annalen? — Warum wird denn fast in jeder Zeile, nicht Herr Ascher, sondern der Jude persifflirt? woher die erzalberne Behauptung, daß ein Jude in christlichen Angelegenheiten nicht mit sprechen dürfe? würde Herr Wachler (oder Herr Passow) dem Juden Moses Mendelssohn das auch in's Gesicht gesagt haben? — Ein vernünftiger Mensch soll nicht fragen, von welcher Religion der Verfasser eines Buches, sondern ob das Buch gut oder schlecht sey? wenn Herrn Ascher's Buch schlecht ist, so ist es wenigstens nicht deswegen schlecht, weil Herr Ascher ein Jude ist. Warum also ihm das in jeder Zeile vorrücken? pfuy! das steht nicht fein.

Es wird angeführt: Ascher erblicke in unserm Zeitalter einen protestantischen Papismus. Nun, fürwahr, er ist nicht der Einzige der das sieht. Aber gleichviel! er möge Unrecht haben; er möge „ein Kalb mit zwey Köpfen, ein „Huhn mit Hörnern" seyn; so bleibt doch unwidersprechlich wahr, daß die Herren Wachler und Passow ihre Hörner erst ablaufen müssen, ehe sie auf Achtung und Vertrauen ihrer Leser Anspruch machen dürfen.

Literarische Notizen.

Wir mußten lächeln, als wir in der allgemeinen Handelszeitung lasen, daß eigentlich ein deutscher Artilleriehauptmann, Namens Michael Mielhen, die congrevischen Raketen erfunden hat; denn in seinem Werke in Folio, betitelt Geschütz-Beschreibung, sollen sie gar deutlich beschrie-

ben, sogar Raketen genannt, und von ihm gegen die Türken bestimmt gewesen seyn. Wir wollen die Wahrheit dieser Angabe keineswegs bezweifeln; allein es wäre besser, man verschwiege dergleichen Lieber ganz und gar; denn wir arme Deutsche werden doch nur ausgelacht, weil wir immer erfinden, nie anwenden, aber — wenn eine andere Nation sich die Erfindung zu Nutze macht — nicht ermangeln, hinterdrein zu hinken und noch zu schreien: das habt ihr von uns! —

Ein klares kräftiges Werk ist: Neumann von der Natur des Menschen, obgleich es den Herrn Magnetiseurs nicht gefallen wird, denn es eifert gegen den Somnambulismus und das Sehen mit der Herzgrube. Bei Gelegenheit der Pflanzenkost, und der daher geleiteten friedlichen Gesinnungen der Bramahnen, sagt der Verfasser: „Kampf erwecket Kräfte, und höchste Erweckung der „Kraft ist die Bestimmung des Menschen. Zum Kampf „ist der Mensch auf der Erde. Kampf lehrt ihn die Ue„berlegenheit des Verstandes über die physische Kraft ken„nen. Kampf hat ihm den Sieg über die leblose und le„bendige Schöpfung verschafft, und kämpfend wird endlich „die Vernunft ihr Herrscherrecht geltend machen.“ Wir setzen hinzu was die Geschichte lehrt, daß träge Waffenruhe und langer Friede von jeher alle Völker entnervt haben. Man preise also doch nicht den Frieden über Gebühr, sondern lasse auch dem Kriege seine Rechte, seine Vortheile. — Bewußtsyn sieht der Verfasser als allgemeinen Character der Thierwelt an. Die Auster, sagt er, könnte ihre Schaale nicht öffnen, um ihre Beute zu empfangen, wenn sie nicht vermöchte, sich selbst von dieser Beute zu unterscheiden. —

Ein türkisches Buch ist in der Druckerei von Skutari erschienen, das Buch der Wallfahrts-Pflichten, oder auch das Pfand der Nationen, ein Vademecum für Pilger, zugleich eine kurze Reisebeschreibung durch Kleinasien und das gelobte Land der Christen nach dem gelobten Lande der Muhamedaner. Hier lernt man, welche acht Pflichten der Pilger zu erfüllen hat, ehe er vor Mekka den Pilgermantel umnimmt: er muß 1) ein tüchtiges Kameel, 2) einen gottesfürchtigen Gefährten wählen; 3) beten wenn er abreist; 4) beten wenn er aus dem Hause tritt; 5) beten wenn die Carawane aufbricht; 6) beten wenn sie rastet; 7) zum gegenseitigen Schutz der Pilger beitragen; 8) beten so oft er eine Anhöhe ersteigt. Jeder Schritt, auf der Wallfahrt gethan, ist 700 gute Werke werth. Zu den gesetzlichen Reinigungen darf er, wenn in der Wüste Wasser fehlt, sich des Sandes bedienen. Ein Pilger darf kein Sclave, auch nicht verrückt, auch nicht blind, taub oder lahm, wohl aber muß er mannbar seyn, den Berg Aarafat am vorgeschriebenen Tage besuchen, siebenmal um die Caaba gehn, kleine Steine gegen den Satan werfen, u. s. w. Die Weiber müssen sich verschleiern, auch ihre Wittwen- oder Scheidungszeit vollendet haben. — Das sogenannte Affenthal ist ein großes, sandiges, wasserloses Thal, wo der Sand, wie die See, Wogen schlägt. Er ist fein wie Uhrensand. — Zum Hin- und Herwege brauchen die Pilger für die ganze Wallfahrt 265 Tage.

Jemand in Kopenhagen hat Dodds Schönheiten der Geschichte aus dem englischen übersetzt, eine Beispielsammlung von Tugenden und Lastern aus der Geschichte der Menschheit gezogen. Außer Griechen und Römern figuriren hier besonders Engländer, und die Erzählungen sind nicht einmal Alle aus der Geschichte entlehnt, sondern zum Theil erfunden, und dürftig erfunden. —

In Bode's astronomischem Jahrbuche für das Jahr 1820 stehen unter andern Bemerkungen bei Gelegenheit der großen Sonnenfinsterniß vom 19. Novr. 1816. Da eine große Sonnenfinsterniß Eine von den seltnen Gelegenheiten ist, wo man erfährt was für Wetter an vielen Orten zu gleicher Zeit gewesen, so hatte Bode den glücklichen Gedanken, alle diese Orte zusammen zu stellen, woraus ein sehr buntes Witterungs-Gemälde entstand, denn an Einem Orte schien die Sonne, am andern regnete es, am dritten war es bewölkt, am vierten neblicht u. s. w. woraus denn leider abermals hervorgeht, daß die Witterung in einem und demselben Striche Landes sich an keine wahrnehmbaren Gesetze bindet, und daß die Wetterpropheten ein kitzliges Handwerk treiben. — 1820 den 7. Septemb. werden wir eine große ringförmige Sonnenfinsterniß haben. —

Ein Herr Kriegs-Commissair Frav hat in französischer Sprache über den Ursprung der organisirten und unorganisirten Körper geschrieben. Die Hauptsätze seines physiologischen und geologischen Systems sind folgende: Alles organische besteht aus Elementar-Kügelchen, die durch atmosphärische Stoffe gebildet werden; diese Kügelchen sind bei jedem organischen Wesen von eigner Art und mit eigenen Kräften versehen; die nemlichen Stoffe, woraus sie entstanden sind, dienen, während des Lebens, zum Unterhalt ihrer Eigenschaften; bei den Thieren wird das bewürket durch einen Einfluß, den das Nerven-System auf jene Stoffe äußert; es bilden sich, außer den organischen Elementen, immerfort auch mineralische Substanzen aus atmosphärischen Stoffen; die ganze Erde ist ursprünglich ein Niederschlag aus dem Luftkreise; die Fortdauer dieses Niederschlags ist es, welche in Myriaden von Jahrhunderten alle Revolutionen der Erde verursacht hat, und noch immer die Oberfläche derselben zu verändern fortfährt. — Ob dieses System haltbar, oder auch nur ein Niederschlag aus der Luft ist, mögen Kenner beurtheilen. —

Hüte dich lieber Leser, vor dem Panorama oder Bemerkungen über die neuern Grundsätze in der Staatswirthschaft von einem deutschen Geschäftsmann. Es ist ein unverdautes Gewäsch, wahrscheinlich von einem Fabricanten, der auch den Staat nur als eine Menschen-Fabrick behandelt, und nebenher gewaltig gegen die englischen Fabrickate eifert. —

Druckfehler.

No. 32 S. 255 Sp. 1 Z. 3, st. das Wahre, l. der Wahn.
— 33 — 260 — 1 — 12, st. er, lies: es.
— 33 — 260 — 1 — 17, st. werden, lies worden.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 38. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Stork's Darstellungen aus dem Preussischen Rhein- und Mosel-Lande. (Beschluß.)

„Bei der viermaligen Zerstörung der Stadt Trier durch die Franken konnte von dem Amphitheater nicht viel stehen bleiben. Aber die Barbaren des Mittelalters thaten mitten im Frieden weit größern Schaden. Das Himmeroder-Kloster hatte den Weinberg gekauft, in welchem die damals (im Jahre 1211) noch beträchtlichen Reste des Amphitheaters standen. Sie wandten sich an den Erzbischoff Johann den Ersten um Ueberlassung des Mauerwerks zur Benutzung an ihren neuen Gebäuden." Und da wir bedenken, heißt es in des Erzbischoffs Genehmigung, daß dieß alte Mauerwerk in dem Weinberg, den man Catholdi Salium nennt, doch in Zukunft nichts nützen kann, so wie es bisher seit Jahrhunderten nichts genützt hat, so mögen sie es, wo sie es in ihrem Besitzthum finden, nach Gutdünken benutzen. „Und die lieben Himmeroder Geistlichen sorgten dafür, daß von dem Bauwerk, welches das böse Heidenvolk, die Römer, zu seinem Vergnügen aufgeführt hatte, fast keine Form mehr übrig blieb." —

Der Reisende beschreibt die Kirchen zu Trier. „Die alte Metropolitan-Kirche ward durch die merkwürdigsten Reliquien geheiligt, es war der fünf Schuh lange ungenähete Rock Christi mit weiten Aermeln, ein Theil der Dornenkrone, und ein beinahe sechs Zoll langer Nagel vom Kreutz, womit die rechte Hand festgenagelt gewesen. Auf höchst seltsame Art befindet sich die Spitze dieses Nagels in der Hauptkirche zu Toul. Als Erzbischoff Johann der Erste am Ende des zwölften Jahrhunderts in S. Peter bauen und neue Altäre errichten ließ, fand man in einem alten Altar ein röthlich schimmerndes Gewand von seltsamem und eigenthümlichem Gewebe, an dem keine Nath und überhaupt kein Nadelstich zu bemerken war. Es wurde nicht gezweifelt, es sey der Rock Christi, den die Jungfrau mit eigenen Händen für den Knaben verfertigt habe, und der mit dem Körper gewachsen sey. Dieses, wie die Kirchenväter deuten, die einzige Kirche symbolisch darstellende Gewand wurde in den neuen dem St. Petrus geweihten Altar verschlossen. Genauere Untersuchung desselben wurde nicht angestellt, da einmal ein Klostergeistlicher bei sorgfältiger Betrachtung blind geworden war. So wurde der Rock Christi nicht wieder gesehen, bis am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts dieses alte Heiligthum zu einem großen Feste Veranlassung gab. Im April 1512 kam Kaiser Maximilian mit glänzendem Gefolg nach Trier, um dort einen Reichstag zu halten. Bei verschiedenen Privatunterredungen mit Kurfürst Richard äußerte er unter andern den lebhaftesten Wunsch, jenen heiligen Rock, der wie die Sage und alte schriftliche Denkmäler versicherten, in Trier verwahrt würde, zu sehen und zu verehren. Umsonst stellte Richard vor, der heilige Rock habe in eilfhundert Jahren das Tageslicht nicht gesehen, ja sey auch seit Johann des Ersten Zeit, also seit drei Jahrhunderten, nicht beunruhigt worden, und es sey gefährlich, dieses alte Heiligthum in seiner Ruhe zu stören. Maximilian bestand indessen auf seinem Willen, und der bedrängte Richard berief die Domherren zusammen, und stellte ihnen seine Verlegenheit vor. Der einmüthige Beschluß fiel dahin aus, daß man dem Kaiser sein Begehren nicht abschlagen könne. Allgemeines Gebet wurde also dem Volke angesagt, um allen Schaden abzuwenden. Indessen versammelte sich am vierzehnten April der Kurfürst mit den Domherrn, es wurde am St. Peters Altar Gottesdienst gefeiert, dann erwartete die heilige Versammlung schweigend und bang den Erfolg, indessen mit gebührender Ehrfurcht ein Priester nach allen Seiten das Innere des Altars durchsuchte. Und siehe, nach einiger Zeit fanden sich zwei sehr alte, schön verzierte, hölzerne Kasten, in dem einen war der Rock, der Würfel und ein altes verrostetes Messer, in dem andern waren mancherley andere Reliquien. In der Mitte des Altars fand sich ein Kasten mit den Gebeinen des heiligen Maternus. Bald verbreitete sich überall hin das Gerücht von den gefundenen Heiligthümern, und der öffentlichen Vorzeigung derselben. Man rechnete an hunderttausend Menschen, die damals im frommen Eifer nach Trier kamen, um den heiligen Rock zu sehen. Und es flossen Thränenströme der Andacht. Kurfürst Richard er-

kannte was gut war, und erlangte vom Pabst, daß der Rock alle sieben Jahre öffentlich gezeigt werden dürfe. Das Breve (von Pabst Leo vom Jahr 1514) ertheilte allen denen, die zu dem Rock wallfahrten würden, Indulgenz, und sagt zugleich, Trier werde mit Recht ein zweites Rom und Herrscherin der Provinzen und Kirchen Deutschlands und Frankreichs genannt. Es fehlte nie daß Schaaren frommer Menschen nach Trier wallfahrteten. Einige Jahre später kam Maximilian abermals dahin, blos um, wie man glaubte, den heiligen Rock wieder zu sehen, den er sich auch besonders zeigen ließ. Man sieht der Domkirche zu Trier, so wie den meisten katholischen Kirchen jenseits des Rheins und in Frankreich an, daß eine Zeit des Atheismus und der Verachtung alles Gottesdienstes darüber gegangen ist. Manche treffliche Arbeiten sind absichtlich verdorben, Figuren verstümmelt, und wieviel mag ganz fortgekommen seyn!" —

„Die Bewohner der Trierschen Klöster beschäftigten sich in den ersten Jahrhunderten sehr lebhaft mit gelehrten Arbeiten. Diese machten das Pergament zurecht, jene schrieben, andere corrigirten, andere illuminirten, kurz ihren Bemühungen hat man die Rettung mancher alten Autoren zu verdanken. Viele dieser literarischen Schätze wurden durch die Raubzüge der Hunnen und Normannen vernichtet, weit mehrere aber durch den Stumpfsinn, die Faulheit und die Unwissenheit der spätern Klösterlinge. Als Hontheim in der uralten Abtei Metlach nach den Manuscripten fragte, da erzählten ihm die Pfaffen mit großem Gleichmuth: die großen Blätter wären in der Küche von den Köchen um darauf zu backen und zu braten und zu andern Zwecken gebraucht worden. So war also nicht ein einziger Codex mehr vorhanden." —

In der Abtei Epternach herrscht ein lustiger Gebrauch. „Bald nach des heiligen Willibrordus Todte, verbreitete sich das Gerücht seiner Wunder, die Sage davon ging über vom Vater auf den Sohn, und aus Frankreich wie aus Deutschland strömten die Pilger Schaarenweise zu seinem Grabe. Nun geschah es einmal, daß das Vieh in diesen Gegenden von einer seltsamen Krankheit befallen wurde, worinn es so lange und so heftig sprang, bis es todt nieder stürzte. Da wurde eine förmliche Procession beschlossen. Zu dieser seltsamen Feierlichkeit erschienen die Gemeinden aus der umliegenden Gegend, jede mit ihrer Fahne. Wenn sie an die Brücke der Sur gekommen waren am Pfingstdienstag, so hielt der Priester eine Ermahnung. Dann stellten sich die Frommen drei und drei, und begannen nach dem Klang der Instrumente ihre Sprünge, nemlich immer drei Sprünge vorwärts und zwei zurück, wie das liebe Vieh auch thun mußte. So brauchten sie zwei Stunden ehe sie in die Kirche kamen; dann warfen sie sich zur Erde, standen wieder auf und die Ceremonie war zu Ende. Man glaubte endlich nach Verlauf geraumer Zeit, die Procession sey nicht mehr nöthig und unterließ sie. Augenblicklich fing das Vieh sein Springen wieder an, und es war nicht anders, wenn es geheilt werden sollte, so mußte die Procession wieder springen. Uebrigens, sagt Bertholet, der Geschichtschreiber des Herzogthums Luxemburg, muß man diese Andachtsübung nicht in's Lächerliche ziehen oder gar als Aberglauben ansehen. Gott mag gern auf allerlei Weise verherrlichet seyn in seinen Heiligen. Wurde doch Michal mit Unfruchtbarkeit heimgesucht, weil sie über ihren vor der Bundeslade tanzenden David gespottet. So ging es einem Calvinisten, der hatte auch über die springende Procession gelacht und gespottet, und ist plötzlich todt zur Erde gestürzt. Obschon die Güter der Abtei Epternach verkauft sind, so dauert doch die Andacht zum heiligen Willibrordus fort, und seitdem jenes Land nicht mehr französisch ist, springt die Procession wieder mit erneuerten Kräften. Sie war in diesem Jahr (1817) an die zehntausend Menschen stark. Die Art und Weise war nicht vergessen. Der Tag war heiß. Die Mannspersonen hingen ihren Rock über die Schultern, stemmten die Hände in die Seite, und so schwitzend und keuchend vorwärts jeder nach dem Tacte. Fiel einer ohnmächtig oder ermattet zur Erde, (was häufig der Fall ist, da viele Leute weit herkommen, und die Procession nüchtern machen müssen) so ward er still aus dem Weg geschafft, ohne daß Störung entstand. Von den Musikanten aus umliegender Gegend darf keiner fehlen, es würde ihm sonst nicht erlaubt seyn, in dem Jahr auf irgend einer Hochzeit zu spielen. — In der Abtei Prüm war eine beinahe ähnliche tanzende Procession." —

„Ich bin, sagt der Verfasser an einem andern Orte, kein Lobredner der Klöster, wohl aber des Guten, was die Klöster mit so vielen andern frommen Stiftungen gemein hatten. Sie haben auch mit diesen das gemeinsame Schicksal getheilt, in einen unergründlichen Säckel zu fallen, aus welchem keine fromme Stiftung mehr hervorgehen wird. In unsern deutschen freien Städten labt

sich noch Aug und Herz an der Tugend der Vergangenheit wie der Gegenwart, jener die gestiftet hat, dieser, die fromm genug ist, redlich zu verwalten und zu erhalten, ja auch neu zu stiften; man denke an Städtl's Stiftung für die Kunst in Frankfurt!" —

Zum Schluß geben wir abgekürzt die Geschichte der Gräfin Lauretta von Starkenburg, gebohrne Gräfin Salm, die uns besonders merkwürdig geschienen, und die beweißt, was auch der Schwache gegen den Uebermuth des Stärkern vermag, wenn er kühn den rechten Augenblick erfaßt. Jene heldenmüthige deutsche Frau, die im 14ten Jahrhundert lebte, war früh Wittwe geworden; drei unmündige Kinder, denen sie ganz Mutter war, fesselten sie an das Leben. Aber der mächtige Churfürst Balduin von Trier meynte, nun sey es an der Zeit, auf Kosten der Wittwe und ihrer Wayfen sein Erzstift zu bereichern; darum baute er zu Birkenfeld auf Starkenburgischem Boden eine Burg, aus welcher seine Mannen die umliegende Gegend plünderten. Solchen Frevel ertrug die Gräfin nicht, sie bot ihre Lehnsleute auf, und jagte die trierschen in ihre Grenzen zurück. Freilich hatte sie dabei mehr ihren gerechten Unwillen als die Klugheit zu Rathe gezogen, mochte auch wohl geglaubt haben, ein Erzbischoff werde sich schämen, die Räuber öffentlich zu schützen oder gar zu rächen; aber der ergrimmte Balduin drohte, mit einem Heer die ganze Grafschaft zu verwüsten. Da gab sie klüglich nach, besänftigte ihn durch schlaue Unterhändler und verschob die Rache auf gelegene Zeit. Die kam schon im September desselben Jahres (1325). Balduin, nicht ahnend, daß es möglich sey, an einem Manne wie Er sich zu vergreifen, fuhr mit kleinem Gefolg die Mosel hinab gen Coblenz. Diesen Augenblick ergriff Laurette. Am Fuße der Starkenburg liegt ein mit Busch bewachsenes Vorland, eine Bucht aus welcher plötzlich ihre Böte hervorbrachen und den stolzen Churfürsten gefangen nahmen. Er wurde den steilen Felsenpfad hinauf in's Schloß gebracht, wo ihn die Gräfin mit großer Ehrerbietung empfing und als einen, durch Stand und Rang ausgezeichneten, Gast trefflich bewirthete; nur die Thore blieben ihm verschlossen. „Mir das!" mag er ausgerufen haben, „mir, dem „Bruder Kaiser Heinrich des Siebenten, dem Freunde des regierenden Kaisers Ludwig, dem Oheim „des Königs von Böhmen!" An alle diese Titel kehrte sich die Gräfin eben so wenig, als an die Drohungen der trierschen Geistlichkeit und die Verwendungen vieler Grafen und Fürsten. Balduin kam nicht eher los, bis er feierlich unter stattlicher Bürgschaft gelobte, das Schloß Birkenfeld nicht zu vollenden und ein Lösegeld von 30000 Pfund Hellern zu bezahlen. Er schloß sogar ein Bündniß mit der Gräfin, gegenseitig gegen ihre Feinde sich beizustehen, und Alles hat er treulich gehalten. Aus der Geschichte ist bekannt, daß er ein hochgesinnter Mann war, also mochte es vielleicht ihm gefallen, daß er gleich hohen Sinn bei einem Weibe fand. Indessen mag es auch wohl seyn, das Lauretten's Persönlichkeit seinen Groll besiegte, denn sie war eine junge schlaue Wittwe und Er ein kräftiger Mann von 40 Jahren, zwar wegen seiner Keuschheit gerühmt, aber ein unverwahrtes Herz trug er doch im Busen. Wenigstens erklärt es sich so am leichtesten, daß er sogar den Pabst — der zürnend die kühne Frau in den Bann gethan hatte — zu Gunsten der Gräfin bewog, indem er ihm versicherte, er sey mit einigen seiner Geistlichen, nur durch ein gewisses Ungefähr (quodam casu fortuito) gefangen worden, und wirklich durch seine Fürsprache sie vom Banne befreyte. Für das empfangene Lösegeld erbaute sie eine der festesten Burgen in Deutschland, man nannte sie damals die Frauenburg. Jetzt liegt sie in Trümmern und wird die Gräfinburg genannt.

Wir können uns nicht entbrechen, den Geist dieser Geschichte auf die neuere Zeit anzuwenden. Wie wenn der Churfürst von Sachsen, als der tollkühne Schwede Carl in Dresden ihn besuchte, den übermüthigen Gast ergriffen hätte? wie wenn der König von Sachsen, als Napoleon fliehend aus Rußland kam, den Peiniger der Deutschen ergriffen und auf den Königsstein geschleppt hätte? zu beidem gehörte kaum so viel Kühnheit, als 500 Jahre früher eine Frau bewieß. Wie vieler Jammer würde dem Sachsenlande, wie vieler Jammer ganz Deutschland erspart worden seyn! Laurette als verwittwete Churfürstin oder Königin würde so gehandelt haben und von ganz Deutschland als Erlöserin gepriesen werden, obgleich sie im Grunde weniger gethan haben würde, als die Gräfin Salm von Starkenburg vollbrachte. — Warlich! wo es darauf ankommt, in Gefahr durch Geistesgegenwart zu siegen, da wird stets der Mann dem Weibe nachstehen müssen.

Der Spazirgänger.

Ein Preuße und zwar ein Berliner, Herr Bramsen, ist in den Jahren 1813, 14 und 15

Digitized by Google

in verschiedenen Theilen von Europa, Asia, und Afrika spazieren gegangen und hat diese seine Spaziergänge in französischer Sprache (?) in Briefform beschrieben, unter dem Titel: Promenade d'un voyageur prussien ꝛc. 2 Bände. Er reisete mit einem jungen Engländer, einem Sohne Georg Marwell's, und war besonders aufmerksam auf die besten Gasthöfe. Die Strenge, mit der er bisweilen die Franzosen beurtheilt, entschuldigt er mit der Absicht die Uebel zu schildern, die aus „einem unbegränzten Gehorsam für die Befehle einer unbegränzten Ehrsucht entspringen."

Kleinigkeiten durch lebendige Darstellung ein Interesse zu geben, versteht Hr. Bramsen nicht; da nun aber sein ganzes Buch aus lauter Kleinigkeiten, und oft aus den bekanntesten, besteht, so folgt daraus, daß er wenige Leser befriedigen wird.

In Berlin giebt er den Rath, in den vornehmsten Gasthöfen den Preiß der Zimmer genau zu bedingen. Als er im Hotel de Russie (in der Sonne unter den Linden) wohnte, zeigte ihm ein junger Engländer eine sehr übersetzte Rechnung; er sprach darüber mit Madam Obermann, und es gelang ihm ein Ansehnliches abzudingen. Die Wittwe Obermann entschuldigte sich damit, daß die Franzosen ihr so viele Pferde und andere Sachen von Werth genommen, daher sie entschlossen sey, sich durch englische Reisende entschädigen zu lassen. Sie soll das halb im Scherz gesagt haben, allein Herr Bramsen hat gute Gründe zu glauben, daß es ihr Ernst gewesen. —

Als Buonaparte Berlin wegnahm, genügte es ihm nicht, im Pallast des Königs zu schlafen, (so erzählt Herr Bramsen) sondern seine lächerliche Eitelkeit ging so weit, durchaus in dem königlichen Ehebett übernachten zu wollen. Im Nebenzimmer, (?) demjenigen, welches Kayser Alexander bewohnte, wenn er nach Berlin kam, schlief der Mameluck Rustan gleichfalls in einem königlichen Bette. Die schönsten Gemählde wurden geraubt, und sogar der Thron von seinen reichen, goldenen und silbernen Verzierungen entblößt (von alle dem haben wir in Berlin nichts gehört.) —

In Potsdam, wo der Spaziergänger (der kein Seume ist) eine Menge der bekanntesten Anecdoten von Friedrich II. erzählt, versichert er auch, daß der Leibarzt Zimmermann bey dessen Tode gegenwärtig gewesen; was bekanntlich unwahr ist. —

In Wien gab man ihm zu verstehen, daß die Damen von gutem Ton daselbst ihre Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten gegen Fremde, nicht allein nach Kleidern, Bedienten und Equipagen abmessen, sondern sogar nach den Wohnungen in dem Quartier der Stadt oder der Straße, die am meisten in der Mode sind. Il faut donc bien prendre garde à tous ces points, fügt er hinzu. —

Die Gesellschaft, sagt er, sey in Wien sehr beschränkt, (?) was er zum Theil der Oeconomie mancher wohlhabenden Familien zuschreibt, die sich um Fremde nur dann bekümmerten, wenn ihr Interesse es erheische, zum Theil dem Widerwillen, in ihrer gewohnten Lebensweise gestört zu werden. (Wenn das wahr ist, so muß Wien seit 15 Jahren sich sehr geändert haben.) —

Auf einem Balle bey dem Grafen Esterhazy, bewunderte er die Grazie und Lebhaftigkeit, mit welcher der Fürst Potocki mit der Fürstin Bagration kosackisch tanzte. Eine Englische junge Dame, Miß Fraser, tanzte zwar auch Kosackisch und zwar im kriegerischen Kosacken-Costüm, war auch wohl eben so lebhaft, aber bey weitem nicht so graziös als die russische Fürstin, und handhabte die Kosacken-Peitsche mit solcher Fertigkeit, daß viele Personen, die ihr nahe standen, auf eine empfindliche Weise von ihrer Kraft überzeugt wurden. (Wozu solche alberne Anecdoten?) —

Doch wir müssen wohl mit seinen eigenen Worten erzählen, damit der Leser diesen Herrn Bramsen ganz kennen lerne.

„Ich darf nicht vergessen zu sagen, daß die „Gräfin Zichy, Tochter des Feldmarschalls Ferrari, wöchentlich Partien giebt, welche nicht anders als angenehm seyn können, weil man daselbst „die Gräfin Julie Zichy, eine der schönsten, „und die Gräfin Sophie Zichy, eine der vollkommensten Frauen in Wien findet. Würcklich „besitzen diese beiden Damen vorzügliche Talente; „die Erste hat das Genie der Dichtkunst, die Zweite excellirt in der Musik. Der Fürst Stahrom„berg, vormals Gesandter am englischen Hofe, „verschwendet an die Fremden, und besonders an „die Engländer, alle Arten von Aufmerksamkeit. „Wir haben die Ehre gehabt bey ihm zu speisen, „und sind von seiner artigen Familie bezaubert gewesen. Alle sprachen sehr gut englisch, vor Allem die Gräfin seine Tochter, die es eben so geläufig als eine Engländerin spricht, und die, mit „den Reitzen der Schönheit, die dauerhafteren „Reitze des Geistes und Herzens verbindet. Ich „darf den guten und liebenswürdigen Grafen „Franz Palfy nicht mit Stillschweigen überge-

„hen, der so bekannt ist durch die glänzenden Fe„ste, welche er den Fremden giebt, unter denen die „Engländer nicht die letzten sind. Ich habe die „Ehre gehabt mehreremale bei ihm zu speisen, „und habe stets Engländer von einiger Bedeutung „bey ihm angetroffen." (Alle die genannten Personen werden sich schwerlich durch solche fade, dem Zucker-Wasser ähnliche, Lob-Sudeleyen geschmeichelt finden.) —

In dem nemlichen Zeitungs-Tone erzählt er auch, daß man einst die Geschichte der Diana und des Actäon pantomimisch dargestellt, daß die russische Fürstin Sar—y die Rolle der Diana übernommen, und der Fürst von Ligne die des Actäon mit vielem Feuer gespielt habe. Besonders habe er seine Verwandlung in einen Hirsch zum Erstaunen executirt, und großen Effect dadurch hervorgebracht, indessen Herr Bramsen selbst mit der bescheidenen Rolle Eines der Hunde vorlieb nahm, auf allen Vieren ging, und, mit Hülfe dreyer anderer solcher Hunde, den Jäger zerriß unter lautem Gelächter der Gesellschaft. —

Sein Banquier sagte ihm einst: „Es ist wahr, „wir sind arm; indessen giebt es hier noch sehr reiche „Privatleute, aber keiner will seinem Vaterlande in „der Noth beystehen; man zieht sogar Nutzen aus „dem jetzigen Zustande der Dinge, und sehr vor„nehme Personen achten es nicht unter ihrer Würde, „in den öffentlichen Fonds tüchtig zu speculiren." Dieser Banquier soll hinzu gefügt haben: die Ungarn wären Patrioten und gute Soldaten, aber die allgemeine Meynung sey, daß in den Büreau's der Regierung zu viele Franzosen und Italiäner angestellt wären. Es gebe viele französische Spione in Wien, und eine Menge Häuser gewisser Damen von hohem Range dienten diesen Herren zum Sammelplatz, wo man Buonaparte's Betragen und Regierung öffentlich lobe. —

Der Verfasser ist auch ein wenig nach Ungarn spaziert, und erzählt von der Stadt Kittser, sie habe den Deutschen Kutschen den Nahmen gegeben. (?)

In Corfu belauschte er das Gespräch zweier Soldaten. Der Eine klagte, er besitze eine vortreffliche Frau, die nur einige kleine Fehler habe, unter andern den, ihn ganz rasend zu lieben. Deshalb wolle sie auch nicht zurückbleiben, sondern habe ihm erklärt, wenn er sich einschiffe und sie nicht mitnehme, so werde sie ihm schwimmend folgen. — Potz tausend! erwiederte der Andere, du bist ein zehnmal größerer Narr als sie. Laß sie schwimmen, sie wird bald müde werden. —

Zu Rosette tragen die türkischen Damen eine weiße Berrette auf dem Kopfe, eine Art von goldgestickter Mütze, die auf der einen Seite befestigt wird. Die, gewöhnlich schwarzen, Haare hängen in langen Zöpfen fast bis auf die Fersen herunter, und am Ende jedes Zopfes sind drey Zechinen eingeflochten. Es scheint, daß das ihr Lieblingsschmuck ist. Auch im Kopfputz bringen sie phantastisch eine Menge Münzen an. Wenn sie gehen, so machen die Zechinen unten an den Zöpfen ein Geräusch wie Glöcklein. Dieser Gebrauch ist sehr alt, wie man schon aus der Beschreibung sehen kann, welche der Prophet Jesaias von dem Luxus seiner Zeit macht. (Wir haben ihn auch unter den Wotjäken gefunden.) Sie tragen ferner Halsbänder von Zechinen und Perlen, reich gestickte indische Musselins, gelbe weite Stiefelchen, mahlen die Nägel blau oder gelb u. s. w., sind, aus Mangel an Bewegung sehr zum Dickwerden geneigt, folglich meist ohne Grazie, aber mit lebhaften Augen, in welchen dennoch ein gewisses Schmachten den Kummer über ihre Gefangenschaft ausdrückt. —

Ganz gegen alle bisherige Erfahrung räth Hr. Bramsen, wenn man nach Jerusalem reise, das europäische Costüm nicht abzulegen, weil die Türken und Araber jeden Christen auf den ersten Blick unterscheiden, er mögte sich verkleidet haben wie er wolle, und dann wären sie weit weniger geneigt ihn zu respectiren, als wenn er im Costüm seines Landes erschiene. Es sey auch klüger, das Feuergewehr im Kloster zu Jaffa zurück zu lassen, indem die Araber eher gereizt würden, einen Bewehrten als einen Unbewehrten anzugreifen. (?) —

Bey der Ankunft zu Jerusalem wurde Herr Bramsen sehr unsanft aus schönen Träumen geweckt.

„Nach Allem was wir von der Hitze des Tages „gelitten hatten, (so erzählt er) bedurften wir der „Ruhe. Ueberdieß waren unsere Seelen in unbe„schreiblicher Bewegung bey dem Gedanken, daß wir „uns nun an den Orten befanden, welche zuerst die „Offenbarung empfangen und auch Zeugen von de„ren Erfüllung gewesen. Wir fühlten uns geneigt, „jeden Stein unter unsern Füßen zu verehren, und „waren in tiefes Nachdenken über den Contrast ver„sunken, den die Vergangenheit hier mit der Gegen„wart bildet, als wir, zu unserem Erstaunen und „peinlicher Schaam, plötzlich durch einen Mönch aus „der frommen Schwärmerey geweckt wurden, der „so besoffen war, daß er kaum auf den Beinen „stehen konnte. Wir fragten, ob wir Zimmer im „Kloster haben könnten? und gaben unsern Brief

„für den Superior ab; er lachte uns in's Gesicht „und gab in schlechtem Italiänisch einen Strom von „schlechten Späßen von sich. Unwillig riefen wir „einen andern Mönch herbey, der aber eben so voll„kommen besoffen war als sein Mitbruder. Sie „thaten nichts als Lachen, und es war nicht mög„lich ein vernünftiges Wort mit ihnen zu sprechen. „Unsere Briefe rissen wir ihnen wieder aus den Hän„den und schickten sie durch unsern Dollmetscher zu „dem Superior. Nun erschien der Secretair, ein „Italiäner, ein unterrichteter und wohlgezogener „Mann, der, was wir gesehen, zu entschuldigen bat, „indem der Superior sehr krank sey, und seine bei„den Mönche sich das zu Nutze gemacht hätten, um „sich im Kloster-Keller recht gütlich zu thun."

(Der Beschluß folgt.)

Das Osterfest und die Kalender-Reform.

Die Menschen müssen doch nicht ohne Streit leben können, weil sie die Gelegenheit dazu nach dem alten Sprüchwort, vom Zaune brechen, und oft sind die Herren Theologen die ersten auf dem Kampf-Platze. So stritten sich denn auch, die Kinder Eines Vaters im Himmel seyn wollen, die orientalischen und occidentalischen Christen, seit der der Mitte des zweiten Jahrhunderts mehrere Male, und mit erneuter Heftigkeit, über die Zeit des Osterfestes, das die Ersten mit den Juden zugleich feyerten. Der Streit darüber fiel einmal sogar zwischen dem Kayser Justinian und dem gemeinen Mann, vor, der darüber eine Woche länger zu Fasten hatte, weil der Kayser das Fest später bestimmte, was ihm noch 1000 Jahre nachher der Kardinal Baronius sehr übel genommen hat. In der Folge wurden Katholiken und Protestanten 100 Jahre lang uneinig über den verbesserten Kalender, weil ihn (wie die Tübinger Theologen in einem Bedenken sagten,) der Antichrist (Pabst Gregor XIII.) habe fertigen lassen.

Als dieser Kalender von den Protestanten am Schluß des 17. Jahrhunderts endlich angenommen wurde, blieb doch eine Abweichung in Berechnung des Osterfestes übrig, weil diese sich der astronomischen, die Katholiken der cyklischen Rechnung bedienen, welche 1724 und 1744 um eine Woche von einander abwich. Dieses christliche Fest hat, sonderbar genug, einen heidnischen Namen, indem bey unsern deutschen Vorfahren die Göttin Ostera, als Schöpferin des Wiederauflebens der organischen Natur ebenfalls im Frühlinge ihr Fest hatte; wovon noch die Ostereier, die Namen Osterwald, Osterberge u. s. w. herstammen. — Zu diesen Bemerkungen hat uns ein kleiner Aufsatz „über Kalender-Formen und Reformen" Veranlassung gegeben, der sich am Schlusse einer Sammlung von Schulreden des Herrn Directors Vieth befindet, die jetzt in Dessau erschienen ist.

Er bemerkt, daß es wünschenswerth sey, den Zeitpunct von Ostern, als den Anfangs-Punct so mancher Geschäfts-Perioden, gleich andern unbeweglichen Festen, fest bestimmt zu sehen, da der Endpunct, Michaelis, immer auf einer Stelle bleibt, so wie umgekehrt im Winterhalbenjahre der Anfangs-Punct fest bleibt, und der Endpunct hin und her rückt. Würde also für das bürgerliche Leben die Unbeweglichkeit von Ostern nicht besser seyn, ohne dem Kirchenwesen Nachtheil zu bringen? Jene Berechnungs-Art ist ohnehin bloß in einem Synodal-Briefe der zu Nicäa versammelten Geistlichkeit beliebt worden, aus damaligem christlichem Haß gegen Jüdische Ceremonien-Tage. Auch wäre es, wie Herr Vieth meint, für den Theil von Europa, wo noch der Julianische Kalender gilt, einmal Zeit, mit der Zeit fortzugehen, und nicht länger um eilf Tage zurückzubleiben. Bey der Reform eines Kalenders kämen besonders folgende Stücke in Betrachtung: 1. Die Epoche, oder Jahrzählung seit Christi Geburt, die, wiewohl sie chronologisch nicht ganz unbestritten ist, sehr schicklich bleibt. 2. Der Jahres-Anfang. Herr Vieth möchte das für die nördliche Halb-Kugel Frühlingbringende Aequinoctium wählen, um den Geburts-Tag des Jahres zu feyern; doch meint er auch, um uns weniger von dem bisherigen Jahres-Anfang zu entfernen, könnte das Wintersolstitium der nördlichen Halb-Kugel angenommen werden. 3. Der Einschaltungs-Punct, bei dem er sich am längsten verweilt. Nach der schärfsten Berechnung der neuern Astronomen beträgt die wahre Länge des tropischen Sonnenjahres, von der Frühlings-Nachtgleiche bis wieder dahin, 5 Stunden 48 Minuten 48 Secunden (und nach Zach noch, 016.) über 365 Tage, oder nach Secunden gerechnet, ein $\frac{20928}{86400}$ Theil eines Tages; folglich hat die Julianische Kalender-Form in 450 Jahren $3\frac{1}{2}$ zu viel, oder in $128\frac{4}{7}$ Jahren 1 Tag zu viel. Eine schöne Einschaltungs-Form, die so wenig in excessu fehlt, daß sie erst in 4950 Jahren 1 Tag zu viel hat, führte 1079 der Astronom Omar Cheyam unter Gielaleddin Melikschah ein, sie wurde aber nicht fortgeführt. Die Gregorianische Form sey übrigens hinlänglich genau, leicht übersehbar und mache dem Erfinder Aloysius Lilius

Digitized by Google

alle Ehre; sie fehlt in excessu, nämlich in 3600 Jahren 1 Tag zu viel. Durch eine Form, wonach in 900 Jahren nur 218 Schaltjahre bleiben, und nicht das 8te sondern erst das 9te Säcular-Jahr ein Schalt-Jahr wird, ist dieser kleine Fehler der Gregorianischen Form aufzuheben; oder auch dadurch, daß man bloß das 36ste Säcular-Jahr, das ein Schalt-Jahr seyn müßte, zu einem Gemeinen Jahre macht. 4. Die Eintheilung des Jahres. Hiebey schlägt der Verf. folgendes vor: a) Unbeweglichkeit des Osterfestes b) Abschaffung der sonderbaren Art die Sonntage zu zählen und zu benennen, ähnlich der bey den Monats-Tagen im Römischen Kalender, der ein Muster eines schlechten Kalenders sey. c) Verbesserung der jetzigen unsymmetrischen Vertheilung der Tage unter die 12 Monate. d) Verlegung der hohen Feste in die erste Woche eines jeden Vierteljahres. —

Wir theilen diese, auch zum Theil von Andern früher gehegten, Ideen mit, weil wir besonders das Feststellen von Ostern für das bürgerliche Leben für sehr passend ansehen. Bey aller Reform-Lust unserer Zeit zweifeln wir aber doch, daß es hierinn zu einer Abänderung, die eine Verbesserung wäre, so leicht kommen werde. Sie könnte vielmehr wohl einen neuen christerbaulichen Kalender-Streit herbeyführen, Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo jede Kirche, ohne Rom zu fragen, ihre Einrichtungen traf, und die Fürsten von Rom keine Befehle annahmen, oder sich in Concordate einlassen mußten; auch nicht mehr in der Zeit, wo der heil. Cyprian, bey einer Anordnung des Concils von Afrika, die von der Römischen ganz abwich, den Bischof Stephan I. von Rom „lieber Bruder" titulirte, und ihn unter andern also zurechtwieß: „Man „kann ein Herkommen oder einen Gebrauch in einer „Kirche gelten lassen, ohne darum das Band des „Friedens und der Eintracht zu zerreißen. Hierin „thun wir Niemand Gewalt an, (wie nachher Rom „that,) oder schreiben Jemand vor, weil jeder „Bischof den freyen Willen in der Verwaltung seiner Kirche hat, bloß mit „Vorbehalt der Verantwortung gegen „Gott." *) Jetzt ist das freylich anders, wie die neuesten Sätze von Rom lehren, und es kann leicht ein zweiter Cardinal Musso aufstehen, der den Pabst über alle Kirchenväter und Heiligen, neben den lieben Gott erhebt. (Quem pro Deo habemus. S. Rivet de auct.p.) Nach Psalm 8 ist es auch außer allem Zweifel. Es wird also wohl noch beym Alten bleiben; Rom hat jetzt andere Kalender für sich zu machen. —

*) Noch derber schrieb zugleich der Bischof Firmilian zu Cesarea an jenen Pabst Stephan. Er behandelt ihn als einen anmaßlichen, verwegenen Thoren, und wirft ihm sein Vorgehen, als säße er auf Petri Stuhl, tüchtig vor. Natürlich fehlt diese Epistel in gewissen Editionen z. B. des Latinius u. s. w.

Frauenwürde, ein Roman von Carol. Pichler.

Wir haben von dieser so fleißigen als beliebten Schriftstellerin den 20. und 21. Band ihrer sämmtlichen Werke vor uns, die den Anfang eines Romans unter dem obenbemerkten Titel enthalten. Wenn, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, Gesinnungen und Begebenheiten für das Gebiet des Romans, (wie Character und That für das Drama,) gehören; so finden wir hier eine sehr gute Anwendung dieser Regel; zugleich aber eine Zugabe von treffenden Charakterschilderungen, die von der Weltkenntniß und Beobachtungsgabe der Verfasserin zeugen. Die Begebenheiten erheben sich nirgends in die Sphäre des Wunderbaren, sie interessiren aber durch die Verknüpfung. Ein Ehepaar aus der Provinz, Ludwig und Leonore von Fahrnau, jung und wohlhabend, edel, häuslich und treu, machen eine Reise in ein Bad, und dort wird ihre stille Glückseligkeit untergraben. Unter mehrern weiblichen Badegästen glänzt eine Rosalie von Sarewsky hervor; eine räthselhafte Person, die schon vom dritten Manne getrennt seyn soll. Wir wollen sie von zwei Frauen schildern lassen. Eine junge Gräfin Ida von Oborn, so schön als geistreich, und kalt und stolz, beschreibt sie, „als ein schönes Weib, vom besten Ton, kränklich, „voll Affectationen, voll Ziereréien, was sie bei den „Männern trefflich geltend zu machen versteht." Die bescheidene und schonende Eleonore von Fahrnau schreibt: „Nicht vollendet schön, wie „Gräfin Ida, aber unendlich bedeutender ist mir „die berühmte Dichterin Sarewsky. Ein feiner „Wuchs, ungemein viel Anmuth des Betragens, „ein Zug von stillem Kummer, machen sie höchst an„ziehend. — Sie scheint das nicht glauben, oder „nicht merken zu wollen; indessen meine ich doch, „sie weiß es, und es liegt etwas in ihrem Benehmen, das mir nicht ganz einfach zu seyn scheint „— Sie und Gräfin Ida gelangen auf ganz entgegengesetzten Wegen an dasselbe Ziel, sich bemerken und bewundern zu machen." Diese Rosalie nun verliebt sich auf ihre Weise in den Herrn von Fahrnau, der endlich seiner Schwäche und ihren Verführungskünsten unterliegt, und die blendenden

Eigenschaften dem stillen Verdienste der Gattin vorzieht, wiewohl ihn dieses noch immer mit halbem Herzen an sie fesselt. Wir verlassen ihn im zweiten Theile am Hofe, die Verhältnisse mit Rosalien sind ruchtbar geworden, und seine still trauernde Gattin i: mit den Kindern auf's Guth gezogen. Man sieht a s der Anlage, daß Eleonore bestimmt ist, die Frauenwürde zu behaupten, und sie auch, so weit wir lasen, ohne Uebertreibung behauptet. Offenbar aber ist die Frauen-Unwürde, und wie uns dünkt, mit Recht, noch stärker sowohl in jener Rosalie, als in der stolzen, von ihrer Mutter zum bloßen Verstandes-Calcul erzogenen, (und eben dadurch nachher unglücklichen,) Ida hervorgehoben. Es sind lehrreiche Charactere, und es scheint uns ein sehr glücklicher Gedanke zur rechten Zeit, daß sich die Unwürdigkeit an einer geistreichen Schriftstellerin, mit Glücksgüthern versehen, offenbaret. Giebt es je eine Klippe, woran Einfalt, Natur, Güte und Wahrheit des weiblichen Characters scheitert, so ist es jene geistige Ueberbildung, jene Heraustretung aus dem ganzen Umfange des weiblichen Berufs, den die Weltordnung angewiesen hat. Stolz gilt für Vorzug, Herabsehen auf andere weibliche Wesen in engern Kreisen für Größe, Sophisterey und Grübeley für Philosophie, verbunden öfters mit einer Gelehrsamkeit, die nicht über die eines Tertianers hinausgeht, und den Männern Ekel erregt. Weiber dieser Art vom 2. Range, *) die nichts in Druck geben, fallen destomehr durch Schwatzen beschwerlich, zumal, wenn sie sich rühmen, daß sie nicht einmal wissen, wie ein Wasser kocht. Wenn jenes witzigen Italiäners Behauptung, „daß sich das ganze Weib durch Krankheit und „Schwäche erklären lasse," eine wahre Seite hat, so trifft sie an diesen vielwissenden und literarischen Frauen zu; wiewohl wir darunter manche ganz gesunde weibl. Husaren, alte, verliebte Sappho's und dergl. kennen. Die Verf. hat Rosaliens Characterschwäche nicht übel durch einige Kränklichkeit gemildert. Eine Probe ihrer Sophisterey stehe hier: „Ich „kämpfe nicht gegen dieses Gefühl, so sehr es den „hergebrachten Formen zu widerstreben scheint; ich „forsche nicht, ob Er es auch so klar, so unwiderstehlich kennt, als ich. Fahrnau liebt sein Weib, „das weis ich, und table es nicht, und fürchte es „nicht. Ihr kann er nur auf ihre Weise angehören. „Ich überlasse Alles der Leitung der Vorsicht, die „über uns in heiligen Finsternissen wandelt, und „ein geistiges Band, das sie selbst geknüpft und unauflöslich gebunden hat, nicht wieder zerreissen „kann." (!) — Ueberall stößt man auf sehr lesenswerthe Stellen, die unsere Ueberspannung und Entfernung von der Einfalt und Richtigkeit der Gefühle anklagen, wie z. B. über unsere verkünstelte Musik, (Th. 2. S. 257) u. dergl.

Soweit wir das Treiben der heutigen sogenannten feinen, oder gebildeten Welt beobachten, glaubten wir ein verdienstliches Werk zu thun, bei Gelegenheit dieser Schrift auf diejenige Frauen-Unwürde aufmerksam zu machen, die sich im schimmernden Gewande zeigt und daher leicht verkannt wird, weil die meisten Männer eitel und schwach, wie Ludwig von Fahrnau sind. Wieviel könnte aber nicht Frauenwürde auf das Wohl der Familien, und der Staaten wirken, wenn sie mehr im Leben, als im Roman zu finden wäre.

*) Die Unwürdigen vom 3. Range, die mit täglicher Spiel- und Kartensucht befallen sind, rechnen wir gar nicht mit.

Literarische Notizen.

In den Betrachtungen über Theurung und Noth der Vergangenheit und Gegenwart (einer gekrönten Preisschrift vom Staatsrath v. Hazzi) wird freyer Brodtverkauf als das einzige bewährte Mittel gegen Theuruug angegeben. Immer habe die Erfahrung bewiesen, daß Magazine den Getraidehandel, sowie alle Getraidemärkte zerstören, (?) daß die Producenten lieber ihre Vorräthe verstecken als verkaufen, und daß man am Ende für Geld weder Getraide noch Brod mehr finde. Es sey unvermeidlich, daß in den Magazinen, bei der gewöhnlich sehr schlechten Behandlung, bedeutende Massen verderben, die außerdem das Volk consumirt haben würde. —

Die neue, jüngst erschienene Ausgabe von Schubert's Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft unterscheidet sich von der frühern durch Aeusserungen, die einem gewissen religiösen Mysticismus angehören, der auch wohl Martinismus genannt worden, da er in den Schriften St. Martin's, deren Eine Hr. Schubert bekanntlich übersetzte, vollständig zu finden, auch früher schon bei Jacob Böhm und Andern. — Von der Naturphilosophie sagt der Verfasser jetzt: sie wolle reimen was sich nicht reimen lasse, und habe folglich ihr Wesen im Ungereimten. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 39. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Für Reisende am Rhein.

Es sind nun 40 Jahre und drüber, als der Herausgeber dieser Blätter die Wonne genoß, von Maynz nach Cölln den Rhein hinab zu schwimmen. Daß er sich dieser Wonnefahrt noch heute mit Entzücken erinnert, ist sehr natürlich, aber höchst undankbar würde es seyn, wenn er nicht zugleich eines alten Buches erwähnte, welches dem Schiffer zugehörte, und in seinem schweinsledernen Gewande aus Hand in Hand ging, denn es enthielt die Beschreibung der am Rhein gelegenen Städte, Dörfer und Ruinen. Leider ist der Titel dieses Buches wie der Nahme des Verfassers uns entfallen, allein wir segnen ihn noch im Grabe, denn ohne ihn hätte es nach dem alten Sprüchwort geheißen: Eine Gans flog über den Rhein, und eine Gans kam wieder heim.

Wenn nun schon jener alte Tröster, dessen hundertjähriger Styl fürwahr nicht zum Lesen einlud, den Genuß des Reisenden so herrlich würzte, um wie viel mehr Dank ist man Herrn Aloys Schreiber schuldig, (den unsere Leser gewiß als lieblichen Dichter kennen, wenn er auch als Grosherzoglich Badenscher Hofrath und Historiograph ihnen unbekannt seyn sollte) daß er uns in reinem gutem Deutsch, ja nicht selten in blühender Sprache, ein Handbuch für Reisende am Rhein geliefert hat, in welchem Alles, Alles zu finden ist, was einen gebildeten Reisenden nur immer interessiren kann. Ohne dieses Buch die Rheinreise machen, wäre eben so viel, als mit blöden Augen ohne Fernglas schöne Gegenden durchfahren; denn dieses Buch ist in der That ein Fernglas (und zwar Eins im geschmackvollsten Gehäuse) durch welches wir in die Vergangenheit schauen und an ihren Riesengestalten uns ergötzen.

Wie sehr von allen Gebildeten das Bedürfniß eines solchen bequemen Reisegefährten gefühlt worden, beweist der Umstand, daß die erste Auflage von Schreibers Werke vergriffen worden, und eben darum liegt uns ob, dem Publicum die zweite, durchaus verbesserte und sehr vermehrte Auflage anzukündigen. Um ihr die möglichste Vollkommenheit zu geben, machte der Verfasser selbst, im September des verflossenen Jahres, noch eine Reise in die beschriebenen Gegenden, sammelte auch viele schriftliche Beiträge von nicht weniger als 25 namentlich aufgeführten Ehrenmännern, ließ zwei neue Charten durch Professor Brühl zeichnen und durch Heß schön in Kupfer stechen, fügte drei neue Sagen hinzu, kurz, er verabsäumte nichts, um den herzlichen Dank jedes Reisenden zu verdienen, der zwischen Schafhausen und Holland zu Wasser oder zu Lande sich wiegen läßt, und nebenher auch unterhaltende Abstecher zu machen gesonnen ist; wie z. B. von Mannheim nach Neustadt an der Haardt und dem Donnersberge, von Coblenz nach Trier, von Bonn nach Aachen und Spaa. Es versteht sich, daß die Bäder am Taunus nicht vergessen sind. Ferner finden sich in den Beilagen die Postrouten, Bemerkungen und Notizen, eine Zugabe für Freunde der Naturkunde, und sogar ein Verzeichniß von Schriften, welche auf die Rheingegenden Bezug haben. Aus den Bemerkungen theilen wir folgende, höchst verständige mit, die zugleich der angenehmen Schreibart des Verfassers das Wort reden mag:

„Noch eins muß der Reisende, der nur angenehme Eindrücke nach Hause bringen will, streng berücksichtigen: die gegenwärtige Zeit. Nach den großen Umwandlungen die wir erlebt, ist noch an keine Besänftigung der Gemüther zu denken. Viele Wünsche und Hoffnungen mögen getäuscht worden seyn, und mancher Verlust ist noch zu neu und zu schmerzlich. Auch fügen sich die meisten Menschen gar schwer in das Ungewohnte, und viele wägen ihre Forderungen nicht ab mit Klugheit und Mäßigung. Es ist sich darum nicht zu verwundern, wenn man in den Rheingegenden noch allenthalben einen Kampf der Meinungen findet, und einen innern Unfrieden, der als Folge des äußern Friedens betrachtet werden muß. Der Fremde wird oft, zumal an Wirthstafeln, in Kaffeehäusern u. s. w. selbst wider seinen Willen zur Theilnehmung an dergleichen Mißhelligkeiten der Meinung und Leidenschaft gezogen, aber es wird ihm leicht seyn, seine Neutralität zu behaupten, oder ein mildes, besänftigendes Wort in den Sturm zu reden. Läuft das Gespräch über politische Mei-

nungen, so ist es überhaupt der Klugheit angemessen, sich an solchen Orten für keine zu erklären."

In der Vorrede fertigt der Verfasser nach Gebühr einen Jenaischen Recensenten ab, und wiederhohlt die alte Klage, daß die Jenaische Literaturzeitung sich zu allerley Dingen hergebe, findet es aber besonders lustig, daß Herr Eichstedt nun anfängt seine Recensenten selbst aufeinander zu hetzen. Da jedoch Herr Schreiber weder hetzen mag, noch sich will hetzen lassen, auch nicht zu den Recensenten gehört, die Honorar geben, sondern zu denen, die welches nehmen, so sagt er sich für die Zukunft von aller Mitarbeit an jener belobten Zeitung los.

Daß der Künstler Roux mahlerische Ansichten, nach der Natur gezeichnet und radirt, zu Schreibers Handbuche geliefert hat, ist schon früher von uns erwähnt worden.

Hierher möchte auch noch gehören das Gemählde von Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale, welches Frau Helmina v. Chezy als Wegweiser für Reisende und Freunde dieser Gegenden aufgestellt hat, und zu welchem kenntnißreiche Männer die historischen und statistischen Partien geliefert haben. Diese männlichen Beiträge geben wohl für viele Leser dem Büchlein seinen größten Werth. Andere, die gern in dämmernden Gefühlen schwimmen, werden ihre Rechnung bei der weiblichen Darstellung finden. Die Manier der Frau von Chezy ist bekannt, und wem sie noch nicht bekannt ist, der wird sie leicht aus den ersten beiden Perioden erkennen:

„Mit allen Lieblichkeiten einer süßen bedeutsamen (?) Natur begabt, (welche Natur ist denn unbedeutsam?) ruft (rufen) Heidelbergs Lage und Gegend den Fremdling herbei, und aus jeder Ferne die Sehnsucht zurück. (Was soll denn die Sehnsucht in Heidelberg machen?) Sollte es dem Gemüthe möglich seyn, Liebe und Theilnahme der Menschen zu entbehren, so könnte das hier nur seyn, wo die Natur mit so überreicher Huld dem Einsamen ihre Schönheit enthüllt, als wollte sie ihn trösten und erquicken."

Bei Gelegenheit der Beschreibung der Heidelberger Schloß-Ruine sagt die Verfasserin:

Wenn man, diese Stelle verlassend, den Stückgarten wieder betritt, bemerkt man ein kleines, von einer andern Stelle hergesetztes Denkmal eines seltsamen treffenden (?) Schusses (soll heißen: eines Schusses der getroffen hat) der Pfalzgrafen vom Schloßfenster aus, und man geht ihn (wen? den Schuß?) nicht ohne Aufmerksamkeit vorüber, wie denn jede sprechende Erinnerung aus tiefer Vergangenheit die trennende Kluft der Entfernung wegrückt."

In diesen Paar Stellen spricht sich der weibliche Geist des ganzen Büchleins aus.

Der Spaziergänger. (Beschluß.)

In Griechenland, auf der Grenze der Mainotten, wurde dem Reisenden zur Bedeckung ein türkischer Soldat mit Nahmen Hassan gegeben, der vormals selbst einer der gefürchtetesten Räuber des Landes gewesen war, und an der Spitze einer Räuberbande gestanden hatte, welche ohne Unterschied Fremde und Türken plünderte. Vergebens hatte die Türkische Regierung einen hohen Preiß auf Hassan's Kopf gesetzt. Am Ende sah sie sich gezwungen, einen förmlichen Frieden mit ihm zu machen, und seitdem gehört er zu der Garde des jedesmaligen Bey, und Niemand ist geschickter zum Escortiren, da er alle Schlupfwinkel der Räuber kennt; er ist zwischen 30 und 40 Jahr alt, kleidet sich Türkisch und hat eine Physiognomie, die sein vormaliges Handwerk vollkommen ausdrückt. Von diesem Handwerke zu sprechen, ist ihm auch gar nicht zuwider und Herr Bramsen zweifelt nicht, daß, wenn die Reisenden nur in seiner Sprache mit ihm hätten reden können, er sie gern umständlich von seinen Helden-Thaten würde unterhalten haben. Sein Ansehn galt noch immer viel unter dem Raubgesindel, und nur diesem Ansehen verdankten es die Reisenden, daß sie in einem Dorfe nicht geplündert wurden. —

Ein lustiges Abentheuer widerfuhr ihnen, nachdem sie in Calabrien wiederum gelandet waren. Mürat herrschte damals noch und seine Anhänger glaubten fest, daß er mit der englischen Regierung im besten Vernehmen stehe, oder wollten es wenigstens die Calabresen glauben machen. Da nun der englische Gouverneur von Corfu dem Herrn Maxwell Depeschen für Sicilien anvertraut hatte, so ergriffen sie diesen Umstand, um mit Blitzesschnelle zu verbreiten, es sey ein englischer Gesandter angekommen. Aus dem Scampavia (kleines Fahrzeug, mit welchem sie die Ueberfahrt gemacht) wurde plötzlich ein Kriegsschiff; Maxwell empfing den Titel General und Großbrittannischer Gesandter, die Herren Stanhope und Allofon, seine Begleiter, sollten die Legations-Secretaire, und Bramsen Obrister und Adjutant seyn. Vergebens protestirten die Herren dagegen;

man bat sie, doch kein Geheimniß aus einer Sache zu machen, die schon allgemein bekannt sey. Als sie von Otranto nach Lecce kamen, empfing sie der Commandant der Militair-Division ehrfurchtsvoll, und gab ihnen eine Escorte bis nach Bari. Unterwegs ließ man sie in keinem Wirthshause absteigen, sondern bewirthete sie, auf höhern Befehl, in Privat-Häusern oder bey den Obrigkeiten der Orte. In Bari wurden sie geradeswegs in den Pallast des Gouverneurs, Prinzen P., geführt, trotz dem bescheidenen Veturino und den vier schlechten Mauleseln, mit welchen sie reisten. Man ließ sie in einen Saal treten, in welchem sie eine große vornehme Gesellschaft fanden, die größtentheils an Spieltischen beschäftigt war; doch Alle sprangen hastig auf, um die Herren Engländer zu begrüßen. Der Prinz nahm Marwell'n bey der Hand, versicherte ihn, wie glücklich die Nation sich preise, ihn an diesen Ufern willkommen zu heißen, und präsentirte ihn der Prinzessinn, die mit allen möglichen Ceremonien ihm den Ehrenplatz neben sich auf dem Sofa anwieß. Natürlich waren die Reisenden sehr verlegen, denn sie Alle, Sr. Excellenz den neuen Herrn Ambassadeur nicht ausgenommen, erschienen in bestaubten Reisekleidern. Umsonst versicherten sie, es müsse hier ein Irrthum obwalten, umsonst baten sie, in einen Gasthof sich begeben zu dürfen; sie mußten durchaus ihre Wohnung in dem Pallaste des Prinzen nehmen, der die Farce so weit trieb, jede anwesende Dame einzeln vor den Sofa zu führen, und Sr. Excellenz zu präsentiren. Das Souper war in einem prächtigen Saale für mehr als 30 Personen veranstaltet, und die Reisenden, die Abends um 9 Uhr noch nicht zu Mittag gegessen hatten, folgten dahin mit großem Appetit, fanden aber nur eine Menge kleiner Schüsseln, vermuthlich die Reste vom Diner, und einen so stark gezwiebelten Eyerkuchen, daß nur der Hunger ihn eßbar machte. Erst um 1 Uhr in der Nacht wurde der Herr Ambassadeur in sein Schlafzimmer geführt; die übrigen Herren vertheilte man beym Commandanten und beym Bischof, dessen Wagen sie abhohlte. Wo die Engländer sich sehen ließen, präsentirten die Schildwachen das Gewehr vor ihnen; kurz es war offenbar, daß Mürat befohlen hatte, das Schauspiel den Calabresen zu Gefallen aufzuführen; denn sobald sie an der Grenze von Calabrien, in einem Dorfe nicht weit von Ponte di borino, angekommen waren, hatte die Comödie ein Ende, und sie fanden überall eben so schlechte Nachtlager als Mahlzeiten. „Diese Anecdote, sagt Bramsen, „möge beweisen, zu welchen kleinen Kunstgriffen „die Regierung sich herabließ, um ihre Zwecke zu „erreichen." —

Die sogenannte gute Gesellschaft fand Herr Bramsen in Neapel nicht gut. Wenn ein Fremder in den Saal tritt, sagt er, so glaubt er eher in einem Spielhause als in einer Assemblée zu seyn. In der Mitte steht ein großer Tisch, um welchen französisch geputzte und stark geschminkte Damen sitzen; die Herren stehen hinter ihnen; wird getanzt, so ziehen doch die ältern Damen sich sogleich in das Spielzimmer zurück, und die jüngern folgen, sobald sie dem Tanz-Saal entschlüpfen können, so, daß in Zeit von einer Stunde kaum noch zehn Tänzerinnen übrig bleiben. Selbst diese lassen sich oft von Terpsichoren's Altare zu dem des Plutus locken, und die Musikanten spielen für die leeren Wände. Manche Damen spielten sehr hoch, aber lächeln mußte der Reisende über den geringen Credit, den selbst die Vornehmsten unter ihnen hatten. Es kostete viele Mühe bis einer oder der andern vergönnt wurde, einen Napoleond'or auf Marken zu spielen. Den Engländern hingegen creditirte der Banquier ohne Umstände 15 bis 30 Napoleons, wenn er sie auch gar nicht kannte, und notirte die Summe bloß in ein offenes Büchelchen mit dem Zusatz: Milordi inglesi. Manchmal standen 5 bis 6 solcher englischen Mylords auf seiner Liste, deren Nahmen zu buchstabiren ihm unmöglich gewesen wäre, allein er fragte auch nicht darnach, so viel Vertrauen setzte er in ihre Ehre. —

Von Mürat erzählt Bramsen: um Popularität zu gewinnen, giebt er sich den Schein, seine Unterthanen mit goldenem Scepter zu regieren, aber im Reich der Liebe herrscht er mit eiserner Ruthe; denn er knüpft und zerreißt Verbindungen mit gleicher Leichtigkeit. — Von Napoleon's Betragen sprach er mit Verachtung, nannte es feig und eines Souverains unwürdig. Zu einem Engländer sagte er: „Im Fall ich so unglücklich seyn sollte, die Armee zu verlieren, auf die ich meine ganze Hoffnung setze, so habe ich beschlossen, die Krone so lange zu vertheidigen, als ein Tropfen Blut in meinen Adern fliessen wird; denn ehe ich den Thron im Stiche lasse, setze ich lieber Pulverfässer unter denselben, stecke sie selbst an und verliere die Krone nur mit dem Leben." (Indessen lief er doch davon, als die Oesterreicher kamen.)—

Herr Bramsen kennt einen braven Kavalerie-Officier, der auch in Amors Diensten manchen Lorbeer erfochten, dem aber zu Neapel ein

sonderbares Abenteuer aufstieß. Eines Morgens empfing er eine Einladung von einer gewissen Fürstin, die ihn ersuchte, tête à tête mit ihr zu Mittag zu speisen. Er erstaunte nicht wenig, da er von dieser Fürstin nichts weiter wußte, als daß sie 65 Jahr alt und nie schön gewesen war. Indessen aus Neugierde ging er hin, wurde zwar sehr artig empfangen, mußte aber mit Macaroni und gedämpftem Fleisch mit vielen Zwiebeln vorlieb nehmen. Noch wußte er immer nicht, wie er zu der Ehre dieser Einladung gekommen war, bis endlich nach dem Dessert die Frau Fürstin ihn ersuchte, ihr ein Dutzend Paar seidene Strümpfe abzukaufen, mit welchem Gelde sie dem Bedürfniß einer Freundin abhelfen wolle. Natürlich konnte der galante Officier das nicht abschlagen, und natürlich mußte er die Strümpfe noch einmal so theuer bezahlen, als er sie in jeder Bude hätte kaufen können. —

In Rom besuchte der Reisende den preuß. Minister v. Ramdohr, der seine meiste Zeit mit Mahlen zubringt, von dem aber ein deutscher Künstler gesagt haben soll: man bemerke in seinen Arbeiten mehr Fleiß als Talent. Die zu Rom befindlichen Engländer sollen ihn nicht lieben, ja, ein boshafter Witzling soll sogar seinen Nahmen Ramdohr in d-bore verwandelt haben. Bramsen meynt, der Widerwille gegen ihn rühre daher, daß er fast von gar nichts Anderem spreche als vom Mahlen. —

Schauspiele sind zu Rom bloß im Carneval verstattet, und der Zustand der Theater, sagt der Reisende, zeigt hinlänglich, daß das Publicum wenig Theil an ihnen nimmt. Die Decorationen sind kleinlich und die Ausführung der Stücke bleibt unter dem Mittelmäßigen. Wenn aber auch alles besser wäre, so sind doch die Polizey-Verordnungen für diese Zeit so willkührlich und werden mit solcher Strenge beobachtet, daß jeder Mensch, der nur noch einen Funken Freyheit im Herzen trägt, unmöglich Gefallen an einem, vom Despotismus so besudelten Vergnügen finden kann. Zugleich kann man nicht umhin, die herabgewürdigten Einwohner des modernen Roms zu belachen und zu verachten, wenn man sieht, wie gierig sie alle die Komplimente aufhaschen, die der Größe und Freyheit ihrer Stadt gemacht werden, und wie sie sich dabey brüsten, gleich als ob alles das jetzt noch passend wäre. — An einem andern Orte rügt der Spaziergänger mit Recht das grausame Schauspiel, die Körper der Missethäter in Stücke zu zerschneiden. Er hat zugesehen, wie der Henker sich die Ermel aufstreifte und, so gleichgültig als ein Fleischer, einen Hingerichteten transchirte, im Beyseyn der Unglücklichen, die in der nächsten Minute ein gleiches Schicksal treffen sollte. —

Eine russische Fürstin D. hatte den seltsamen Einfall, im Coliseum ein Diner zu veranstalten, und zwar in der Fastenwoche. Da hörte man in diesen ehrwürdigen Mauern, die vormals von dem Stöhnen der sterbenden Fechter wiederhallten, eine lustige Music. Da jedoch in der Fastenwoche alle Music zu Rom auf das strengste verboten ist, so wurde die ganze vornehme Gesellschaft, als sie heim gehen wollte, verhaftet. Sogleich gab aber der Gesandte einer gewissen Nation, der auch mit unter den Gästen war, sich der Polizey zu erkennen, bewürkte dadurch, daß die übrigen vor der Hand frey gelassen wurden, verfügte sich auf der Stelle zum Papste und beschwerte sich so laut, daß die Polizey Entschuldigungen machen mußte, ihre Pflicht gethan zu haben. (Uns dünket, Fremde, und sogar Gesandte, sollten nie gegen die Gebräuche, am wenigsten gegen die religiösen Gebräuche des Orts verstoßen, wo sie sich aufhalten, und geschieht es dennoch, so sollten sie die Folgen ohne Murren tragen. Wenn nun der römische Pöbel die ganze Gesellschaft gesteinigt hätte? wer würde die Schuld getragen haben?) —

Auf Venedig ist der Reisende sehr übel zu sprechen. Die dortigen Vergnügungen bestehen, nach seiner Behauptung, in einem ewigen Cirkel frivoler und lockerer Unterhaltungen, die bald Ekel und Langeweile einflößen. Dabey könnte man sich nicht einmal an den Schönheiten der Natur erhohlen, denn es gebe keinen anderen Spaziergang als die lärmenden Straßen und den St. Marcusplatz, oder man müsse in eine Gondel steigen, deren Bewegung schon Trägheit erzeuge, wo man nichts als unangenehme Gegenstände erblicke, und die unerträglichen Dünste einathmen müsse, die durch die Ebbe entstehen. Ein gewisser Autor habe zwar gesagt, die venetianischen Damen wären schön, geistreich ꝛc. Hr. Bramsen hat aber nirgends ein so bisarres Gemisch von italiänischen, französischen und deutschen Zügen gefunden, und trotz der vielen Schminke sollen sie krank aussehen; auch seit der Revolution sich Freyheiten erlauben, die in vielen andern Ländern für sehr unschicklich gelten würden. — Das Clima von Venedig sey auch sehr ungesund, denn es regne oft und stark, und der beständige Nordwestwind mache die Zimmer so feucht, daß man immer Feuer haben müsse. Die Kälte sey hart genug im Winter, die Hitze erdrückend im Sommer; dann sey das Wasser in den Kanälen so niedrig, daß sie pesti-

lenzialische Dünste aushauchten; bey Winterstürmen hingegen werde der untere Theil der Stadt überschwemmt. Das Trinkwasser schmecke schlecht und sey ungesund; kurz, die meisten Reisenden, die er angetroffen, wären seiner Meynung, und hätten ungern eine Woche in Venedig zugebracht, trotz aller Reize des St. Marcus-Platzes. —

Bey Gießen will Hr. Bramsen das Grabmal des „famösen Werther" gesehen haben, wie auch den Springbrunnen, der Lotten zu Ehren erbauet worden. (?) —

Die Göttinger Studenten sollen sich unter den Einwohnern einen guten Ruf erworben haben, und von denselben, ihres friedlichen Charakters wegen, sehr geschätzt werden. (fuimus Troes.) —

Copenhagen enthält, nach der Angabe des Reisenden, ungefähr 100000 im Allgemeinen fleißige und thätige Einwohner; aber ein böser Hang zu starken Getränken soll in den untern Classen die Würkung dieser Tugenden oft hemmen. Erziehung spüre man wenig. Ihr Betragen gegen Fremde entspreche nicht dem, was man von einer civilisirten Nation erwarten dürfe. Hierin wären sie sehr verschieden von ihren Nachbarn, den Schweden. (Was wird der soidisant Däne dazu sagen, der im vorigen Jahre, wegen einer ähnlichen Behauptung in der hallischen Literaturzeitung uns einen komischen Prozeß machte? wer steht uns dafür, daß er nicht auch dießmal, keinesweges den Spaziergänger Bramsen, sondern uns attakiren werde? — Wir empfehlen ihm dazu das langweilige Oppositions-Blatt, dessen er sich schon einmal bediente, um uns zu begeyfern. Doch nein! Wir wünschen ihm von Herzen, daß er unterdessen Mittel gefunden haben möge, sich auf andere Weise um sein vermeyntes Vaterland verdient zu machen.) —

Herr Regierungs-Rath von Grävell.

Dieser, als Mensch und Schriftsteller sehr achtungswerthe, Mann hat das zweite Heft seiner Schrift: neuste Behandlung eines Preußischen Staats-Beamten, herausgegeben, in welchem er actenmäsig erzählt, wie es zugegangen, daß er vom Amte suspendirt und einer fiscalischen Untersuchung unterworfen worden ist. In der Einleitung berichtet er, daß der unangenehme Ausgang der Sache, welche zum ersten Hefte dieser Schrift den Stoff geliefert, (und auch von uns angezeigt worden) ihm nicht allein in seiner Lage zu Merseburg nichts geschadet, sondern ihn vielmehr auf eine Höhe der Meynung gestellt hätte, die er ohnedem schwerlich erreicht haben würde. Natürlich nimmt das Publicum stets Parthey, nicht allein für das Recht gegen das Unrecht, sondern auch für den Schwachen gegen den Starken, oft selbst dann, wenn der Starke Recht hat; denn es scheint jedem Publicum eine Art von Kitzel der Eitelkeit zu gewähren, wenn es durch sein Urtheil dem Mächtigen, dessen physische Gewalt es nicht schmälern kann, wenigstens von der moralischen Macht etwas entzieht, um so mehr, wenn, wie im damaligen Falle, so manches für den Bestraften spricht, und dieser vielleicht nur in der Form gefehlt hat. Eine trotzige Form, deren sich der Schwache gegen den Starken bedient, ist gerade das, was ein Publicum am leichtesten entschuldigt, ja gut heißt, weil es den Muth, wenn er auch roh wäre, immer bewundert. Kurz, es sah im Herrn von Grävell den Mann, dessen „Grundsätze Achtung verdienten" und „der sich nicht beugen lassen." Auch das Verhältniß zu seinen Collegen wurde immer freundlicher, und selbst mit dem Herrn Chef Präsidenten war eine herzliche Aussöhnung zu Stande gekommen. Bei einer, dem Verfasser zugestoßenen Lebensgefahr, zeigte sich allgemeine lebhafte Theilnahme.

Daher war es ihm selbst nicht angenehm, diese Einigkeit und wachsende Herzlichkeit durch Herausgabe der Actenstücke stören zu müssen, da er wohl einsah, das manches darinn stand, was die Empfindlichkeit reizen mußte. Aber ihm blieb nur die Wahl zwischen zweien Uebeln; er mußte entweder auf diese, kaum errungene Ruhe verzichten, oder auf die Aufhebung des Unrechtes, welches, nach seiner Meynung, das Ministerium ihm angethan hatte; und da schien ihm jenes das kleinere Uebel; zumal da er sich überredete, er bestehe den Kampf ganz und gar nicht zu seiner Genugthuung, sondern für die „Ehre, Zufriedenheit und „Lebensglück aller Staatsdiener." Wer das nicht fühlt, mit dem mag Hr. v. G. „nicht aus einer Schüssel essen." Der Druck des Buches gieng also immer vorwärts, und endlich war er vollendet. Nun wurden ihm von allen Seiten (gewiß sehr triftige) Gründe angegeben, die ihn bewegen sollten, das Buch noch jetzt zu unterdrücken, da noch kein Exemplar in's Publicum gekommen war. Hr. v. G. ließ sich auch willig dazu finden, schickte blos ein Exemplar an den König, und Eins an den Herrn Staats-Canzler, und glaubte die mögliche Mässigung an den Tag zu legen, indem

er, für Unterdrückung der übrigen, nichts weiter forderte, als Erstens: Anerkennung des geschehenen Unrechts, ohne Beziehung auf seine Person, und Zweitens: Vereinigung mit der Verlagshandlung ohne sein Zuthun; mit andern Worten: der Hr. Staatscanzler sollte alle Exemplare aufkaufen. Wenn das Erstere auch von einer hochherzigen Regierung zugestanden werden konnte, (im Fall sie wirklich ein Unrecht gethan zu haben erkannte), so war doch das letztere, nach unserm Gefühl, eine Zumuthung, die selbst ein ehrliebender Privatmann, vielmehr eine ehrliebende Regierung zurück weisen mußte, denn es liegt ohne allen Zweifel etwas Erniedrigendes darinn. Herr v. G. sagt Seite III von sich selbst: „er sey ein „Mensch, der von jedem, der das Gute wolle, „sich ohne Wiederstand an einem Fädchen leiten „lasse, der aber, wenn man ihn mit Stricken binden wolle, sie gewiß zerreisse, und noch mit „den Stücken um sich schlage" (welches letztere eben nicht löblich genannt werden kann.) Wie mag er es denn der Regierung verargen, wenn sie sich nicht mit dem Stricke seines Buches wollte binden lassen?

Der Herr Staats-Canzler empfing die Proposition „mit nicht geringem Erstaunen," führte dem Hr. v. G. zu Gemüthe, daß seine Injurien-Klage gegen die Minister blos deshalb von den Gerichten zurück gewiesen worden, weil sie „nach „ihrem pflichtmäßigen Ermessen, die Injurie nicht „für begründet halten können" — daß „seine Beschwerde im verfassungsmäßigen Wege durch die „geordneten Instanzen geprüft und als unstatthaft „verworfen worden" — „daß die Regierung nicht „gleichgültig dabei seyn könnte, wenn ein Beamter den Geist der Insubordination so weit treibe, „gegen die Verfügung einer vorgesetzten Dienstbehörde vor dem Publicum in die Schranken zu „treten, zumal in einer neuen Provinz, wo man „für Mißverständnisse über den Staat nicht unempfänglich sey — und wenn dieser Beamte sogar zu seiner vermeynten Rechtfertigung Acten „benutze, die nur das Dienstvertrauen ihm in die „Hände gegeben" — endlich „daß Hr. v. G. seine „Ehre wohl ganz ohne Grund für gekränkt halte, „und solche durch eine positiv strafbare Pflichtverletzung wieder herstellen wolle," darum warne er „ihn vor den Folgen, „da sein Weg nicht zum „Märtyrerthum für das Gute, sondern zur Strafe „für Verbrecher führe, die nach allen menschlichen „Ordnungen dafür gelten." Der Staats-Canzler „verkenne übrigens nicht die Dienste, welche Hr. v. „G. dem Staate schon geleistet, die Kenntnisse und „Talente, womit er ihm noch ferner nützlich seyn „könne." Darum sey auch „die schon jetzt verdiente „Rüge noch verschoben worden" aber das Ausgeben der Schrift werde jede Nachsicht unmöglich machen u. s. w.

Alles, was der Staats-Canzler in seinem Schreiben gesagt, widerlegt Hr. v. G., in hinzugefügten langen Noten, Punct für Punct; er leugnet sogar, daß der Staats-Canzler erstaunt gewesen seyn könne, und behauptet, derselbe habe keine Zeit gehabt, sich selbst von der Sache genau zu unterrichten, sondern habe blos nach dem Vortrage und Gutachten des Referenten entschieden; denn es sey undenkbar, daß eben der Mann, der sich des Hr. v. Berlepsch so edel angenommen, seinen Schutz einem seiner eigenen Officianten versagen sollte. Die Wiederherstellung seines guten Nahmens stehe nicht in der Gewalt irgend einer Behörde, sondern sey nur durch Offenkundigkeit der Unwahrheit und Unrechtmässigkeit der gemachten Verunglimpfungen zu erlangen. Aus dem Zurückweisen seiner Injurien-Klage folge nicht, daß dieselbe wirklich unstatthaft gewesen. Das Kammergericht habe Unrecht gehabt. Er habe, in einer besondern Vorstellung an den König, ausdrücklich erwähnt, daß er die Acten wolle drucken lassen. Hätte man das nicht gewollt, so hätte man es ihm verbieten sollen. Ein solcher Befehl würde freylich ungerecht gewesen seyn, allein dem hätte er sich unterwerfen müssen. Hingegen habe er gar keinen Bescheid erhalten, und folglich voraussetzen müssen, daß man es stillschweigend gut geheißen. Warum denn ein Beamter nicht vor dem Publicum in die Schranken treten dürfe? das Forum des Publicums sey ja keine Instanz? Wäre dieß Forum incompetent, so gebühre es ihm selbst, die Sache zurück zu weisen. — (auf welche Art kann das Publicum eine Sache zurückweisen? etwa durch laute Mißbilligung? dann hat es aber nicht zurückgewiesen, sondern bereits entschieden.) — Schiefe Urtheile und Mißverständnisse verhüte man am sichersten durch Vorlegung der Acten, und die Benutzung öffentlicher Acten sey nirgends untersagt. Uebereilt habe er sich nicht, und folglich —

ließ Hr. v. Grävell seine Schrift in's Publicum gehen, obgleich auch der Geheime Legations-Rath Eichhorn ihm schrieb: „Sie stellten Bedingungen, daß keine ehrliebende Regierung darauf eingehen konnte, am wenigsten eine solche, „die, nach ihrer festen Ansicht, Ihnen kein Un-

„recht gethan zu haben glaubte.“ Hr. v. G. meynet dagegen, eine ehrliebende Regierung dürfe wohl Rückschritte thun, denn es gebe, nach dem Ausspruch unserer größten Philosophen, keine größere Inconsequenz als die Consequenz im Unrechte. — Hierauf erfolgte denn sogleich die Suspension und Anordnung der fiscalischen Untersuchung, doch wird dem Hr. v. G. sein volles Gehalt fortgezahlt, damit, wie der Herr Staats-Canzler sich sehr human ausgedrücket, „er nicht „über Härte klagen solle.“

Die Untersuchung ist unter andern auch darüber verhängt worden, daß Hr. v. G., als Regierungs-Commissarius auf den v. Schöningschen Stifftsgütern, einem Manne von 67 Jahren, wegen seiner Widerspenstigkeit und Impertinenz, 15 Peitschenhiebe geben lassen, die ihm jedoch, da er ein ganz gesunder und rüstiger Mann ist, nach ärztlichem Zeugniß gar nicht geschadet haben. Gesetzt aber auch, sie hätten ihm geschadet; gesetzt, Hr. v. G. habe sich dadurch vergangen; so scheint uns, doch daß er, um dieser Ursache willen, keiner Untersuchung vor dem Oberlandesgerichte unterworfen werden konnte. Denn sein Commissorium lautete ausdrücklich dahin: „daß er die, eigentlich der Churmärkischen Regierung gebühren„de Oberaufsicht übernehmen und im allgemeinen „deren Stelle vertreten, mithin auch deren „Rechte und gesammte Pflichten ausüben solle.“ Wenn nun die Churmärkische Regierung das Recht hatte, den alten Aufwiegler durch Peitschenhiebe zu züchtigen, so hatte offenbar Hr. v. G. dieses Recht auch, und wenn es sich finden sollte, daß er zu weit gegangen wäre, so könnte solches blos der Regierung zur Last gelegt werden, daß sie das Individuum nicht vorsichtiger gewählt, dem sie ihre Macht anvertrauen wollte; sie allein aber konnte und durfte den Irrenden zurechtweisen. So wenigstens scheint es dem schlichten Menschenverstande.

Die Farben, mit welchen der Verfasser den Herrn Justitzminister von Kircheisen schildert, sind sehr dunkel. Er habe — so heißt es — den Herrn von G. schon längst nicht wohl leiden mögen, ohne daß zu erklären sey, warum; er habe ihn für ein Genie gehalten und darum für nöthig erachtet, dessen Aufflug zu hemmen; ferner: „wenn „derselbe sich hinreissen lassen, die königliche Ca„binets-Ordre zu benutzen, um Hr. v. G. sein „Gewicht fühlen zu lassen, so sey dieses Verfah„ren doppelt betrübend, da es unter dem Schein „des Rechts und von dem Chef der Justiz-Ver„waltung geschehen sey.“ Diese Anschuldigungen sind so hart, daß, wenn sie gegründet wären, dem Hrn. v. Kircheisen die Fähigkeit zum Justiz-Minister gänzlich fehlen würde; denn ein Mann, der ohne Ursach die Menschen nicht leiden mag, und dessen persönliche Abneigung Einfluß auf sein officielles Verfahren hat, ein Mann, welcher glaubt, es sey nützlich für den Staat, Genie's zu unterdrücken; endlich sogar ein Mann, der königliche Kabinetsordres benutzen könnte, um Jemanden sein Gewicht fühlen zu lassen — ein solcher Mann sollte doch durchaus nicht Justizminister seyn. Herr von Kircheisen ist aber würklich Justizminister, folglich sind auch jene Anschuldigungen unglaublich, bis sie scharf bewiesen werden. Nur so viel scheint wahr zu seyn, (ob wir gleich auch hierüber uns kein Urtheil anmaßen) daß Herr von Kircheisen bisweilen in Widersprüche verfällt. Man erinnere sich, was in der Hornschen Sache ihm vorgerückt wurde. Hier ist es noch auffallender. Er hat nehmlich den Injurienproceß, den der gepeitschte Alte gegen Herrn von Grävell angestellt, ganz rechtlich gefunden, obgleich dieser blos von Amtswegen gehandelt, und obgleich der Herr Minister selbst in einem frühern Rescripte ausdrücklich erklärt hatte: „daß eine Mißhand„lung, welche ein Policeyofficiant in Ausübung sei„nes Amtes begangen, keine gerichtliche Untersu„chung begründe, weil das Vergehen von einem „andern, der nicht mit öffentlicher Gewalt bekleidet gewesen, gar nicht hätte begangen werden „können“ — und ob es begangen worden, das müsse zunächst dessen Dienstbehörde beurtheilen. Nun, das war hier geschehen; die Dienstbehörde des Herrn v. G. hatte dessen Benehmen gebilligt; die Mißhandlung — wenn es so zu nennen — war in Ausübung des Amtes angethan worden; folglich begreifen wir nicht, wie der Herr Justizminister dennoch so verfügen konnte, wollen aber auch nicht zweifeln, daß er gute, Rechtsbeständige Gründe dazu gehabt haben möge.

Was schließlich noch den Druck dieser Schrift anlangt, so glauben wir, Herr v. G. lege ein zu großes Gewicht auf den Umstand, daß er sein Vorhaben, sie drucken zu lassen, überall angekündigt, daß man aber auf diese Ankündigung nicht geachtet, dazu geschwiegen, ihn folglich gewissermaßen berechtigt habe dieses Vorhaben auszuführen. Dieser Schluß ist wohl irrig, denn gesetzt, er sey nicht dazu befugt gewesen, so hat wohl noch Niemand eine unrechte Handlung damit entschuldigen können, daß er bewiesen, sie sey zuvor von ihm an-

gekündigt worden. Auch leugnen wir nicht, daß es einen widerlichen Eindruck auf uns machte, als wir S. 132 lasen, wie Herr von G. ein Evangelium auf sich anwendet: „Sehet, wir gehen „hinauf gen Jerusalem, und es wird Alles vollen„det werden, das geschrieben ist durch die Prophe„ten von des Menschen Sohn — Er aber ging ge„trost.“

Höchst wichtige Anzeige.

Es ist in unserm lieben Deutschland ein Institut zu Stande gekommen, dessen sich bis jetzt kein Volk auf dem Erdboden zu erfreuen hatte. Verstand ist gut Ding, aber wenn er nicht geordnet und geregelt wird, so geräth er leicht auf Abwege. Um dieß zu verhüten, ist in dem Königreiche Hannover, und zwar zu Stade, eine Intelligenz-Redaction errichtet worden, wo Jedermann für die Gebühren seine Intelligenz kann redigiren lassen. Wir haben aus diesem vortrefflichen Institut ein gedrucktes Blättchen vor uns liegen, in welchem über Insertionsgebühren quittirt wird, und unter welchem mit gewaltig großen Buchstaben gedruckt steht:

Intelligenz-Redaction.

Wir schämen uns, gestehen zu müssen, daß wir den Hrn. Intelligenz-Redacteur nicht kennen, obgleich er ohne Zweifel einer der ersten Köpfe Deutschlands ist. Von der hannövrischen Regierung finden wir es hart, daß sie es dem Zufall überlassen hat, die Existenz dieser in der Welt einzigen Anstalt allgemein bekannt zu machen. Oder sollte Stade sich nur mit der hannövrischen Intelligenz befassen?

Berichtigung.

In der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung, und vermuthlich in mehrern andern Zeitungen, steht: „Der, durch seinen Streit mit Kotzebue bekann„te Professor Lindner, sey durch die Polizey „aus Aachen gewiesen worden.“ — Einen Streit hat der Unterzeichnete nie mit diesem Manne gehabt. Der sogenannte Professor Lindner hat dem Unterzeichneten heimlicherweise ein Manuscript entwandt, das ist kein Streit. Der Leipziger Schöppenstuhl hat erkannt, daß der Unterzeichnete würklich das Recht habe, den sogenannten Professor Lindner wegen dieses Diebstahls zu belangen; das ist kein Streit. Wenn ein Chevalier d'industrie sich im Gedränge in die Tasche eines ehrlichen Mannes verirrt, kann man sagen: der ehrliche Mann sey mit dem Chevalier d'industrie in Streit gerathen?

Kotzebue.

Literarische Notizen.

In den Warschauer Jahrbüchern der Freunde der Wissenschaften steht eine Abhandlung von Arnold über die Freygebigkeit der Könige von Polen für die Arzneikunde 1697. Ein gewisser Lorlhöffel errichtete die erste anatomische Schule in Warschau 1736. Das Volk wollte ihn steinigen. Nur der Kronmarschall konnte es noch im Zaume halten. — Als 1782 ein gewisser Czerwiakowsky in Cracau Leichen zu secirem anfing, wollten die Fleischer einen Aufstand erregen. — In der Tiefe der Karpathischen Gebirge, die übrigens keine Spur einer allgemeinen Umgestaltung der Erde tragen, finden sich Meermuscheln aus den südlichen Climaten. Die Berge werden immer niedriger. Das Clima war milder in den Thälern, als die Berge noch höher waren. — Der Doctor Wolf behauptet: der bekannte Weichselzopf werde meistens künstlich durch Zusammenwachsen der Haare hervorgebracht, und sey keine specifische Eigenschaft der Krankheit. Der Aberglaube verehrt ihn als ein Universalmittel gegen alle Krankheiten. Bei sonst gesunden Mannspersonen soll das Abschneiden des Weichselzopfs mit keiner Gefahr verbunden seyn, diese Erfahrung habe man oft an Recruten gemacht. Aber bei Frauenzimmern sey es gefährlich. (Alles das streitet sehr gegen die bisherige Meinung.) —

Für die Klagelieder und Briefe unberühmter Personen, über Gegenstände der Zeit möge folgendes Pröbchen den Maasstab geben: „Wenn man einen König beliebt machen will, so miethe man [illegible] wohl verpichte Kehlen „von Kolporteurs, Moucharde, Auctionairs, schmiere sie mit Eau de vie, und lasse sie den Tag über umherziehn und ausrufen: es lebe der König!“ — „Wir befehlen unsern Ministern, den Gehalt der Justizbeamten so einzuschränken, daß sie noch eine Profession, wie Schweinschneider, Schornsteinfeger, daneben treiben können.“ —

Zur Nachricht.

Auch die zweite Auflage des Ersten Bandes dieses literarischen Wochenblatts ist nunmehr vergriffen, und wir kündigen hierdurch die dritte unveränderte Auflage an. Bis zur Beendigung derselben, soll es jedoch nicht an Exemplaren fehlen; weil wir mit Benutzung der übrig gebliebenen Defecte, diejenigen Stücke zuerst drucken, welche zur Ergänzung vollständiger Exemplare nöthig sind.

Weimar, den 18. Okt. 1818.

Hofbuchhandl. der Gebrüder Hoffmann.

Digitized by Google

Hierbei Intelligenzblatt No. 3.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 40. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Nachricht von einem Urtheil wider Herrn von Kotzebue.

Da sich der Herausgeber dieser Blätter anjetzo nicht hier in Weimar, als dem Druckorte derselben, befindet, so haben einige Freunde desselben es für nöthig gehalten, das Folgende sogleich selbst im Publikum bekannt zu machen, um einer unrichtigen Verbreitung zuvor zu kommen. Der Herr Geh. Hofrath Luden in Jena, nachdem er wegen der literarischen Bülletinsache in der Nemesis die Selbsthülfe ausgeübt hatte, forderte auch die gerichtliche Hülfe der Grosherzoglichen Regierung in Weimar schon im April d. J. wider Herrn von Kotzebue auf; verzichtete aber — (wie wohl- und klugdenkende in delicaten Fällen zu thun pflegen,) — in seiner Denunciations- (also nicht Klag-) schrift ausdrücklich auf Privat-Genugthuung, und trug blos auf Bestrafung und Bekanntmachung des Strafurtheils an das Ruß. Kais. Staats-Ministerium an. Hr. von Kotzebue gab hierauf die abgeforderte schriftliche Erklärung zu den Acten, des ohngefähren Innhalts: „daß dieser Antrag des „H. L. vorerst von der definitiven Entscheidung wegen „Entwendung des Bülletins abhänge; daß H. L. unbe„fugt, leichtsinnig, und gegen die des Kais. v. Rußland „Maj. schuldige Ehrfurcht gehandelt habe; daß „auch diese Behauptung, als ein Theil des anhän„gigen Criminal-Processes gegen Hr. L... jetzt „nicht zu einer Klage gegen K.. dienen könne; daß „die gerügten Ausdrücke nicht gegen Hr. L.. ge„richtet seyen, daß er überhaupt gegen dessen Per„son nichts habe, und wenn er die Nemesis für „eine revolutionäre Schrift halte, so sey dieses ein „literarisches Urtheil, das sich Hr. L... auch gegen „ihn erlaube *); daß er daher vielmehr ernste Ahn„dung wegen der ihm von Hr. L.. zugefügten In„jurien verlangen könne u. s. w." — Nach dieser Eingabe erfolgte keine weitere Verhandlung. Die Acten wurden von der Grosherzogl. Regierung zum Spruch ins Ausland versendet, und Hr. L.. hievon in Kenntniß gesetzt.

Nun lautet das jetzt bekannt gemachte Urtheil in der Sache, das von der Juristenfacultät in Würzburg gefällt worden ist, — im wesentlichen also: „Herr v. Kotzebue soll erstlich Ehrenerklä„rung thun, hernach Widerruf thun, hernach alle „Kosten bezahlen, und hernach soll das Urtheil dem „Kaiserl. Russ. Staats-Ministerium auf gehö„rige Art bekannt gemacht werden." (Ob die gehörige Art auf gerichtlichem oder diplomatischem Wege schicklich geschehen kann und soll, ist nicht bestimmt.) In wie ferne hier ein bischen viel auf ein Mal erkannt sey, oder das Erkenntniß im richtigen Rechtsverhältnisse mit der ganzen Sache stehe, muß dem Hn. v. K. umständlich zu beleuchten überlassen bleiben. Wir glauben, ohne alle persönliche Zu- und Abneigung, folgendes bey diesem, für das h. z. T. so sehr anschwellende literarisch-politische Injurienkapitel, interessanten Streite, äußern zu dürfen. Die Herren Urtheilsfinder*) von Leipzig verurtheilten den Herrn Geh. Hofrath Luden, sowohl wegen des bekannt gemachten, nicht auf dem reinsten Wege in seine Hände gekommenen Bülletins, als auch wegen der Injurien gegen Herrn Staatsrath v. Kotzebue, ohne vorherige Defension. Das war vielleicht zu früh. Die Herren Rechtsprecher von Würzburg verurtheilen, ehe jene Sache aus ist, auf wenige Actenblätter den Hn. v. K., und ohne Rücksicht auf den Verzicht des Herrn L. Das war vielleicht zu früh und zu streng oder unangemessen zugleich. So verschieden sind also die Ansichten der Herren Juristen! Die Herren Schöppen sprechen wider den Herrn Professor; die Herren Professoren für den Herrn Professor. Das letzte Urtheil, so viel wir einsehen, steht mit den Acten, zu denen es gehört, und mit der Natur der Sache schwerlich im Einklange. Die Antwort des Hrn. v. K. auf Hrn. Ludens Denunciation enthält eine Ehrenerklärung gegen des letztern Person und über des erstern Behauptungen, die sonst im Gericht von weiterer Einlassung und Streit befreite. Sonst war auch ein Verzicht auf

*) Dergleichen Urtheile gesteht selbst Hr. Hofrath Gentzer dem Herrn v. Kotzebue zu, indem er sich Herrn Ludens annimmt.

*) Urtheilsfinden sagten die alten Deutschen von ihren Schöppen, die eine Art von Jury waren. Dabey galt aber noch, wie jetzt, daß man das Urtheil nicht blindlings finden, sondern mit scharfen Augen suchen soll.

Privatgenugthuung von rechtlicher Würkung. Machen denn nun die Herren Professoren von Würzburg nicht eine freigebige Ausnahme, wenn sie dem Hrn. Professor in Jena dasjenige zusprechen, was bereits geschehen war, nämlich die Ehrenerklärung und worauf er schon im Voraus verzichtet hatte, nämlich den Widerruf?

Es ist doch bekannt genug, daß im Antrage auf Widerruf die Absicht einer tiefen Kränkung und Beschimpfung liegt. So etwas Schlimmes wollte selbst der sich beleidigt achtende Hr. Luden nicht; warum erkannten es die Unbeleidigten? Es ist ja selbst in Webers berühmter Schrift über Injurien ausgeführt, (älterer Juristen zu geschweigen,) daß Widerruf zur Privatgenugthuung gehöre, und nur erkannt werden könne, wenn der Kläger sie verlange. (Weber Th. 2 No. 14.) Herr Luden war — nur Denunciant, nicht Kläger, und hatte, wie gesagt, statt Privatgenugthuung zu verlangen, darauf verzichtet. Um so mehr, dünkt uns, hätten die Urtheilsprecher, die Webers Schrift etlichemal für Hrn. L. anführen, dessen Meinung vom Widerruf als Privatstrafe auch wider Hr. L., ja dessen eigener Absicht gemäß, geltend machen, und den Widerruf mit mehrerm Rechtsgrunde unterdrücken sollen, als vielleicht andere Urtheilsverfasser die Einrede des incompetenten Gerichtsstandes zuweilen zu überhüpfen sich kein Bedenken machen.

Doch wir müssen, wie gesagt, dem H. v. Kotzebue überlassen, was er in Materie und Form gegen diesen Rechtsspruch einzuwenden haben möge. Dergleichen Fälle der neuern Zeit können wenigstens den wissenschaftlichen Gewinn haben, eine bessere Injurien-Gesetzgebung zu veranlassen. Sonst hing man, trotz des Tadels des ernsten Zasius, von der Nachbeterei der gemeinen Meinung der Doctoren ab, und unser Zasius nennt sie eine Pest der Wahrheit, die aus einem favore conspirato entstehe. Jetzt herrschen abwechselnd juristische Sectenführer, auch nicht ohne Nachbeterei u. s. w.; und darneben haben wir solche Bußformen für die Injurianten, welche nur zu geeignet sind, Rachegeist und Rachefeuer der Staatsbürger und des reizbaren Geschlechts der Literatoren unter einander, zu nähren. Hierinn hat das Preußische Landrecht, durch die Art die Injurien zu ahnden, und dem feindseligen Verfolgungsgeiste der sogenannten Privatgenugthuung entgegen zu wirken, — schon einen Vorschritt zum Bessern gethan.

Ueber Constitutionen.

Wir sind abermals wegen unserer politischen Grundsätze zur Rede gestellt worden, diesmal zwar nicht von einem lieben alten Freunde, aber doch auch von einem, wie es scheint, sehr rechtlichen und verständigen, wenn gleich uns unbekannten Manne, dem wir folglich recht gern Rede stehen. Nur müssen wir erinnern, daß eine längere Fortsetzung des Streites Vielen unserer Leser mißfällig seyn mögte, und wir also keine Duplik weiter aufnehmen können. Hingegen werden wir getreulich abdrucken lassen, was uns vorgehalten worden und dasselbe blos mit einigen bescheidenen Anmerkungen begleiten.

In No. 42 Ihres literärischen Wochenblatts haben Sie, bei Gelegenheit der Erzählung Ihres bekannten Streites, über Ihr, Ihnen entwandtes Manuscript, als Ihre Ueberzeugungen in Rücksicht auf statistische Gegenstände, manches mitgetheilt, was auffallen muß und hoffentlich nicht bei mir allein Widerspruch findet. Weil Sie Freiheit der Meinungen einräumen, (worunter Sie die freie Aeußerung derselben verstehen müssen, da ein bloßes Denken und Meinen, ohne Mittheilung des Gedachten, ja gar nicht gehindert, also auch nicht verboten werden kann, mithin nicht erst einer Erlaubniß bedarf) so werden Sie mir erlauben, auch meine Meinung zu äußern, über die von Ihnen besprochenen Punkte. Wann ich Ihnen nun gestehe, daß ich mir nicht schmeichle, die Ueberzeugung eines Mannes, wie Sie sind, rückgängig machen zu können, sondern mich einzig zu diesen Mittheilungen durch Ihre Aeußerungen gezwungen erkläre, so müssen und werden Sie mir diese, von mir gefühlte Verpflichtung, meine Ueberzeugungen in Betreff obiger Punkte gleichfalls dem Publiko mitzutheilen, um so mehr zugestehn, da Sie selber das Verschweigen Ihrer Ueberzeugungen sogar für Verrath gehalten haben. Weil endlich Sie Ihr Wochenblatt sowohl zum Herolde, als auch zu Archive freier Aeußerungen gestempelt haben, so werden Sie hoffentlich gestatten, daß ich zur Publicirung meiner Meinung Ihr Institut benutze und dieß mag mein Ersuchen entschuldigen, welches hiemittelst an Sie ergeht, meinen ganzen Brief sobald als möglich in Ihrem Blatte abdrucken zu lassen, wobei es sich von selbst versteht, daß ich in Rücksicht der Kosten mich zu jeder billigen Erstattung verpflichtet halte.

(Es scheint doch fast, der Herr Briefsteller setze eine Art von Mißtrauen in unsere Rechtlichkeit, weil er diesen langen Eingang für nothwendig hielt. Es versteht sich von selbst, daß wir sein Recht anerkennen, nicht blos zu denken und zu meynen, sondern auch das Gedachte laut zu äussern.

Von Erstattung der Kosten kann übrigens nicht die Rede seyn; denn unbedeutende Artikel nehmen wir nicht auf, und für bedeutende, die wir aufnehmen, sind wir den Verfassern zum Dank verpflichtet.) —

Ich will nun zur Beleuchtung Ihrer ausgesprochenen Ueberzeugungen schreiten, und diese einzeln durchgehen, aus demselben Grunde, welchen Friedrich der 2te in seinem Antimachiavell angiebt. Denn, so wie ich glaube, daß Ihre Ueberzeugungen aus der Quelle des Irrthums fließen, so halte ich auch dafür, daß die Promulgation solcher Ueberzeugungen schon Schaden bringend war oder werden könne, für die Staaten, in denen durch die Gerechtigkeit der Fürsten neuerdings Repräsentativ-Verfassungen eingeführt sind, für diejenigen Staaten aber, wo die Fürsten eben im Begriff stehen ihre Völker mündig zu sprechen, sogar höchst schädlich ist.

(Wir glauben das Gegentheil, wir halten sie für höchst nützlich, und würden, wenn jene Ueberzeugungen hie und da beachtet werden sollten, auf den Glauben sterben, daß wir etwas Gutes gestiftet hätten. Uebrigens sind wir der Meynung, daß kein Fürst sein Volk mündig sprechen kann, wenn es nicht mündig ist. Daß aber ein Volk nie mündig wird, und noch kein Volk auf der Welt mündig gewesen ist, lehrt die Erfahrung aller Zeiten. Will man die Mündigkeit nach Jahren oder Jahrhunderten abmessen, so erinnern wir den Herrn Briefsteller, der ein Jurist ist, an die Frauenzimmer, die zwar auch mündig werden, aber doch, so lange sie leben, eines Curators bedürfen; er gehe in Gedanken alle die Gründe durch, warum diese Beschränkung nothwendig ist, und er wird finden, daß sie Alle auch auf die Völker passen; darum sollte er den souverainen Fürsten wenigstens als Curator seines Volkes gelten lassen. Es giebt freylich auch ungetreue Curatoren, das beweißt aber nichts gegen ihren Nutzen im Ganzen.) —

Gleich Ihnen bin ich der Meinung, daß alle Leidenschaftlichkeit aus Untersuchungen zu verbannen sey, und werde streben, dieß durch die That zu zeigen; und um dieser Versicherung willen, bin ich Ihrerseits gewärtig, daß Sie nicht Beleidigungen werden finden wollen, wo ich keine hineinlegte.

(Wir sind weit davon entfernt, bezeigen vielmehr dem Verfasser unsere aufrichtige Hochachtung.) —

Nun zur Sache!

Wenn Sie in der citirten Stelle Ihres Blattes behaupten:

„daß repräsentative Verfassungen zwar in vieler Hinsicht sehr gut und wünschenswerth, aber durchaus nicht der einzige Weg zum Volksglücke, und als ein neuer Weg immer bedenklich einzuführen sind"

so habe ich hierbei zu erinnern, daß jetzt in Europa die Frage nicht ist, ob Repräsentativ-Verfassung der einzige Weg zum Völkerwohl sey, sondern ob er ein besserer Weg sey, als diejenigen, welche bisher in Europa von den Fürsten und ihren Räthen eingeschlagen sind, und dieß ist sowohl zu bejahen, als es deutlich dargethan werden kann; ich muß weiter anführen, daß der jetzt beliebte Weg zum Staatenwohl keineswegs ein neuer ist; wenn Sie bei diesem Worte nicht einzig und allein die Zusammenstellung eines Erbfürsten als Staatsoberhauptes mit den Volksrepräsentanten gemeint haben; denn übrigens kennt, auch ohne republikanische Form, die Geschichte gar viele Staaten in denen eine Volksvertretung statt gefunden. Ich will nicht erwähnen der Lykurgischen Staatseinrichtungen, und ihrer theilweisen Nachahmungen zu Athen, ich will hier nicht mich in Untersuchungen über den Character der römischen Verfassung bis auf August verlieren, noch auch der Vorzeit aller germanischen und nordischen Völkerstämme gedenken, wo sich allenthalben eine mehr oder minder entwickelte Volksvertretung nachweisen ließe;

(Daran zweifeln wir.) —

sondern ich will Sie nur erinnern an die Verfassungen mancher lombardischen und deutschen Städte,

(Wir haben mehreremale ausdrücklich erklärt, daß wir in einzelnen Städten die Volksvertretung für passend halten, weil jeder verständige Bürger von dem Gemeinwesen seiner Stadt wohl unterrichtet seyn kann; weil dieses Gemeinwesen immer sein eigener Kreis, und er folglich im Stande ist, alle nöthige Erfahrungen zu sammlen; es giebt da keine Peripherie, die aus dem Mittelpunkte regiert werden muß, und wozu eben Kenntnisse gehören, die ein Volk nicht haben kann. Und doch wird selbst in freien Städten monarchisch verfahren, sobald nach aussen gewirckt werden soll. Eine solche Stadt ist gleichsam ein Planet, der seine Bewohner ihr Wesen treiben läßt, so lange sie sich darauf beschränken, seine eigene Oberfläche so oder anders zu gestalten, der aber in seiner Kraft fort wandelt, anzieht oder abstößt, leuchtet oder sich verdunkelt, oder gar Steine nach andern Planeten schleudert, ohne von dem Notiz zu nehmen, was die Bewohner, die auf ihm herum krabbeln, davon meynen mögten.) —

— an die Verfassung der Schweizer'schen Eidgenossenschaft, an ihre Nachahmung in den vereinigten Provinzen der Niederlande, an England, welches schon seit vielen Jahrhunderten und nicht ohne Succeß den Weg der Repräsentation gewandelt ist, und endlich muß ich Ihnen Nordamerika's schönes Beispiel vor Augen halten, welches allein schon das jetzige Streben in Deutschland nach ähnlichem Völkerglücke vollkommen rechtfertigen kann. —

(Des Verfassers Beyspiele sind nicht glücklich gewählt; aber freylich gab es keine andere. Was aus den Schweitzern und Holländern, trotz ihren Verfassungen, geworden, ist bekannt; was sie gewesen, kann nicht in Anschlag kommen, denn auch manche verwilderte Monarchieen sind gut gewesen, und können weit leichter wieder gut werden, wenn sie auch einmal herunter gekommen sind. Hierin liegt einer der größten, bis jetzt von den politischen Schriftstellern wenig oder gar nicht beachteten Vorzüge der Monarchieen, daß sie plötzlich wieder aufstehen und ihr Haupt stolz empor heben können, wenn auch, nach mehreren schlechten, nur wieder Ein guter Regent erscheint. Republiken, Einmal gefallen, richten sich selten oder nie wieder auf. Die Schweitzer und Holländer haben das bewiesen. Was die Engländer betrifft, so halten wir ihr Glück noch für sehr problematisch; wenigstens ist ausgemacht, daß nirgend mehr drückende und empörende Armuth herrscht als in England. Nord-Amerika ist noch ein junger, aufstrebender Staat, in dem der erste Impuls noch fortwürckt. Das Lob, welches jetzt an Amerika — schwerlich immer mit Recht — so übermäßig verschwendet wird, ist sicherlich auch den Schweizern und Holländern im Anbeginn ihrer Verfassungen eben so reichlich gezollt worden, und was sind sie jetzt? — Die österreichische Monarchie z. B., in der unbezweifelt Völker-Glück herscht und fast zu allen Zeiten geherrscht hat, blühte immer fort, während jene Ephemeren aufstiegen, leuchteten und verschwanden.) —

— Die „Reibungen," welche Sie in einem Repräsentativ-Staate fürchten, sind so furchtbar nicht, denn sie bestehen meistens nur aus Worten, die in den Debatten der Versammlungen vorkommen und im Allgemeinen muß man diese Reibungen als etwas Wohlthätiges betrachten, da sich durch sie erst jede Kraft des Geistes recht entwickelt, und stärkt, da sich erst durch Discussionen ein wahres Licht über manche Gegenstände verbreitet, welche, so wichtig sie auch manchmal seyn mögen, in Monarchien oft Jahrhunderte lang im Dunkel bleiben.

(Durch Reiben kann man freylich am Ende Licht hervorbringen, und es ist noch jetzt die Art, wie manche wilde Völker sich Feuer verschaffen; aber die beste und leichteste Art ist es nicht. Uebrigens haben die größten Genie's fast immer in Monarchieen gelebt, selbst die, welche Ideale der Gesetzgebung schufen; man denke an Montesquieu, Beccaria, Filangieri, Feuerbach u. s. w.) —

Untersuchen Sie gefälligst was eigentlich die gerühmte Ruhe in einer absoluten Monarchie sey! Sie werden finden, daß sie meistens nur eine geduldige Stille indolenter oder durch die Macht der Umgebung und Gewohnheit schlaff gewordener Geister ist. Sceletisiren Sie die Europäischen Monarchien und Sie werden sie meistens zusammengesetzt finden aus Producten einer Leidenschaft; die Ehrsucht und den Geldgeiz werden Sie obenanstehend finden, als producirende Kräfte. Nur selten wo, hat reine Vernunft ihr Scherflein beigetragen, nur hie und da finden Sie Einrichtungen aus reinem Patriotismus entsprungen oder aus sonst irgend einer Tugend.

(Lauter unerwiesene Beschuldigungen.) —

Dieß Alles sehen die Unterthanen, aber schweigen in feiger Geduld.

(Warum denn gerade in feiger Geduld? Die Vernünftigen wissen, daß keine irrdische Regierungs-Form vollkommen ist, und deswegen schweigen sie; die Unvernünftigen hingegen wollen immer etwas neues, weil sie immer das Neue für das Vollkommenere halten, und deswegen schweigen sie nicht.) —

Einen blinden Gehorsam verabscheuen Sie gewiß, wenn ich nicht irre, als etwas, was der Menschheit unwürdig ist, weil es ihn erniedrigt zum abgerichteten Thiere. Dennoch ist dieser blinde Gehorsam, der für die Menschheit das Verabscheuungswertheste ist, für die absolute Monarchie das Wünschenswertheste, weil er die größte Einheit hervorbringt und das Regieren am leichtesten macht.

(Von Despotieen mag das gelten, von Monarchien gilt es nicht. Auch ist der Gehorsam nicht blind der, ohne weiter zu grübeln, sich auf Ueberzeugung von der Ueberlegenheit und dem guten Willen des Regierenden gründet. Ein Sohn, der seinem Vater folgt weil er ihm mehr Erfahrung als sich selbst zutraut, gehorcht darum nicht blind.) —

Darum finden Sie auch in wahrhaft absoluten Monarchien, wenn ihre Existenz von einiger Dauer war, alle Geisteskraft gelähmt oder gar getödtet, und statt

freier fröhlicher Bürger giebt's dort nur lebendige Maschinen, die würklich sind, was sie unter Briefe schreiben: gehorsamer Diener! weshalb auch die starke Aeußerung jenes großen Römers: liber in armis occubuisse potius quam regna videre, wohl zu entschuldigen seyn möchte.

(Wenn der Verfasser unter wahrhaft absoluten Monarchieen Despotieen versteht, so hat er Recht; sonst nicht.) —

Welch' traurige Bilder zeigt Ihnen nicht die Geschichte, da wo egoistische Alleinherrschaft auf der einen, blinder Gehorsam auf der andern Seite den ganzen Organismus des Staats ausmachte?

Soll ich Ihnen erst weitläuftig vorrechnen, wie hier Eifersucht einer Fürstin, dort Ruhm oder Ländersucht eines Fürsten, hier Rachsucht eines beleidigten Ministers und dort gar, Mirabile visu! die Eitelkeit einer gekränkten Maitresse in verheerenden Schlachten Gut und Blut der Bürger opferte, oder in Hofintriguen und Kabalen die Gerechtigkeit verhöhnte? Wo irgend, was man nicht selten findet, in Geschenken und Pensionen Tausende von Thalern vergeudet wurden an Unwerthe männlichen und weiblichen Geschlechts, wo irgend eine verkehrte Politik an schlechte oder kleinliche Zwecke Tausende von Menschenleben setzte, da wird man Sallust's Ausspruch nicht unpassend wiederholt finden: jam pridem nos vera rerum vocabula amisimus, quippe bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur; wie man denn überall seinen deutschen Mitbrüdern wohl zurufen könnte, was einst Cato seinen verweichlichten Mitbürgern an's Herz legte, nämlich dieß: inertia et mollitia animialius alium exspectantes cunctamini, dis immortalibus confisi: sed non votis neque suppliciis muliebribus deorum auxilia parantur; vigilanda agendo, bene consulendo, prospera omnia cedunt. —

(Sollen wir dem Verfasser erst weitläuftig vorrechnen, wie oft in Republiken bald die Schönheit einer Dirne, bald Ehr- und Geldgeiz eines Volksredners, bald Familien-Haß u. s. w. den ganzen Staat umwälzen? nirgend treiben die Leidenschaften ein freieres Spiel als in Republiken, oder überhaupt in repräsentativen Staaten, das ist eine alte, noch von niemanden bezweifelte Wahrheit.) —

Die Verstandesfähigkeiten eines Orangutang.

Hierüber hat der berühmte Anatom Cuvier Beobachtungen mitgetheilt, die der Herausgeber der psychischen Zeitschrift für Aerzte, aus den Annales du muséum d'histoire naturelle, im 2ten Hefte aufgenommen hat. Sie scheinen uns in doppelter Rücksicht einer weitern Bekanntmachung werth. Einmal, wie sehr sich das Thier in der Entwickelung der Verstandesfähigkeiten dem Menschen nähert, und zum Andern, wie wesentlich es dennoch vom Menschen verschieden bleibt, was unser Stolz doch wohl gerne hören wird. Der Orangutang, den Hr. Cuvier mit etlichen Freunden beobachtete, war etwa eilf Monate alt, als er im Winter 1808 aus dem Vaterlande dieses Affengeschlechts, der Insel Borneo, nach Paris kam. Er hatte durch Kälte und anderes Ungemach der Reise so gelitten, daß seine Gesundheit nur durch die größte, besonders auch psychische, Pflege zum Theil hergestellt werden konnte. Einer hartnäckig bleibenden Verstopfung konnte bis an seinen Tod nur durch Klystiere geholfen werden. Dieses Thier verdankte weder einer besonderen Erziehung noch Gewöhnung etwas; seine Handlungen, da es blos den Einfluß der Umstände erfuhr, waren desto unabhängiger und als bloße Willensäußerungen oder Naturtriebe anzusehen. Es war weibl. Geschlechts, und ziemlich ausgewachsen; seine Hände brauchte es, wie die Menschen, zu allen Hauptbewegungen, und blos in Nebendingen nicht, wo die Erfahrung noch nicht gewirkt hatte. Der Daumen reichte nur bis an das erste Glied des Zeigefingers. Bei der Nahrung, besonders wenn es eine unbekannte war, zog es den Sinn des Geruchs immer sorgfältig zu Rathe. Brod, Kaffee, Orangen liebte es sehr, und konnte, wie die Kinder, zu jeder Stunde essen. Musik machte, wie bei andern Säugethieren, keinen Eindruck, weil kein Verhältniß des Lebens sie zum natürlichen Bedürfniß macht; ein künstliches ist sie dem Menschen. Zur Vertheidigung biß er und schlug mit der Hand; doch zeigte er nur gegen Kinder einige Bosheit, mehr aus Ungeduld als aus Zorn. Im Ganzen war er sanft und liebte Gesellschaft, und Liebkosung, saugte auch gern an den Fingern derer, die sich ihm näherten; niemals an seinen eignen. Wenn er aufgebracht war, wälzte er sich auf der Erde, und sein Hals schwoll sonderbar an. Diese Thierart hat vielleicht, nächst dem Menschen, in seiner Organisation die schwächsten Mittel gegen Angriff und Gefahr; aber weit mehr große Fertigkeit zum Klettern als der Mensch. Die Natur muß ihr daher viel Vorsicht gegeben haben, was man auch bei diesem Affen bemerken konnte. Er war z. B.

anfangs bei dem ungewohnten Schwanken des Schiffs äußerst behutsam im Gang, hielt sich überall an u. s. w. Seine Vertheidigungsmittel waren List und Vorsicht, die einen Grad von Urtheilskraft und eine Fähigkeit zu generalisiren verriethen, die ihn gegen stärkere Feinde schützen konnte. Er saß gern sicher auf den Bäumen, und wenn Jemand Miene machte, nachzuklettern, schüttelte er aus allen Kräften an den Zweigen, um den Nachfolgenden zum Fallen zu bringen. Kamen viele neugierige Fremde, so versteckte er sich gern unter seine Decke, bis sie fort waren. In diese wickelte er sich auch sehr geschickt gegen die Kälte. Unter der Gewalt der Menschen nehmen die Bedürfnisse eines Thieres zu, die es in der Freiheit leichter befriedigt. Daher entwickelt sich ihr Verstand in jenem Falle mehr, dieser Befriedigung halber. Traurigkeit und Zorn drückte dieser Affe auf eine dem Menschen gewöhnliche Art aus. Während des Zürnens erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf von der Erde und hielt mit Schreien ein, um zu sehen, ob es einige Wirkung gemacht habe, und ob man Anstalt treffe, ihm zu willfahren: bemerkte er nichts Günstiges, so ging das Schreien wieder an. Da er Gesellschaft liebte, und er einst einen Riegel an dem Zimmer vorgeschoben fand, so war unser Affe auf den Stuhl gestiegen, um den Riegel erreichen und wegziehen zu können; was Cuvier für eine starke Aeußerung von Urtheilskraft hält. (Wir haben eine Katze beobachtet, die an den Drücker einer Thüre in die Höhe springt, und sich dran zu hängen sucht, um sich die Thür zu öffnen.) Mit dem Tischgeräthe ging's ihm, wie den Wilden, er war unbeholfen damit. Konnte er die Speisen nicht in den Löffel bringen, so gab er den Löffel dem Tischnachbar, um es für ihn zu thun; ein schief stehendes Glas suchte er mit der Hand zu stützen, u. s. w. Wir wünschen mit Hr. Cuvier, daß man von jeder Gattung Säugethiere etliche Arten auf diese Weise näher zu beobachten suchte, um den anziehendsten Theil der Naturgeschichte, nämlich die Gesetze für die intellectuellen Fähigkeiten, deren Gradation, und das Verhältniß zu den Sinnen und dergl. richtiger als bisher zu bearbeiten. — Die gelehrte Welt, die sich oft gern mit paradoxen Sätzen traktirt, hat den Verstand des Menschen von der Beschaffenheit seiner Hand und des Daumens abhängig machen wollen. Herr Cuvier sagt wohl mit Recht: „Ein Orangutang würde auch mit „vollkommenen Händen und Zehen eben so wenig „ein Mensch seyn, als ein Mensch ohne Hände „ein Affe seyn würde.“ Auch den Einfluß der Sinneswerkzeuge auf die Verstandesentwickelung haben diejenigen Natur-Philosophen übertrieben, welche alle natürlichen Erscheinungen, ohne Idee einer Zweckmäßigkeit und weisen Ursache, aus einem sich von innen herausentwickelnden organischen Leben erklären, und uns — mit Worten abspeisen.

Feine Sinnen — (wie sie der Orangutang besser als der Mensch besitzt,) vermehren wohl die Menge der Vorstellungen mehr oder weniger; sie können auch der Urtheilskraft mehr Stoff vorhalten; aber können sie irgend eine Veränderung in der Art und Weise der Benutzung dieses Stoffs darbieten? Der geringste Handarbeiter, der weder sein Gesicht geübt, noch die Abstufungen der Farben fein zu unterscheiden gelernt hat, gehört dennoch mit dem Maler, der aller Farbenspiele und Beleuchtung mächtig ist, in Eine Classe von Geschöpfen. — Cuvier entscheidet sich auch für innere Vorstellungen, ohne Hülfe der Sinne, die er als angebohrne Ideen betrachtet. Der Hauptgrund unsrer psychischen Verschiedenheit liege daher nicht in Bildung der Organe und Entwickelung der Sinne. Diejenigen intellectuellen Operationen und Aeußerungen, die ein Merkmal des Menschen sind, müssen daher aus höhern und mächtigern Ursachen entspringen, und offenbaren sich charakteristisch und überthierisch (wenn man so sagen darf,) durch den Gebrauch der Wahrnehmungen, und durch die Resultate; die ein Menschwesen aus den Vorstellungen zieht. — — —

Die Natur hat also Gottlob! eine sichere Scheidewand zwischen dem Affen und Menschen aufgerichtet. Das scheint indeß den letztern nicht zu hindern, daß er über diese aus Laune und Schwäche hinüber hüpft, und blos die Sprache beibehält. Der Deutsche spricht aber nach dem Affensprung gewöhnlich lieber französisch. *) Daher es wohl auch der Mühe lohnte, dieses quasi Affengeschlecht schärfer zu beobachten, und die Hof- und Staats-Affen, die Mode- und Möbel-Affen, die Zier-Affen u. s. w. vollständig zu charakterisiren.

*) Wenn man daher z. B. ein paar deutschen Frauen begegnet, die sogar auf der Straße französisch plaudern, so kann man zehen gegen Eins wetten: „die haben ihren Affensprung auch gemacht.“

Digitized by Google

Reisen.

Ein englischer Geistlicher, Nahmens Scheppard, hat 1816 eine Reise durch Frankreich, Italien, die Schweitz und Deutschland gemacht und 1817 zu Edinburg beschreibende Briefe herausgegeben, aus welchen die Miscellen aus der neusten ausländischen Literatur einige Bruchstücke liefern, unter andern folgendes:

In Stuttgard fand ich ein zu großes Mißverhältniß zwischen dem prachtvollen Königlichen Pallaste und dem Gesammteindruck, den die Hauptstadt gewährt. Die Königsstraße ist die einzig hübsche, und selbst hier sind die Häuser nicht massiv, und die Hauptzierde derselben ist der Königliche Stall, ein ungeheures Gebäude, dessen Bestimmnng durch die Pferde-Statuen auf dem Dache bezeichnet wird. Ein anderes in der nemlichen Straße liegendes öffentliche Gebäude führt die aus drey Sprachen gemischte vergoldete Aufschrift: Auswärtiges Ministerium. Rélations exétrieures. Sehr angemessen war es allerdings, bis zur jüngsten Umwandlung den Sitz der auswärtigen Verhältnisse in französischer Sprache zu verkündigen; denn daß sie hauptsächlich französisch gewesen waren, zeigte sich augenscheinlich im Königlichen Pallaste, wo ich das Schlafzimmer Napoleons noch immer mit einer Menge vergoldeter Adler, ruhend auf einer Gallerie in der Fronte des Prunkbetts, verziert, und die anstoßenden Gemächer mit Abbildungen seiner Siege bedeckt fand.

Die (jetzt verwittwete) Königinn ist allgemein beliebt und geachtet. Ich sah sie im Garten des Pallastes zu Ludwigsburg, wo sie täglich in einem offenen Phäeton ganz allein und gewöhnlich lesend, eine Spazierfahrt machte. Ich fand ihre Züge im Laufe der 20 Jahre, seit ihrer Abreise aus England sehr verändert. Ihre Liebe zur Zurückgezogenheit und ihre Melancholie ward von Personen, mit denen ich darüber sprach, pro forma dem schlechten Gesundheits-Zustande ihres Vaters zugeschrieben; aber es scheint, daß peinliche häusliche Verhältnisse diese Stimmung hervorgebracht haben. (Warum scheint es denn dem Herrn Reisenden so? und, wenn es nur so scheint, warum begeht er die Unschicklichkeit davon zu sprechen? jeder Privatmann würde solche Schnüffeleyen in seine häuslichen Verhältnisse übel nehmen; nur die Fürsten sollen sich jetzt alles gefallen lassen.) — —

Das Costüm der Studenten zu Heidelberg beschreibt Scheppard sehr drollig und meynt: schwerlich würde Philipp Melanchton, der einst auch hier studierte, in diesem Costüm die Collegia besucht haben. —

Beaufort, in seiner Reise nach Karamanien, an die Süd-Küste von Klein-Asien, erzählt: er habe stets so viel möglich die Sitte des Orients vermieden, Geschenke anzunehmen, wegen des Demüthigenden was für jeden Christen in der Annahme eines Geschenks von Seiten eines Türken liege.

Wenn z. B. ein auswärtiger Minister am Ottomanischen Hofe eingeführt werde, lasse man die Gesandtschaft in den äussern Vorzimmern des Serails verweilen, und wenn sie beim Despoten angemeldet worden, so sey die herkömmliche Formel seiner Antwort: Nährt und kleidet diese Christenhunde, und dann führt sie vor mein Angesicht." Dies also sey der wahre Sinn der Collation und des Ehrenpeltzes, womit man die Gesandten und ihr Gefolge empfange, und etwas ähnliches liege mehr oder weniger versteckt in jedem Geschenke. — —

Der Erzähler der Colonisirung von Neu-Seeland, in den oben angeführten Miscellen, liefert einen neuen Beweis zu dem alten lateinischen Sprüchworte: naturam si furca expellas et c.

Hier erhielten wir, so hebt er an, den Besuch eines Häuptlings von Bream Head, begleitet von dem bekannten Moyhanger, welchen Hr. Savage vor etwa sieben Jahren mit nach England brachte, wo er während seines dortigen Aufenthalts so große Aufmerksamkeit erregte. Es war uns äusserst anziehend, einen Mann zu sehen, der das Leben in so auffallenden Verschiedenheiten kennen gelernt, und den Wechsel des Schicksals in den Extremen der Rohheit und der Eleganz erfahren hatte. Hr. Savage spricht, in seinem kurzen Abrisse von dieser Insel, mit großem Lobe von dem gesunden Menschen-Verstande und dem regelmäßigen Betragen dieses Mannes; doch fand ich, nach allem was ich von ihm sah und hörte, jene Darstellung sehr übertrieben. Hr. Savage stellte den Neu-Seeländer dem Könige, der Königlichen Familie, dem Grafen Fitzwilliam und mehreren andern Personen vom hohen Adel vor. Zwar fanden auch wir in ihm einen wohlgebauten verständigen Menschen, doch schienen die Reize der gebildeten Gesellschaft keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, um ein Verlangen nach dem Genusse derselben zu erneuern. Vollkommen zufrieden mit seinem ursprünglichen Zustande zeigte er nicht die mindeste Geneigtheit ihn aufzugeben; auch hatte

der Roast-Beef Alt-Englands bey ihm keinen Widerwillen gegen das Neu-Seeländische Farrenkraut hervorgebracht. Lange unterhielten wir uns mit ihm, und unter andern erzählte ihm Hr. Marsden, sein Freund, Hr. Savage sey nach Indien gereist; allein mit anscheinender Gleichgültigkeit vernahm er diese Nachricht, und schien überhaupt für seinen Wohlthäter nicht die mindeste Theilnahme zu fühlen. Seine Ideen beschränkten sich vielmehr lediglich auf das, was er etwa von uns erbitten könnte. Wir gaben ihm einige Nägel, allein diese schienen ihn nicht zufrieden zu stellen, und er verlangte größere; auch fand er großes Wohlgefallen an einer Katze, die wir an Bord hatten; wir schenkten sie ihm. Ich fragte ihn, ob er den König Georg gesehn habe? Er bejahete es und fügte hinzu: Georg sey ein großer König, nicht aber der Gouverneur zu Port-Jackson. Sehr dringend lud er uns ein, an Land zu gehen, wo sein Häuptling, wie er sagte, uns mit Vergnügen sehen und uns eine Fülle von Schweinen und Kartoffeln verkaufen würde. Bedürften wir Bauholz, so könnten wir solches nahe am Dorfe in großem Ueberfluß erhalten. Auf unser Versprechen, seinen Häuptling noch im Laufe des Tages zu besuchen, äußerte er große Freude und gab uns beim Abschied die Zusage, alle nöthigen Schiffs-Vorräthe für uns in Bereitschaft zu halten. Meine Frage ob er nicht Lust hätte, wieder eine Reise nach England zu machen, beantwortete er verneinend, und erklärte, er habe keine Neigung sein Vaterland je wieder zu verlassen. —

Wirklich scheint Mayhangas Fahrt nach England weder für ihn noch für sein Vaterland den mindesten Nutzen gehabt zu haben; die Verbesserungen, welche er nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten an die Hand gab, wollten sie nicht annehmen und unglücklicher Weise besaß er nicht Macht genug, seinen Vorschlägen Nachdruck zu geben; denn da er nur ein gemeiner Mann (Cooken) war, so machten weder seine Erfahrungen noch seine Gründe Eindruck. Bey seiner Rückkehr ins Vaterland war er beladen mit kostbaren Geschenken, die aber nur, wenn er ein Häuptling gewesen wäre, ihm in den Augen seiner Landsleute eine große Wichtigkeit würden gegeben haben; jetzt hingegen konnte er sein Eigenthum nicht beschützen, ward dessen in kurzer Zeit beraubt, und nun so arm als zuvor. Kein äusseres Merkmal unterschied ihn von den übrigen Cookens, auch sahen wir keinen Europäischen Artikel in seinem Besitz. Mit Leidwesen erwähne ich eines Umstandes, welcher Hr. Savage's vortheilhaftem Urtheil über seinen Character nicht entspricht. Als er nemlich nach seiner Rückkehr aus England in der Insel-Bay auf einem dort einkehrenden brittischen Schiffe, dem Ferret, am Bord ging, entwandte er daselbst eine Axt; eine That, worüber sein damaliger Häuptling so aufgebracht war, daß er ihn heftig auspeitschen ließ, und ihn bey Todesstrafe, im Fall der Rückkehr, auf immer aus seinem Gebiete verbannte. Seit dieser Zeit hatte der Vertriebene in dem Gebiete des Häuptlings, den wir zu besuchen im Begriff waren, seine Wohnung aufgeschlagen. — Später fiel es diesem Wilden doch noch ein, daß er wohl wieder mit nach England fahren mögte; allein man war so klug, ihn daheim zu lassen.

Ein paar französische Anecdoten aus der Schlacht von Wagram, deren der berühmte Münchhausen sich nicht schämen würde.

Eine Haubitze trifft das Pferd eines Cüirassiers in die Seite und wirft es um. Der Soldat will, als er sein Pferd todt sieht, ihm wenigstens den Sattel abschnüren; allein die Haubitzen-Kugel springt in dem Leibe des Pferdes und schlägt den Cuirassier todt. — Ein Jäger zu Fuß wird von einer Kugel fortgerissen, zehn Schritte von ihm fällt in demselben Augenblicke ein Soldat am Schenkel verwundet. Man hebt ihn auf, untersucht die Wunde und findet ein Messer darin, welches jener Jäger in der Hosentasche hatte, als ihn die Kugel traf.

Eben daselbst erzählt der Verfasser (ein Feldarzt):

Während der Schlacht von Wagram fand ich auf der Insel Lobau den Wagen, in welchem Napoleon von Schönbrunn gekommen war. Aus Neugierde stieg ich hinein und sah in der Seitentasche ein broschirtes, halb aufgeschnittenes Buch, in welchem er augenscheinlich auf dem Wege gelesen hatte — es waren die Memoiren des Schauspielers Dazincourt!

Ferner heißt es: als der linke Flügel gewichen, habe ein junger sächsischer Officier sich vergebens bemüht, seine Truppen wieder zu sammeln. Bitten, Drohungen, ja sogar schlagen auf die Flüchtlinge, Alles sey umsonst gewesen. Da habe er endlich dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand gerissen, und sich damit in die Reihen der französischen Grenadiere gestürzt, rufend: „Euch vertraue ich sie! ihr werdet sie zu bewahren wissen!" Das habe electrisch gewürckt, die Sachsen hätten sich wieder gesammelt und sich tapfer geschlagen. Den Nahmen dieses Officiers hat der Herr Doctor nicht erfahren können. Dieser Nahme sollte doch in Sachsen nicht vergessen werden.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue

No. 41. Rede wahr, scheue Niemand. 1818.

Ueber Constitutionen. (Fortsetzung.)

Und wahrlich, das ist, mit einigen Ausnahmen, noch jetzt so ziemlich der Zustand des ganzen Europäischen Continents. Es haben die Fürsten germanischer Abkunft, die in Wien den Congreß bildeten, es auch deutlich eingesehen, daß der bisherige Europäische Begriff vom Bürgerglück einer starken Berichtigung, die Einrichtung der Staaten einer großen Verbesserung bedürfen, und durch das Versprechen einer ständischen Verfassung haben jene Fürsten zur Gnüge gezeigt, daß sie eingesehen, wo die Wurzel des Uebels säße, oder wenigstens, daß sie gemeint, man dürfe in dem, überall gehörten, Rufen unzähliger (?) Bürger nach Verbesserung des Staatswesens, einen Beweis der Mangelhaftigkeit desselben finden, und so verhält es sich auch in der That.

(Ständische Verfassungen haben die Mächte zugesagt, aber keine Volks-Regierung; einen Finger haben sie geben wollen, aber nicht die ganze Hand; denn wer dem Volke die ganze Hand giebt, der ist gefesselt.) —

Wollen Sie hierzu einen Beleg, so wiederholen Sie sich gefälligst, was im May dieses Jahres der Kaiser Alexander den Polnischen Reichsräthen ans Herz legte, wenn er sagt: „beweiset Euren Zeitgenossen, daß die liberalen Institutionen, (deren auf immer geheiligte Grundsätze man mit den umstürzenden Lehren, welche in unsern Tagen die gesellschaftliche Ordnung mit einem fürchterlichen Umsturze bedroht haben, zu verwechseln sucht,) kein gefährliches Blendwerk sind, sondern sich vollkommen mit der Ordnung vertragen und in Gemeinschaft mit dieser die wahre Wohlfahrt der Nationen bewirken" — Welche Institute kann der Kaiser hier anders meinen als: Theilnahme der Völker an der Gesetzgebung und Regierung durch Abgeordnete! Deutlich spricht er selber dieß aus, wenn er in seiner Rede so fortfährt: „ich hege das Vertrauen, daß Ihr Gesetze schaffen werdet, die kostbarsten Güter: die Sicherheit Eurer Personen und Eures Eigenthums und die Freyheit Eurer Meinungen zu verbürgen." Freysinniger und bescheidener kann von keinem Fürsten gesprochen werden. Berührt er wohl seine Theilnahme an der Gesetzgebung? spricht er wohl von Gnade und Huld? fühlt Er nicht, daß Gerechtigkeit bloße Pflicht ist? Wie bescheiden vertraut er den Abgeordneten des Volks (?) das Wohl desselben an! Wie verständig warnt er vor den verführenden Einflüssen der, in Vorurtheil und Wahn befangnen Irrlehrer! Mit welcher scharfen Einsicht hebt er heraus, was er für die kostbarsten Güter der Menschen hält, und legt die Sorge dafür in der Volksvertreter Hände. Sicherheit der Personen und des Eigenthums sind ihm nicht alleiniger Staatszweck, an die Sicherheit und Freyheit der Meinung knüpft er ebensowohl das Glück des Volks, wohl wissend, daß Sclaverey des Geistes härter drückt, als die Knechtschaft der Personen und des Eigenthums! Doch! was commentire ich erst lange diese schönen Fürsten-Worte, welche eben so vielbedeutend sind, als einfach und deutlich. — Wie contrastiren gegen diese liberalen Aeußerungen des Monarchen Alexander's die einseitigen engherzigen Lehren eines Professors Dabelow und eines Tribunal-Raths von Wangenheim und Anderer (vid. Dabelow's Schrift über Souveranität und Staatsverfassung und die Idee der Staatsverfassung von v. Wangenheim.)

(Wir freuen uns der Anerkennung der hohen Verdienste unsers vielgeliebten Monarchen, welcher Pohlen eine Constitution verliehen hat, wie sie für Polen, und vielleicht auch für manche andere Staaten, paßt. Der Raum verstattet uns aber nicht, zu zeigen, in wie vielen Stücken diese Constitution von den unbegrenzten Forderungen unserer deutschen Demagogen abweicht.) —

Nach dieser Abschweifung, von der eine Wiederholung zu unterlassen ich kaum verbürge, wegen der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Thema's, kehre ich zu Ihren Ueberzeugungen zurück, und komme zuerst auf die: „daß, wo ein gerechter Fürst monarchisch regiert, man am sichersten gehe, wenn man ihn ruhig fortregieren läßt, weil das sichere Gute, dem unsichern Bessern vorzuziehen ist." Ich

bemerke hierbei, daß, so sehr ich ein Freund einer liberalen Repräsentativ-Verfassung bin und so sehr ich wünschte, daß alle Europäischen Staaten sie besäßen, ich dennoch nie auf die Idee kommen könnte, irgend einen Fürsten so de facto ab- oder außer Thätigkeit gesetzt zu wünschen, geschweige gar einen gerechten. Glauben Sie denn in der That, daß, nach eingeführter Repräsentativ-Verfassung, der Fürst aufhöre zu regieren? Er bleibt ja ein Theil der Regierung, und zwar der wesentlichste, in so ferne die Executiv-Gewalt gewiß in jeder Constitution dem Fürsten nach wie vor gelassen werden wird. (Heißt das nicht mit andern Worten: er wird vom Regenten zum Executor degradirt?) —

Nur das ist die schöne Folge einer guten Verfassung, daß ein ungerechter Fürst Widerspruch und Widersetzlichkeit findet, wie das nicht mehr als Recht ist. Ein gerechter Fürst hingegen wird in seinen Gesetzvorschlägen, wenn sie würklich Gerechtigkeit und Menschenliebe athmen, nie oder keinen erheblichen Widerspruch haben,

(Das leugnen wir geradezu. Die Gesetz-Vorschläge des Königs von Würtemberg athmeten doch würklich Gerechtigkeit und Menschenliebe, und welchen hartnäckigen Widerspruch fanden sie nicht!) —

und auch an Achtung und Liebe wird's ihm so wenig als constitutioneller Fürst, wie als souverainer fehlen. Endlich ist ja jeder gerechte Fürst sterblich, und wollten Sie einen gleich gerechten Nachfolger garantiren?

(Dieser scheinbare Grund wird so oft, und mit einer so triumphirenden Miene vorgetragen, daß wir ihn wohl einmal näher beleuchten müssen. Also: es ist allerdings wahr, daß man einem gerechten Fürsten den gleich gerechten Nachfolger nicht verbürgen kann; aber die Volksrepräsentanten wechseln ja noch weit öfter? wer kann denn verbürgen, daß auf einen edlen Volks-Repräsentanten ein eben so edler folgen werde? wie hießen die Männer, die auf Lally Tolendal, Mounier, Bailly u. s. w. folgten? sie hießen Robespierre und Marat. Ja, wird man einwenden, dafür giebt es eben der Volks-Repräsentanten viele; es möge immerhin ein Theil derselben schlecht seyn, es ist doch der kleinere, der von dem bey weitem größern im Zaume gehalten wird. Das ist es aber eben was wir leugnen. Der kleinere Theil ist der klügere und gängelt immer den größeren, ja oft ist es ein einzelner, der sie alle gängelt. Was ist denn nun dadurch an Sicherheit der Zukunft gewonnen? Heute ist der Leithammel ein Patriot, und Morgen tritt vielleicht der schmutzige Egoist an seine Stelle; ja es geschieht auch oft, daß er selbst seine Gesinnungen ändert, weil entweder der Hof ihn durch irgend ein Mittel zu sich herüber gezogen hat, oder weil seine Ansichten, seine Zwecke durch aufgeregte Leidenschaften mehr persönlich wurden. Das Erste kann den Fürsten gar nicht, das Letztere weit seltener widerfahren, da er auf einer Höhe steht, auf der wenig zu begehren übrig bleibt. Ist es vollends kein einzelner Repräsentant, ist es der kleinere Haufe, dem der größere nachtrabt, und wird jener kleinere von Herrschsucht, Ehrgeiz oder Habsucht regiert, dann entstehen daraus weit schlimmere Folgen für den Staat, als wenn die Fehler eines souverainen Fürsten auf ihm lasteten; denn bey diesen murrt das Volk und bleibt gut, bey jenem stimmt es ein und wird schlecht. Fürwahr, die Moralität eines Volkes wird durch schlechte Repräsentanten weit mehr gefährdet als durch einen schlechten Fürsten; das hat Frankreich auch bewiesen. — Wodurch sind denn so viele Republiken untergegangen? — weil, wird man antworten, die republicanischen Tugenden durch Laster nach und nach verdrängt wurden. — Aber wodurch gewannen denn die Laster die Oberhand? — doch nur dadurch, daß einzelne, Einfluß habende sie in Schwang zu bringen wußten? Durch Beyspiel, nicht wahr? — und wer gab dieß Beyspiel? irgend ein Clodius oder Mirabeau. — Mit einem Worte: nichts gewinnt die Sicherheit der Zukunft durch Repräsentativ-Verfassungen. Die Wahlen werden entweder geleitet oder ganz freygelassen. Im ersten Falle concentrirt sich wiederum Alles in der Regierung, in Einem Haupte; im letztern waltet der Zufall nicht weniger als bey der Geburt eines Fürsten.

Ueberhaupt sollte man das Glück oder Unglück eines Volkes nie nach dem Glück oder Unglück einzelner Generationen beurtheilen, denn nach diesem Maasstabe findet man sicherlich in allen Verfassungen eben so viel Glück als Unglück, je nachdem man gewisse Zeitpuncte heraushebt; je nachdem zu gewissen Zeiten treffliche oder verworfene Menschen an der Spitze standen. Aber man überblicke die ganze Existenz eines souverain regierten Volkes und stelle sie mit der ganzen Existenz eines, in repräsentativer Verfassung sich selig wähnenden, Volkes zusammen, (z. B. Oesterreich und England) und wir sind überzeugt, daß die Masse von Volksglück in jenem überwiegend seyn wird. Wenn der Raum es verstattete, könnten wir uns leicht anheischig machen, das angeführte Beyspiel historisch durchzuführen.) —

Doch weiter, Sie nennen den jetzigen monarchischen Zustand ein sicheres Gute, und im Vergleich hiemit, die für die Zukunft gewünschte Repräsentativ-Verfassung zwar ein Unsicheres, aber dennoch ein Besseres.

(Das haben wir kei[redacted]ges gethan, wie der Zusammenhang bewei[redacted]ern wir haben blos sagen wollen: es sey [redacted]sicherer, die souveraine Regierung eines g[redacted]n Fürsten nicht zu stören, selbst wenn es ein besseres gäbe.) —

Ohne gerade Ihren Widerspruch stark rügen zu wollen, will ich doch hier nach Advocaten Art, Ihr Geständniß acceptiren; nicht um jener Rüge willen, sondern um bei dieser Gelegenheit auch einmal in Uebereinstimmung mit Ihnen meine Reflectionen darüber zu machen, warum wohl eine Repräsentativ-Verfassung das Bessere sey, wobei ich, außer dem Bewußtseyn Ihres Beifalls, noch mir schmeichele, Sie auch in der Nebensache zu überzeugen, nämlich darin, daß dieses Bessere so unsicher nicht sey, als sie bisher gefürchtet haben. — Erlauben sie mir also eine 2te Digression.

(Die Fortsetzung folgt.

Militärische Gegenstände.

Es versteht sich, daß, wenn wir über solche Dinge sprechen, wir nur dessen erwähnen, was jedem gebildeten Leser verständlich ist, auch nicht selbst urtheilen, sondern nur die Urtheile kriegserfahrner Männer wiederhohlen.

Der preussische Herr Artillerie-Lieutenant Leissnig, hat eine neue Kriegslehre dem jetzigen Zeitgeiste angepaßt, bey welcher wohl nichts gegen die Kriegslehre, aber viel gegen den jetzigen Zeitgeist einzuwenden seyn mag.

Der Behauptung, daß trotz alle dem, was Politiker und Philosophen dagegen sagen, die Sicherheit des Staates nur auf einer stehenden, stets schlagfertigen Armee beruhe, diese überdies so groß als nur immer möglich seyn müsse, und zu deren Unterhalt keine Kosten geschont werden dürften, tritt der Recensent nicht bei; er glaubt vielmehr, die besoldete Armee eines Staates müsse zur Friedenszeit so schwach als immer möglich und vorzüglich bestimmt seyn, der über das ganze Land zerstreuten Miliz als Kriegsschule zu dienen; übrigens alle zum Kriegswesen nöthige Fächer in sich selbst enthalten, die bei eintretendem Krieg durch diese Miliz oder Landwehr ausgefüllt und vollzählig erhalten werden. Was haben Europens Herrscher erreicht, indem sie lange die Sicherheit ihrer Staaten auf stehende besoldete Armeen gründeten, und diese, da es jeder dem andern hierin zuvor thun wollte, so groß als nur immer möglich machten? Sie lähmten Ackerbau und Gewerbe, da sie ihnen die nöthigen Hände entzogen; belasteten ihre Unterthanen mit schweren Auflagen; erstickten allen kriegerischen Geist bei ihnen und führten unter sich Kriege, die sie meistens wegen erschöpfter Kasse aufgeben mußten, ehe solche noch zu entscheidenden Resultaten geführt hatten. Allerdings sind, wie der Verfasser wähnt, die heutigen Bewohner Europens keine Soldatenvölker, wie ehdem die Griechen, Römer und Gothen; allein waren es die Schweitzer, die Holländer, die Nordamerikaner, und noch in den neuesten Zeiten die Franzosen und Spanier, als es ihnen gelang, geübten Kriegsheeren zu widerstehen und selbst die entschiedensten Siege über sie zu erkämpfen? und war es nicht selbst ein allgemeiner Volksaufstand, wodurch es Europens Machthabern möglich wurde, sich der usurpirten Oberherrschaft Napoleons zu entledigen? —

Den Vorschlag, daß jeder, der sich der Verpflichtung zum Kriegsdienste zu entziehen suche, unnachläßlich mit dem Tode bestraft, der aber, so sich während seiner Dienstzeit einer Niederträchtigkeit schuldig mache, aus der Armee verstoßen, und zum lebenslänglichen Tragen eines Zeichens der Schande verdammt seyn solle, findet Recensent etwas hart. Auch einige von Roms Kaisern setzten Todesstrafe auf Entziehung von Kriegsdiensten, allein dieß vermogte nicht, das Reich vom nahen Untergange zu retten. —

Die folgenden Stellen hat bloß der Zeitgeist dictirt:

„Mit einem gefühlvollen Herzen und strenger Moral, läßt sich wahrscheinlich kein Krieg glücklich führen. Was nicht im Guten geleistet wird, nimmt sich der Soldat mit Gewalt, denn wer will und wird ihn daran verhindern können? Wer vermag hier strenge Befehle ausüben zu lassen? Wer darf denn alles sehen wollen? Wo vor'm Feind der Hunger herrscht, schweigt das Gesetz."

„Wo das Naturrecht der Selbsterhaltung laut wird, da hört das Eigenthumsrecht auf, gültig zu seyn, und dem Stärkeren gehört dann natürlich der Besitz ohne Widerrede. Mag man dagegen einwenden was man will, es ist nun einmal so, besonders wenn der Feind eine Provinz erobert hat, und der siegende Soldat das fühlt."

Ferner sagt der Hr. Lieutenant: „Die drückenden Fesseln des alten Herkommens sind zerbrochen, das bessere Neue tritt aus diesen grauen Trümmern einer selbstgnügenden Vergangenheit gebietend her-

vor;" und was folgert er hieraus? nichts weiter, als daß der Soldat auch mitten im Frieden von den Städte- und Landbewohnern unentgeltlich beherbergt und ernährt, überdieß von den Capitalisten, welche keine Häuser besitzen, noch besonders Servisgeld an die Offiziere bezahlt werden müsse. Bey einer überdieß so groß als immer möglichen Armee scheint der Verfasser allerdings den Grundsatz aufzustellen, daß ein Volk für diese, und diese nicht für jenes da sey.

Das ganze einer Armee folgende Fuhrwerk soll sich auf einige Wagen mit Fleischsuppentafeln beschränken, der Officier und Gemeine wenig um die Erhaltung seiner Equipirung besorgt seyn, und es jedem überlassen bleiben, sich so gut zu helfen als er kann. — Der Plan zur Campagne soll von einem jugendlichen feurigen Genie, aber nie von einem bedachtsamen Alten, vielweniger von einem grämlichen Collegium entworfen werden ꝛc.

Bey Gelegenheit der folgenden Behauptung Labaume's, in dessen Erzählung von dem russischen Feldzuge:

„Was Menschenkräfte nicht vermochten, was menschliche Einsicht vergebens versuchte, das richteten die Elemente der Natur aus. Die Kälte war der ärgste Feind der Franzosen, dann der Hunger, und endlich die Kosaken." macht das, zu Berlin erscheinende, militairische Wochenblatt folgende treffende Bemerkung: „Wir sind keinesweges dieser Meinung, sondern glauben vielmehr, daß die für die Franzosen so schrecklichen Resultate nur durch das ungereimte Vorwärtslaufen von Witepsk und Mohilow über Smolensk bis Moskwa, bei welchem man nichts eroberte als die Heerstraße, und sich um das nicht bekümmerte, was selbiger zur Seite und im Rücken der Armee vorfiel, entstanden sey. Als natürliche Folge hiervon riß ein allgemeiner Mangel an Lebensmitteln und Fourage ein, dadurch wurden bei der Armee, welche sich nur durch Plündern nährte, wo beinahe jeder einzelne Soldat für sich selber sorgen mußte, der Indisciplin die Thore geöffnet, und die Cavallerie, welche früher durch überhäufte Anstrengungen gelitten hatte, ward bald auf Nichts herabgesetzt. Eben so traurig ging es der Artillerie. Der Kälte gebührt zwar nun hierauf endlich, nebst den Kosacken, ihr Theil, aber beiden würde man widerstanden haben, wenn die Armee wohl genährt, bewaffnet, folgsam und in gehöriger Ordnung gewesen wäre."

In dieses, sehr schätzenswerthe militairische Wochenblatt ist No. 107 eine Stelle eingeflossen, bei welcher man die weise Regel außer Acht gelassen, daß nicht jede Wahrheit gut zu sagen ist; denn daß die folgende sich eben sowohl auf neue Preußische, und so manche andere neue Erwerbungen bei Gelegenheit anwenden ließe, wird wohl Niemand leugnen; „Der Krieg der Tyroler von ihrer Seite war an sich (nach naturrechtlichen [redacted]sätzen, oder denen der gesunden Vernunft betra[redacted]echt; ihre Unterthänigkeit unter Bayern [redacted] aufgezwungen, und der nothgedrungene Gehorsamsschwur eines in Folge von Eroberungen abgetretenen Volks, kann nie den Anspruch auf allgemein größtmögliches Wohl aufheben; dies fanden sie beim neuen Herrn nicht, und ergriffen die erste Gelegenheit dahin zurück zu kehren, wo sie unverschuldet gewaltsam weggerissen waren." —

Zur Ehre Ludwig XV. stehe hier noch folgende unbekannte Anecdote: Im siebenjährigen Krieg schlug der Marschall von Belle-Isle mehrmals vor, das Hannöversche Land gänzlich zu verwüsten, um die Operationslinie der französischen Armee zu concentriren, und den Herzog Ferdinand in seinen Unternehmungen gegen den Rhein aufzuhalten, allein Ludwig XV. wollte niemals dazu seine Einwilligung geben.

Ein, in mancher Hinsicht, fast möchten wir sagen drolliges Werk hat der Freyherr von Hauser geliefert unter dem Titel: Befestigung der Staaten nach den Grundsätzen der Strategie. Da behauptet er, unter dem Artikel Verpflegskunde, bey den römischen Heeren sey nur Essig, Wein und Getraide ausgetheilt worden. Allein das ist ein Irrthum, der um so mehr Berichtigung verdient, da man so sehr geneigt ist, den Römern alles nachzumachen. Kaiser Constantin ließ an zweyen Tagen in der Woche Zwieback, am dritten Brodt, am vierten Wein, am fünften Essig und Speck, am sechsten und siebenten Rindfleisch vertheilen. Es ist auch nicht wahr, daß das römische Heer nur durch den Krieg ernährt worden. Schon unter Kayser Augustus empfing der Quästor Geld aus dem Schatze, um Magazine anzulegen. Diocletian errichtete feste Plätze an den Grenzen des Reichs mit bedeutenden Magazinen. Die Lebensmittel für das Heer wurden zum Theil gekauft, zum Theil aus den Provinzen des Reichs geliefert. Es ist ferner ein Irrthum, daß Gustav Adolph täglich Fleischportionen habe austheilen lassen; das gilt nur von Brodtportionen; den Gebrauch der Feldbeckereyen kannte er aber noch nicht. Fleisch-Austheilungen geschahen zuerst bey der französischen Armee unter Ludwig XIV. — Höchst seltsam ist die neue Theorie des Verfassers, wie man den Anschlag machen solle, was ein Land einer feindlichen Armee

liefern könne. Die Bewohner eines Landes, meynt der Herr Baron, essen an den Wochentagen nur eben so viel als sie zur Noth bedürfen, an Sonn- und Festtagen hingegen verschaffen sie sich Leckerbissen, Wein u. dgl. Die erste Gattung des Unterhalts könne der Feind ihnen nicht wohl nehmen, hingegen die letztere ganz, und da nun z. E. in Belgien, als einem catholischen Lande, der sechste Theil des Jahres aus Sonn- und Festtagen bestehe, so könne den guten Leuten recht viel genommen werden.

Einen ähnlichen Maaßstab proponirt der Herr Baron für die Transport-Pferde, welche nach dem Flächen-Inhalt eines Landes, z. B. aus Belgien, dessen Flächen-Inhalt 676 Quadratmeilen beträgt, 190000 Paar, geliefert werden sollten. Wie trüglich sind alle dergleichen Berechnungen! Sowohl mit dem, was ein Land im Frieden erzeugt, als auch mit dem was es verzehrt, geht eine große Veränderung vor, wenn es Kriegstheater geworden. Dann wird weniger erzeugt, und in kurzer Zeit viel mehr verzehrt. 250000 Soldaten, die in einer Provinz auf Requisition leben, consumiren und verderben oft in einem Monate die Vorräthe, von welchen eine halbe Million Einwohner das ganze Jahr hindurch gelebt hätte. Es mögte sehr schwer, wo nicht unmöglich seyn, mit mathematischer Gewißheit auszumitteln, wie viel man den Einwohnern abnehmen darf, wenn sie nicht verhungern sollen. Die göttingische gelehrte Zeitung sagt: „der Feldherr, der „sich mit diesen Berechnungen abgiebt, kommt uns „vor wie der englische Straßenräuber, der großmüthig genug ist, dem Beraubten aus der ihm genommenen Börse das zur Fortsetzung seiner Reise benöthigte Geld wieder zu geben. So wie denn „überhaupt das Ganze, von den Franzosen eingeführte, Requisitions-System seiner ganzen Natur „nach, besonders aber auch in seinen Folgen, sowohl „für den Soldaten als den Bürger eine auffallende „Aehnlichkeit mit dem Handwerk des Räubers hat."

Kleine Denkwürdigkeiten aus Zeitschriften.

Buchholz sagt, im Septemberhefte des Journals für Deutschland: „In der neuern Geschichte giebt es nur zwey Characterе, die dem von Buonaparte zu vergleichen sind: der Eine ist Karl der Große, der Andere Gregor der Siebente. Beyde befanden sich in gleicher Lage mit ihm, beyde handelten mit ihm nach gleichen Maximen; und eben deswegen muß man, im Urtheil, ihm Alles das zu gute kommen lassen, was man ihnen bewilligt, obgleich sein Schicksal anders gefallen ist." — (Wir finden hier in anderm Worten dieselbe Behauptung, die wir so oft aufgestellt haben, und um deren willen wir so oft auf das bitterste verunglimpft worden sind, nehmlich die: daß Carl, der sogenannte Große, ein verabscheuungswürdiger Tyrann war, denn er handelte nach Buonapartischen Maximen. Wer diesen Carl rühmt — da ist kein Mittelweg — der rühmt auch Buonaparte, der ist im Grunde seines Herzens ein Buonapartianer, das heißt: ein Mensch, der, wenn er die Macht dazu hat, alle seine Nebenmenschen (müßte er sie auch todt martern) nur als Mittel gebraucht, um seine Zwecke zu erreichen. —

Der graue Mann behauptet in seiner sechsten Lieferung, zweyten Bandes, daß der 1815 in effigie hingerichtete Lavalette ein Schloß bey München bewohnt, und den, gleichfalls zum Tode verdammten General Drouet zum Gefährten hat. Er sagt hinzu: diese beyden Franzosen hätten sich nie besser befunden, als seit ihrem Tode. Wenn diese Nachricht wahr ist, so dient sie aufs neue zu beweisen, daß verschiedene Regierungen sehr verschieden denken über das, was man Verbrechen zu nennen pflegt. Die eine bestimmt Kerker, wofür die andere Schlösser einräumt. —

Eben daselbst liest man folgende Bemerkung: „Jede Wahrheit ist nicht gut zu sagen; das meynte schon Fontenelle, und das meyn' ich auch. Für Einen, zufällig einmal gezüchtigten Lügner, findet man hundert ehrliche Leute, welche ein Opfer ihrer Freymüthigkeit geworden sind. Tausende von Wichten werden bezahlt, um die Wahrheit zu verrathen, Keiner um sie zu sagen. Auch ist nichts seltener in der Welt als Wahrheit, Niemand weiß wo er sie suchen soll. Die Poeten versichern, sie wohne in der Tiefe eines Brunnens. Wenn das sich so verhält, so ist die Lüge sehr viel besser logirt. Der König Johann, der wohl so gut war als mancher andere, pflegte zu sagen: Wenn Treu und Glaube von der Erde verbannt würden, so müßten sie eine Zuflucht in den Herzen der Könige finden. Er verstand unter Treu und Glaube die Achtung vor seinem gegebenen Worte, die pünctliche Erfüllung treuer Versprechungen, und das ist allerdings schon etwas. Es war aber gar nicht seine Meynung, dadurch seine Unterthanen zu berechtigen, frey und freymüthig über ihn zu urtheilen. Ich bin gewiß, er würde es sehr übel empfunden haben, wenn man ihm Vorstellungen gemacht hätte, als er den Grafen d'Eu, seinen Connetable er-

Im dritten Hefte des dritten Bandes der bibliotheque historique wird erzählt: daß ein gewisser Fabricant Ladriere vor das Corrections-Tribunal von Cambray citirt worden, weil er öffentlich den Nahmen des Usurpators angerufen. Er leugnete das, und behauptete, er habe gerufen: es lebe der Kayser Alexander! allein man beschuldigte ihn, er habe nach dem Worte Kayser eine Pause gemacht, folglich gerufen: es lebe der Kayser! und der Nahme Alexander sey viel zu spät gekommen. Er wurde zu einer Geldbuße von 200 Franken verurtheilt. —

Ein ungenannter Franzose hat in den Jahren 1813 und 14 eine Reise in die Länder zwischen der Mosel und dem Rhein gemacht und nun seine Bemerkungen in einen dicken Band gesammelt. Sie betreffen meistens Fabriken und andere Merkwürdigkeiten; deutsche Leser werden wenig neues darin finden, man müßte denn dahin rechnen, daß es im Jülichschen sehr viele Hamster und Feldmäuse giebt, die von den Einwohnern auf allerley Weise vertilgt werden — daß in Erkelen auf dem Rathhause ein Gemählde von einer heroischen Jungfrau Erka aufbewahrt wird; daß zwar niemand weiß, welche Thaten sie verrichtet hat, daß aber der Verfasser meynt, sie habe den wilden Attila bekämpft — daß in der Schule zu Neuss ein Schneiders-Sohn von 12 Jahren, Nahmens Casper, sich sehr vortheilhaft auszeichnet — endlich, daß zu Horst ein reicher Sonderling wohnt, der einst an ein Mädchen schrieb, wenn sie ihn heyrathen wolle, so solle sie mit einem grünen Bande im Haar in die Messe kommen, (welches auch geschah) — der seine Tochter in einen Sack steckte, (als ob er Arzt in der Berliner Charité wäre) welcher Sack von den Gensdarmen als Conterbande ergriffen wurde — der bloß Kleider von der Wolle seiner Schaafe trägt, und sich sehr inacht nimmt, diese Schaafe durch Merino's zu veredeln — der seine Pferde das ganze Jahr auf der Weide läßt, und einen sehr kostbaren aber muthwilligen Hengst in einem Moraste umkommen ließ, weil er ein undankbarer Libertin sey — der seine Kühe zur Strafe in einen Saal sperrte, wenn sie von der vorgeschriebenen Weide sich entfernten — der die Raben seine einzigen Freunde nannte und sie zu schießen verbot — und was dergleichen mehr ist. — Von der unglücklichen Fürstin Schwarzenberg, die 1810 zu Paris in den Flammen eines Ballsaales umkam, erzählt der Verfasser: er sey einige Tage zuvor mit ihr auf dem Rathhause gewesen, wo sie ohne seine Hülfe im Gedränge erstickt seyn würde. Damals habe sie gesagt: „Ich fürchte diese großen Zusammenkünfte, und habe eine Ahnung, daß sie mir ein Leben „kosten werden, welches meinen Kindern so nothwendig ist. „Ich werde nach Wien zurück gehen. Der Gesandte mag „mir verzeihen, wenn ich seinem Feste nicht beywohne." Warum konnte sie diesen Vorsatz nicht ausführen! ruft der Verfasser, und wir mit ihm. —

Ludwig XVI durch sich selbst geschildert, enthält den Briefwechsel und andere Schriften dieses unglücklichen Monarchen, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung. Ludwig erscheint hier, nicht bloß als ein höchst wohlwollender, sondern auch als ein sehr unterrichteter Mann. Zum Beweiß diene folgende Stelle: Der enthusiastische Turgot hatte ihm ein Project unterlegt, und dabey geschrieben: „Nach einigen Jahren werden Ew. Majestät ein neues „Volk, und zwar das erste Volk haben. Statt der Bey„derbniß, der Feigheit, der Irreligion und der Rechtheit, „die Sie jetzt überall finden, werden Sie nun Tugend, „Uneigennützigkeit, Ehre und Eifer antreffen." Der König machte dazu folgende Anmerkung: „Turgots System „ist ein schöner Traum, ein zweites Utopien, von einem „Manne aufgestellt, der gute Absichten hat, der aber den „jetzigen Zustand der Dinge umstürzen würde. Turgots „Ideen sind sehr gefährlich, und das muß gegen ihre Neu„heit waffnen." — Durkent hat eine Geschichte Ludwigs des XVI. geschrieben, ein fac simile von Ludwigs Testament, auch eine Liste der Königsmörder und kurze Notizen über die Meisten unter ihnen beygefügt. Das Buch enthält freilich viel bekanntes, doch wird schwerlich Jemand diese neue Darstellung der empörendsten Greuelthaten und scheußlichen Characters auf der einen, der schönen und erhabenen Züge des Märtyrers, seiner zu schonenden Gutmüthigkeit auf der andern Seite, ohne Thränen lesen. Jungen Franzosen ist das Buch gewidmet, und, wenn diese nur irgend unverdorben sind, so muß es auf sie würken. —

Ein vormaliger Advocat, Eckard, hat auch historische Memoiren über Ludwig XVI herausgegeben, die bereits zwey Auflagen erlebt haben. Hier werden auch manche, von Anderen aufgestellte, ungegründete Behauptungen widerlegt, besonders das Vorgeben, als habe Ludwig mit Robespierre verabredet, ihn zum Hofmeister des Dauphin anzunehmen. — Allein zu weit führt den Verfasser das Vertrauen zu seiner Nation, wenn er meynt: Ganz Frankreich werde gegen Napoleon aufstehen, wenn er jemals wieder erscheinen sollte. —

Anzeige.

Der dritten Auflage des 1sten Theils dieses liter. Wochenbl. werden wir durch ein, bis jetzt noch fehlendes, vollständiges Sach-Register einen größern Werth zu geben suchen, und dieses auch den Abnehmern der ersten und zweiten Auflage gratis nachliefern. Der zweite Band soll gleichfalls damit versehen werden, sobald es die Zeit gestattet, und überhaupt wird der Unterzeichnete, durch so anhaltenden und wachsenden Beifall aufgemuntert, nichts verabsäumen, um durch Mannigfaltigkeit, Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe seinen Lesern ihre Zuneigung zu vergelten. Nur wiederholt er bei dieser Gelegenheit, daß man nicht mehr in diesen Blättern suchen müsse, als er geben will und kann. Viele Neider haben ihm Oberflächlichkeit vorgeworfen; allein er hat ja gleich anfangs erklärt, daß er gar nicht gesonnen sey, das Feld um und durchzuwühlen, sondern nur hie und da einzelne Blumen und Blüten abzupflücken. Der Leser soll eigentlich nur das Daseyn der interessantesten Producte der Literatur aus diesen Blättern kennen lernen, und kurze Proben sollen seinen Entschluß bestimmen, mehr oder nicht mehr davon zu wissen. Ob er nebenher unserer, ohne Zweifel oft irrigen, Ansicht vertrauen will, steht bei ihm.

Kotzebue.

Druckfehler in No. 34.

S. 268	Sp. 1	B. 42	st. Herren l. Heroen.
— 269	— 2	— 28	st. kriegen l. kriechen.
— 269	— 2	— 32	st. gereigt l. gereicht.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 42. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Ueber Constitutionen. (Fortsetzung.)

Seit ich Vorstehendes schrieb fand ich mich bewogen in einem hiesigen Wochenblatte einige Bemerkungen (mit dem Motto: Unity, Community) über ständische oder Repräsentativ-Verfassung drucken zu lassen. Um nun Zeit zu sparen, rücke ich aus diesem Aufsatze Einiges hier ein, welches, so wenig es auch die Sache erschöpfen mag, doch vielleicht hier ausreicht.

„Man wird einräumen, daß, weil der Buchstabe des Gesetzes keiner Schwäche, und keinem Irthum unterworfen ist, wie dieß doch selbst der vortrefflichste Monarch, als Mensch, bleibt, eben deshalb schon es am besten ist, wenn Gesetze den Staat regieren; hiezu kommt noch Friedrich des Einzigen Grund: „gute Könige sind sterblich, gute Gesetze unsterblich." Darum muß in Gesetzen für das Wohl der Staatsbürger gesorgt werden; und bei der Gebung dieser Gesetze muß der*) Bürger seine Stimmen haben, nicht blos deswegen, weil das eigne Wohl (welches von Wollen abzuleiten ist) am besten durch das Individuum selbst bestimmt wird, sondern mehr, und hauptsächlich, aus folgenden Gründen:

— Wer über Staatsverfassung nachdenkt, (indeß etwas länger als stundenlang) wird gar bald die Ueberzeugung erlangen, daß die bisher so oft beliebte Vergleichung eines Staatsbürgers mit einem Hauskinde, im Gegensatz des, einem Hausvater gleichgesetzten, Fürsten ziemlich unpassend sey, wenn nicht der einzige Vergleichspunct (tertium comparationis) in der Liebe liegt, mit welcher, einem Vater und seinem Kinde ähnlich, sich Fürst und Bürger gegenseitig umfassen sollten.

(Nicht allein in der Liebe, sondern auch in der Ueberzeugung des Kindes oder Bürgers von den tiefern Einsichten, und der mehr gereiften Erfahrung des Vaters oder Fürsten. Unmöglich kann das geleugnet werden, sobald man die Regierung wie sich's gebührt — als eine moralische Person betrachtet, die nie stirbt und immer nur Einen Zweck verfolgt, nur Eine Wissenschaft lernt, nemlich die Regierungs-Kunst. Wie wenige ihrer Bürger beschäftigen sich damit? meistens noch nebenher: und selbst diese wenigen Sterblichen, wie mögen sie wähnen, tiefer einzudringen als die unsterbliche? die von Anbeginn ihrer Existenz nichts anders gewollt hat; vor der die Erfahrungen von Jahrhunderten in ihren Archiven ausgebreitet liegen. Daher das Vertrauen der Bürger; daher das kindliche Verhältniß zwischen ihnen und dem Fürsten, welches fort und fort besteht, wenn auch jenes Vertrauen bisweilen getäuscht wird. Im Ganzen wird es nie getäuscht, dafür bürgt der eigne Vortheil einer väterlichen Regierung.) —

Wenn man bisher den Staatsbürger einem Kinde gleich stellte, so that man dieß nur in Rücksicht der Staats-Angelegenheiten; im Uebrigen ließ man dem mündigen Manne die Verwaltung seines Eigenthums, wie sie ihm auch gebührt. Aber zu dieser gehört ja als wesentlicher Theil die Disponirung über seinen geleisteten Antheil am Staatsvermögen, da das Ganze des Staats, aus den Bürgern, als einzelnen Theilen, zusammengesetzt ist, und den, vom Privat-Vermögen geleisteten, Beiträgen erst das öffentliche Vermögen seine Existenz verdankt. Daß es also ein Widerspruch sey, zu sagen: der mündige Mann sey tüchtig, sein Eigenthum nach seinen Willen zu verwalten, und doch ohne seinen Willen ihn besteuerte, und zwar dieses manchmal in dem Maaße, daß ihm gar wenig privatim zu administriren übrig blieb, ist wohl deutlich, so wenig man es auch bisher allgemein einsah. Nun aber, seit die in Wien versammelt gewesenen Fürsten deutschen Stammes, ihre Unterthanen emancipirt haben, welches die Nachwelt erst gehörig zu preißen wissen wird, nun muß man sich, um das Humane in diesem Fürsten-Entschlusse recht zu würdigen, es deutlich vergegenwärtigen, wie erst jetzt, durch das Versprechen ständischer Verfassung, das Eigenthum der Bürger frei geworden ist.

Früher schon ward die Unfreiheit der Personen, weil sie drückender war, als etwas, der Vernunft

*) Um ein Mißverständniß zu vermeiden, muß ich bitten, diesen Satz nicht aus dem Ganzen des Aufsatzes herauszureissen.

Widersprechendes betrachtet und aufgehoben; aber unserm Zeitalter, in welchem die Humanität auf mehr als Einem Gebiete triumphirende Fortschritte gemacht hat, mußte bald die Unfreiheit des Eigenthums eben so unvernünftig dünken als die der Personen, da Beide gleich sehr dem Wesen und Zwecke eines Staats widersprechen. Man sah bei gehörigem Nachdenken bald ein, daß man sich nicht für frei halten könne, so lange es von der Willkühr eines Dritten abhange, sein Eigenthum in den ziemlich bodenlosen Abgrund einer tief verschuldeten Staats-Casse zu werfen. Man bemerkte das Unvernünftige in diesem Verhältnisse und kam so von selbst darauf, zu begreifen, daß ein Staat kein unfreiwillig zusammenlebender Haufen von Kindern oder Sclaven sey, sondern ein Inbegriff freier mündiger Männer, vereinigt zum gegenseitigen Schutze ihrer Personen, ihres Eigenthums und ihrer Rechte. In einem solchen Vereine ist ein Erbfürst, als Staats-Chef *) ganz an seiner Stelle, und nothwendig, welches hier nicht weiter auszuführen ist. Nur wird es Jeder billig und zweckmäßig finden, daß der Fürst nicht allein, und willkührlich, (welches die characteristischen Kennzeichen einer Souverainen Monarchie sind,)

(Halt! das sind sie nicht. Immer verwechselt der Verfasser die Despotie mit der Monarchie. Ein Monarch regiert allein (Souverain) aber nicht willkührlich, sondern nach Gesetzen.) —

mit der Staatsbürger Eigenthum schalte; denn offenbar wird dann der Staats-Zweck nicht erreicht, und der Begriff eines Eigenthums verschwindet ganz, weil ja der Souverain stets Miteigenthümer ist. So lange es von Einem abhängt, wie es gehalten werden soll mit dem Eigenthum und den Rechten der Bürger, sind diese ja nur, bedingt, gesichert durch den guten Willen und die Talente des Einen, also nicht auf alle Fälle geschützt; denn Tibere und Nerone sind so gut geschichtliche Charactere als Titusse und Mark-Aurele, und unwissende und schlechtdenkende Günstlinge hat es eben so gut und viel häufiger gegeben als Sullys und Colberts und Chathams und Bernstorfe.

Darum, so gut jeder Bürger Freiheit seiner Person verlangen konnte, durfte er fordern, daß sein Eigenthum frei sey; welches nur der Fall ist, so lange dem Eigner allein das Recht zusteht darüber zu schalten, also auch das Recht der Steuerbewilligung. Indeß nicht bloß das Recht der Bewilligung der Steuern, darf nun der Staatsbürger für sich vindiciren, sondern das Recht der Disponirung über die Steuern können die Bürger gleichfalls fordern, weil sie es allein ja sind, die durch Abgaben von ihrem Vermögen alle Staatsausgaben bestreiten, und sie, billiger Weise, nicht bloß es wissen, sondern auch es mitbestimmen möchten, wozu die Steuern verwandt werden sollen.

(Ein nach unserer Ansicht, durchaus irriger Satz. Ein kleines Beispiel wird hinreichen, die Unhaltbarkeit desselben zu beweisen. Wer hat nicht mehr oder weniger zu den Einkünften der Frauenvereine beigesteuert? und wem ist jemals eingefallen zu begehren, daß er auch mit bestimmen wolle, wozu die Summen verwandt werden sollten? Jedem war genug zu wissen, sie wurden zu guten Zwecken verwandt. Ist es nicht ganz derselbe Fall mit den Staats-Einkünften? Eine heillose Verwirrung wird daraus entstehen, wenn künftig die Repräsentanten sich anmaßen, über die Staats-Bedürfnisse zu entscheiden. Das Mitbestimmen heißt doch nichts anders als: so viel soll für diesen Gegenstand aufgewandt werden, und so viel für jenen, nicht mehr noch weniger. Wenn nun z. E. der Fürst einen gerechten, das heißt einen Vertheidigungs-Krieg anfangen will, und deshalb eine Steuer ausschreibt, so sollen die Bürger nicht blos wissen, das, was die Steuer einbringen werde, sey zu Führung des Krieges nothwendig, sondern sie sollen auch mit über die Verwendung der Steuer bestimmen. Noch Einmal, das wird eine heillose Verwirrung geben und eine totale Lähmung der executiven Gewalt. So viel haben sich die Engländer nicht einmal herausgenommen; sie votiren die Auflage, aber in die Verwendung derselben mischen sie sich nicht. Ist es nicht überhaupt höchst auffallend, daß die Völker heutzutage ihren Fürsten nicht so viel Vertrauen beweisen, als ein Privatmann seinem Haushofmeister? — Die Völker, sagten wir? nein, die Völker sind es nicht, sondern nur einige Schriftsteller, die sich eigenmächtig zu Wortführern aufgeworfen haben, die ihre Privat-Meinungen den Völkern unterschieben, und leider nach und nach, wenn ihnen nicht kräftig widersprochen wird, es wohl dahin bringen können, die Völker zu überreden; denn es giebt so manches

*) Ich muß hier in's Gedächtniß rufen, daß jener Philosoph zu Sanssouci den Fürsten, den ersten Diener, und ersten Beamten im Staate nannte.

Digitized by Google

was, einzeln herausgehoben, als wahr, in Verbindung mit dem Ganzen aber in einem ganz andern Lichte erscheint. Diese Wortführer also sind es, die unaufhörlich den Leuten vorpredigen: „lieben Leute, „Ihr müßt Euch nie den ganzen Körper, sondern jederzeit den Kopf getrennt vom Rumpfe denken; denn dieser Kopf sinnt auf nichts „anders, als wie er den Körper aussaugen und allein für sich leben will. Man sollte freilich denken, sein eignes Wohlbefinden hänge von Wohlbefinden des Rumpfes ab, und er werde sich daher „wohl hüten, diesem mehr Nahrungssäfte zu entziehen, als er nothwendig braucht um das edelste „im ganzen Körper, den Sitz der Seele, gesund zu „erhalten; aber es ist nicht so. Wenigstens müßt „Ihr stets voraussetzen, daß der Kopf böse Gedanken gegen den Rumpf hegt, und in dieser „Voraussetzung müßt Ihr alle Kräfte des „Rumpfes aufbieten, den Kopf zu beschränken. Laßt „ihm durchaus nichts zufließen, bevor er Euch angezeigt hat, für welche Drüse im Gehirn es bestimmt ist, und dann trepanirt ihn und besetzt die „Drüse von allen Seiten, ob ihr das Begehrte auch „zukommt?") —

Soll nun gar von Staatswegen irgend eine Einrichtung durch ein Gesetz getroffen, irgend ein Institut eingeführt werden, von dem sich der Fürst oder ein Minister großen Nutzen für die Unterthanen verspricht, so ist es hiebei doch ganz deutlich, daß es weit vernünftiger ist, die Bürger auch darüber zu befragen, ob sie gleichfalls von der Nützlichkeit überzeugt sind, als einseitig zu Werke zu gehn, wobei man außerdem den Satz der Juristen ganz vergißt, beneficia non obtruduntur.

(Warum denn die Bürger? warum denn einseitig? giebts denn da keinen Mittelweg? ein kluger, souverainer Fürst befragt bei solchen Gelegenheiten die Kunstverständigen, die Erfahrnen, die, welche ihre Studien dem wovon die Rede ist gewidmet haben; die sitzen aber nicht immer unter den Repräsentanten. — Das Sprüchlein: beneficia non obtruduntur — zu deutsch: Wohlthaten sollen nicht aufgedrungen werden — ist nicht immer wahr, ist sehr oft falsch, davon kann jeder Hausvater unter seinen Kindern die Erfahrung machen, und der Staat ist nun einmal nichts anders als eine große Hausvaterey — (man erlaube uns den ungewöhnlichen Ausdruck) — so sehr es auch jetzt Mode geworden, ihnen diese Grundeigenschaft abzusprechen, weil man das kindliche Gefühl der Völker, welches bei so manchen Gelegenheiten unaufhaltsam hervor bricht, so gern unterdrücken möchte, um den kalten Verstand an dessen Stelle zu setzen. Wenn der Staat z. E. die Schutz-Pocken-Impfung befiehlt, handelt er unrecht, dieß beneficium zu obtrudiren?) —

Deshalb ist es in souverainen Monarchien auch weit häufiger der Fall, als bei ständischer Regierungsform, daß die Gesetze, welche solche Institute einführen, aufgehoben oder der Vergessenheit übergeben werden, weil der Erfolg den sanguinischen Hoffnungen nicht entsprach. Gesetze aber sollten im Staate das Heiligste seyn. Sie werden indeß, sowohl durch die Leichtigkeit, mit der sie in souverainen Monarchien verfaßt werden können, (wo ein augenblicklicher Gedanke des Fürsten oder eines Ministers oft gleich nach seinem Entstehen zum Gesetz gestempelt wird,) als durch die Leichtigkeit, mit der sie dort aufgehoben werden können, eben so stark profanisirt, wie dieß durch ihre Vielheit geschieht. —

(Man sieht, der Verfasser hat durchaus keine andere Monarchie im Auge, und will keine andere im Auge haben, als Eine wo recht erbärmlich regiert wird. Wir kennen in Deutschland keinen Fürsten oder Minister, der seine augenblicklichen Gedanken zu Gesetzen stempelte.) —

Wir haben nun gesehn, warum es recht und billig ist, daß bei der Gesetzgebung der Bürger seine Stimme habe; ich will nun nur kurz andeuten, warum man glauben muß, daß eine solche ständische Verfassung auch die beste sey.

Die bisher üblichen Regierungsformen, von denen jede einzeln ihren Lobredner, und ihr Zeitalter gehabt hat, ich meyne, die Monarchie (nämlich dem Worte gemäß, die Alleinherrschaft) die Aristokratie und Demokratie, sind, nach meinem Dafürhalten, alle, einzeln, ein Product menschlicher Schwäche; ich achte es nämlich für Schwäche, wenn Einer verlangt, Millionen, die Menschen sind wie er, sollen seine Diener seyn; ich achte es für Schwäche, wenn einige Wenige sich durch die bloße Geburt, vermöge der sie sich zu Edeln stempeln, bevorzugt halten vor Tausenden ihres Gleichen, und unedel genug sind, sich erträumter Berechtigungen unter dem Schutze grauer Vorurtheile zu bedienen; ich achte es endlich gleichfalls für Schwäche, wenn Jeder im Volke ein Votum verlangt bei den Bestimmungen über den Staatshaushalt, und muß diese letzte Behauptung schon deshalb ein wenig weiter ausführen, damit man mich nicht des Widerspruchs zeiht, indem ich oben für jeden Bürger das Recht vindicirte, Theil zu nehmen an der Gesetzgebung. Eigentlich

kann jedem mündigen Staatsbürger ein solches Recht nicht streitig gemacht werden, aber anders muß hier die Frage beantwortet werden, ob die Ausübung eines solchen Rechtes thunlich, und zweckmäßig sey, welches ich verneine, und dabei die Geschichte auf meiner Seite habe, nach welcher sich fast stets mit der Demokratie die Anarchie gepaart fand. Nachdem ich nun eine durch Stände beschränkte, (sogenannte) Monarchie für die beste Regierungsform eines Staates erklärt habe, will ich nun einige Gründe für diese Erklärung angeben.

So wenig man auch jemals menschliche Einrichtungen für unverbesserlich halten kann, so wird man mir doch darin beistimmen müssen, daß dasjenige, was 100 Menschen beschliessen, die sich versammeln, um ausfindig zu machen, was das Beste sey, wahrscheinlich besser sey, als was Einer dagegen will. Mehr als diese Wahrscheinlichkeit spricht nicht für eine ständische Verfassung, im Gegensatz der absoluten Monarchie; aber eine solche berechtigt nicht nur, sondern verpflichtet sogar den Menschen zum Austausch. Denn wo ist wohl im Erdenleben eine, mathematisch genau vorher zu bestimmende Folge irgend einer Menschenthat? Auch kommt hiezu, daß allein eine an der Gesetzgebung theilnehmende Stände-Versammlung, (welcher, vom Premierminister an, jeder Beamte so gut verantwortlich ist als dem Fürsten), die Bürger in den Stand setzt, die Beamten auf eine, nicht entehrende Weise, zu controlliren, und dabei auch einem guten Fürsten eine solche Controlle allein möglich macht; (?) denn sonst vermag dies nur ein von allen gefürchteter Despot. Eine ständische Verfassung nimmt den Anklagen der Beamten das Gehässige der Denunciation, wie man solche, oft nur gar zu wohlbegründete, Klagen in souverainen Monarchien nennt. Eine ständische Verfassung bildet den Staat mehr und schneller *) aus, verbreitet in den Debatten der Repräsentanten-Versammlung die Kenntnisse vom Inn- und Auslande, von Staats-Einrichtungen und allen menschlichen Angelegenheiten. Eine ständische Verfassung verbannt, eben durch ihre Berathungen und Discussionen, alle Einseitigkeit aus den Verwaltungs-Maaßregeln, setzt alle Classen der Staatsbürger in die nächste Berührung und bringt ein regeres Leben in das Ganze. Und sollten die tüchtigsten Bürger in einem Staate blos darum, weil sie nicht Beamte sind, unfähig seyn, Rathschläge zu ertheilen, die für den Staat nützlich wären? Warum fürchten sich denn Einige so sehr vor einer ständischen Verfassung? Es bleiben ja darum doch Minister und andere Beamte im Staate. In den administrativen Behörden wird ja nichts geändert durch das Zusammentreten von Ständen, und gute Beamten werden sich stets, selbst der heftigsten Opposition gegenüber, emporhalten, ja, die Beamten werden sich aus mehreren Gründen vervollkommnen, sobald eine Ständeversammlung, für das Wohl des Volks, mit dem Fürsten und ihnen vereint, wacht.

(Wir verkennen durchaus das Gute nicht, was eine ständische Verfassung mit sich führen kann, und, besonders im Anfang ihrer Errichtung, auch wohl meistens mit sich führt; wir behaupten nur, daß es, gegen die Vortheile der monarchischen Regierung auf die Waage gelegt, zum wenigsten nicht schwerer wiegen wird, und daß darum das Geschrey nach ihr blos den Wunsch, etwas Neues, nicht etwas Besseres zu haben, ausspricht. Daß eine ständische Verfassung den Staat schneller bilde, mag wohl seyn; aber ist denn die Schnelligkeit wünschenswerth bey der Bildung eines Staates? wir möchten diese gerühmte Schnelligkeit vergleichen mit der neuerfundenen chemischen Art zu bleichen; freylich wird die Leinwand viel schneller weiß, aber sie reißt auch schneller. Abermals muß hier, nicht auf eine Generation, sondern auf die Gesammt-Existenz des Volkes gesehen werden, und dieser letztern ist eine stufenweise Bildung weit ersprießlicher. — Das regere Leben, von dem der Briefsteller spricht, wird oft mit Recht von Andern Krampf genannt; und was Hunderte beschließen, ist, trotz aller Berathungen, oft einseitiger, als was ein Fürst oder Minister ersonnen hat; denn Hunderte beschließen eigentlich nie, sondern Einer, der Klügste, beschließt und die Andern sagen Ja, wie schon oben bemerkt worden.) —

Das ist das Prognostikon, welches ich dem Vaterlande bei der bevorstehenden Veränderung stelle. Was schließlich das so oft als Beyspiel aufgestellte England betrifft, so ist's freylich wohl wahr, daß nicht Alles gut ist, was englisch ist, und daß nicht jede in England mit großem Nutzen existirende Einrichtung, darum auch unserm Vaterlande fromme, also nachzuahmen sey, und solches zu behaupten,

*) Dieser Meinung war auch Friedrich der 2te, indem er sagt: „Monarchieen gehen den Stufengang der Ausbildung langsamern Schrittes, als Freystaaten," und Friedrichs Meinungen führe ich an, weil ich sie für sehr gewichtvoll halte, da er ein tiefer Denker und ein wahrer Selbstherrscher zugleich war.

wie es doch wohl von Einigen geschehn, ist ein offenbarer Beweis der bornirtesten Einseitigkeit. Auch vergißt man, daß es überall eine, wenn nicht gewagte, doch mit großer Vor- und Umsicht zu behandelnde Sache ist: die Einrichtungen eines andern Staats, auch wenn sie dort heilbringend sind, gleich und unverändert im Vaterlande einzuführen!

(Fortsetzung folgt.)

Politik.

Es giebt Leute, mit welchen man immer gern spazieren geht, sie mögen nun gerade aus in die Welt hinein laufen, oder sich der Kreuz und Quer darin herum treiben; denn man weiß, sie wählen immer solche Gänge, wo es etwas zu finden giebt: seltene Kräuter oder Steine, Thiere oder Menschen; und sie haben Augen, die immer finden, wenn's auch versteckt läge, wo andere oft gedankenlos vorüberschweifen. Ein solcher tüchtiger Spaziergänger ist der Hr. Professor Krug in Leipzig, an dem das Sprüchwort vom Kruge, der zu Wasser geht, nie wahr werden kann, weil er (versteht sich, bildlich gesprochen) nie zu Wasser sondern immer zu Weine geht. Nun hat er kürzlich Kreuz- und Querzüge eines Deutschen auf den Steppen der Staatskunst und Wissenschaft herausgegeben, bei welchen wir mit großem Vergnügen überall hinter ihm hergezogen sind, wenn wir ihn gleich nicht immer haben einholen können oder mögen. Steppen, sagt er in der Vorrede, sind keine Wüsten. Es sind nur minder bebaute Gegenden, wo allerlei Unkraut und wildes Gestrippe wächst. Zum bessern Anbau solcher Steppen will er beitragen und hält redlich Wort. Einen Deutschen nennt er sich, obgleich auch Weltbürger für alle Nationen, und Spießbürger für seine nächsten Landsleute, doch das deutsche Vaterland im Auge behaltend. Wir wollen die Punkte, wo der wackere Kreuz- und Querzügler anhält und absteigt, flüchtig überschauen und, wenn er schreibt, ihm über die Achsel gucken, bei welcher Gelegenheit wir manche Zeile ihm abzulauern gedenken.

Zuerst fragt er: was ist Politik? und was soll sie seyn? — auf dieser Steppe wollen wir ihn allein herum reiten lassen und nur bemerken, daß er die vielen krummen Fußpfade in eine hübsche gerade Chaussee zu vereinen strebt. Auch auf die militairische Politik, von welcher der zweite Aufsatz handelt, lassen wir uns nicht ein, denn wir wurden verdrüßlich über eine Note, die irgend ein Steppenmaulwurf geliefert zu haben scheint. Sie lautet wie folgt: „In einem großen Reiche ward unlängst ein General zum Justizminister ernannt, wahrscheinlich um die Prozesse kurzweg mit der Knute zu schlichten." Das klingt fast hämisch. Was hat denn ein General mit der Knute zu thun? wir wissen nicht, von welchem großen Reiche die Rede ist, aber wetten wollen wir, daß Hr. Krug den General nicht kennt, den er hier so nebenher überreitet. Wie würde er darüber urtheilen, wenn man z. B. von Moreau spräche: man hat einen Advocaten zum General gemacht, wahrscheinlich um die Schlachten mit dem Kanzleibesen abzuthun? — doch weiter. Der Gaul ist nur ein wenig gestolpert.

Die dritte Abhandlung redet über bestehende Gewalt und Gesetzmäßigkeit in staatsrechtlicher Beziehung. „Irgend einmal muß es doch einen Herrscher gegeben haben, der die Herrschaft nicht von seinen Vätern erbte, sondern vom Volke oder durch sich selbst erlangte und dann seinen Kindern hinterließ. Wäre nun die Gewalt eines solchen ungesetzmäßig, so wäre es ja auch die seiner Kinder? oder verliert die Ungesetzmäßigkeit ihren Character, wenn sie vererbt wird? so wäre ja der kleine Napoleon ein ganz gesetzmäßiger Regent geworden? oder, wenn Eine Erbfolge dazu nicht hinreicht, wie viele denn? und die wievielte ist es eigentlich, bei welcher das ungesetzmäßige auf Einmal gesetzmäßig wird?" — (Ach leider genießt auch Thronen-Raub des Vortheils der Verjährung, nur daß bald mehr bald weniger als 30 Jahre dazu gehören, je nachdem die Zahl der Kanonen steigt oder fällt.) —

„Es ist nicht zu läugnen, daß Wahlstaaten einen natürlichen Hang zur Anarchie und Erbstaaten einen solchen zur Despotie haben. Je nachdem nun Jemand Anarchie oder Despotie für das größere Uebel hält, oder je nachdem er für seine Person bei dieser oder jener seine Rechnung zu finden glaubt, wird er auch geneigt seyn, die Wählbarkeit oder Erblichkeit vorzuziehen." — (Wenn dieser Satz immer wahr wäre, so müßte er ja auch auf den Verfasser anwendbar seyn. Allein dieser gesteht selbst:)

„Die Geschichte lehrt unwidersprechlich, daß Erbstaaten und Wahlstaaten sowohl gut als schlecht regiert worden, sowohl stark als schwach gewesen, sowohl lang als kurz gedauert haben." — (Richtig! und eben darum beweist die Geschichte unwidersprechlich, daß jede Regierungsform gut ist, wenn sie gut gehandhabt wird, und umgekehrt.) —

Blind und engherzig nennt Hr. Krug in einer Note diejenigen Politiker, „welche unlängst gerathen haben, der Schweiz einen deutschen Erbherrscher zu geben, um sie fester an Deutschlands Interesse zu knüpfen; als wenn Gewaltthaten ein Mittel wären,

die Zuneigung der Völker zu gewinnen, und als wenn nicht eben dadurch Napoleon alle Völker gegen sich aufgebracht hätte, daß er ihnen Verfassungen und Herrscher aufdrang, die sie nicht wollten."

In einer andern Note klagt er über die Verwirrung, welche fremdartige Worte in die Begriffe bringen können; das beweise recht deutlich das Wort Souverainität; denn Souverain bedeute ursprünglich nichts anders als einen regierenden Fürsten, gleichviel ob er mit beschränkter Macht regiere, wie der König von England, oder mit unbeschränkter wie der König von Dänemark. Folglich sey ein Fürst, der vor erlangter Souverainität von einem andern abhängig war, darum nicht befugt, sofort unumschränkt zu regieren, Landstände aufzuheben u. s. w.

Aber die Bibel sagt: es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, und hierauf baut der Verfasser den Satz, daß es sogar frevelhaft seyn würde, über ihren Ursprung zu klügeln, um etwa den Gehorsam darnach beliebig abzumessen. Denn gesetzt, es lasse sich sogar geschichtlich nachweisen, daß es beim Ursprung der eben bestehenden Gewalt nicht so ganz mit rechten Dingen zugegangen, so gebiete die Vernunft, den Schleyer der Vergessenheit über dieses Unrecht zu werfen, um größern Uebeln zu entgehen. (Um den unrechtmäßigen Ursprung der Gewalt bekümmern sich auch die Völker in der Regel nicht, sondern nur der Mißbrauch derselben empört sie.)

„Wo das Unrecht in seinen Folgen nicht aufgehoben werden kann, ohne neues, noch größeres Unrecht zu begehen, da legt die Vernunft Stillschweigen auf, damit sich das Unrecht nicht in's Unendliche fortpflanze." (Aber kann denn das bloße Stillschweigen diese Fortpflanzung hemmen? Wir möchten des Verfassers Schleyer doch fast einen Deckmantel nennen.)

„Darum" fährt er fort, „müssen auch die Güter, die während einer Staatsumwälzung verkauft und gekauft und wieder verkauft werden, den jetzigen als rechtmäßig anzusehenden Eigenthümern bleiben, wenn sie auch den ersten Besitzern unrechtmäßig entzogen worden. Denn der Erwerb war doch rechtlich. Die rechtlichen Folgen können nicht vernichtet werden, ohne neues Unrecht. Das alte Unrecht ist gleichsam verwachsen mit dem Rechte, wie ein widernatürlich gebildeter Knochen mit dem übrigens gesunden Körper, den zu zerstören, um nur jenen Knochen wegzuschaffen, widersinnig wäre. Nicht alles Unrecht kann wieder gut gemacht werden, man muß es als ein Unglück ertragen. Dieselbe Maxime gilt in Bezug auf die mediatisirten Fürsten ꝛc." — (Alles das möchten wir gelten lassen, sobald erwiesen ist, daß der Erwerb rechtlich war; diesen Beweis werden aber alle solche Güter-Käufer wohl schuldig bleiben müssen, wenigstens in moralischer Hinsicht. Denn daß das, was sie kauften, dem ersten Besitzer unrechtmäßig entzogen war, das wußten sie doch? wer aber geraubte Dinge kauft und keine andere Entschuldigung dafür hat als die, daß wahrscheinlich der rechtmäßige Eigenthümer nicht wieder kommen, oder daß ja doch ein Anderer es kaufen werde, von dem können wir nicht sagen, er habe rechtlich, wenigstens nicht er habe ehrlich erworben.)

Auf die Frage: ob Napoleon ein gesetzmäßiger Herrscher oder ein Thronräuber war? antwortet Hr. Krug: man müsse auch dem Satan sein Recht wiederfahren lassen; Napoleon sey, bis zu seiner Abdankung im Jahr 1814, von Rechtswegen und also auch von Gottes Gnaden Beherrscher von Frankreich gewesen. Wolle man das Gegentheil behaupten, so würde man alle Herrscher von Europa auf das gröbste beleidigen, die ihn anerkannt, ihm Gesandte geschickt, Bündnisse mit ihm geschlossen, mit ihm zu Tische und zu Rathe (?) gesessen, sich sogar mit ihm verschwägert, und ihre Heere sowohl für als gegen ihn hätten bluten lassen, und dieser Mann sollte ein Usurpator gewesen seyn? wahrlich! wenn das keine Beschimpfung der Majestät wäre, so gäbe es gar keine.

(Alle diese Phrasen beweisen nichts. Hr. Krug scheint zu vergessen, daß die europäischen Mächte zu alle dem durch Gewalt der Waffen gezwungen worden. Sicher würde er selbst, wenn ein Räuberhauptmann ihm die Pistole auf die Brust setzte, lieber mit dem Räuber speisen, als sich von ihm erschießen lassen. Giebt es denn einen Herrscher in Europa, der, ohne vorhergehenden unglücklichen Krieg, Napoleon erkannt hätte? sind nicht auch an Cromwell Gesandte geschickt, Bündnisse mit ihm geschlossen worden ꝛc.?) —

„Nicht also der unrechtmäßige Ursprung, sondern der unrechtmäßige Gebrauch seiner Herrschaft war es, was Napoleon's Sturz bewürkte — und von Rechtswegen! oder meynst du, daß man dem das Schwerdt lassen solle, der es nur zum Verderben zu brauchen versteht? daß man dessen Recht achten solle, der selbst keines achtet, sondern frech und wild allem Rechte Hohn spricht, der keinen Vertrag hält, dem es Lust und Freude, ja ein dringendes Bedürfniß ist, was er gestern gebaut, heute zu zerstöhren, und sich mindestens alle Jahre ein Mal im Blute von Tausenden zu baden?" (sehr

schön und wahr! aber wenn nun Napoleons Sturz nicht anders bewürkt werden konnte, als, indem viele rechtliche Folgen seines Unrechts vernichtet wurden, so geschah ja doch, nach des Verfassers Grundsatz, ein neues Unrecht? also hätte man lieber sein Unrecht als ein Unglück ertragen sollen? war er nicht auch ein widernatürlich gebildeter Knochen?) —

Hr. Krug behauptet, bey Napoleon's Rückkehr von der Insel Elba habe das französische Volk ihn nicht anerkannt, denn das stehende Heer sey kein Volk, und ein großer Theil Frankreichs habe keine Deputirte zum Mayfelde gesandt. (Wir haben jene Begebenheit auch beobachtet, und uns hat geschienen, daß leider das französische Volk ihn anerkannte, da es sogar in den von den Alliirten besetzten Provinzen in Masse für ihn aufstand.) —

Der Verfasser glaubt, man habe mit Unrecht als inconsequent getadelt, daß die Alliirten dem Buonaparte nach seiner ersten Abdankung die Freyheit und sogar ein unabhängiges Fürstenthum ließen, nach der zweyten aber, die im Grunde nur scheinbar gewesen, ihn nach St. Helena verwiesen. Das erste Mal hätten sie nach den gesetzmäßigen Regenten in ihm geachtet, das zweyte Mal aber ihn nur als geächteten Friedensstöhrer betrachten können. Eben so wenig hätten sie ein Recht gehabt ihn hinzurichten. Auch sey für einen Mann von Napoleon's Character die Gefangenschaft auf St. Helena gewiß die peinlichste Strafe. Möge er auch wieder entwischen, so würde die Welt doch gewiß nur etwas zu lachen, aber nichts zu fürchten haben. — (Wir nehmen uns nicht heraus, das Verfahren der Alliirten zu beurtheilen, aber wenn Hr. Krug fragt: „woher in aller Welt hätten sie das „Recht bekommen ihn hinzurichten?" so möchten wir antworten: wie in aller Welt kann Hr. Krug so fragen? ein Mann, der an jedem dieser Alliirten die ungeheuersten Verbrechen begangen — ein Mann, der Jeden derselben vernichten wollte — ein Mann, der 1813 den König von Preußen und den Kron-Prinzen von Schweden gewiß hätte erschießen lassen, wenn sie in seine Gewalt gerathen wären — diesen millionenfachen Mörder, dieses Europa verwüstende Ungeheuer mit seinem eigenen Maaße zu messen und ihn vor ein Kriegs-Gericht zu stellen, dazu hätten die Alliirten kein Recht gehabt?) —

Die vierte Abhandlung untersucht, welches der Grund und die Schranken des Eroberungs-Rechtes sind. Der Krieg ist ein Prozeß zwischen Völkern, der Sieg ein Gottes-Urtheil. Der Sieger, vorher Parthey, ist nun Richter, soll also auch gerecht und billig seyn wie es einem Richter ziemt, nicht, wie Napoleon, nur den leidenschaftlichen Eingebungen des Hasses, der Rache, des Ehrgeizes, der Hab- und Herrschsucht folgen. (Das ist Alles wahr und schön; wenn aber der Sieger, als er noch Parthey war, den Prozeß nur von jenen Leidenschaften getrieben anfing, was darf man von ihm erwarten, nachdem er Richter geworden? daß der Sieg übermüthig macht, ist eine alte Erfahrung, — um so seltner die, daß der zuvor übermüthige Sieger aus dem Glück seiner Waffen Demuth schöpft.) —

Zuerst zählt der Verfasser auf, was der Eroberer nicht darf. Er darf die Besiegten nicht ausrotten; nicht in Gefangenschaften schleppen oder sich unterwürfig machen; nicht deren Staatsgebiet in einen Theil des eigenen verwandeln; nicht als Bundesgenossen sie zu Knechten machen, wie Napoleon gethan — „und doch waren in neuern Zeiten" fügt K. hinzu, „Einige recht stolz auf diese Bundesge„nossenschaft, und meynten, sie hätten nun erst die „wahre und volle Souverainität erlangt." —

Die Einverleibung fremden Staatsgebietes nennt er einen politischen Mord, zumal wenn eine Zertheilung damit verknüpft sey. „Das in „seiner Integrität so wesentlich verletzte Volk behält „immer fort das Recht, das ihm entrissene Gebiet „zurück zu fodern und diese Foderung bey der ersten „günstigen Gelegenheit durch Waffengewalt geltend „zu machen. Wolle man das Aufruhr oder Treulo„sigkeit nennen, so müsse es auch Aufruhr und Treu„losigkeit heißen, als 1813 und 1814 die Hansee„städte Frankreich den Gehorsam aufkündigten, und „Oesterreich, Preußen und Deutschland überhaupt die „ihnen früher entrissenen Provinzen von Frankreich „zurück foderten." (Ey! ey! welchen gefährlichen Grundsatz predigt hier der Verfasser dem Volke; wo existirt denn das Land, von dem nicht irgend ein Mal Theile erobert und zurückbehalten worden? wenn darum jede günstige Gelegenheit das Volk berechtigt, die Waffen zu ergreifen, welches Besitzthum in Europa ist denn sicher?) —

Nur bey den afrikanischen Raubstaaten macht der Verfasser eine Ausnahme. Die können rechtlich erobert und behalten werden, ja er sagt: „die übri„gen Staaten sind es sich selbst schuldig, jene Raub„nester so bald als möglich zu zerstöhren, und da„durch einem öffentlichen Skandale in der politi„schen Welt ein Ende zu machen," (und darin hat er vollkommen Recht.) —

Ferner darf der Sieger dem Besiegten keine andere Verfassung, keinen anderen Regenten aufdrin-

gen. „In diesem Puncte hat das Recht der Völker niemand so arg verletzt als Napoleon, indem er jedem besiegten Lande entweder sich selbst, oder irgend ein Subject aus seiner verworfenen Sippschaft zum Herrscher gab, oft auch, noch ehe das Land erobert war, auf seinem Zimmer decretirte ꝛc.".

Der Sieger darf das eroberte Land nicht ausplündern, die Bewohner nicht mißhandeln, um ihnen ihre Schätze abzupressen, literarische und artistische Schätze nicht wegschleppen, denn sie sind als Bildungsmittel ein unveräußerliches Eigenthum.

Was darf denn aber der Sieger? — er darf die gewöhnlichen Steuern und Abgaben einziehen, auch außerordentliche Leistungen, Kriegssteuern, Contributionen fodern; ferner alles dasjenige thun und anordnen, was ihm den militairischen Besitz des Landes bis zum Frieden sichern kann, Befestigungen anlegen und die Einwohner auffodern, ihm dabey zu helfen, nicht aber sie auch zu vertheidigen, oder überhaupt die Waffen für ihn zu ergreifen; denn eine grobe Verletzung des Völkerrechtes sey es, wenn der Feind in dem eroberten Lande Recruten aushebe oder Gefangne zwinge unter seinen Fahnen zu dienen. Ein militairisches Gouvernement dürfe er einsetzen, aber keinen Eyd der Treue fodern.

Er darf Entschädigung für die Kriegs-Kosten und erlittenen Schaden verlangen, und braucht, bevor dieß geschehen, das Land nicht zu räumen, denn wer in einem Prozeß unterliegt, muß auch die Kosten bezahlen. Hier tritt der Fall ein, daß auch Theile des eroberten Gebietes rechtlich erworben werden, wenn nämlich der Besiegte nicht im Stande ist, die billige Entschädigung abzutragen, und darum das schmerzliche aber nothwendige Opfer bringt, Land abzutreten. (Wenn aber der Krieg selbst widerrechtlich war, wie kann die Entschädigung rechtlich werden? wird man ein Volk jemals überreden können, der Sieg sey Gottes Urtheil? im Grunde glaubt der Verfasser das gewiß selbst nicht, denn unmöglich könnte Gott so oft für Napoleon entschieden haben; er sagt das nur, weil hierüber nichts besseres zu sagen ist. Der Sieg des Ungerechten ist ein Verhängniß Gottes aber nicht sein Urtheil. Nimmermehr wird ein Volk sich darum bloß verbunden glauben Länder abzutreten, weil seine gerechte Sache bloß durch den Sieg ungerecht geworden und es folglich die Kosten eines Processes bezahlen muß, den es gar nicht angefangen hat. Also wird es sich auch dann an den Ausspruch des Verfassers halten, daß es berechtigt sey, bey der ersten günstigen Gelegenheit die Waffen zu ergreifen, um das Abgetretene zurückzufodern, und so wird denn abermals das Resultat die Unsicherheit jedes Länderbesitzes seyn. Vollends, wie! wenn, ehe die günstige Gelegenheit sich findet, eine Menge rechtliche Folgen aus dem ungerechten Besitz entsprungen sind, muß man alsdann über jenen, nach dem eignen Grundsatz des Verfassers, nicht den Schleyer der Vergessenheit werfen?

Freilich sollen, wenn der Sieger nicht Maaß und Ziel hält, alle andern Mächte sich ins Mittel schlagen, weil er sonst sein Schwerdt auch gegen sie kehren werde. „Aber" fügt Hr. Krug hinzu, „leider vergessen oft die Staaten „ihr eigenes Interesse so sehr, daß sie bald aus Trägheit, „bald aus Haß, bald aus Feigheit geduldig zusehn, wie ein „übermüthiger Sieger seinem Gegner den Gnadenstoß ver„setzt, bis an sie selbst die Reihe kommt und sie dann auch „keinen Helfer in der Noth finden." (Sehr wahr!)

Der Verfasser meint, es sollte zu einem Grundsatz des Völkerrechts erhoben werden, daß kein Friede ohne Vermittelung einer Macht geschlossen würde, die nicht mit im Kriege begriffen war; denn Alle wären dabei interessirt, daß der Sieger Maaß und Ziel halte, und wie werde er das, wenn der Besiegte ganz allein ihm gegenüber stehe? (Das letztere Bekenntniß wirft abermals viele Stützen seines Gebäudes um. Wenn Maaß und Ziel sich nie vom Sieger erwarten lassen, und doch er von Rechtswegen der Richter ist, der dem Gottesurtheile nur die Worte leiht, wie und was läßt sich darauf bauen?) —

Abtretung, fährt der Verfasser fort, erstreckt sich nur auf Land, nicht auf Leute, denn Menschen kann man so wenig erobern als abtreten. „Es ist ein wahres Skandal, „daß man noch immer von Seelenzahl redet, als wolle „man recht geflissentlich das Edelste und Höchste im Men„schen als eine veräußerliche und ererbliche Sache darstellen, „oder als wäre das Land das Principale und der Mensch „das Accessorium." (Sehr richtig in der Theorie; aber wenn auch zehnmal bei Abtretung von Land den Einwohnern erlaubt wird wegzuziehn, so ist das im Grunde nur eine Spiegelfechterey, denn unter Tausenden kann nicht Einer Gebrauch von der Erlaubniß machen.) —

Am Schluß dieses Aufsatzes kommt der Verfasser auf eine kitzliche Materie, um deren willen vermuthlich der ganze Aufsatz geschrieben wurde. „Was soll man nach solchen Prämissen von dem Frieden zwischen Preußen und Sachsen sagen? Wie einst die unpartheyisch richtende Nachwelt darüber urtheilen werde, dürfte wohl um so weniger zweifelhaft seyn, da sich das Urtheil unserer Zeitgenossen schon „ziemlich laut und einhellig darüber ausgesprochen. Sie wird „vorzüglich die beispiellose Thatsache würdigen, daß man das „Eroberungsrecht gegen ein Volk geltend machte, nachdem „man dasselbe förmlich in den Bund gegen Frankreich auf„genommen, und ihm mehr als einmal die Integrität feier„lich zugesichert hatte u. s. w." (Wir maaßen uns ebenso wenig ein Urtheil über diesen Frieden an, als Herr Professor Krug; wir sind weder berufen ihn zu vertheidigen, noch möchten wir es; aber — wenn es uns dennoch auferlegt würde, so wollten wir uns wohl anheischig machen, das Rechtliche desselben aus des Verfassers eignen Grundsätzen zu erweisen. Denn hatte Preußen den Proceß nicht durch ein Gottesurtheil gewonnen? war es nicht berechtigt Entschädigung zu fordern? konnte Sachsen diese anders gewähren als durch Länder-Abtretung? hat Preußen dabei nicht Maaß und Ziel gehalten? hat es den Einwohnern gewehrt wegzuziehn? — So geht es meistens mit den Theorien in der Politik, man kann daraus machen was man will.) —

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 43. Rede wahr, scheue Niemand. 2r. Band.

Auszug

aus einem Schreiben des Hauptmanns vom Generalstab, Moritz v. Kotzebue, aus Kutais am Rion, der Residenz der ehemaligen Zaare von Imeretien (vom 28ten Juny d. J.)

— — Ich beschloß, im Frühjahre meine Arbeit anzufangen, und zwar am schwarzen Meere. Ich verließ Tiflis am 21. März, und legte in 11 Tagen den Weg über Kertalinien und Imeretien, bis Rodut-Kule zurück. Von hier aus ging ich nach zwölf Jahren zum ersten Male wieder zu Schiffe und segelte nach Sugum-Kale in der Provinz Abosien, vollendete dort meinen Auftrag und kam im May abermals nach Redut-Kule, von wo ich mich nach Kutais begab. Hier hoffe ich auch bald fertig zu seyn, gehe dann an die Persische Grenze, von dort nach dem caspischen Meere, und künftiges Frühjahr ist mit Gottes Hülfe der ganze Auftrag vollbracht.

Ich führe Zelte, nebst einer ganzen Wirthschaft bey mir, sonst muß man verbrennen, oder Hungers sterben. Mein Küchenpferd verdiente von einem guten Mahler gezeichnet und in England gestochen zu werden. Denke dir, auf und neben ihm ein Gebummel von Casserollen, Zwiebeln, Säckgen, Päckgen, lebendigen und abgeschlachteten Hühnern, kurz, Alles was zur Küche gehört, und oben drauf einen besoffenen Denschick (ein Soldat zur Bedienung) der eine Mütze voll Eyer sehr behutsam transportirt. Nicht selten entstehen Revolutionen auf meinem Küchenpferde. Die lebendigen Capaunen, des Hängens müde, fangen an um sich zu schlagen. Der Kerl predigt ihnen anfangs Geduld, am Ende kommt's zum Handgemenge, das Pferd erschrickt, nimmt Reißaus, und man muß am Ende den Kerl, die Kapaunen und die ganze Küche stückweis wieder zusammen suchen.

Imeretien, wo ich mich jetzt befinde, war vormals unter dem Nahmen Colchis bekannt. Der berühmte Fluß Phasis, jetzt Rion, fließt zu meinen Füßen, nur führt er leider kein Gold mehr mit sich, wie vor 2000 Jahren. Bekanntlich bewachte damals die schöne Medea das goldne Vließ, und Jason sollte es berauben. Mit Menschen und allenfalls mit Drachen hätte er es wohl aufgenommen, aber statt eines feurigen Drachen fand er ein feuriges Mädchen, das ihn besiegte. — Strabo zählte 180 steinerne Brücken über den Phasis, jetzt steht nur Eine, und zwar eine hölzerne da. Strabo spricht von vielen Städten und Dörfern; davon ist keine Spur mehr vorhanden. 2000 Jahre waren hinreichend, ganze Völker vom Erdboden wegzuwischen. Darum muß man unwillkührlich lächeln, wenn man 8 Werste von Kutais, im Gelatschen Kloster eine eiserne Pforte sieht, durch welche ein ruhmsüchtiger Zaar von Imeretien seine Thaten zu verewigen glaubte, indem er sie, bey der Eroberung von Derbent am caspischen Meere, dort abbrach, hieher schleppte und sich daneben begraben ließ. Armer Zaar! schon jetzt weiß man nicht recht, ob du David oder Salomo geheißen, und die Eine Hälfte deiner Trophäe hat ein ökonomischer Metropolit zu Nägeln schmieden lassen. Dieses Kloster, so wie die Kirche in Kutais, sind von schöner griechischer Architectur, und die einzigen Ueberreste der vormaligen Herrlichkeiten von Colchis.

Der Rion, ein schöner, reißender Fluß, entspringt im Caucasus und schlängelt sich durch ganz Colchis, ein Land, in dem man himmlische Gegenden und viel Wald findet. Besonders angenehm liegt Kutais, und wenn Medea wirklich das goldne Vließ bewachte, so ist es gewiß hier geschehen. Die Zaare von Imeretien waren auch so klug, den Ort zu ihrer Residenz zu wählen. Ueberhaupt hatten die Alten wohl Recht, Colonieen hier anzulegen, denn aus diesem Lande läßt sich Alles machen, und — Dank sey es dem jetzigen Hauptcommandeur, General Jermolow — es wird viel gemacht. Auf seinen Befehl hat man in dem Gebirge, welches Kartalinien von Imeretien trennt, und welches sonst nur zu Pferde zu passiren war, eine treffliche Chaussee gebaut, die den besten in Deutschland nichts nachgiebt, wodurch ein neuer Handelsweg zwischen Grusien und dem schwarzen Meere gebahnt worden. Redut-Kule, oder irgend ein anderer Hafen an diesem Meere, kann nun bald eine blühende Handelsstadt werden,

und dann hat Jermoloff's Thätigkeit das wahre goldne Vließ in Colchis wieder gefunden. Der ehrwürdige General-Major Kurnatoffsky, Gouverneur von Imeretien, hat in kurzer Zeit die Liebe und Achtung des ganzen Volkes gewonnen. — —

Ueber Constitutionen. (Fortsetzung.)

Dennoch aber ist der Ditmarser, in der 10ten Reise des Eyderstädter Boten, (dies ist der Name unsers Wochenblatts) wo er über Englands Lage sein Raisonnement zum Besten giebt, weit befangener in der Tadelsucht, als Manche in den Elogen auf England sind. Es ist durchaus unwahr, daß die englische Nationalschuld eine Folge der constitutionellen Monarchie sey, und nicht existiren würde, wenn Englands Könige souverain wären. Ehrgeizige Könige und Minister, die sich in alle Europäischen und aussereuropäischen Händel mischten, sind die Urheber dieser großen Schuld, nicht das Volk, welches seine Repräsentanten im Parlamente hat.

(Aber warum hat denn das Volk durch seine Repräsentanten das nicht gehindert? entweder diese wollten es nicht hindern, oder sie konnten nicht; was nützte denn in beiden Fällen die repräsentative Verfassung?) —

Kriege kosten allen Staaten, besonders den handeltreibenden, das meiste Geld, und wo findet man in der Geschichte Kriege, die auf ausdrückliches Verlangen des Volks geführt wurden? (Die Befreyungs-Kriege ausgenommen, die sich allemal durch ihren Zweck, die erzielte Freiheit, rechtfertigen!) Man forsche in der Geschichte nach den motivirenden Ursachen der verheerenden Kriege, und es wird sich ergeben, daß meistens Ehrsucht und andere Leidenschaften eines Fürsten, oder eines Günstlings, oder gar einer Maitresse das Blut und Vermögen der Staatsbürger vergeudete. Daß in England, wie überall in ganz Europa, sich furchtbar schnell die Zahl der Armen vergrößert, hat seinen Grund in ganz andern Umständen, als in einer ständischen Verfassung, und so verhält es sich mit allen andern in England sich findenden Gebrechen. Denn darum, daß sie dort existiren neben einer Constitution, darf nicht gefolgert werden, daß sie aus ihr entspringen.

(Das zwar nicht, aber doch daß die Constitution sie nicht verhüten konnte.) —

welches im Einzelnen hier weiter auszuführen der Raum der Blätter mir verbietet. — Wie schon guten Einrichtungen in England viele Lehren schöpfen lassen, für die Regierung anderer Länder, so mögen auch an den Gebrechen des englischen Staats-Haushalts, in Zukunft unsere Volks-Repräsentanten und Regierungs-Beamte lernen, welche Klippen und Abwege sie, durch Englands vestigia gewarnt, zu vermeiden haben."

„Soviel über die Rechtlichkeit und Nützlichkeit einer constitutionellen Monarchie, wobei ich noch gar nicht einmal Vergleiche angestellt habe zwischen derjenigen Fähigkeit, dem Vaterlande durch Rath zu nützen, welche dem, unter höfischer Schmeicheley und Verführung aufwachsenden Fürsten und hohen Adel beiwohnen mag,

(Abermals eine Voraussetzung des Schlimmsten.) —

und derjenigen, welche die, unter den nützlichen Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens erzogene Söhne des Mittelstandes sich gewiß erworben haben. Wenn meine Behauptungen und Schlüsse richtig wären, und, wie ich hoffe, Sie Ihnen beypflichten, so bedarf es keiner weitern Auseinandersetzung über die Sicherheit oder Unsicherheit des künftigen Glücks, und ich brauche nur in wenigen Worten die Frage zu absolviren: ob wir Deutsche reif sind für diese beglückende Veränderung. Denn wie Sie z. B., die Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitet wissen wollen durch Verbesserung der Landschulen, welcher Meynung ich vollkommen beipflichte, so müßten auch wohl der Verfassungs-Freiheit (sit venia verbo) vorbereitende Anstalten vorhergehen? An sich ist dies allerdings zu bejahen; indeß, sollte nicht Frankreichs Beyspiel, sollten nicht die darin liegenden, und auch bereits herausgehobenen, Lehren und Warnungen hinlänglich schon von unsern Deutschen Mitbrüdern begriffen seyn? Ich glaube ja! Sollten die sonst scharf beobachtenden, und gerne Systeme und Theorien bildenden Deutschen dies hochwichtige Thema unbeachtet liegen gelassen haben? Sollten sie nicht vielmehr sich hinlängliche Lehren abstrahirt haben, aus dem mehr als 20jährigen irregulären Ringen im Nachbarlande? Sollten sie nicht gelernt haben sich zu hüten vor revolutionärem Niederreißen, sich in Acht zu nehmen vor jenem Wechseln mit Constitutionen? Ich glaube ja!

(Wir glauben Nein! weil es leider eine alte und ewige Wahrheit ist, daß die geschichtlichen Erfahrungen und Warnungen an Fürsten wie an Völkern verlohren gehen.) —

Digitized by Google

Dabei ist noch in Anschlag zu bringen, die schon seit beinahe 2 Jahrtausenden berühmte Redlichkeit, wovon sich gottlob auch jetzt noch Belege finden in deutschen Landen! Dabei ist endlich und am meisten zu beachten unsere angeflammte Bedachtsamkeit! Dies sey hier genug zur etwa nöthigen Beruhigung, ich kehre nun post tot discrimina rerum abermals zu Ihrem Aufsatze zurück. — Sie „vermuthen nicht blos sondern sind fast überzeugt, daß manche deutsche Schriftsteller eine Revolution wünschen, um als Volksredner, Deputirte und Repräsentanten eine Rolle zu spielen!" Wenn Sie zu Ihrer Ueberzeugung durch Erkennen gelangt sind, diese also ein Wissen ist, so habe ich weiter nichts zu sagen, als mein Bedauern auszudrücken, daß würklich unter deutschen Schriftstellern manche sind, die allein aus Egoismus Schriftsteller geworden! Wenn aber Ihre Ueberzeugung blos ein Dafürhalten in sich schließt, blos ihre individuelle Meynung und Ansicht ist, so muß ich doch bemerken, wie man sich im Leben nie öfterer irrt, als bei Bestimmung der Motiven fremder Handlungen,

(Sehr wahr!) —

wobei der Schein seine bekannte nachtheilige Wirkung ohne Zweifel am stärksten äußert, es also die gewagteste Sache von der Welt ist, über die Gründe, welche die Schritte Anderer bestimmten, aburtheilen zu wollen.

(Wir erkennen das und werden uns herzlich freuen, wenn die Zukunft uns zeigt, daß wir geirrt haben.) —

Ausserdem lassen Sie uns einmal auf einen Augenblick einen solchen Schriftsteller näher betrachten, der nun z. B. es laut äusserte, er wünsche eine Staatsveränderung und wünsche gleichfals in einer Deputirten-Kammer als Redner sprechen zu können. Wenn Sie Revolution von revolvere ableiten und dadurch eine gänzliche Veränderung verstehen, so sind wir einig über diesen Begriff, und werden es wohl auch darin seyn, daß, in so fern eine Repräsentativ-Verfassung den ganzen Organismus der Regierung (i. e. Art, wie regiert wird) ändert, und dies zwar ohne gewaltsame Mittel, die Einführung derselben wohl mit dem Namen einer revolution im guten Sinne des Worts belegt werden darf. Im Vorstehenden ist nun hoffentlich zur Gnüge gezeigt, wie eine solche revolution oder Staatsverbesserung (denn eine Verbesserung wird bey jeder revolution, die mit Bedacht unternommen wird, gehofft) allerdings in allen deutschen Ländern wünschenswerth sey; also, muß man diesen Wunsch jedem Schriftsteller über statische Gegenstände auch erlauben. Ein solcher Schriftsteller hält sich nun stets, wie jeder Schriftsteller in Rücksicht auf sein Thema, befugt zur Aeusserung seiner Meynung; und kann dies laut seiner schon bekannten Einsichten wirklich seyn, oder aus Irrthum sich nur dafür halten, welches man ihm wieder so gut als jedem Menschen seine sonstige Meynung nicht verbieten kann. Wie sollte nun ein solcher Mann, der sich zum Schreiben, über Statistik hinlängliche Kenntnisse und gehörige Urtheilskraft, auch Gewandheit genug, um Widerspruch ertragen und beseitigen zu können, zutrauet, nicht auch von sich glauben, er sey befugt über dasselbe Thema zu sprechen? Wie sollte er, zumal, wenn ihm der mächtige Einfluß der lebendigen Rede auf alle menschliche Gemüther nicht unbekannt ist, wie sollte er da nicht wünschen sich dieses Einflusses auf einen nähern Kreis bedienen zu können, sowie er bisher ungehindert das Recht ausübte, durch Schreiben auf einen grössern zu wirken? Wer. der hierin nur den Gang der Natur sieht, kann ihm diesen Wunsch verargen oder gar verbieten? So gut als Sie in einem solchen Wunsche nur allein Ruhmsucht finden, steht's mir frei, darin nur allein schönen Eifer für die gute Sache zu legen, der er bisher schon seine Feder lieh. Doch lassen Sie uns lieber Beide etwas fallen lassen, und das: in medio veritas, beherzigen, denn Sie werden mit mir darin einer Meynung seyn, daß sich ein reinmenschlicher wahrhaft christlicher Character, (der eo ipso vollkommen, nämlich in seiner Art, wäre) welcher beständig aus christlichen Motiven handelte, schwer finden, und trotz des: quilibet praesumitur bonus ꝛc., dennoch nicht präsumiren läßt.

(Beschluß folgt.)

Politik. (Fortsetzung.)

Die fünfte Abhandlung spricht über politisches Gleichgewicht und Uebergewicht, Universal-Monarchien und Völkervereine, als Mittel zum ewigen Frieden, den der Verfasser keineswegs für eine Chimäre hält; wenigstens könnte man, durch einen allgemeinen Staatenbund, dem Ziele sich nähern, wenn auch nie es vollkommen erreichen. Diese Annäherung würde aber nicht anders möglich seyn, als durch allmählige Verbesserung des physischen, politischen und moralischen Zustandes der Völker; wohl hat schon Plato mit Recht gesagt: es wird mit dem Menschengeschlechte nicht eher besser werden, bis Weise an die Spitze der Völker treten, oder die Fürsten weise werden; denn in der Hand

derer liegt endlich doch der Friede, die der Völker Angelegenheiten im Großen lenken. Viel hofft der Verfasser hier vom heiligen Bunde, behauptend: daß in ihm mehr Vernunft sey, als in den meisten bisher geschlossenen Friedensverträgen, und daß sehr viele dieser Verträge unnöthig gewesen seyn würden, wenn einige große Mächte in Europa ein Paar Jahrhunderte früher den glücklichen Gedanken gehabt hätten zu erklären, daß ihre Völker nur Glieder Einer christlichen Familie seyen, und das die Vorschriften des Christenthums nicht auf das Privatleben allein, sondern auch auf die Politik der Fürsten anwendbar seyn solle. Dann wäre, so meint der Verfasser, an einen 30jährigen Krieg und an die französische Revolution schwerlich gedacht worden, und die Geschichte würde viele mit Blut geschriebene Blätter weniger aufzuweisen haben. Freilich scheine die Welt noch immer wie verblüfft durch diese Begebenheit, und könne es gar nicht fassen, wie es möglich, daß das Christenthum endlich einmal würklich den Sieg über das böse Princip unsers bisherigen politischen Thums und Treibens erringe. (In jeder Brust würde der heilige Bund die süßesten Hoffnungen erwecken, wenn nicht immer die Furcht dazwischen träte, daß seine Dauer nur an dem Leben seiner Stifter, vielleicht nur seines Stifters hängt. Förmlich aufgelöst wird er zwar nie werden; aber Leidenschaften sind die Quecken in der Menschenbrust. Wenn der Pfad nicht immerfort betreten wird, so begrast er sich.) — Der Verfasser erwähnt noch, daß in Rußland durch Ukas befohlen worden, die Urkunde des heiligen Bundes jährlich Einmal von der Kanzel zu verlesen und darüber Vorträge an das Volk zu halten; das einzige Mittel, die göttliche Idee in die Würklichkeit einzuführen; denn nicht die Fürsten allein, sondern auch die Völker sollen von diesem Bunde umschlungen werden. „Wie geht es nun zu, daß man überall so lau in dieser Hinsicht ist, und sich von dem halb barbarischen Rußland beschämen läßt?" —

Wir übergehn den Beitrag zur Theorie des Geldes und wenden uns zu der Staats- und Völkerrechtlichen Ansicht vom deutschen Bunde, dem Herr Krug keine lange, vielleicht nicht einmal eine so lange Dauer als die des frühern Bundesstaats war, weissagt. Es hätten, sagt er, bei mehrern Gelegenheiten sich Stimmen hören lassen, „die nichts anders zu verkünden schienen, als ein Streben, die Bundesglieder möglichst auseinander zu halten, und die politische Wirksamkeit der Bundesversammlung möglichst unbedeutend zu machen, ja bis zur Nullität herab zu bringen." Indessen, wenn wir nur Frieden behalten, „wenn nur keine, von arglistigen Fremden hingeworfene Lockspeise die einzelnen Bundesglieder nach verschiedenen Richtungen zieht," so meint der Verfasser, es wäre doch wohl möglich, daß der Bund sich nach und nach befestigte. —

Bei der Frage: wer soll das Haupt des deutschen Bundes seyn? bemerkt Hr. Krug: Preußen solle Deutschlands Hüter gegen Westen seyn; aber ob denn von Osten her gar keine Gefahr drohe? wo Preußen in seiner gegenwärtigen Lage bereits umgangen sey, und böses Spiel habe, wenn nicht eine andere, mit ihm verbundene Macht (Oesterreich) ihm diese Flanke decke. Bräche vollends ein Ungewitter von Ost und West zugleich herein — was doch wohl möglich wäre — so könne Preußen allein Deutschland nicht schützen. Preußen könne billigerweise nur fodern „unter den deutschen Bundesstaaten die zweite Stelle einzunehmen, die aber nicht minder ehrenvoll seyn würde als die erste, wenn z. B. Oestreich die Würde eines Kaisers, und Preußen die eines Erzkanzlers erhielte, beide Würden mit solchen Rechten verknüpft, „daß sie fortan gesetzlich gegen „einander gravitirten." Dafür, meint Herr Krug, würde Deutschland Preußen mehr Dank wissen, „und ihm das durch manche Umstände. be„sonders durch die unglückliche Theilung von Sach„sen verlohrne Zutrauen, leichter wiederschenken, als „wenn es, nach dem Wunsche der Borussomanen, „auch noch Oberhaupt des deutschen Bundes werden „wollte."

Daß es besser sey, aus ganz Deutschland nur Einen Staat zu bilden, bezweifelt der Verfasser. „An physischer Kraft möchte es allenfalls dadurch gewinnen, aber gewiß nicht an moralischer, nicht an vielseitiger und ausgebreiteter Bildung, nicht an menschlichem und weltbürgerlichem Sinne, der mit dem vaterländischen gar wohl bestehen kann, auch nicht an Freiheit. Denn man wolle doch ja nicht vergessen, daß, wenn auch hin und wieder in Deutschland eine despotische Regierung sich zeigte, ihr Druck immer nur ein beschränkter blieb; daß der Gedrückte in andern Gauen eine Freystätte, ja eine freundliche Aufnahme fand; daß ein freyer Gedanke, der an dem einen Orte nicht laut werden durfte, an einem andern durch Mund und Schrift sich ungehindert aussprechen konnte, und Gott sey Dank! noch kann. Und diese unschätzbare Wohlthat wollten wir aufgeben? wollten uns unbedingt hingeben an diese oder jene Regierung, die sich eben als die deutscheste ankündigt? — Lasset Euch nicht täuschen,

meine deutschen Brüder, durch das Aushängeschild der liberalen Ideen, der freyen Verfassungen! Es ist nicht alles Gold was glänzt u. s. w." (Hier hat der Verfasser uns aus der Seele gesprochen, wird aber ohne Zweifel bei vielen hochgeehrten Ultra's damit anstoßen, so wie es uns selbst im Jahr 1812 mit einem von ganz Deutschland hochgefeyerten Freyherrn erging, dem wir, auf seine Frage: ob Deutschland unter Einem Herrn nicht glücklicher seyn werde? ungefähr dieselbe Antwort gaben, und den leidenschaftlichen Mann uns plötzlich dadurch zum Feinde machten.) —

Die neunte Abhandlung, über Einrichtung der obersten Staatsbehörden, müssen wir übergehn, so viel Gutes sie auch enthält. Aus der zehnten: wer wird siegen? die schon 1815 in der Minerva abgedruckt wurde, heben wir eine Note aus, in welcher der Verfasser erklärt: „er habe den Wiener Congreß vor Augen gehabt, über welchen damals viele, zum Theil wohl gerechte, zum Theil aber auch sehr ungerechte Klagen erhoben worden. Jetzt gelte dasselbe von der deutschen Bundesversammlung. Wer die besondern Verhältnisse derselben erwäge, wer da bedenke, daß die deutsche Bundesacte selbst nur ein durch Napoleon's Erscheinen übereiltes Werk gewesen, und den eigentlichen Organismus sowohl des Bundes als der Versammlung völlig unbestimmt gelassen; der werde auch, bei Beurtheilung dessen, was von der letztern bisher gethan und nicht gethan worden, sich zur Billigkeit geneigt fühlen."

Schon damals sagte Herr Krug: Buonaparte's Rückkehr wünschen, „hieße das Unglück von Millionen wünschen, um aus den Händen eines Bösewichts einen kümmerlichen Ersatz für erlittenes Unrecht als Handgeld für künftig in seinem Dienste auszuübendes Unrecht zu empfangen. Denn das ist eben das Verderben, so von diesem Manne ausgeht, daß man in seiner Atmosphäre gar nicht leben, in seinem Bunde gar nicht würken kann, ohne auf allen eigenen Willen zu verzichten und sich als blindes Werkzeug des Bösen, trotz aller besseren Regung des Herzens, mißbrauchen zu lassen." (Große Beispiele lagen dem Verfasser in der Nähe.) —

Indessen meynt Hr. Krug: die Engländer brauchten sich, wegen sicherer Verwahrung dieses Ungeheuers gar nicht so viele Mühe und Kosten zu machen; ja sie könnten ihn geraden Weges seine Straße ziehen lassen, ohne, daß die Welt jetzt noch etwas von ihm zu befahren hätte, denn seine Kraft sey zerknickt, sein Kredit durch zwiefache Niederlage, Flucht und Abdankung vernichtet. Es möchten vielleicht noch einige Wagehälse, die nichts zu verlieren hätten, sich an ihn hängen, aber wenn er es wagte, in Frankreich oder irgendwo in Europa mit ihnen zu landen, so würde es ihm ergehn wie seinem abenteuerlichen Schwager Mürat. (Das möchten wir doch nicht verbürgen.) —

Die eilfte Abhandlung spricht von der rückgängigen Bewegung unsers Zeitalters. Die Zeichen, die dahin deuten, sind, dem Verfasser zufolge, die unverständige Herabwürdigung des Verstandes, die vorherrschende Lobpreisung der Einbildungskraft und des von ihr abhängigen Gefühles. Allerdings hemme einseitige Verstandesbildung den höhern Aufschwung des Geistes zu den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, aber einseitige Kultur der Einbildungskraft und des Gefühles, das beständige Hinneigen zum Unbestimmten, Unbegreiflichen und Geheimnißvollen, raube dem Menschen die klare Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse, ohne welche er doch seine Bestimmung auf Erden nicht erreichen könne. Nur im natürlichen Gleichgewicht der Kräfte beruhe die wahre menschliche Vollkommenheit. (Goldene Worte!) „Aber davon wollen jene Verstandesverächter „nichts wissen. Trocken und nüchtern schalten sie dem Verstande, und reden verächtlich von „der leidigen Aufklärung, nicht bedenkend, daß Gott „selbst im Lichte wohnt — nehmen sogar den Aberglauben in Schutz, weil er Einbildungskraft und „Gefühl mehr anspricht, als ein vernünftiger Glaube. Darum wollen sie auch in der Religion nichts „als dunkle Gefühle, bilderreiche Reden, Geheimniß„volle Gebräuche, verabscheuen das Forschen und „Prüfen nach Gründen, fodern blinde Unterwerfung „unter die Autorität des Buchstabens, predigen My„stik und Schwärmerey von den Dächern, und würden sich lieber zum prunkvollen Dienste der olym„pischen Götter wenden, würden lieber das Knie „beugen vor heiligen Götzenbildern, als den Aller„heiligsten im Geist und in der Wahrheit anbeten. „Ja sie verleumden sogar das Denken selbst als „ein gebrechliches Handwerk des Verstandes, u. s. „w." (Woher kommt das Alles? es ist so bequem blos zu fühlen und nicht zu denken. Die Denkscheu ist die chronische Krankheit unserer Zeit.) —

Ein zweites Zeichen der rückgängigen Bewegung ist dem Verfasser der wieder emporstrebende Jesuitismus, und er bemerkt als auffallend, daß, während Rußland — welches einst dem auf-

gehobenen Jesuiter Orden eine Freystätte gab — sich gezwungen sah, dessen Umtrieben und Anmassungen nachdrücklich zu steuern, diejenigen Mächte, welche jene Aufhebung am lebhaftesten betrieben hatten, der Wiederherstellung gleichgültig zusahen. Schon füllen sich die Kerker der Heiligen (!) Inquisition wieder in und außer Europa, und auf der Insel Cuba wurden im Jahr 1815 sechs angebliche Ketzer zur Ehre Gottes verbrannt!

Auch die weltliche Zwingherrschaft, von der wir kaum durch Blutströme erlöst werden, werde jetzt wieder von Vielen in Schutz genommen. (Wer thut das? wer ist so verworfen? Heer Krug soll nur nicht sagen daß, wer einer gesetzlichen Monarchie das Wort redet, dem Despotismus huldige. Er selbst erkennt den Verfasser der kleinen Schrift: puisse t-il se trouver! Rève patriotique, für einen edlen Mann, obgleich er von Verfassungen nichts hält, sondern sagt: der Fürst selbst sey die Verfassung, und Alles komme nur auf die Verwaltung an. Gleich als wenn, fügt Hr. Krug hinzu, der Kopf die Constitution des menschlichen Körpers wäre, und dieser keiner guten Constitution bedürfe, wenn nur der Kopf stark genug wäre, den Körper leidlich auf den Beinen zu erhalten, indem er ihm etwa eine gute Diät vorschriebe. Dieß Gleichniß möchte leicht mehr für den Gegner als für den Verfasser sprechen; denn allerdings ist der Kopf die Hauptsache und weiß selbst einen schwachen Körper zu erhalten. Umgekehrt lehrt die Erfahrung, daß ein wohlgepflegter Körper selten mit einem wohlgepflegten Haupte versehen ist. Ein völliges Gleichgewicht zwischen beiden wäre freilich die beste Verfassung, allein das gehört unter die frommen Wünsche, wird wenigstens nie von Dauer seyn, weil diese Dauer immer von der Lebensdauer Einzelner Führer abhängt.) —

Zu den Zeichen rückgängiger Bewegung zählt der Verfasser ferner: „die hie und da wieder keck „hervortretenden Ansprüche gewisser Leute (des Adels) auf die ersten Stellen im Staate und im Heere, „ohne eigenes Verdienst und Würdigkeit." — (Wir möchten es gerade zu den Zeichen des Vorwärts schreitens zählen, daß solche Ansprüche verlacht werden; auch dächten wir, sie würden nur noch von einzelnen Thoren gemacht, deren es immer geben wird.) — „Das kleinliche Streben unserer Zeitgenossen, sich mit Sternen, Kreuzen und Bändern „heraus zu putzen." — (Wer ist schuld daran? so lange die deutschen Fürsten ihre Bänder als Belohnung des Verdienstes und — um der Wohlfeilheit willen — oft als die einzige Belohnung spenden, so lange wird ein Jeder darnach streben; denn wer möchte nicht wünschen, sein Verdienst öffentlich geehrt zu sehen? wenn aber wahr ist, was der Verfasser in einer Note sagt: „Jetzt scheint es „eine wichtige Staatsangelegenheit zu seyn, neue „Orden und Ehrenzeichen auszusinnen, um sie mit „sammt den alten haufenweise auszuspenden und „eben dadurch verächtlich zu machen" so muß man die Verblendung solcher Fürsten beklagen die, weil das Band wohlfeil ist, das kostbarste, die Idee verschleudern, die vormals an dieses Band geknüpft war. Wenn die Edelsteine ihren Werth behalten sollen, so muß man nicht in Eldorado wohnen.) —

Ferner: „den Hochmuth, mit welchem die Männer vom stehenden Heer an manchen Orten schon wieder auf die schlichten Landwehrmänner und den ehrlichen Bürgers- und Bauersmann herabblicken" endlich „die blinde Wuth und den bittern Hohn, „womit man im Anfange des 19ten Jahrhunderts „ein erdrücktes und durch langen Druck entwürdigtes Volk (die Juden) noch mehr zu verschlechtern „sucht." Der Verfasser erinnert hier an Klopstock, der in seiner Ode an den Kaiser Joseph sang:

Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
Wie unser Pöbel Canaans Volk entmenscht?
Und thut der's nicht, weil unsere Fürsten
Sie in zu eiserne Fesseln schmieden?

„Zu diesem Pöbel gesellen sich jetzt wieder deutsche und christliche Gelehrte!" — Ein englischer Staabsofficier fand die Christen zu Rosette durch den Druck der Muselmänner zur niedrigsten und verächtlichsten Menschenklasse herabgesunken; es galt von ihnen im höchsten Grade, was man anderwärts den Juden zur Last legt. Nachdem der Verfasser dieß gelesen, kann er auch beim Anblick des schlechtesten Trödeljuden nur über die menschliche Thorheit seufzen, welche den Menschen erst schlecht macht, um hinterdrein über dessen Schlechtigkeit klagen, oder die eigne Ungerechtigkeit beschönigen zu können.

Das gehaltreiche Büchlein schließt mit Politischen Miscellen. Da wird unter andern die Furcht vor Amerika ungegründet genannt, wenn man nur nicht so thöricht sey, es zum Kampfe gegen Europa herauszufodern. Das aber würde geschehn, wenn die europäischen Mächte sich in den Kampf der spanischen Colonien mit dem Mutterlande mischten, was doch zu nichts helfen würde, denn es sey ein Naturgesetz, daß Colonien eben so frey vom Mutterlande werden, als Kinder von ihren Eltern. Es sey 100 gegen Eins zu wetten, daß der

Kampf in Südamerika eben so enden werde, als der in Nordamerika geendet hat, und Europa werde dabei gewinnen. Chateaubriands Meynung, daß Amerika einst mit dem Schwerte in der Hand Europa republikanisiren werde, sey eine Schimäre, denn sicher würden auch dort monarchische Staaten neben republikanischen sich bilden. Selbst der Präsident der Nordamerikanischen Freystaaten, was sey er anders, als ein jedesmal auf 4 Jahre gewählter Monarch? —

Unter dem Artikel: die europäischen Finanzen, heißt es: „das Uebel des Militair-Etats hat sich in unsern Zeiten durch die ungeheuern stehenden Heere dergestalt vermehrt, daß man wohl sagen kann: die Sorge für äußere Sicherheit wird uns endlich dahin bringen, daß es innerlich nichts mehr geben wird, was der Sicherung noch bedürftig oder werth wäre."

Und am Schlusse: „wenn es den erhabenen Fürsten, die den heiligen Bund gestiftet haben, ernstlich um Ausführung dieser schönen Idee zu thun ist, wie sich nicht anders erwarten läßt: so ist unstreitig eine der ersten Bedingungen davon die Verminderung der stehenden Heere, und des auf allen Völkern schwer lastenden Militair-Etats."

Unter dem Artikel: Behandlung neuerworbener Provinzen, sagt der Verfasser: man begehe in dieser Hinsicht Fehler, die fast unglaublich seyn. Bei der Besitznahme verspreche man alles mögliche Glück, Heil und Seegen, mehr als man geben könne, wenn man nicht wie Gott allmächtig sey; aber kaum wären die Patente angeschlagen und die Proclamation vertheilt, so verändere sich augenblicklich die Scene; da komme ein Heer von Beamten aus den alten Provinzen, weil man den Eingebohrnen nicht traue; dadurch erbittere man diese u. s. w. Jene Beamten fingen sogleich mit dem sogenannten Organisiren an, was aber oft nur ein Desorganisiren sey, und wenn die Einwohner nicht sogleich allem bisher Gewohnten entsagten und in die neue Ordnung der Dinge sich fügten, so würden sie bei der Regierung als Widerspenstige verklagt. Dann kämen neue Auflagen — Beschwerden würden entweder gar nicht oder verweisend beantwortet u. s. w. Es sey daher kein Wunder, wenn in allen solchen neuen Provinzen Unzufriedenheit herrsche.

Unter dem Artikel: Auswanderungsverbote, heißt es: „Eine Regierung, welche solche ergehen läßt, macht nur ihre eigne Schande bekannt. „Denn sie gesteht vor aller Welt, daß sie ihre Unterthanen mit nichts, als mit blinder Gewalt zu „fesseln verstehe."

Das Ganze schließt mit einigen Fragen zu beliebiger Beantwortung. Eine dieser Fragen lautet:

„Ist eine geheime Polizey wohl etwas anders, „als das öffentliche Bekenntniß einer schlechten Regierung, daß sie kein gutes Gewissen habe?"

Wir haben mit Fleiß den Raum dieses Mal nicht gespart, um unsern Lesern ein Werk bekannt zu machen, das so reichhaltig, so kühn, und großentheils so wahr, so trefflich ist. Auch da, wo man der Meynung des Verfassers nicht beistimmt, wird man doch nie den redlichen Wahrheitsforscher verkennen, und bei aller Stärke seines Ausdrucks den Anstand nicht vermissen.

Urtheil eines Franzosen über deutsche Bundes-Interessen. (Eingesandt, und als freymüthige Aeusserung eines wackern, uns bekannten Mannes aufgenommen.)

Monf. Bignon in Paris, ein den Deutschen bekannter Geschäftsmann und Schriftsteller, hat ein Coup d'oeil sur les déméles des Cours de Bavière et de Bade bei Delaunay herausgegeben. Diese Démélés gehen Frieden und Recht im Vaterlande, Kopf und Herz jedes Deutschen so nahe an, daß man wohl auch hören mag, was der Fremde von unserer Art, das Bundes-Interesse und Länder-Wohl zu befördern, spricht. Der Mann wirfft drey Fragen auf, wovon die Erste so lautet: „Hat „die Verhandlung dritter, welche Bayern einen Theil „der Erbfolge von Baden zutheilten, ohne daß der „dabei interessirte Staat seine Zustimmung gab, „Gültigkeit?" Wir fragen dagegen, ob der Mann seine Frage an den Menschenverstand und das Vernunftrecht, oder an die herkömmliche Diplomatik richte? Die Antwort von beyden, erräth Jedermann leicht. Mr. Bignon seiner Seits antwortet, gleich einem Deutschen, mit Nein! — Zweite Frage: „Macht die ungleiche Heyrath des letzten Gros-Herzogs von Baden die Kinder der Erbfolge unfähig?" Mr. Bignon sagt wieder Nein, weil das Feudal-Gesetz nicht mehr gelte. Dieser Grund dünkt uns nicht ausreichend; es giebt aber, soviel wir sehen, ausreichende für das Nein. — Man hat z. B. in der allerletzten Kais. Wahlcapitulation des teel. Deutschen Reichs sich noch nicht einmal zu sagen getraut, was notorische Mißheirathen seyen. Die vorbehaltene Bestimmung soll noch erfolgen. — Dritte Frage: „Wenn eine Haupt-„Linie ausstirbt, dürfen Dritte über ihren Nachlaß „verfügen?" Auch hier nimmt sich Monf. Bignon

erst die Mühe mit Nein zu antworten. Das kömmt uns traurig vor, daß man das noch für nothwendig hält, so traurig, als was überhaupt in dieser das Rechtsgefühl tief ergreifenden Sache geschehen ist, theils wohl noch geschehen kann. — Man hat bisher geglaubt, Ludwigs, des sogenannten Großen, Leibwort: l'Etat c'est moi, wäre aus dem Dictionaire des öffentlichen Rechts verbannt; wenigstens gilt jetzt bei unsern Nachbarn das: La Nation est quelque chose, und wohl etwas mehr, als Legitimität? Es ist Zeit, daß man zwischen Länder- und Privat-Erbschaften unterscheide. Wir erwarten mit gespannter Aufmerksamkeit, was bei uns zu Sicherung des Volksglaubens an das Recht geschehen werde; denn dieser allein sichert die Thronen und alle Erbfolgen dauerhaft. Ob das Volk in Baden für quelque chose gelte, ob es die Veränderung und Zerreissung wünsche, muß sich zeigen. So viel man gehört, finden es viele grausam, ihre neue Constitution an die von Bayern hinzuopfern; aufgeklärte Staatsdiener werden vollends den Bayerschen Preßzwang desto sclavischer finden, weil er hinter Freiheits-Worte versteckt ist. Das National-Ehrgefühl sträubt sich auch bey dem Gedanken, daß der deutsche Bund seine eignen Angelegenheiten nicht allein soll besorgen können. Am Ende macht M. Bignon noch ein paar Nachbemerkungen; wir heben die Letzte als sehr beachtenswerth aus. Er hat im XI. Theil der von Schöll herausgegebenen Geschichte der Friedensschlüsse folgende Anmerkung gefunden. (S. 338.) „„Es hat nichts über die Art und Weise „verlautet, wie man über das eigentliche Marggrafthum Baden verfügt hat. Man kann aber muthmaßen, daß es dem König von Würtemberg bestimmt ist, der sich, bei seiner Einklemmung zwischen der Schweiz und Bayern, nur durch Ausbreitung gegen Westen vergrößern kann." Unser Franzose sagt nun: „Eine solche Voraussetzung „muß alle regierenden Häuser in Schrecken setzen, „die den Königstitel nicht haben, weil es scheint, „als gebe dieser das Recht, sich nach Belieben und „Gelegenheit zu vergrößern." Wir denken aber so: Sollte denn der deutsche Bund blos zum Besten der regierenden Familien der Bundes-Länder, nicht auch für diese selbst bestehen? sollte auf die Erscheinung des heiligen Bundes irgend eine, Eintracht auflösende und Furcht ähnlicher Schicksale verbreitende Erscheinung folgen können? Sollten wir blos Buonaparte ausgetrieben, und seine Vergrößerungssucht in Europa zurückbehalten haben? Wir wollen uns daher noch zur Zeit an den Trost des Verf. halten, den er in seinen Schlußworten ausspricht: „Es ist beruhigend zu denken, daß die Zusammen„kunft in Aachen allen Besorgnissen ein Ende ma„chen werde. Denn die vereinigten Herrscher kön„nen einen ihrer würdigen Ruhm nur in der Be„schützung des Schwachen und in dem Triumph „der Gerechtigkeit suchen."

Erhebungen.

Unter diesem Titel hat der Hofbuchdrucker Kaufmann zu Mannheim eine neue Uebersetzung von den 4 Büchern des Thomas von Kempen, von der Nachfolge Christi übersetzt, prächtig in 2 Bändeu gedruckt und mit einem schönen Bildniß von Christus verziert, aber nur eine Auflage von 50 Exemplaren davon gemacht, von welchen er nicht mehr als 30 zu dem billigen Preise von 2 Ducaten verkaufen will. Wir zweifeln nicht, daß er sehr bald 30 Käufer finden werde, nicht um des schönen Papiers und des herrlichen Druckes willen, (obgleich auch das Manchen reizen wird) sondern weil die Uebersetzung würklich sehr brav ist. Bekanntlich erwarb der fromme Thomas, der zu Ende des 14. Jahrhunderts in einem Kloster bei Zwoll lebte, durch sein lateinisch geschriebenes Werk so hohen Ruhm, daß in dem ganzen christlichen Europa über Tausend Ausgaben und Uebersetzungen in allen Sprachen bis auf unsre Zeiten sich erhalten haben, unter welchen die große Prachtausgabe in Folio, welche Bodoni 1793 für den Prinzen von Parma druckte, eine der merkwürdigsten ist. Mit Recht sagt der jüngste Uebersetzer: „Alles was bis auf die neueste Zeit über christliche Lebensweisheit Eindringendes gesprochen und geschrieben worden, hat der ehrliche Thomas lange vorher in einfacher, ungekünstelter Sprache gegeben. Man wird diese hier wieder finden." Das letztere Zeugniß, welches er sich selbst beilegt, müssen wir bestätigen, und wollen zum Beweis nur Eine Stelle anführen, nicht auswählen, sondern wie sie uns beim Aufschlagen des Buchs eben in die Hände fällt.

„So oft ich unter Menschen gewesen, war ich beim Heimgehen weniger Mensch." Eine viel umfassende Wahrheit, die wir fast immer fühlen, wenn wir uns im Kreise der Welt müde schwatzen! „denn es ist wohl tausendmal leichter durch Schweigen klug seyn, als viel reden und dabei nicht fehlen! Es ist leichter sich verborgen halten, als von außen sich herumtreiben und dabei tadellos bleiben. Wer also zum innern geistigen Leben gelangen will, wodurch ihm größere Einsichten im Reiche der Wahrheit zu Theil werden, der muß sich, wie einst Christus, gleichfalls öfters von der Menge zu entfernen wissen, damit ihn das lästige Gewühl der Menschen bei großen Entschlüssen nicht zerstreue. Denn es kann Niemand sicherer unter dem Volke sich sehen lassen, als der auch zuvor gern ungesehn daheim lebte, und der nach dem öffentlichen Ansehn nicht geizet; Niemand öffnet sicherer den Mund zum Reden, als der auch zu schweigen weis; Niemand steht sicherer oben an, als der gelernt hat mit weisem Gleichmuth auf unterer Stufe sich zu halten; Niemand endlich wird sicherer zu befehlen wissen, als der es versteht mit Vernunft zu gehorchen."

(Hierbey das Intelligenz-Blatt No. 4.)

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 44. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Schreiben des Herausgebers an den Herrn Hofrath Luden in Jena.

Mein Herr!

Wir sind in eine seltsame Fehde miteinander gerathen. Ich habe etwas über Ihre Nemesis geschrieben, was Sie beleidigt hat, und Sie haben etwas drucken lassen, was mich beleidigt hat. Ich habe über Entwendung meines Büllletins geklagt, und der Leipziger Schöppenstuhl hat Sie zu einem abkäuflichen Arrest verurtheilt. Sie haben über Injurien geklagt, die ich ihnen angethan haben soll, und die Professoren zu Würzburg haben mich zu einem Widerspruch verurtheilt. Sie haben sich in den Spruch der Leipziger Schöppen nicht fügen wollen, und ich werde nimmermehr thun, was die Würzburger Professoren mir vorschreiben. Sie haben die Leipziger Schöppen für partheyisch gehalten, und ich halte die Würzburger Professoren dafür. Sie haben appellirt und ich appellire auch. Was soll am Ende dabey herauskommen? Es ziemt weder mir noch Ihnen, dem Publicum länger ein solches Schauspiel zu geben. Ich thue Ihnen daher einen Vorschlag, um die Sache auf eine anständige und befriedigende Weise zu endigen:

Wir verzichten beyde auf fremde Urtheile und auf Appellation. Jeder von uns wählt zwei rechtschaffene Männer, zu welchen er Vertrauen hat, diese vier wählen einen fünften zu ihrem Obmann, und dann entscheiden sie durch Mehrheit der Stimmen, was geschehen soll. Ich erkläre hiermit öffentlich, daß ich diesem Urtheil mich unterwerfen und es erfüllen will, wenn es auch ganz zu meinem Nachtheile ausfiele. Erklären Sie dasselbe, so wird man uns beyde für Männer halten, die — wenn sie auch menschlich geirrt haben sollten, — doch ein reines Gewissen haben. Um Zeit zu ersparen, wie auch um Ihrer Bequemlichkeit willen, werde ich meine Schiedsrichter in Weimar wählen, wählen Sie die Ihrigen in Jena, so wird die Zusammenkunft leicht. Das Resultat machen wir dem Publicum bekannt.

Ich ersuche Sie, Ihre Antwort auf diesen Vorschlag auf irgend eine Weise öffentlich zu verlautbaren.

Mannheim d. 3. Novbr. 1818.

Ihr

gehorsamer Diener

Kotzebue.

Ueber Constitutionen. (Beschluß.)

Wenn ich meinem Schriftsteller auch etwas Eitelkeit beilege, so bleibt er darum doch ehrwürdig und es sind auch die Grenzen der Ehrliebe und des Ehrgeizes, meines Wissens, noch von keinem Menschen gesteckt. Wenn Sie nun weiter solche Schriftsteller nähmen, wie es deren Gottlob! doch in Deutschland giebt, die außer ihren allgemein erkannten Talenten, bereits in der verflossenen Zeit, schon in Winken, Warnungen und offenbaren Lehren auf eine Staatsverbesserung hinarbeiteten, wobei sie edel und kühn genug waren, der damals herrschenden Despotie ungeachtet, ihr ganzes Erdenglück an die Erforschung und Verbreitung der Wahrheit zu setzen, wenn, sage ich, Sie Sich solche vorhielten, wollten Sie diese, die beinahe schon durch jene Kühnheit ihre Befugniß documentirt haben — nun nicht berechtigt halten, Prediger von Freiheitsgrundsätzen zu seyn, sowohl schriftlich als mündlich? Auch das ist an jetzigen Schriftstellern nicht zu tadeln, daß sie manche Wünsche, welche vor oder während der Revolution in Frankreich geäußert wurden, wiederholen, denn manche sind wahrlich wohl der Wiederholung werth. Daß nun in „wohltönenden Phrasen" wie Sie es nennen, von Einigen geschrieben wird, ist, im guten Sinne genommen, ganz recht, und gut berechnet. Wo man überreden will, (was gewöhnlich die meisten Schriftsteller wollen) und nicht bloße wissenschaftliche Untersuchungen schreibt, ist ein einnehmendes Gewand passender als eine schwerfällige und schwerverständliche, also abschreckende Rede. Hier ist ein blühender, oratorischer Styl, hier sind wohlklingende Worte ganz angemessen, und beneidenswerth ist der, welcher dieß schöne Talent besitzt. Ein Mißbrauch fände nur dann Statt, wenn beweislich für schlechte Zwecke gearbeitet würde. „Furcht" aber kann überall das ganze Heer deutscher Schrift-

steller nicht einflößen, eben, weil sie für Deutsche schreiben, über deren Bedachtsamkeit ich mich oben schon ausgesprochen habe. Warum wollten Sie denn besorgen, daß „die deutschen Schriftsteller das Volk zu gefährlichen Schritten verleiten werden" wie Sie sich ausdrücken?

(Schriftsteller, wie der Verfasser sie schildert, kennen wir nur sehr wenige, haben auch solche nicht gemeint, denn gerade diese sind in den meisten Punkten mit uns gleich gesinnt. Unter den anders Gesinnten haben wir noch keinen gefunden, „der Widerspruch ertragen und beseitigen könnte;" indessen sind wir geneigt zu glauben, daß der Briefsteller selbst ein solcher ist; allein warlich! dann ist er eine seltne Ausnahme.) —

Ich komme nun zu der Stelle in Ihrem Aufsatze, wo Sie sagen: „meine Ueberzeugung ist, daß es Katheder- und Stubengelehrten an der nöthigen Erfahrung und Weltkenntniß mangelt, um klar in die nächste Zukunft zu schauen" ꝛc. — haben Sie sich wohl recht deutlich vor Augen gestellt, über welche Klasse von Männern Sie in diesen Worten absprechen?

(Absprechen? wenn man, bei übrigens verdienstvollen Männern, nur diejenigen Eigenschaften nicht voraussetzt, die sie, vermöge ihrer täglichen Beschäftigungen, nicht wohl erwerben können, heißt das absprechen?) —

Wer sind Ihre Kathedergelehrte anders als alle Lehrer auf den Hochschulen? Wer anders kann ein Stubengelehrter genannt werden als, der sich ausschließlich oder hauptsächlich dem Studium irgend einer Wissenschaft widmet?

(Ganz recht. Aber eben darum, weil sie sich ausschließlich oder hauptsächlich dem Studium einer Wissenschaft widmen, eben darum mangelt es ihnen an Erfahrung und Weltkenntniß.)

Wollen Sie denn den ganzen Lehrstand, ja was noch mehr ist den Gelehrten jeder Wissenschaft für unfähig erklären, über Menschenwohl und Bürgerglück, über Staaten-Einrichtung und Verbesserung zu urtheilen?

(Bewahre der Himmel! vortreffliche theoretische Urtheile werden sie liefern, aber in der Praxi alle Augenblicke mit den Köpfen gegen die Wand rennen.) —

Der Beamte jeder Art, der, nach vollendeten oft sehr langweiligen Berufsgeschäften, sich in seine Studierstube zurückzieht, und, wenn er etwa Jurisprudenz studirt hat, über Völkerrecht und Staatsrecht, über Naturrecht und Civilrecht nachdenkt, sollte der ganz unfähig seyn, nach jahrelangem Nachdenken, mit seinen Kenntnissen für eine Staatsverbesserung zu wirken? und wenn er fähig ist, ist er dies geworden, in seinem, oft Geisttödtenden, Berufe, oder durch Nachdenken in seiner Bücherstube, durch Studiren der unsterblichen Werke der großen Geister aller Zeiten? — Ist überall aus Büchern nichts, was zu dem Glücke der Staatsbürger beitragen kann, zu lernen? Alle darstellende Schriften, was schildern sie anders als die Menschen, und ihre Handlungs-Weise? Denken Sie an Ihre eignen, oder an die ganze Reihe dramatischer Schriftsteller, vom Aeschylus an bis auf die Lebenden oder an alle Satyriker, welche vielleicht am besten ihre Mitwelt begriffen oder an alle Länder- und Völker-Beschreiber. Sollte das Studium eines Sophokles, eines Theophrast's, eines Juvenal's, eines Tacitus, eines Bako's, eines Shakespear's, eines Cervantes, eines Pope's, eines Swift's, eines Moliere's, eines Boileau's, vor allen aber unserer ehrwürdigen deutschen Classiker, zu nichts frommen, als eine müßige Stunde auszufüllen? keine Kenntniß des dargestellten Thema's des Menschen, bewirken? Daß darstellende Schriften etwas mehr bezwecken als Amüsement, glauben Sie gewiß selbst, sonst wären Sie sicherlich nicht Schriftsteller geworden. Seit nun in Europa sich die Wissenschaften in Fächer getheilt haben, schreiben viele Männer aus allen Fächern in ihren Schriften, über Statistik; und viele haben schöne Kenntnisse entwickelt und verbreitet. Lassen Sie diese Schriftsteller gelten? oder verwerfen Sie diese Männer als Stubengelehrte? Die klügsten Fürsten und Minister haben eigne Lehrstühle der Statistik an den Hochschulen des Landes errichtet; Fürsten und Minister haben sich im Unterrichte solcher Lehrer der Statistik gebildet, und unzählige Verehrer der Wissenschaften haben dies gleichfalls gethan; Fürsten und Minister haben diesen, von Ihnen als Katheder-Gelehrten verworfenen Männern die Kenntnisse und Fähigkeiten eingeräumt über Staatseinrichtungen und Bürgerglück ihr Urtheil zu fällen, und thun dies noch Heut zu Tage. Es ist sogar erhört, daß solche Männer, vom Katheder unmittelbar zum Throne hin, oder in den Staatsrath ꝛc. versetzt sind. Wollen Sie dies Alles übersehn? Wollen Sie vergessen, daß Sie selbst, gar häufig, die Worte noch lebender Gelehrten in Ihrem Wochenblatte allegiren, als treffend und entscheidend für die, nun, bei den Staatsverbesserungen, in Frage stehenden, Punkte? z. B. den Heidelberger Paulus laut Nro. 7. Ihres Blattes? Haben Sie

vergessen, was ein anderer Paulus, nämlich der geniale Jean Paul Richter schon 1809 über Schriftsteller, und besonders Deutsche, in seinen Dämmerungen für Deutschland schrieb? und was er in selbigem Buche von dem Stubenmenschen John Clerck in London anführt?

(Wir wiederhohlen, daß der Herr Briefsteller unserer Aeußerung eine viel zu weite Deutung gegeben hat. — Wir führen bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Septemberhefte des Journals für Deutschland an, dessen Verfasser bekanntlich ein sehr scharfsinniger Politiker ist; da heißt es pag. 137: „Die gute Gesinnung und die eben so gute Einsicht „geben höchstens den theoretischen Staatsmann, nicht den Staatsmann schlechtweg." (Es ist von Necker die Rede.) „Zum Wesen des letztern wird, „außer der guten Gesinnung und der eben so guten „Einsicht, auch noch der practische Sinn er„fordert, vermöge dessen man die Macht des Augen„blicks erkennt u. s. w." Das war auch unsere Meinung, als wir, mit andern Worten, bei Katheder- und Stubengelehrten Erfahrung und Weltkenntniß, folglich practischen Sinn vermißten.) —

Doch, ich muß durchaus endigen, wenn nicht ein wahres Opus aus diesem schon vielleicht über die Gebühr ausgedehnten brieflichen Aufsatze werden soll, so gerne ich auch sonst noch über das Thema der Preßfreiheit, und andere connexe, zu Ihnen geredet hätte.

Wenn ich mich wahrhaft verpflichtet gehalten habe zu dieser brieflichen Mittheilung, so schließe ich sie auch mit den Worten: dixi et salvavi animam.

Friedrichsstadt, an der Eyder,
den 7. Sept. 1818.

L. Schütz, Advokat hieselbst.

(Die letztern Worte heißen zu Deutsch: Ich habe es gesagt und meine Seele bewahrt. Wir ehren jeden Menschen, der seine Seele bewahrt, und besonders Herrn Schütz, da er solches auf eine Art thut, die ihm die Hochachtung jedes rechtlichen Mannes erwerben muß. So wenig wir uns jemals entschließen konnten, von burschikosen Aufsprudeleyen à la Wieland Notiz zu nehmen, so gern haben wir einem Manne Rede gestanden, der nicht beleidigen, sondern überzeugen will. Freilich ist ihm nicht gelungen, unsern Glauben zu erschüttern, denn alle seine Gründe sind nicht neu, und wir hatten sie längst durchgedacht. Indessen gehören wir auch nicht zu den Leuten, die, wenn sie das Sprüchlein: Irren ist menschlich, im Munde führen, immer in Gedanken sich selbst davon ausnehmen; wir bekennen folglich, daß wir vielleicht im Irrthum sind — und wie entsetzlich arrogant muß auch derjenige seyn, der über eine Materie völlig im Klaren zu seyn glaubt, über welche die weisesten Männer seit Tausenden von Jahren verschiedener Meinung gewesen — aber kein Schriftsteller, sondern einzig und allein die große Lehrmeisterin Erfahrung wird uns überzeugen, daß wir im Irrthum waren. Haben wir doch auch in jüngern Jahren alle jenen schönen Theorien aufgebaut und uns daran ergötzt, bis wir die traurige Beobachtung machten, daß die schönsten Theorien an den Leidenschaften der Menschen scheitern. Es ging uns damit wie mit dem Acker, den wir in Ehstland mehrere Jahre lang bauten; wir hatten Thaer's Werke gelesen und entbrannten für manche neue Methode, und verschrieben neue Ackerwerkzeuge mit großen Kosten, z. E. einen sogenannten Extirpator, der alles Unkraut ausrotten sollte. Als wir uns zum Erstenmale desselben bedienten, fand es sich, daß die ehstländischen Aecker noch viel zu steinig sind; er mußte weggeworfen werden. Die repräsentative Verfassung ist auch ein solcher Extirpator, eine treffliche Erfindung, aber — der Acker ist, des Menschen Herz, die Steine sind die Leidenschaften.

Französische Politische Literatur.

Im October dieses Jahres ist das erste Heft des Conservateur erschienen, mit dem Motto: der König, die Charte und die ehrlichen Leute (Le Roi, la Charte et les honnêtes gens) ein Motto, welches bereits von Spaßvögeln folgendergestalt ausgelegt worden: Le roi comme nous le voulons, la Charte comme nous la faisons et les honnêtes gens comme nous l'entendons. (Der König, wie wir ihn wollen, die Charte, wie wir sie machen, und die ehrlichen Leute, wie wir es verstehen.) Chateaubriand und seine Freunde, die Grafen Montmorency, Polignac und der Marquis Talaru werden an dieser Schrift fleissige Mitarbeiter seyn. Chateaubriand hat den Plan entworfen, der in diesem ersten Hefte mitgetheilt wird und dasselbe ganz füllt. Er rühmt das Unternehmen als nützlich, weil es der royalistischen Meynung ein Organ leihe, woran es bisher gefehlt habe. Alle andere Meynungen hätten Mittel gefunden, sich vernehmbar zu machen; die Ministerielle beherrsche die censirten Zeitungen; die Unabhängige habe ihr eigenes Journal, und manche andere, die sich noch stärker ausspreche, werde durch eigene Blätter fortgepflanzt; nur die Royalistische wisse

nicht wohin sie flüchten solle, obgleich sie von einer mächtigen Minorität in beiden Kammern gehegt werde, daraus entstehe, daß in den Zwischenräumen der Sessionen die Opposition ganz vernichtet sey; und doch müsse man immer sprechen, immer dasselbe wiederhohlen, wenn man hoffen wolle gehört zu werden. Der Nutzen des Conservateur sey also erwiesen, und es frage sich nur noch, in welcher Art er organisirt seyn solle. Er glaube, daß die Kraft der Royalisten in aufrichtiger Annahme der repräsentativen Monarchie bestehe. Persönliche Angriffe soll der Conservateur vermeiden, aber sich tüchtig wehren, wenn er angegriffen wird. Die Geschichte der Royalisten gleiche so ziemlich der des verliebten Löwen, zu welchem der Vater des Mädchens sprach: „Meine Tochter ist zart; wenn du sie lieb„kosen willst, könnten deine Klauen sie verwunden, „erlaube daher, daß man sie beschneide, und daß „man auch deine Zähne etwas abfeile." Man weiß was dem guten Löwen wiederfuhr, weil er zu naiv an die Aufrichtigkeit der Nägelbeschneider und Zahnausreisser geglaubt hatte.

„Was die censirten Journale betrifft, so dürfen wohl manche gegen den Adel, die Priester ꝛc. schreiben, wenn sie es nicht zu arg machen; bisweilen dürfen sie auch ein literarisches Urtheil äußern; aber ein Redacteur, der ganz sicher seyn will, muß ein Menschen-Tarif mit den Variationen des Curses vor sich haben, so wie man einen Calender mit den Monds-Veränderungen hat. Oft sind gewisse Namen proscribirt; sie nennen, gilt für Verschwörung und Hochverrath. Politische Freiheit ist ganz untersagt. Auch giebt es zweierley Censuren. Will man drucken lassen, daß es in Paris geregnet hat, so muß man sich an die Polizey wenden; will man aber einen höhern Flug nehmen, und von der Witterung in London sprechen, so muß erst das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Erlaubniß dazu ertheilen. Schämt man sich gewisse Verläumdungen zu verbreiten, so muß man zu diesem Behuf sich der englischen, deutschen und italiänischen Blätter bedienen; und oft applaudirt das Publicum in London gedruckten Artikeln, die in Frankreich geschrieben worden."

„Der Conservateur darf nicht erwarten, mit Nachsicht behandelt zu werden. Das Ministerium ist zu grausamlich ungerecht gegen die Meynung und gegen diejenigen gewesen, die ihre Stimme erhoben haben und schon Tacitus hat gesagt: man verzeiht das Unrecht und die Fehler welche man begangen, nimmermehr den Schlachtopfern derselben."

„Uebrigens ist die Freyheit der politischen Meynungen uns zugestanden, und, da man lobt, so dürfen wir tadeln; denn wo das Lob erlaubt ist, da ist der Tadel gesetzlich."

„Nichts ist erbärmlicher als der Zustand, in welchem wir uns in Hinsicht der auswärtigen Politik befinden. Nur durch auswärtige Blätter erfahren wir nicht allein die Existenz, sondern auch den Inhalt unserer Tractaten."

„Der Conservateur wird also die Leser von den auswärtigen Verhältnissen unterhalten, nur muß das im jetzigen Augenblicke noch mit Vorsicht geschehen, und wir dürfen nicht eher ganz freymüthig sprechen, bis die Alliirten Truppen sich zurückgezogen haben." (Ein naives Bekenntniß. Da sehen die Deutschen was sie zu erwarten haben.)

„Mit Kraft soll der Conservateur sich unter andern gegen den abscheulichen Gebrauch erheben, Männer abzusetzen, ohne sie auf andere Weise als durch den Moniteur davon zu unterrichten. Wenn die Minister ihre Beamten verachten, so lehren sie das Volk, sie zu verachten. Dergleichen habe ich bei den Irokesen nicht gesehen. Der Pascha von Damas ließ in meiner Gegenwart einem Aga, der ihm unterthänige Vorstellungen machte, 100 Stockprügel aufzählen, aber das war in der Türkey, wo die Charte wenig bekannt ist." —

„Unsere Kinder werden nur provisorisch erzogen, aber besitzen sie auch eine provisorische Religion, Unschuld und Bescheidenheit? Man lehre sie, daß kleine Philosophen, die aus Lebens-Ueberdruß Selbstmörder werden, die in der Schule über Politik raisonniren, die alte Zeit bemitleiden, die Kirchenväter verlachen ꝛc., selbst sehr lächerlich sind." —

„Merkwürdig ist auch der seltsame Contrast, der zwischen unsern Begriffen und unsern Sitten existirt. Jene sind hoch erleuchtet und verwerfen jeden Zwang; durch diese hingegen sind wir die sclavischsten Menschen. Das ist das Resultat unserer Verderbniß und unserer Unglücksfälle. — Wir sollten, wie die Scythen, jeden Abend einen kleinen weißen oder schwarzen Stein in eine Urne werfen, um am Ende des Lebens die glücklichen Tage zu zählen. Um wie viel hat die Vervollkommnung, deren wir seit 30 Jahren genießen, die Zahl der weißen Steine vermehrt?" (Eine wichtige Frage.) —

Es kommt sonst noch manches Merkwürdige und Auffallende in diesem Plane vor. Die wenigen Bruchstücke, die wir geliefert haben, werden hinreichen, die Aufmerksamkeit der deutschen Leser auf dieses neue Journal zu erregen. — —

Kaum möchte es nöthig seyn, von den Brie-

Digitized by Google

sen über den Aachener Congreß zu sprechen, von welchen drey Hefte vor uns liegen, meist unbedeutendes Geschwätz. Es wird erzählt, wie schon 1668, und dann wieder 1748, ein Congreß zu Aachen gewesen; es wird erinnert, daß England, Oesterreich und Preussen halb officielle Zeitungen haben, nemlich den Courier, den österreichschen Beobachter und die Berliner Zeitungen, und was in diesen Blättern stehe, dürfe eben so sicher geglaubt werden, als ob Lord Castlereagh, oder Fürst Metternich, oder Fürst Hardenberg es unterzeichnet hätten. Auch das Journal de Francfort theile seit einiger Zeit diesen diplomatischen Vorzug. Es wird behauptet: eine fatale Beweglichkeit (mobilité) führe seit mehreren Jahren in den europäischen Angelegenheiten den Vorsitz, und vor derselben breite sich der diplomatische Horizont grenzenlos, aber nicht wolkenlos aus. Alles scheine jeden Augenblick wieder von vorne anzufangen. „Ich weiß nicht" sagt der Verfasser, „welches Utopia man in Gedanken verfolgt; aber „die Charte von Europa — Dank sey es dieser „Unbeständigkeit — wird jedes Jahr anders eingetheilt, als ob man die Nationen eben so leicht verschmelzen könnte, als man Flüsse und Berge auf „einer Charte einander näher rückt." Indessen schloß der Verfasser, aus einem Artikel des Journal de Francfort, daß man zu Aachen zusammen „kommen werde, „um Frankreich Ludwig dem Achtzehnten wieder zu geben, nachdem man Ludwig „XVIII. an Frankreich zurückgegeben hatte." Da kam plötzlich der Courier mit einem andern, zwar auch friedlich klingenden Artikel, der aber bei dem Verfasser allerley Besorgnisse erregte, und nun giebt er nicht weniger als funfzehn Artikel an, über welche, nach seiner Meynung, zu Aachen unterhandelt werden soll; unter andern die deutschen Constitutionen; die Streitigkeiten zwischen Baden und Bayern; das Recht der Freystatt in Hinsicht Verbannter aus andern Ländern; die spanischen und portugiesischen Angelegenheiten; Buonaparte, Indien, Persien, die Barbaresken, Italien, der Papst und die Juden. — Die Occupations-Armee, heißt es zuletzt, habe bisher die Stelle einer Reihe von Festungen vertreten, die der Geist des belgischen Volkes sehr nothwendig mache; darauf müsse beym Rückzug der Armee Rücksicht genommen werden. Zwar hätten die Preussen Festungswerke angelegt, (zu Mezieres) aber so schlecht, daß sie schon wieder eingefallen wären.

(Der Beschluß folgt.)

Reisen.

Ein Herr M. hat vor kurzem zu Paris Erinnerungen von den antillischen Inseln aus den Jahren 1815 und 1816, (Souvenirs des Antilles) drucken lassen. Nebenher hat er auch die Nordamerikanischen Freystaaten besucht und liefert seine Ansichten von Philadelphia und Neuyorck. Die Nachrichten von seinen Seereisen sind sehr trocken, was er in der Vorrede auf folgende Weise entschuldigt:

„Da ich meine Fahrten fast immer auf kleinen Schiffen gemacht habe, so können nur diejenigen von der Schwierigkeit, selbst mit Bleystift zu schreiben, urtheilen, welche all das gehäufte Elend solcher gebrechlichen Fahrzeuge kennen, das Rütteln und Schütteln, das unglaubliche Versperren alles Raumes durch Menschen und Waaren, dem unaufhörlichen An- und Eindrang der Wellen, und endlich die unaussprechliche Marter der See-Krankheit, die vielleicht allein im Stande ist, einen Menschen dahin zu bringen, daß er seine Vernichtung verachtet." — Von dem Clima zu Philadelphia sagt er in seiner lakonischen Weise: „Hart und schlecht, sehr heiß, sehr kalt, sehr feucht, Alles in 24 Stunden. Langer strenger Winter, abscheulicher Frühling, regnicht und ungesund, brennender Sommer. Der Herbst ziemlich schön, mit Ausnahme der Orkane während der Tag- und Nachtgleiche. Ein solcher verursachte erst kürzlich, allein zu Boston, einen Schaden von 5 Millionen Piaster. Keine schönen Abende. Nicht möglich frische Luft zu schöpfen, sobald die Sonne untergegangen ist." — Von den jungen Damen heißt es: „Sie gehen frey und allein aus zu jeder Stunde des Tages. Sind sie von der Lust zu reisen besessen, gleich sitzen sie in der Postkutsche wie Officiere die zu ihrem Regimente gehen. Gewöhnlich begnügen sie sich mit einer Spazierfahrt von 200 oder 300 Meilen. Ganz kalt kommen sie wieder nach Hause und leben wie zuvor. Sie verblühen gleich nach dem 20. Jahre. Mager seyn gilt ihnen für schön, diejenigen, denen die Natur Fülle gegeben hat, suchen sie durch Arzneyen zu vertreiben und auf diese Weise den Zweck ihres Ehrgeitzes, Haut und Knochen, zu erreichen. Die Sitte erlaubt ihnen, den Männern von ihrer Bekanntschaft die Hände zu schütteln. In Gang und Haltung affectiren sie das Männliche. Selten sieht man welche mit kleinen Füßen und zarten Händen. Wenn sie sich untereinander zum Frühstück oder zu irgend einer Lustbarkeit einladen, so werden weder die Mütter, noch auch die verheyratheten Schwestern, wenn sie gleich unter Einem Dache mit ihnen wohnen, gefragt,

ob sie Theil daran nehmen wollen." — „In den Sitten giebt es einen herrschenden Maaßstab, dem fremde Familien sich wohl anfangs entziehen, aber schon bei der zweiten Generation nehmen sie die Gewohnheiten und das mürrische Wesen der Eingebornen an. Nach dem Golde, ihrer höchsten Gottheit, nimmt die Bibel den ersten Rang ein. Keine Familie, sie sey arm oder reich, die nicht eine Bibel besäße. Diese wird Lebenslang gelesen, von welcher Secte man auch sey. Nur die Zeitungen, und etwa einige Romane, machen hierin eine Abweichung. — Eine neue Gottheit fängt an sich zu erheben, die Freymaurerey. — Was man Gesellschaft nennt, giebt es nicht. Man kommt wenig zusammen. Jede Familie bleibt zu Hause, in Einförmigkeit und Verschlossenheit begraben. Es hält schwer für Fremde, zugelassen zu werden. In den Städten vom ersten Range können die besten Empfehlungen dem Fremden nicht mehr als zehn Minuten eine kühle Unterhaltung verschaffen; der Kaufmann ladet auch höchstens einmal zum Essen, aber nicht mehr als Einmal. Doch wenn auch Geselligkeit existirte, so würden schon die verschiedenen politischen und religiösen Meynungen alle Annehmlichkeit daraus verbannen. Die Männer haben ihre Geschäfte, die Hausmütter ihre Wirthschaft; wen beides nicht unterhält, der treibt sich an Werktagen auf den Straßen herum und besucht die Crämerbuden; am Sonntag geht Jedermann dreymal in die Kirche." —

Von St. Domingo sagt der Verfasser, „es ist das schönste Land der Erde. Gottes Wille und die unermeßlichen Fehler der Franzosen haben dieses Paradies den Kindern Africa's und der noch tausendmal schlimmern Race überliefert, welche aus der Mischung des europäischen und afrikanischen Blutes entstanden ist. Nicht die Schwarzen sind schwer zu überwinden; aber die riesenhafte Macht, die sie schützt, (der Verfasser meynt die Engländer) ist ein unübersteigliches Hinderniß, die Herrschaft der Franzosen wieder herzustellen." —

Schon im Jahr 1787 erlebte der Verfasser ein Abentheuer, welches wir um seiner Sonderbarkeit willen mittheilen wollen.

„Auf einer Reise von Bordeaux nach Paris machte ich auf dem Postwagen die Bekanntschaft des Dom***, vormaligen Geschäftsführers der Compagnie von Carracas in Süd-Amerika. Es war ein Mann von 60 Jahren, wohl-aussehend und von liebenswürdigem Character. Gesundheit, Freymuth, Güte mahlten sich in seinen Zügen. Sein weißes Haar gab ihm ein ehrwürdiges Ansehn. In Kleidung und Sitten war er höchst einfach, liebte zu schwatzen, sprach aber nur spanisch und war empfindlich, daß seine Reisegefährten sich von ihm kehrten und einschliefen, wenn er sie spanisch anredete. So hatte er schon einige Meilen gesessen, als ich die Postkutsche bestieg, und meinen Platz neben ihm einnahm. Er lächelte mir zu und ich war höflich gegen ihn, ohne zu ahnen welch' einen Mann ich vor mir hatte. Ich lernte damals das Spanische und wollte doch versuchen, ob ich es in der Unterredung eben so gut verstehen würde als bey'm lesen; daher gab ich mir alle Mühe, mich mit meinem Nachbar zu unterhalten und gewann dadurch seine Freundschaft in einem hohen Grade, wozu wohl auch der Reiz meiner unbefangenen Jugend beytragen mochte. Am dritten Tage der Reise öffnete er mir sein Herz und erzählte folgendes: Er nenne sich Dom***, wohne jetzt in St. Thomé an den Ufern des Oronoco im Spanischen Guyana, wo das ihm zugehörende Land ungefähr 20 Meilen einnehme. Er sey nach Europa gekommen, erstens um seine Tochter aus dem Kloster, in welchem sie erzogen worden, abzuholen, zweytens um Frankreich zu sehen, da er sich eben in der Nähe befunden, und bey dieser Gelegenheit eine Summe von drey Millionen (vielleicht Realen?) einzucassiren, die der König ihm schuldig sey, weil er sie 1782 der Fregatte Iphigenia vorgeschossen habe. Sein Wohnort in Amerika sey sehr gesund, er befinde sich in seinem 60. Jahre vortrefflich, und werde sich glücklich schätzen, sein Leben in meiner Gesellschaft zu endigen. Darum biete er mir die Hand seiner Tochter an, nebst einer Strecke Landes so groß als ich sie begehren möchte. Ich war äußerst überrascht von diesem Anerbieten; da ich aber selbst ein artiges Landgut und Alles besaß was das Leben froh macht, so nahm ich es nicht an, suchte indessen durch verdoppelte Aufmerksamkeit dem Alten meine Dankbarkeit zu beweisen. Aber meine Weigerung verwundete sein Herz, er wurde einsylbiger und verschlossener. Als wir zu Paris ankamen, verließ ich blindlings den, den das Glück mir zugewiesen hatte, um mich aus einem Schiffbruch zu retten, in welchem bald so viele Franzosen scheitern sollten. Nach vier oder fünf Jahren sah ich, durch die Folgen der abscheulichen Revolution, mich in ein fremdes Land geschleudert, meines väterlichen Erbes beraubt, meiner Familie, meinen Freunden entrissen, ohne Freistatt, ohne Beystand, ja ohne Hoffnung mein geliebtes Vaterland wieder zu sehen. Als ich nach Trinidad ging, nahm ich mir vor, St. Thomé an den Ufern des Oronoco zu besuchen. Ich war kaum zwey Tagereisen

Digitized by Google

davon entfernt, allein es war mir unmöglich, mein Vorhaben auszuführen." (Wenn die Tochter des Dom*** ein artiges, behagliches Mädchen war, so handelte er selbst sehr unbesonnen, als er sie dem ersten besten Fremdling an den Hals werfen wollte, von dem er nichts weiter wußte, als daß er ein höflicher Reisegefährte sey. —

Die folgende Beschreibung hat uns lebendig geschienen. „Es war 6 Uhr Abends. Das ist die Stunde wo der Neger, der mit seinem Schweiß den Boden, 1500 Meilen von seinem Vaterlande entfernt, befeuchtet, der untergehenden Sonne lächelt, die ihm baldige Ruhe unter dem demüthigen Schilfdache verkündet, wo er eine zerbrochene Bank, eine Kürbisflasche, den faden Cassavatrank und die Strohmatte findet, die ihm zum Ehebette dient, und wo der süße Schlaf ihm die Mühseligkeiten des Tages und selbst die Reize seiner Gefährtin vergessen macht. Das ist die Stunde, wo die reichen Colonisten von einem Schmause heimkehren, zu welchem Europa die Kosten geliefert hat. Farbige Weiber tragen Säuglinge auf dem Arm, und reichen größern Kindern die Hand. Der Herr reitet ein stattliches Roß, auf den Weiden von Maryland groß gezogen. Die junge Gattin wiegt sich nachlässig in einem Palankin, und lächelnd folgt sie mit den Augen ihren Kindern. Eine Lieblings-Sclavin beschattet ihr von Juwelen schweres Haupt, und ein säuselnder Landwind läßt ihr schneeweißes indisches Gewand mit Grazie auf und nieder wallen. Eine lange Reihe von Dienern folgt; die ersten steigen schon den Hügel herab, während die letzten noch den krummen Pfad sich aufwärts winden; jene verschwinden im Schatten der Dämmerung, während diese auf dem Gipfel des Hügels von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet werden." —

Während seines Aufenthaltes in Martinique erzählt der Verfasser unter andern vom 4. December 1815:

„Die Truppen waren heute sehr früh unter den Waffen, alle Fenster und Balcons voll Menschen, denn — um 10 Uhr sollten 12 Neger oder farbige Leute gehangen, drey Mulatten die Kniekehle durchgeschnitten, eine Mulattin gepeitscht und gebrandmarkt werden. Die Unglücklichen giengen zu Fuße zum Richtplatz, drey Priester und der Henker begleiteten sie. Die verurtheilten Sclaven waren sehr jung, Einer kaum 15 Jahr alt. Einer nach dem Andern bestieg das Schaffot mit einer Ruhe, einem Muthe, einer Verachtung des Todes, die alle Beschreibung übertreffen. Keiner brauchte Hülfe, alle sprangen selbst von der Leiter. Die Mulattin war die Hauptschuldige, indem sie ihren Sohn und mehrere Sclaven verleitet hatte, mit einer seinem Herrn zugehörigen Summe nach St. Domingo zu entweichen, wozu farbige Leute, die sich im Besitz von kleinen Fahrzeugen befinden, immer Gelegenheit darbieten." Der Verfasser klagt sehr, daß die Herren selbst die farbigen Leute mordeten, indem sie dieselben zu milde behandelten, und wohl sogar in Europa erziehen lassen, von wo sie mit Begriffen, die aller Subordination zuwider laufen, zurückkehren und Schlangen im Busen ihrer Wohlthäter werden. Man sey blind gegen sie, man vertraue ihnen Waffen, die Polizey in den Städten, die Bewachung der Posten; man nähre die ungeheure Eitelkeit ihrer Weiber, und kurz, die Colonie sey in einem Zustande der Crisis, die farbigen Leute würden ihr den Untergang bringen. —

Von Guadeloupe sagt der Reisende: „unter allen Ländern die ich jemals gesehen habe, ist dieses das Letzte, welches ich bewohnen möchte. Es ist physisch und moralisch unbehaglich. Ein plattes Land, ohne Schatten, vom Sonnen-Feuer verschlungen; man hat nichts als Regenwasser. Die Einwohner sind gelb, mager und kränklich. Ein Europäer kann hier nur leben wenn er reich ist, dann wiederfährt ihm nichts weiter, als daß er Langeweile hat, und eine Abspannung der Nerven, die das Leben fade und lästig macht. Diejenigen, welche hier ihr Glück machen wollen, stürzen sich in einen Wirbel von Handelsgeschäften und lassen ihre Vernunft durch den Golddurst dermaßen regieren, daß Entkräftung, Stuhlzwang, Gelbsucht und Leberkrankheiten daraus entstehen. Die Letztern sind auf den Antillen sehr gemein." — „Es giebt hier, wie überall, schwarze englische Truppen. Diese Neger werden bey der kleinsten Veranlassung bis auf den Gürtel entblößt und gepeitscht, während der Arzt ihnen an den Puls fühlt, um den Henker an der Grenze des Lebens zurückzuhalten."

Bey dieser Gelegenheit thut der Verfasser folgenden prophetischen Ausfall gegen die Engländer. „Darum hat man so für die Abschaffung des Negerhandels gestritten. Die Engländer wollten nicht bloß die Cultur der Colonien vernichten, sondern auch dem Mutterlande den Menschenverlust ersparen, den es erleiden würde, wenn es Linien-Regimenter hinschicken müßte. Diese schwarzen, jetzt so häufigen Regimenter sind doch nur der Kern derjenigen Macht, die nächstens existiren wird, wenn der große Plan in Erfüllung gegangen, sämmtliche Antillen England unterworfen, und die Freylassung

der Neger zum Gesetz geworden. Dann werden die Engländer diese unermeßliche Bevölkerung — die von Sanct Domingo mitgerechnet — in Regimenter einpferchen, wie sie die friedlichen Einwohner des Ganges und Indus einregimentirt haben. Aber während sie so ihre eigne Kraft in Europa sich erhalten und dadurch um so leichter den Rang einer ersten Macht behaupten, den sie Buonaparte's Geschicklichkeit verdanken; während die Ostsee schweigend zusieht, wie sie ein- und ausführen; während sie dem Mittelmeere Gesetze vorschreiben von Gibraltar bis nach Smyrna und Alexandrien: wird ein weit mehr umfassender Plan geben beide America's sich entwickeln. Die schwarzen Truppen, von Trinidad, Jamaica, St. Domingo ausgespien, werden nach dem festen Lande von Südamerika überschiffen, während ein anderer Schwarm den Süden der vereinigten Staaten angreifen wird, die von allen Seiten umzingelt, im Innern bewegt, im Westen von den Indianern, im Norden von den Truppen aus Canada geneckt, zur See durch einen Schwarm englischer Schiffe blokirt, endlich sehen werden, wie Albion von seinem Felsen herab mit stolzen Blicken den unterworfenen Erdball überschaut! donec impleat orbem!" (Wie doch die Ansichten der Menschen verschieden sind! was hier von England gegen Amerika befürchtet wird, gerade das fürchten andere von Amerika gegen Europa. Vermuthlich wird beides nicht geschehn.) —

„Die Damen auf Guadeloupe haben zwei Leidenschaften, den Tanz und das Spiel. Die Tanzmusik wird verschlungen vom Klange des Geldes und überhört beim Anblick der Karten. Am Kartentische giebt es nur Ein Geschlecht und nur Ein Gefühl: Golddurst. Essen und Trinken wird vergessen, der Bruder spielt gegen die Schwester, die Tochter gegen die Mutter, Alles ist erlaubt, der Wahnsinn grenzenlos. Vor einigen Jahren verlohr eine Dame hier 600000 Franken auf ihr Wort. Sie besaß eine Zuckerplantage, die noch einmal so viel werth war; sie schlug vor, quitte à double zu spielen es geschah und — sie gewann." (Schade!) —

„Auf der Insel Marie galante klagen selbst reiche Frauen mit Recht über die Lebensweise, die sie führen müssen. Schon die nothwendige Thätigkeit würde ihrer angebohrnen Indolenz zu wider seyn, wenn auch so manche der Geschäfte selbst nicht so widerlich, und für ihr Geschlecht, ihren Stand, ihre Erziehung, ihre Begriffe von Glückseligkeit so unpassend wären. Eine Creolin auf dem Lande hat, außer der Erziehung ihrer Kinder, die sie selbst besorgen muß, weil es keine Lehrer giebt, und außer der gewöhnlichen Hauswirthschaft noch tausenderlei Lasten zu tragen, deren Eine immer peinlicher ist als die andere. Mit Tagesanbruch steht sie auf, besucht die Arbeits-Säle, die Zuckerfabrik, die Rumbrauerey u. s. w. Jeden Augenblick wird sie in ihrer Ruhe gestört. Hier klagt Einer, dort zeigt ein Anderer einen Diebstahl an; hier hat ein Neger sich verstümmelt, er muß verbunden, oder eine Negerin gepeitscht werden; hier prüft ein Knecht ihre Geduld durch seine Dummheit, dort ein anderer durch Faulheit und Spitzbüberey. Sie muß das Hospital besuchen, oder einem sterbenden Neger in einer stinkenden Hütte Arzneren reichen. Hier ist ein Pferd gefallen, dort ging ein Stück Vieh verlohren. Dann giebt es Zänkereyen über Wege und Grenzen, Citationen vor Gericht, Mahnungen zu bezahlen, Besuche von Advocaten, Notarien u. s. w. Hier müssen Lebensmittel an ein Heer von Negerkindern und Weibern vertheilt, dort schwangere Frauen oder Genesende verpflegt werden — und überall muß die Herrin selbst erscheinen, hat Niemanden dem sie vertrauen, der sie vertreten könnte. Diese Einförmigkeit des Lebens, zu der sich oft noch die Furcht gesellt, nie so viel sammeln zu können, um sich in Frankreich ein angenehmeres Loos zu bereiten, verursacht ein Hinschwinden und Hinwelken der Gesundheit. Nichts bietet sich dem erloschenen Blick als eine wilde Natur und der Mensch in Sclaverey." —

Auf St Christoph erzählt der Reisende, wie er in einer Familie am Theetisch gesessen, und ein junger Mensch ihn gefragt: was er von Buonaparte denke? — Nach erhaltener Antwort, die ihm nicht genügte, sprach er begeistert mit Feuer im Blick: „Ich bin ein Engländer im Herzen, aber ich meine, Buonaparte sey der größte Mann, den je die Erde getragen." — „Sie haben Recht so zu denken," erwiederte der Verfasser. „Ihre Landsleute sollten ihm eine Bildsäule von Gold errichten, weil er die Quelle ihres Glücks geworden, und sie vom Untergange errettet hat." — An einer andern Stelle sucht er zu beweisen, daß Napoleon in der Schlacht von Waterloo die Verblendung und die Raserey bis auf die höchste Stufe getrieben habe.

Auch auf St. Thomas fand er die Verehrer dieses Ungeheuers sehr zahlreich. „Der Grund, sagt er, ist nicht schwer zu entdecken. Diese Menschen sind hier um ihr Glück zu machen, das können sie nicht schneller als im Kriege, darum ist ihnen ein Mensch willkommen, der ewigen Krieg führt. Buonaparte ist ihr Götze. Können sie nur Gold gewinnen, so lächeln sie freundlich zu Mord und Brand und weiden ihre Augen an Heeren von Wittwen und Waisen, an Verzweiflung der Mütter u. s. w." —

Fast am Schlusse des zweiten Bandes findet sich noch folgende merkwürdige Stelle: „Die Neger und farbigen Leute sind vollkommen reif zur Insurrection. Die Macht, die sie unterdrücken konnte, ist null. Ferdinands Spanier und Bolivar's Creolen morden sich bei Nacht auf der sandigen Küste; die Dänen quälen; die Amerikaner machen Beute; die Deportirten gewisser Länder wetteifern mit den nicht Deportirten, Verwünschungen gegen jede Regierung auszuspeien, welche Frieden und Ordnung liebt, und hoffen auf den Tag der Rache!" — (Wenn sich Jemand die Mühe nähme, aus den zwei Bänden dieser Souvenirs Einen zu machen, so würde die Lectüre unterhaltend seyn. Jetzt enthält das Werk der Kleinigkeiten und Langweiligkeiten gar zu viele.)

Kleine literarische Notiz.

Nach dem statistischen Versuch über den Canton Neufchatel (der in französischer Sprache, und auch übersetzt unter dem Titel helvetische Almanach erschienen ist) bewürket die Lage dieses Cantons drei verschiedene Klimata, die man das Weinland, das Kornland und das Weidland nennen kann. Der Kunstfleiß hat drei Hauptzweige, Spitzen, Cattun und Uhren. Es werden jährlich 130000 Uhren ausgeführt: nach Amerika, Holland und Norddeutschland goldne, einfache, bauerhafte; nach Italien und Spanien, mit Perlen, Flittergold in Schmelz verzierte; nach der Türkey größere, mit Gehäusen von vergoldetem Kupfer oder Silber, Futteren von Chagrin und türkischen Ziffern; die Schweden, die Dänen und die Russen werden, wie die Franzosen, mit leichter Arbeit befriedigt. — Die Franzosen nennen die Neufchateler die Gascogner der Schweiz. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 45. Rede wahr, scheue Niemand. 2r. Band.

Arzeney-Kunde.

In Kopp's Jahrbuch der Staats-Arzeneykunde wird unter andern gegen die Quacksalberei geeifert, wobei ein verständiger Recensent folgende Bemerkung macht:

„Daß die Quacksalberei kräftig unterdrückt werden müsse, darin wollen wir dem Verf. Recht geben; aber glaubt er denn nicht, daß eigentlich außer den Aerzten fast jeder Mensch ein Quacksalber ist? vom König von England, der Kröpfe heilt, bis zum Minister Bestuscheff, der Tropfen erfindet? von diesem bis zum Grafen Thun und bis zum Bettler weiß gewiß jeder Mensch ein Heilpflaster oder sonst ein Mittelchen zu empfehlen."

Ein sehr beherzigenswerther Aufsatz im dritten Jahrgange ist der über den Trödelhandel von D. Schneider zu Fulda. „Ich wenigstens habe, sagt der würdige Verf., ganze Häuser bis auf Kinder und Bediente langsam aussterben sehen, wo sichtbar der Kranke dem sorglosen Gesunden die wahre Schwindsucht mitgetheilt hatte, wo Personen von allen Altern Märtirer ihrer Geselligkeit und ein Opfer der Krankheit geworden sind." — Da sagt nun der Recensent: „Polizey-Gesetze giebt es dagegen genug, aber wie werden sie ausgeführt? Der gemeine Mann in den Städten, der mittlere und niedere Bürger ist bettelarm in Deutschland; ein Bett ist oft seine ganze Habe, ehe er es wegwirft stirbt er lieber: was ist also zu thun? Schafft Wohlstand herbei! Und wie kann das geschehen? dadurch daß die Finanzminister das Volk nicht bis auf den letzten Tropfen ausquetschen und die Armeen nicht die Völker auffressen. Armeen müssen wir aber haben, die gegenseitige Stellung von ganz Europa fordert sie. Nun gut, so gebt aber auch den Gedanken auf, über glückliche, anständig lebende Menschen zu herrschen, und gewöhnt Euch daran, in Deutschland Italiens Betteley einheimisch werden zu sehn." —

Derselbe (vermuthlich ein grämlicher Mann mit einer bisweilen angelaufenen Brille) fährt, bei einer andern Veranlassung in demselben Werke, also fort:

„Zu den nicht unwichtigen Quellen der ärztlichen Pfuscherey rechnen die Herren Pfeufer und Rademacher die Aerzte selbst, welche durch ihren schrecklichen Neid und ihre scheusliche Zwietracht sich und die Kunst lächerlich machen. Er ist neidisch wie ein Arzt, könnte sogar zum Sprüchwort werden. Fürchterlicher noch als alles dieses ist ihre Sucht zu verläumden. „Sprich doch „mit jedem Arzt über seinen Amtsbruder, gehe dar„auf durch die Häuser, wo jene Aerzte accreditirt sind, „und wo der Herr gewöhnlich das Echo seines Haus„arztes ist, schreibe dir beyde Aussagen auf, lies „am Abend den Zettel, und ich setze mein Leben „zum Pfande, du wirst bekennen müssen, daß in „dem Orte, den du durchwanderst, Hurer, Ehe„brecher, Spieler, Trunkenbolde und Mörder Aerzte „sind." — Diese starke Stelle hat der Recensent aus jenen Jahrbüchern abgeschrieben, allein er fügt hinzu, er müsse sie unterschreiben und eingestehen, daß unter dem sonst ehrwürdigen Stande der Aerzte überhaupt sich die größten Postenträger und Klätscher finden, welche, wenn der üble Mund nicht zureicht, sogar durch Briefe ihre Schlechtigkeiten zu verbreiten suchen. Unsittlichkeit und Characterlosigkeit scheinen die Hauptquellen dieser Uebel zu seyn, und bekannt ist es, daß diejenigen, in deren Gemüth sich der Böse einmal ein Haus gebaut, öfters einen Besuch von ihm erhalten, wo sie denn wie besessen sind, oder, im eigentlich wahren Sinne des Wortes, leicht des Teufels werden."

In denselben Jahrbüchern erzählt Wurzer unglückliche Fälle, welche aus Unterlassung der Visitationen bei den Materialisten entstehen. Dem Recensenten sind auch einige Fälle bekannt, wo Leute, welche die Species zu dem bekannten Wiener Tränkchen bei Kaufleuten holten, elend um das Leben kamen. „Wie unvorsichtig gehen selbst die Apotheker mit den Brechmitteln um; sie geben sie aus Gewinnsucht aus, ohne zu bedenken, daß sie bei Männern, welche an Brüchen leiden, und bei Dirnen, welche schwanger sind oder Scheidenvorfälle haben, nahmenlosen Schaden stiften können. Unsere Medizinalpolizey wird immer auf dem Papier gut gehandhabt, allein in der Ausführung sieht es noch übel aus." —

Eine kleine, zwar nicht ganz neue, aber sehr

empfehlenswerthe Schrift ist die des D. Göhlis: Vorschläge zur Verbesserung der körperlichen Kinder-Erziehung in den ersten Lebens-Perioden.

Der Mensch lebt immer in Extremen und folglich auch immer in Verbesserungen. Die Thorheit, das menschliche Geschlecht in einer fortschreitenden Schwäche zu glauben, führte die zweite Thorheit herbei, demselben durch Kälte und eine abhärtende Methode Kraft und Stärke zu ertheilen. Es war Zeit diesen Thorheiten Einhalt zu thun; es ist aber auch Zeit von dem andern Extreme, die Kinder mit Wein, Fleisch und Eyern zu Tode zu füttern, zurück zu kommen. Der Verf., ein erfahrener Kinderarzt, sucht dahin mitzuwirken, aus den Kinderstuben Salben, Säftchen, lange Wickelbänder, Zutzel, dicken Mehlbrei, Flaumfederbetten, Gluthpfannen, stinkende Nachtlichter, Räucherwerk, zu verbannen; über die Wirkung des Goldfadens bei der Gelbsucht, und des Krummschnabels, (auch der Päonienkerne) bei dem Zahnen, (der Scharlachbändchen bei dem Scharlachfieber und mehrerer solcher Thorheiten) Lächeln zu erwecken; den Kinderleuten das zu feste Anziehen, das zu viele Anschoppen mit dickem pappichten Brey, das zu warme Verhalten zu verbieten, die Kleinen allmählig an die Elemente zu gewöhnen, sie stufenweise alle Witterung ertragen zu lehren u. s. w. Mit ganzem Recht empfiehlt der Verf., die Kinder frühzeitig in lauwarmem Wasser zu baden, und giebt dazu die nöthige Anweisung. Wein, Kräuter, und andere medicinische Ingredienzien dürfen in der Regel nicht zum Bade genommen werden; das Waschen hat nicht dieselben Vortheile. Die mannigfaltigen mit vielen Zügen und Bändern (auch Nadeln) versehenen Kleidungsstücke sind zu verwerfen. Unter unsern jungen Frauen herrscht ein wahrer Luxus in den Kinderkleidungen, (sagt der Verf.) welcher sich fast am stärksten bei den unehelichen Kindern zeigt. Ueber die Kinderhäubchen hätte noch etwas angegeben werden können. Sie müssen im Sommer anders seyn als im Winter. Die Fallhüte sind schädlich, Strümpfe verwerflich, doch von Wolle zu erlauben, weil sie auch durchnäßt nicht kälten, nur müssen sie oft gereinigt werden. Die Schuhe dürfen zwar nicht zu enge seyn, aber auch nicht allzu weit. Ein guter, zweckmäßiger Kinderschuh ist ein großes und seltenes Kunststück; vor dem vierten Jahre sollte man keine, und dann nur weite Pantalonshosen (nach Art der Unterhosen gemacht) anziehen lassen. Die Wiegen verwirft der Verf. billigermaßen nur wegen des Mißbrauchs derselben. Strenger ist er aber gegen die Kinderstühle, wo die armen kleinen Geschöpfe stundenlang auf ihrem Nachttopfe sitzen müssen. Beim Anblick eines solchen beklagenswerthen Kindes muß man an Karl von Karlsberg denken. Eine gute Kinderwärterin ist ein großes Kleinod, ein mit tausend Nullen umgebener großer Treffer im Glückstopfe, spricht der Verf. Von ihnen hängt oft das Glück oder Unglück des Kindes für sein ganzes Leben ab. Besonders gilt das von den höheren Ständen, bey denen der Regel nach das Kindermädchen mehr Mutter ist, als diese selbst.

Unter die nachtheiligsten Mißbräuche gehört, kleine Kinder auf den Händen in einer aufrechten Stellung sitzend in die Höhe zu schaukeln und tanzen zu lassen. Auch soll man Kinder nicht früher, als sie es selbst verlangen, auf die Füße treten lassen. Noch ist zu erinnern, daß man, besonders weibliche Kinder, nicht immer auf einerley Arme trage, damit das Becken nicht verschoben werde; männliche Kinder lasse man nicht auf dem Knie reiten. —

„Der Fluch der Nachkommenschaft treffe den Erneuerer der Schnürbrüste! ruft zuletzt der eifrige Prediger in der Wüste! — Noch ist Sömmering nicht todt, und seine herrliche Abhandlung schon so vergessen! —

Gern haben wir das Andenken an diese kleine Schrift erneuert und wünschen, daß sie von recht vielen Müttern, zumal aus den höheren Ständen, die bey der Erziehung ihrer Kinder, auch manchmal bey einer wahren Affenliebe zu denselben, doch die meisten Fehler begehen, möge gelesen und beherzigt werden. —

Träumereyen.

Ein Herr Doctor Greiner hat über den Traum und das fieberhafte Irreseyn — geträumt, auch in der Jenaischen Lit. Zeitung einen Recensenten gefunden, der frisch mit ihm drauf los träumt, wiewohl auf seine Weise. Der Verfasser nennt das Ganglien-System den Sitz der Thierseele. Der Recensent hingegen sagt:

Seiner Ansicht nach sey das Gehirn- und Nervensystem nicht der Sitz der Seele, sondern der Sitz des Geistes zu nennen; so wie aber Feuer und Licht von einander unterschieden sind: so wären auch Seele und Geist von einander verschieden. In dem Gangliensystem beginne die Animalisirung oder das Thierischwerden des Vegetabilienlebens: in dem Hirn gelange diese Verthierung (Animalisirung) zu ihrer Vollendung. Geist sey die

Kraft des Animallichts, Seele aber die Potenz des Animalfeuers (!); das Organ dieser Feuer-Kraft sey das Herz eines Theils, und andern Theils die Leber. Das Herz sey das Hauptorgan im höhern, gleichsam im himmlischen Theile der Thierorganisation; die Leber das Hauptorgan im niedern gleichsam irdischen Theile derselben. So wie nun 2 Seelen im Thierleibe sind, die höhere und niedere, oder die Pectoral- und die Abdominal-Seele, so sind auch 2 Geister in demselben, nämlich der Cerebralgeist und der Intestinalgeist: der Cerebralgeist wohne im Lichte, und sey sinnig an sich; der Intestinalgeist wohne in Finstern ß und sey unsinnig an sich. (Lauter Dinge, die der Recensent wahrscheinlich mit seinem Jetestinal-Geiste hervorgebracht hat.)

Der Ideengang des Verf. ist folgender: der Mensch besteht aus 2 Seelen, der Thierseele und der höhern Psyche. Die Thierseele ist der Leib der Psyche (Menschenseele) das Leben der Thierseele ist das Band, welches die Psyche an das Irdische fesselt. Durch diese innige Vereinigung der Menschenseele mit der Thierseele ist jene von dieser sehr abhängig. Daher wird die Psyche so sehr von den Gefühlen beherrscht. Die in der Thierseele befangene, mit ihr eins gewordene Psyche hat ihr höheres Streben durch diese Einswükung zunächst eingebüßt, und sie fühlt und ist thätig mit der Thierseele, geht in ihre Zwecke ein, fühlt die Lust und Unlust derselben. Weil aber die Zwecke der Thierseele oft mit denen der Psyche im Widerspruche stehen, so entsteht die Entzweyung und der Kampf zwischen beyden. (Die meisten unserer Leser werden wohl an diesem Pröbchen sich gnügen lassen. Alle Bestimmungen des Wesens der Seele, von Plato bis auf Greiner, werden ewig ins Reich der Träume gehören.) —

Französische politische Literatur. (Beschluß.)

Im dritten Hefte der Briefe über den Aachner Congreß, giebt sich der Verfasser die Mühe zu beweisen, daß die heilige Allianz und die Coalition gegen Frankreich zwey verschiedene Dinge wären; darum würden auch die Occupations-Truppen nicht an den Grenzen bleiben, sondern nach Hause gehen; zuviel Sorge um das Aeussere verursache bisweilen große Verwirrung im Innern; nachdem die Fremden sich so lange in Frankreich beschäftigt hätten, möchte es gut seyn, wenn sie sich nun auch ein wenig mit sich selbst beschäftigten; Manchester verdiene mehr als Cambray die Aufmerksamkeit der Engländer; Preussen habe vielleicht mehr Ursache, an diejenigen Departements zu denken, die nicht mehr französisch seyen, als an die, die es noch wären. ꝛc.

Die Legitimität definirt der Verfasser durch: fortgesetztes Erbrecht; denn ein Erbrecht, welches erst jetzt durch Wahl errichtet werde, könne erst für unsere Kinder Legitimität werden. Darum würde selbst ein Abkömmling der Stuarte in England, oder der Carolinger in Frankreich, ein Usurpator heissen müssen, da sein Erbrecht unterbrochen worden. (Dabey bleibt aber die wichtige Frage unbeantwortet: wie lange eine solche Unterbrechung dauern müsse, um den Erben zum Usurpator zu machen? wenn z. B. der Sohn Gustavs nach Schweden zurückkäme, würde (ohne andere Umstände in Erwägung zu ziehen) sein Erbrecht noch gelten? oder würde er schon darum für einen Usurpator zu halten seyn, weil es unterbrochen worden? wir fürchten, solche Fragen können nie genügend beantwortet werden.)

Der Verfasser glaubt daß, wenn über die spanischen Angelegenheiten zu Aachen unterhandelt werde, Frankreich, durch Familienbande und politisches Interesse mit Spanien verbunden, auch unter die Vermittler treten müsse, und erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß die Diplomatik jetzt keinen Vorrang eines Hofes oder Volkes zuläßt, sondern daß in alphabetischer Ordnung unterzeichnet werde, weshalb England immer oben an stehe.

Von Madame Recamier wollte der Verfasser wissen, sie sey nach Aachen berufen worden — um in ihrem Hause einen Vereinigungs-Punct zu bilden, wo die Monarchen Thee trinken könnten. „Sollte wirklich" fährt er fort, „ein trauliches Verhältniß „zwischen den Intriguen der Kabinette und denen „der Boudoirs vorhanden seyn? so naiv frägt ein „Correspondent, welcher bemerkt hat, daß keine di„plomatische Equipage in Aachen ankommt, ohne „daß eine galante Equipage irgend einer schönen „Dame ihr folgt. Bis jetzt haben die Pariserinnen „den Preiß davon getragen; ein gutes Zeichen für „unsern Einfluß. Das salische Gesetz erstrekt sich „nicht nach Aussen, und die Französinnen herrschen „überall wo sie sich zeigen." —

„Ohne die weise Politik und die innige Vereinigung der Einflußreichsten Höfe würde der Congreß vielleicht das Schauspiel einer politischen Börse darbieten, wo mehr über Inscriptionen von Renten, Länder-Theilung und Verkauf in Amerika und Europa unterhandelt würde, als über politische Gegenstände. In der That, man hätte so etwas befürchten müssen, als man sah, daß die ersten

Digitized by Google

Banquiers von Europa prunkend (avec ostentation) auf einem Congreß erschienen, welchem souveraine Fürsten nur incognito beywohnen durften." —

Der Kayser Alexander soll, diesen Briefen zufolge, den von Heinrich IV. entworfenen Plan zu einem ewigen Frieden auszuführen streben. Wenigstens liegt in dieser Nachricht nichts, was im Widerspruche mit dem Character eines Monarchen stände, der — weit mehr als der macedonische Kriegsheld — Alexander der Große genannt zu werden verdient. —

Eine so eben erschienene Schrift von Camille Jordan macht einiges Aufsehen. Sie ist betitelt: die Session vom 1817 und ist gerichtet an die Bewohner des Ain und der Rhone, deren Deputirter der Verfasser ist; eine Vertheidigungsschrift seiner Art zu denken, zu sprechen und zu handeln, zunächst nur für Franzosen interessant; auch ist ihr fast anzumerken, daß Camille Jordan sich lange in Deutschland aufgehalten, denn sie ist etwas breit geschrieben. Tausend hämische, in der letzten Zeit auf seine Person geschehene Angriffe, widerlegt er am schönsten durch eine Uebersicht seiner politischen Laufbahn. Zu Lyon von wackern Eltern gebohren und fromm erzogen, widmete er, schon in den ersten Tagen der Revolution, seine Jugendkraft der Vertheidigung der Religion und Ordnung, strebte in der Schreckenszeit die revolutionäre Tyrannei zu hemmen; wurde zur Zeit des Directoriums einmüthig von seinen Mitbürgern zum Repräsentanten erwählt, und verdiente sich die Ehre, in Gesellschaft der größten Bürger verbannt zu werden; enthüllte unter dem Consulat den Ursprung der Tyrannei des Mannes, dem das Volk damals zujauchzte und den es später verfluchen mußte; stieß, mitten im allgemeinen Rausch, vergiftete Gunstbezeugungen von sich, und wagte es — als der Verleger schon in Fesseln war — sich als den Verfasser einer Schrift zu nennen, die gegen das aufkeimende Kaiser-Reich gerichtet, und vielleicht in Frankreich der letzte Laut der sterbenden Freiheit war; verließ, bei der Restauration, seinen von häuslichen Freuden umringten Zufluchtsort nur, um, auf Bitten seiner Mitbürger, sie zu Dijon dem Wohlwollen der fremden Monarchen zu empfehlen; dann zu Paris ihre ersten Wünsche dem Statthalter des Reichs vorzutragen; dann zu London das Interesse ihrer unglücklichen Classen wahrzunehmen; kehrte zurück, um gegen Haß und Uebertreibung zu kämpfen und, Einer der ersten, den constitutionellen Royalismus zu vertheidigen; blieb, bei Annäherung des furchtbaren zwanzigsten März, einer der eifrigsten Höflinge eines unglücklichen Fürsten in dessen schon verödetem Pallaste, obgleich er vorher bei Festen und Bewerbungen sich nie vorgedrängt hatte; war so glücklich, mitten im allgemeinen Wirrwar, dem Könige so öffentliche Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben, daß sie in den 100 Tagen ihn zugleich in Gefahr brachten und vor Gefahr schützten; denn wenn auf Einer Seite des Pöbels Wuth ihn bedrohte, so schützte ihn auf der andern die Achtung, welche seine Treue eingeflößt hatte. — Warlich! mehr als einer solchen Uebersicht bedurfte es auch nicht, um für Camille Jordan die höchste Achtung einzuflößen, deren er auch längst in Deutschland, wo wir selbst ihn genauer gekannt haben, mit Recht genoß. —

Eine gewisse Classe von Royalisten (Chateaubriand und seine Freunde) nennt er Bonapartisten im Schooße des Royalismus. — Die Aristocraten beschuldigt er einer falschen Ehre, eines falschen religiösen Gefühls, zwei Hebel, durch welche sie Frankreich zu erschüttern streben. „Ihr Kränzchen nennen sie die Welt; ihre Meinung die öffentliche; sie allein sind Royalisten, sie allein sind ehrliche Leute. Jeder Lump, wenn er nur zu ihnen gehört, wird wichtig, und aller Schmutz, der seinem Rufe anklebt, ist plötzlich verwischt." (Aber gilt das nicht von allen Partheyen? Glaubt nicht eine jede, sie sey die Welt? und ihre Meinung die öffentliche?).

Eine große National-Wunde findet der Verfasser in der Verderbtheit der Geistlichkeit, die an Rom hänge und in der Politik sehr contrerevolutionair sey; die jedes Hinderniß ihrer unbescheidenen Wünsche als Aufruhr und Gottlosigkeit verschreie und kaum verstatte, den religiösen Glauben vom politischen Murren zu trennen. — Ueber die Beamten in den Provinzen klagt er, daß sie zu gefällig gegen die Ultra's sind, und gleichsam um deren Beifall buhlen. — Dann vertheidigt er sehr gründlich, sowohl das Recht der Deputirten, als auch das Recht der Privatpersonen, die von Gerichtshöfen oder von der Regierung begangenen Fehler und Irrthümer zur Sprache zu bringen. Am Schluß untersucht er die Vorwürfe, die man der Sitzung von 1817 gemacht hat, nemlich: daß ihr eine bestimmte Majorität gefehlt habe; daß ihre Berathschlagungen sehr langsam, ihre Resultate sehr unfruchtbar gewesen seyen; und findet, daß im Grunde alle diese Vorwürfe Lobsprüche sind. — Kurz, wir können das ganze Büchlein allen Constitutions-Freunden empfehlen, besonders aber den Schreiern, die Materialien brauchen, um ihre langweiligen Blätter einmal wieder aufzufrischen. Hier giebt es eine Menge Phrasen zu übersetzen, und

sie haben dabei den Vortheil, sich auf die Autorität eines klugen und rechtschaffenen Mannes stützen zu können. —

Der Gedanke an die nahe Befreiung Frankreichs von den Occupationstruppen erfüllt den Verfasser mit dithyrambischem Entzücken! er sieht schon im Geiste, wie Frankreich, unter dem vereinigten Einflusse der gesetzmäßigen Monarchie, der constitutionellen Freiheit und der öffentlichen und Privattugenden, alle Spuren seiner Leiden schnell verwischen, alle Quellen seines Glückes und — seines Ruhms schnell wieder öffnen wird! bei dem Worte Ruhm macht er einen Gedankenstrich, und scheint dadurch uns Deutschen anzudeuten, worin dieser Ruhm bestehen werde. —

Moden.

Es erscheint seit kurzem in Paris ein recht artiger Beobachter der Moden (Observateur des Modes) der eine kleine, moralische und literarische, Uebersicht verheißt, und ein Motto aus dem Buche Enoch gewählt hat, worin gesagt wird, der Engel Azael habe zuerst die jungen Mädchen sich zu putzen gelehrt. Aber wie hätte schon Eva sich drey Jahrhunderte lang in der Gunst ihres Gatten erhalten können, wenn sie sich nicht geputzt hätte? Sicherlich machte sie oft eine andere Toilette und ihre Töchter ahmten sie nach. Folglich existirte schon damals die Mode. — Büffon, und sogar mancher Kanzelredner haben gegen die Reifröcke gedonnert, die doch nur erfunden wurden, um das Uebermaaß der Fülle zu verbergen, welches die Natur den Damen jener Zeit verliehen hatte. So hat oft ein körperlicher Fehler zu klugen Erfindungen Veranlassung gegeben, die von Thoren nachgeahmt wurden. Heinrich II. war genöthigt, einen Unterrock statt der Hosen zu tragen, gleich trugen seine Söhne ihn auch, und bald der ganze Hof, die ganze Stadt. So erschienen eine Zeitlang beyde Geschlechter in einerley Kleidung. — Heinrich, Graf von Anjou, war der schönste Prinz seiner Zeit, nur ein Fleisch-Auswuchs am Fuße entstellte ihn. Da ließ er sich Schuh machen, die in eine Klaue ausliefen, und plötzlich trug Alles Klauenschuhe, obgleich Carl V. sie streng verbot. — Wie oft hat irgend eine Begebenheit eine Mode erzeugt. 1692 wurden die Franzosen bey Steinkirchen von den Engländern überfallen, und hatten nur eben so viel Zeit, ihre Halsbinden in einen einfachen Knoten zu schlingen. Sie siegten aber doch, und alsobald trugen die Pariser Damen Fichus à la Steinkirchen. — Wie oft haben auch die fürstlichen Ehebündnisse auf die Mode gewürket. Ludwig des XII. Mutter war eine Italiänerin, man machte ihr die italiänischen Moden nach, und mischte sie in der Folge mit Spanischen, da Franz I. und Carl IX. sich mit österreichischen Prinzessinnen vermählten. Damals zeigten sich die Damen zum Erstenmal mit nackenden Schultern und entblößtem Rücken. — Seit dem 16. Jahrhundert und seit den Reisen Carl des Achten, fingen die deutschen Höfe an, (auch England und die Lombardey) alle ihre Moden aus Frankreich kommen zu lassen, und unter Colbert verbreiteten sich diese Moden so allgemein, daß sie ein wichtiger Zweig der Industrie wurden. Wenn dem Lord Bolingbroke zu trauen ist, so kosteten die Thorheiten und Frivolitäten des französischen Luxus England jährlich 5 bis 600000 Pf. Sterling, das heißt: mehr als eilf Millionen jetziger Franken. Mercier erzählt in seinem Gemählde von Paris, daß jährlich eine Puppe, die in der Straße Vivienne angekleidet wurde, die Reise von Paris nach Berlin, Wien und Petersburg machte. —

Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo man die Frage aufwarf: ob die Weiber auch Seelen hätten? und wenn sie deren hätten, ob es nicht geringere Seelen wären als die männlichen? Damals verdammte die Inquisition ein solches, aus dem Spanischen übersetztes Buch, und zum größten Scandal gab es viele Italiänerinnen, die laut des Verfassers Parthey nahmen, weil der Seelen-Mangel zwar ihre Eigenliebe demüthigte, hingegen über ihre Sünden sie beruhigte. Heut zu Tage sind wir galanter geworden; wir gestehen den Damen Seelen zu, und oft bessere als die unsrigen. Darum ist auch wohl erlaubt, hin und wieder eine ernste Betrachtung oder eine geschichtliche Anecdote in ein Modejournal zu streuen.

Das Studium der Moden dient nicht blos um sich putzen zu lernen. Man werfe einen Blick auf Poussin's Gemählde. Wie erfreulich ist es, Bäume, Thiere, Monumente, Costüme, immer im Einklang mit Ort und Zeit zu finden. Wie gern erinnert sich der Kunstfreund, daß Lebrun nach Aleppo sandte, um persische Pferde zu zeichnen, damit man in seinen Schlachten Alexanders die griechische Reiterey von der Persischen unterscheiden möchte. Wie häßlich hingegen sind die zahllosen Anachronismen anderer Mahler! Auf der Abnahme vom Kreutz, von Rubens, steht ein Capuciner, (wofür freylich die Capuciner den Meister ausdrücklich bezahlten) und den guten Schächer wird von einem Priester mit dem Crucifix in der Hand ermahnt. Titian hat den Jungern von Emaus Rosenkränze in die Hände ge-

geben. Albert Dürer kleidete alle Juden wie die Deutschen in seiner Provinz. Paul Veronese, auf seiner Hochzeit zu Cana, stellte aus niedriger Schmeicheley die Gäste im Costüm der Höflinge Carl des Fünften dar, und lieh ihnen sogar die Gesichtszüge merkwürdiger, damals lebender Personen.

Auch auf der Bühne erhöht ein gut beobachtetes Costüm den Genuß. Vor Le Kain und Mlle. Clairon, sagt Voltaire, erschien Kayser Augustus in einer gewaltigen Perücke und einem breiten Hute mit rothen Federbüschen, Emilius im Reifrock, und Cinna in einer roth und grünen Jacke mit weiß gepuderten Haaren. —

Man sollte in der That eine Gallerie von Puppen errichten, und jedesmal, wenn eine neue Mode aufkömmt, eine neue, dieser Mode gemäß gekleidete Puppe in die Gallerie stellen, mit Bemerkung der Zeit, wann und wie lange die Mode geherrscht. In künftigen Jahrhunderten würde diese Gallerie den Mahlern, Bildhauern, Schauspielern ꝛc. von höchster Wichtigkeit seyn. (Der Gedanke scheint uns sehr gut. Er wäre so leicht, selbst von einem nicht reichen Privatmann, auszuführen. — Auch der folgende Gedanke ist einleuchtend:)

„Unser Costüm ist gar nicht in Harmonie mit unsern Umgebungen. Ein Römer in seiner Toga würde sich unter dem Porticus unsers Pantheons weit besser ausnehmen, als wir in unsern Fracks à la Russe und unsern Hüten à l'independance. Man könnte ein ganzes Capitel unter dem Titel schreiben: von der Harmonie, welche zwischen den Monumenten eines Volkes und seinem Costüm herrschen soll." — „Sogar die Baumeister haben, wie Montesquieu uns lehrt, das Maaß unserer Zimmer nach der Kleider-Mode nehmen müssen. Unter Ludwig XI. trug man so hohe Mützen, und bald darauf zwey Ellen breite Kopfzeuge, daß man die Thüren bald höher bald breiter machen mußte. Damals erschienen Carricaturen, die in der königl. Bibliothek noch aufbewahrt werden. Da läßt z. E. ein Liebhaber, der seine Schöne in einen Garten führen will, eine Compagnie Pionnier voraus marschiren, um die Pforte niederzureissen. Auf einer andern hat das hohe Kopfzeug Feuer gefangen, und alle Sprützen der Stadt sind gegen dasselbe gerichtet. Auf einer Dritten schießt ein Jäger einen Vogel von der Spitze einer Frisur herunter, während die Dame in einem Modejournal liest und gar nichts davon merkt." —

(Dieses Journal, von welchem wir jedoch nur die zwey ersten Hefte gesehen haben, ist mit Geist in einem angenehmen Styl geschrieben; enthält übrigens die neusten Nachrichten von Moden, Schauspielen, Romanen ꝛc., ist auf Velin-Papier gedruckt, mit hübschen illuminirten Kupfern verziert, und übertrifft in jeder Hinsicht bey weitem das trockene, fast immer geistlos zusammen gestoppelte, Bertuchsche Modejournal.)

Von den Würkungen und Eigenschaften der Kälte.

hat ein französischer General-Chirurgus, Moricheau Beaupré, ein ziemlich dickes Buch geschrieben, in welchem er auch eine historische und medicinische Uebersicht des Feldzugs in Rußland giebt, dem er selbst beygewohnt hat. Es war für uns das interessanteste Capitel seines Werkes; doch übergehen wir, was den historischen Theil betrift, alles schon bekannte. Der Verfasser ist weit entfernt, der Kälte allein die Niederlage der Franzosen zuzuschreiben. Man weiß wie vieles zusammen kam. Schon die Hitze in der letzten Hälfte des Juny, welcher anfangs July kalte Winde und Regengüsse folgten, so daß die Barraken überschwemmt waren und man kaum die Feuer unterhalten konnte, bevölkerten die Hospitäler von Kowno und Wilna mit Kranken, die an Catharral- und Gastrischen Fiebern, an Durchläufen, Seitenstechen und allgemeiner Schwäche darnieder lagen. Auch die Pferde fielen wie Fliegen und die Straße zwischen Wilna und dem Niemen war mit ihren Leichnamen besäet. Die forcirten Hin- und Hermärsche, der schwarze Staub, den man einschlucken mußte, und eine Hitze im July und August, wie sie nur in Neapel und Madrid gefunden wird, griffen das Heer gewaltig an. Oft gab es nur morastiges Wasser zu trinken, die Tage waren heiß, die Nächte kalt. An Schlaf war selten zu denken. Schon ehe man Moskau erreichte, waren die Regimenter eben so sehr durch Krankheiten, als durch Feindes Schwerdt geschwächt. Eine unendliche Menge konnte sich kaum noch schleppen, blieb zurück und bedeckte die Wege. Der Mißbrauch des Kornbranntweins vermehrte das Uebel. Auch das Mehl, welches jeder in einem kleinen ledernen Sacke bey sich trug, und welches mit ein wenig Fleischbrühe oder auch nur mit Wasser angefeuchtet, und so roh in der Noth verschluckt wurde. Magen und Eingeweide vertrugen es nicht. Es gab Wind-Coliken, schleimige Atonie ꝛc.

Als Moskau brannte, und mit ihm alle gesunde Vorräthe vernichtet wurden, flossen Bier, Wein und Brandwein in Strömen, die Soldaten betranken sich, die Hospitäler füllten sich. Der Rück-

zug wurde befohlen. Ein früher, harter Winter trat ein. Alles mangelte. Soldaten und Officiere, Aerzte und Commissaire warfen sich auf die todten Pferde und verschlangen das Fleisch oft roh. In dem Walde von Wiasma waren wir gezwungen einen Kranken-Transport zurückzulassen. Alle kamen um durch Hunger und Kälte. Auf gefrornem Boden mußten wir campiren, hatten oft kein Holz um Feuer anzuzünden, und nur Lumpen um die Blöße zu decken. Man hatte bemerkt, daß man Todte nicht ganz kalt dürfe werden lassen, um ihnen bequem die Kleider ausziehen zu können; daher wurden viele schon entkleidet, noch ehe sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatten.

Wie wirkte das Alles auf die Menschen? ihre Haut wurde trocken, farbelos oder erdfarbig, zusammengezogen; die Gesichter fielen ein und verlängerten sich. Der schreckliche Heißhunger raffte viele hin. Es gab keine Art von Erquickung. Es gab nicht einmal Stroh um Sterbende darauf zu legen. Mit starren Augen mußte der Arzt das Alles sehen und konnte nicht helfen. Viele wurden verrückt, besonders die südlichen Völker, Italiäner, Spanier, Portugiesen, vom Heimweh furchtbar ergriffen; dann unterlagen sie den körperlichen Beschwerden um so schneller. — Auch bey Krasnoe mußten wir die Verwundeten den Elementen Preiß geben, auf demselben Schnee, den sie mit ihrem Blute gefärbt hatten. Am 18. November sahen wir Einige solcher Unglücklichen, die auf einem Felde zurückgeblieben waren, wo Tages vorher ein Gefecht statt gefunden, sie sahen aus wie Gespenster, erhoben die gefalteten Hände und schrieen uns zu, sie wären Franzosen, wir sollten sie doch mitnehmen. Das Herz blutete den Vorübergehenden, aber helfen konnten sie nicht. — Wie schnell der Frost auf die geschwächten Organe wirkte, mag man daraus abnehmen, daß Manche, die noch eben ziemlich frisch mit gewandert waren, vom Frost ergriffen und gemordet wurden, indem sie ein natürliches Bedürfniß befriedigten. Immer wurde das so lange als möglich aufgeschoben, denn es war ein gefährlicher Augenblick, theils weil man sich entblößen mußte, theils weil die Finger sich so erstarrten, daß man unvermögend war, die Kleidungsstücke wieder in Ordnung zu bringen.

Viele wurden ein Opfer der Barbarey der Juden, die nirgend so verworfen sind als in Polen. Sie plünderten die Sterbenden (nicht die Todten allein) auf den Straßen, nachdem sie ihnen kaltes Wasser auf den Leib gegossen, unter dem Vorwand sie aufzuthauen. — In Litthauen entstand der Typhus, der sich bald bis Dresden verbreitete, und über welche Bertrand, Arzt bey der Armee, 1815 ein Memoire hat drucken lassen.

In Kowno wurde ein Branntweins-Magazin geplündert und 800 besoffene Soldaten starben, weil sie sich auf den Schnee schlafen gelegt hatten

Die Kriegsgefangenen waren nicht viel besser daran. Kälte, Elend und Krankheiten rafften die meisten hin, noch ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung kamen, der zwey, drey, auch 400 Meilen weit entfernt war. Ich selbst habe, als Gefangener, auf dem Wege nach Kursk in Dörfern große Haufen gefrorner Leichname gesehen. Allein sobald die Gefangenen nur erst jene, durch den Krieg verheerten Gegenden verlassen hatten, so wurden sie gut verpflegt und bei den Bauern einquartirt. In den Gouvernements-Städten gab man ihnen Schaafspelze, haarige Mützen, Handschuh und weite wollene Strümpfe; unschätzbare Wohlthaten! so grotesk es auch aussah. An den Orten, wo sie bleiben mußten, wurde auch ihr Loos weit milder und Alle müssen die russische Gastfreyheit preisen. (Der Verfasser rühmt vorzüglich die gute Behandlung, die ihm selbst wiederfahren, theils vom Herzog von Richelieu, damals noch General-Gouverneur dreyer Provinzen, theils vom General Borosdin, Gouverneur in Taurien.)

Dann kommt er am Schlusse noch einmal auf den allgemeinen Zustand der retirirenden Wanderer zurück und beschreibt ihn folgendergestalt: „Bleich und erschöpft fielen sie in Ohnmacht und streckten sich sterbend auf den Schnee. Andere, die wohl noch so viel zu Essen bey sich hatten, um den Hunger zu stillen, wurden von einem Schauder ergriffen, auf den bald Erschlaffung und Neigung zum Schlafe folgte. Andere marschirten ganz ohne Bewußtseyn, kaum konnte man einige Worte ihnen verständlich machen, sie hatten den Gebrauch ihrer Sinne gänzlich verlohren. Endlich, wenn sie nicht mehr marschiren konnten, fielen sie auf die Kniee. Die Muskeln des Rumpfes waren die letzten, die noch Kraft hatten sich zusammen zu ziehen. Viele dieser Unglücklichen blieben eine Zeitlang in jener Stellung und wehrten sich gegen den Todt. Waren sie aber einmal gefallen, so war es ihnen unmöglich wiedet aufzustehen, so heftige Anstrengungen sie auch machten. Man hatte wohl bemerkt, wie gefährlich es war, sich aufzuhalten, aber ach! die Gegenwart des Geistes und ein fester Wille reichten nicht immer hin, um die Angriffe auf das elende Leben von allen Seiten abzuwehren.

Digitized by Google

Ich selbst, in der schrecklichen Nacht, in der wir

Smolensk verließen, war gegen 5 Uhr Morgens so ermüdet, daß ich mich auf einen Weidenstrunk neben acht erfrorne Leichname setzte, und es währte nicht lange, so überließ ich mich dem Schlummer, der mir außerordentlich süß schien. Zu meinem Glücke wurde ich noch zu rechter Zeit durch das Geschrey zweyer Soldaten erweckt, die ganz in meiner Nähe ein ermüdetes Pferd antrieben. Ich wurde gleichsam aufgerüttelt; das Schauspiel an meiner Seite zeigte mir lebhaft die Gefahr, in der ich schwebte, ich nahm ein wenig Branntwein und rannte fort, um meine Beine wieder geschmeidig zu machen, die mir gleichsam in ein Eisbad getaucht zu seyn schienen. — Drey oder viermal ist es mir auch gelungen, durch ein wenig gezuckerten Branntwein Unglücklichen wieder auf die Beine zu helfen, aber sie wieder in Gang zu bringen war vergebliche Mühe. Sie konnten weder vorwärts schreiten noch stehen, sie fielen auf derselben Stelle wieder nieder und ich mußte sie ihrem Schicksale überlassen. Ihr Puls war klein, unmerklich, ihr Athemhohlen selten, bei manchen kaum zu bemerken, bei andern von Seufzen und Klagen begleitet; die Augen bald offen, starr, trübe, wild, bald sehr roth und in diesem Falle war das Gehirn angegriffen. Einige stammelten unzusammenhängende Worte, andere lächelten verzerrt und krampfhaft. Einigen floß Blut aus der Nase, andern aus den Ohren; sie bewegten ihre Glieder als ob sie herum tappend etwas suchten. Allein ich zweifle, daß wahr sey, was man behauptet hat, nemlich daß Manche in der Wuth ihre eigenen Hände und Arme benagt hätten. Ich habe die Menschen, die der Frost niedergeworfen hatte, beobachtet, sie entblößten sich die Brust und bewegten die Arme wie Fieberkranke, fühlten aber gewiß in diesem Zustande keinen Hunger mehr. Bei den meisten fand sich überdieß das krampfhafte Klemmen des untern Kinnbackens gegen den obern. So starben viele Tausende, und wer das Glück hatte davon zu kommen, mußte doch in der Folge es noch hart büßen, durch Verlust der Hände, der Füße, der Nasen, der Ohren, durch Augenschwäche, Taubheit, Nervenschwäche, Lähmungen, chronische Diarrhöen, Brustbeschwerden u. s. w.

Kleine Literarische Notizen.

Im 9ten Hefte des 3ten Bandes der Bibliotheque Historique, steht eine sehr auffallende Protestation von Mau'reuil, (bekannt durch den Diamantenraub) die er zu London in die Hände des Lordmajor niedergelegt, in welcher er unter andern sagt: „Ich protestire, weil der Gerichtshof nicht allein die Sache wegen der Diamanten, sondern auch den Hauptgegenstand meiner Mission, die Ermordung Napoleon's und seines Sohnes, übergangen hat, welche letztere gleich nach der Unterzeichnung des zu Fontainebleau mit Napoleon geschlossenen Tractats befohlen wurde: (von Wem?) und weil man, ehe man mich richtete, zuvor die Natur dieser Mission von denjenigen mußte erklären lassen, die sie gegeben hätten.“ (!) Dieser Maubreuil treibt die Unverschämtheit so weit, also fortzufahren: „Diese Handlung (Acte) die man ohne Englands Wissen vollbringen wollte, muß England nicht unbekannt bleiben. Nur die französische, Preussische und Russische Regierung kannten diese geheime Mission von hoher Wichtigkeit (de haute importance) wie sie in den mir ertheilten Befehlen genannt wird. England blieb groß, großmüthig und rein.“ (Wir wollen hoffen, daß England die Großmuth nicht so weit treiben werde, eine solche infame Verläumdung ungerügt zu lassen. Die Abgeschmacktheit der Anschuldigung springt übrigens in die Augen.) —

In demselben Hefte wird auch ein gerichtliches Urtheil aus Dijon mitgetheilt, welches einen gewissen Notarius Piogey zu einjährigem Gefängniß condemnirt und seines Amtes entsetzt, weil er am 18. März 1815, als er nach Sombernon auf einem mit empörten Soldaten bedeckten Wege zurückkehren wollte, zu seiner Sicherheit die dreifarbige Cocarde aufsteckte. Es wird bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß am 15. März der Prinz von C., Verwandter oder Allürter des Königs, Obrister eines Husarenregiments, welches zur Avantgarde des Marschalls Ney gehörte, zwar mit der weißen Cocarde in Dijon eintritt, dort aber die dreifarbige von seinem Regimente aufstecken ließ; und daß am 16. die Nationalgarde daselbst, Ehrenwache des Grafen Artois und von ihm decorirt, dieselbe Cocarde aufsteckte, das Hotel des Marschalls bewachte und seinem Adjutanten einen Schmauß gab, bei welchem auf Napoleons Gesundheit getrunken wurde. Jener Prinz ist noch jetzt Obrister, und drey Grenadiere von dieser Garde, die alle drei auch mit geschmaußt haben, bekleiden jetzt königliche Aemter, während Piogey 1818 in den Kerker geworfen und cassirt wird! Die Sache erregte großen Lärm, und dieser mag wohl mit bewürkt haben, daß das Appellationsgericht den Spruch der Richter zu Dijon vernichtet hat. —

Wer sich die Kenntniß zu erwerben wünscht, seine Uhren selbst zu reguliren, zu repariren, ja sogar sie auseinander zu nehmen und wieder zusammen zu setzen, der kaufe sich das Taschenbuch: die Wand-, Stand- und Taschenuhren von Poppe, wo er klar und kurz, auch durch 4 Kupferstiche erläutert, Alles finden wird, was in dieser Hinsicht ihn interessiren kann. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 46. Rede wahr, scheue Niemand. 2r. Band.

Einige Bemerkungen über den Brief des Grafen Las Cases an Lucian Buonaparte.

Dieser, aus den Memoiren des Grafen Las Cases bekannte, Brief, ist so eben (im October) zu Heidelberg wieder abgedruckt worden, mit der Anzeige, daß von Allem, was seine Memoiren enthalten, nichts würklich von dem Grafen mitgetheilt worden, als eben der Brief an Lucian und der an Lord Bathurst, und daß selbst diese, indem sie aus dem französischen in's deutsche, aus dem deutschen in's englische und aus dem englischen wieder zurück in's französische übersetzt worden, fast unkenntlich geworden sind, weshalb man für nothwendig erachtet hat, eine neue, authentische Auflage davon zu veranstalten.

Wir erlauben uns einige Bemerkungen: Erstens kann unmöglich wahr seyn, daß Napoleon allen Bitten, sich noch einmal an die Spitze der Truppen zu stellen, blos darum widerstanden habe, weil ein Bürgerkrieg nur ihm nützlich seyn könne. Ein Mann, der die Franzosen so lange blos als blinde Werkzeuge seiner Herrschsucht betrachtet und bei Millionen auf die Schlachtbank geliefert hat, kann unmöglich so gesprochen, und noch weniger gefühlt haben.

Zweitens vergißt sich der Hr. Graf so sehr, Napoleon's Verhaftung an der engl. Küste einen hinterlistigen Streich (guet apens) zu nennen, und fügt hinzu: „sind wir denn nicht mehr unter civilisirten Nationen? wo bleiben denn Völker-Recht und öffentliche Moral? wir appelliren an Gott, den Rächer der Treulosigkeit, wir nehmen ihn zum Zeugen des verrathenen Treu- und Glaubens. Es würde mir schwer werden, Ihnen den Sturm zu beschreiben, den dieser empörende Mißbrauch der Gewalt und der Lüge gegen unsere gutmüthige Leichtgläubigkeit in uns erregte. Noch jetzt, indem ich davon rede, wallet mein Blut." — Ey! ey! hatte denn der Herr Graf ganz vergessen, durch wen Treu und Glauben aus der Welt, und Mißbrauch der Gewalt in die Welt gekommen sind? War nicht Napoleon, und nur Napoleon, der große Lehrmeister? sollen wir ihn, unter tausend gräßlichen Beyspielen, nur an das Eine erinnern, wie sein Abgott den jungen König von Spanien nach Bayonne lockte, und ihn dort, unter Androhung des Todes, zwang, seine Krone an den nichtswürdigen Joseph abzutreten? bey Gott! wer so gehandelt hat, der ist unverschämt, wenn er Großmuth in Anspruch nimmt. Haben denn die Engländer ihn nach Plymouth gelockt? — ist er denn allein der Sterbliche, den man nicht mit dem Maaße messen darf, mit dem er gemessen hat? — ist denn von ihm Moral und Völker-Recht nicht Tausend Mal mit Füßen getreten worden? ist das Blut des Herzogs von Enghien schon vertrocknet? — Fürwahr, der Hr. Graf hätte sich über nichts wundern sollen, als darüber, daß man seinen gräßlichen Helden nicht erschoß.

„Welches Unheil" so ruft der Hr. Graf aus, „bereiten solche ungeheure Verletzungen unserm armen Europa! welche Leidenschaften werden sie wieder anzünden! — Seltsame Verblendung; Napoleon hatte die Revolution geendigt; man fängt sie wieder an. Die Völker Europa's werden mehr als jemals in Gährung kommen." — Wir sehen hier keine andere Verblendung, als die des Hn. Grafen. Die Völker Europa's sind bey Napoleon's Verhaftung nicht in Gährung gekommen, sondern haben gejauchzt! und wenn sie irgend Unzufriedenheit äußerten, so geschah es darüber, daß man ihn nicht zum Tode verurtheilte, zum schmälichsten Tode, den er mehr als jemals irgend ein Sterblicher verdient hatte.

Drittens: Der Hr. Graf meynt, die englischen Minister sollten eilen zu zeigen, daß Buonaparte's Verbannung nur ein Werk der Politik und nicht des Hasses gewesen. Es scheint, er halte es für unedel, Buonaparte zu hassen? Großer Gott! welches andere Gefühl könnte man gegen ein Ungeheuer hegen, das sich nur von Völker-Blut nährte, Europa in eine Brandstätte verwandelte und in seinen Klauen allen Völkern Ketten brachte? hat, außer Carl dem Großen, jemals ein Mensch auf Erden gelebt, der so viele Millionen geschlachtet, so viele Millionen unglücklich gemacht hat? und den sollte man nicht hassen? und der darf sich noch beklagen, wenn er nicht mehr als 8000 Pfund Sterling zu verzehren hat? und wenn

das Oel auf seiner Tafel nicht Provencer-Jungfernöl ist? — Warlich! man muß aller Schaam den Kopf abgebissen haben, um mit der Vertheidigung eines solchen Bösewichts noch zu prunken.

Wir haben vielfältig darüber nachgedacht, woher es kommen mag, daß Buonaparte noch immer einige so enragirte Anhänger zählt, wie den Grafen Las Casas. Entweder sie heucheln, oder sie meynen es ehrlich. Im ersten Falle haben sie einen falschen Calcül gemacht und können nun nicht mehr zurück, oder hoffen auch noch immer, daß über lang oder kurz der Altar ihres Götzen werde wieder aufgerichtet werden. Im zweyten Falle, sind sie entweder so verblendet, daß sie Napoleon's zahllose Greuelthaten gar nicht sehen und nicht sehen wollen, oder sie sind so verrückt und so verworfen, sie für Großthaten zu halten. In allen diesen angenommenen Fällen — (und fürwahr wir sehen nicht, welchen andern Fall es noch geben könnte) — sind sie verächtliche Personen, Heuchler, oder Dummköpfe, oder Blinde oder Bösewichter. Wir wollen aus Menschenliebe den Hn. Grafen, unter die Blinden zählen; er muß aber nur nicht glauben, daß er uns Sehenden Staub in die Augen streuen könne. — Man hat Beyspiele, daß kleine Hunde, die in den Käficht eines Löwen mit eingesperrt und von demselben verschont wurden, der wilden Bestie eine Anhänglichkeit bewiesen haben, welche die Hunde fast nur für Menschen zu empfinden pflegen. Gesetzt aber, ein solches Hündlein könnte reden, und versicherte männiglich: der Löwe gehöre nicht zum Katzengeschlecht, sey kein Raubthier, das — wie jeder Naturkundige jetzt weiß — eben so feige als grausam ist, nur der Wärter desselben habe sehr Unrecht ihn einzusperren, auch sey das Fleisch, welches man ihm täglich vorwerfe, nicht immer so frisch und zart, als er es sonst gewohnt gewesen — was würden wir dem Hündlein antworten? —

Der Deutsche in Nordamerika.

Unter diesem Titel hat der Freyh. von Gagern eine eben so merkwürdige als nützliche Schrift herausgegeben, durch die er einen neuen Zweig in den wohlverdienten Ehrenkranz seines Patriotismus flicht. Der Anblick der zahlreichen Auswanderungen im vorigen Jahre, und die Leiden, deren Augenzeuge er war, bewogen ihn, seinen Vetter, den Freyherrn Moritz v. Fürstenwärther, mit einer höchst sinnigen Instruction nach Amerika zu senden, um an Ort und Stelle zu erforschen, wie der Schiffer die Ausgewanderten behandelt habe; was bei der Landung derselben geschehe; welche Dienst-Contracte man sie einzugehen nöthige; ob der Deutsche dort gern gesehen sey; ob er seine Gewohnheiten, Denkungsart und Sprache beybehalte; in welchem Zustande sich die Schulen befinden; in welchem die Geselligkeit; wie man das Eigenthum erwerbe; welchen Werth die Güter haben; in welchen Land- und unter welchen Himmelsstrichen Ausgewanderte das vortheilhafteste Unterkommen finden; ꝛc. Die ganze Instruction trägt das Gepräge sowohl des zarten Menschenfreundes als des umsichtigen Staatsmannes. Das Vertrauen des Herrn v. Gagern war auf den rechten Mann gefallen. Die Berichte des Hrn. v. Fürstenwärther, welche nun folgen, und deren letzter vom 6. März dieses Jahres datirt ist, zeigen überall den aufmerksamen und verständigen Beobachter. Es wäre sehr interessant, sie mit Bülow's Werke über Amerika zusammen zustellen; da uns jedoch der Raum das nicht vergönnt, so begnügen wir uns, einzelne merkwürdige Stellen abzuschreiben.

Am 3. July 1817 schrieb Hr. v. F. aus Amsterdam: Ich habe das Elend des größten Theils der Ausgewanderten größer, und die Lage Aller, rath- und hülfloser gefunden, als ich mir vorstellen konnte. Wenn die Regierungen auch nicht die Verpflichtung fühlen, so fordern sie Menschlichkeit und die Ehre des deutschen Nahmens auf, auf das schleunigste ernstliche Maaßregeln zu ergreifen, um dem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen, und für die Zukunft, wenn sie fernere Auswanderungen zu gestatten für gut finden sollten, durch zweckmäßige Anstalten für bessere Ordnung zu sorgen. Schon auf meiner Reise hierher begegnete ich auf allen Wegen ganzen Scharen zurückkehrender Familien, welche von allem entblößt sich bettelnd forthalfen. — Diejenigen, welche ihre Fracht entweder gar nicht, oder nicht ganz bezahlen konnten, sind dem Wucher und der ungestraften Willkühr der Schiffs-Mäckler Preiß gegeben, welche den schändlichsten Menschenhandel mit ihnen treiben. — Die Schweitzer sind um vieles besser dran. Die Regierung ist mehr um sie bekümmert. Sie verlieren nicht ihr Bürgerrecht, wie die Würtemberger, welche demselben, in den Pässen, die sie erhalten, ausdrücklich entsagen müssen. Sie erhalten einen sogenannten Heimathsschein und werden, wenn sie in ihren Hoffnungen getäuscht, wieder zurückkehren, väterlich wieder aufgenommen; ja ein jeder erhält in diesem Falle von dem Consul zwey Louisd'or auf den Weg; auch wird von demselben für jeden Hospitalisten wöchentlich drey Gulden ver-

gütet. Aehnlicher Begünstigungen ersonnen sich die Lothringer und Elsasser. — Ich war diesen Morgen auf einem ehemaligen russischen Linienschiffe, welches ein Holländer gekauft hat, und auf Rechnung von Rudolphi, mit Deutschen am Bord nach Philadelphia geht. Es sind bereits 4 bis 500 Köpfe, worunter eine Menge Weiber und Kinder, auf demselben, und es wird nicht eher unter Segel gehen bis es seine volle Fracht haben wird, über welche Zögerung die Leute sehr mißvergnügt waren; wider Erwarten hatten sie sonst keine Klagen, da mir das Schiff doch in Amsterdam sehr verschrieen war. Desto mehr hörte ich auf einem andern Schiff: der neue Seeflug, Capitain Mempelmann. Es sind ungefähr 400 Würtemberger auf demselben, die, wie ich mich selbst überzeugt habe, sehr schlecht behandelt werden; die Lebensmittel sind von schlechter Qualität, und sie erhalten nicht was ihnen gebührt; ausserdem klagten sie über grobe Begegnung von Seiten des Schiffs-Volkes. Es waren in 5 Wochen, wo sie an Bord waren, 28 Menschen, worunter 25 kleine noch säugende Kinder, gestorben." (!)

Am 28. October 1817. schreibt er aus Philadelphia: „Ungerecht, hart, unmenschlich ist nur zu oft, man kann sagen in der Regel, die Behandlung der Leute, sobald sie auf die Schiffe kommen. Sie werden schlecht verpflegt und liegen zu dicht aufeinander, indem man nicht darauf sieht, daß die Gesetze, welche eine gewisse Proportion vorschreiben, befolgt werden. Ein großer Theil stirbt unterwegs; die übrigen kommen in dem größten Elend und meistens mit zerrütteter Gesundheit hier an. Vor noch nicht einem Jahre kam ein preußisches Schiff mit Passagiren, dessen Capitain sich die schändlichsten Mißhandlungen gegen dieselben, unter andern einen Mißbrauch des andern Geschlechts, hatte zu Schulden kommen lassen, welches eine allgemeine Empörung hier in der Stadt erregt hatte. — Die deutsche Gesellschaft hat bloß den Zweck, die nothleidenden Ankömmlinge zu unterstützen und zu vertreten. Sie hat sich große Verdienste um ihre deutschen Landsleute erworben. Allein der Ankommenden waren in diesem Jahre zu viele, und ihre Mittel reichten kaum hin. Man giebt ihre Zahl auf 6000 an, und man erwartet ihrer noch eine große Menge. Auf einem Schiffe waren von 300 Personen 70 gestorben. Ich hoffe, die hiesigen Frauen-Vereine sollen sich wenigstens der Weiber und Kinder annehmen. — Zwei Familien wurden von freyen Negern, deren es eine Menge in Maryland giebt, gekauft. Dieses empörte alle Deutschen in Baltimore so sehr, daß sie auf der Stelle sie wieder loskauften und sich verbanden, ferner solche entehrende Mißbräuche zu verhüten. Ich habe durch Zufall die Bekanntschaft eines Deutschen gemacht, welcher schon lange in dem Staat Kentucky wohnt, und dort eine Zuckerfabrik etablirt hat. Er versicherte mich, daß diesen Sommer Speculanten hier Deutsche engagirt und in Kentucky öffentlich an den Meistbietenden wieder verkauft haben. Nach seiner Aussage ist dort Dutch oder white slaves (weiße Sclaven) ein gewöhnlicher Ausdruck."

In spätereu Berichten heißt es: „Man kann annehmen, daß bisher der zehnte Theil von denen, welche sich einschifften, unterwegs und noch nach der Landung starben. Im vergangenen Jahre war es vielleicht der sechste Theil. — Mir ist der Anblick des menschlichen Elends nicht fremd, ich habe es in vielen Gestalten gesehen; allein in keiner schauderhafteren ist es mir vorgekommen, als auf den Schiffen, welche am Ende des letztverflossenen Jahres hier ankamen, und ich war noch nicht Zeuge während der Fahrt, noch kannte ich das Schlimmste nicht anders als durch fremde Schilderung. — Junge Leute von 14 bis 20 Jahren von beyden Geschlechtern werden am meisten gesucht. Nicht selten übernehmen diese die ganze Fracht oder einen Theil derselben von ihren Eltern, und verbinden sich mit an ihrer Statt. Niemand der ledig und ohne Familie und über 50 Jahr alt ist, sollte sein Vaterland verlassen, wenn er keine andere Mittel hat in diesem Lande ein besseres Schicksal zu gründen als jene Art sich zu verdingen. Bey Personen weiblichen Geschlechts, wenn sie unverheyrathet sind, ist das Alter von 30 Jahren beinah zu groß. Alter überhaupt ist ein großes Hinderniß. Es ist die größte Thorheit, wenn 80jährige Weiber herüber wandern, wovon es, kaum glaublich, voriges Jahr ein Beyspiel gab. — Es war einer von den Mißbräuchen und Gesetzwidrigkeiten, welche das größte Elend und die Unordnung im vorigen Jahre erzeugte und entschuldigte, daß gewinnsüchtige Speculanten aus fernen, vorzüglich südlichen Staaten, hier ganze Haufen von den Angekommenen kauften, mit sich hinweg führten, sie unterwegs sehr mißhandelten, und dort wie Sclaven an den Meistbietenden öffentlich verkauften. — Der Deutsche Auswanderer ist lieber gesehn als der Irrländer und Franzose. Mit letzterem vorzüglich kann sich der Amerikaner nicht befreunden. Er ist persönlich nicht geliebt, wenn gleich man einst mit dem Schicksale und den Grundsätzen der ganzen Nation sympathisirte. Allein dem ohngeachtet spricht sich eine große Geringschätzung der deutschen Nation und ihres Nahmens aus. Die Amerikaner, obgleich selbst

noch zu neu, um den Nahmen einer Nation zu verdienen, besitzen gleichwohl einen Nationalstolz, wie keine andere Nation der alten Welt, und sehen mit Verachtung auf diejenigen herab, von welchen die ersten Keime zu ihrer Bildung stammen. Von keiner aber haben sie eine geringere Meynung, als von den Deutschen. — Es zeigt sich vorzüglich seit 10 Jahren ein Sinken der deutschen Sprache und eine starke Tendenz zur englischen. So allgemein auch jene jetzt noch im Innern von Pensylvanien, in einzelnen Gemeinden und Familien seyn mag, sie ist nicht mehr die öffentliche, sie ist nicht die herrschende. Der deutsche Auswanderer vergißt seine Muttersprache nicht, so lange er lebt. Seine Kinder lernen sie noch, aber selten vollkommen. Bey ihnen ist der Widerwille für Alles was Deutsch ist, gewöhnlich am größten. Sie kennen das Land ihrer Vorältern nicht, und schämen sich nicht selten ihrer Abkunft. Bey den Enkeln geht sie gewöhnlich gänzlich verlohren. Im Innern und vorzüglich auf dem Lande erhält sich das Deutsche am längsten. Vieles in der häuslichen Einrichtung, in Lebensart, in Sitten und Tracht, trägt noch das deutsche Gepräge, erbt sich länger fort und widersteht länger der Einwirkung lokaler Formen. In den Städten, vorzüglich den Seestädten, ist die Umwandlung rascher. Die Gebildeten unter den Deutschen daselbst, selbst diejenigen so nicht da geboren, aber bei einem längeren Aufenthalt Glück und Wohlstand daselbst gefunden, sind ihr am abgeneigtesten. Die deutsche Gesellschaft selbst verdient in dieser Hinsicht wenigstens ihren Nahmen nicht. Ein großer Theil ihrer Mitglieder wünscht ihre Verhandlungen sogar in englischer Sprache gehalten zu sehn, und es wird immer mehr nöthig, wenn sich ihre Anzahl nicht verringern soll. Frauenzimmer, wenn sie auch Deutsch verstehen, mögen es nicht sprechen. Und selbst bei Kindern zeigt sich schon ein Widerwillen dagegen. Doch giebt es Ausnahmen. — Außer den 19 deutschen Zeitungen, welche in Pensylvanien allein herauskommen, und außer einigen Nachdrücken von Büchern populären und mystisch-pietistischen Inhalts, wird wenig oder gar nichts gedruckt. Die bessere deutsche Literatur kennt man gar nicht, während alle Schätze der englischen unter den Gebildeten leichteren und allgemeinern Eingang finden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die deutsche Sprache auf einer so niedern Stufe und in so geringem Ansehen steht. Sie wird nicht mehr rein gesprochen und geschrieben. Sie verwandelt sich immer mehr in eine mit der englischen vermischte Mundart, und wird dereinst mit einer progressiven Schnelligkeit in derselben untergehn. Man nimmt jetzt schon viele Ausdrücke und Redensformen aus derselben auf; die Endungen mancher englischen Worte sind deutsch oder umgekehrt; ja die Amerika-Anglomanie geht so weit, daß hin und wieder, zumal in den Städten, deutsche Familiennahmen, welche einer gewissen Bedeutung entsprechen, z. B. Klein, Schneider, geradezu in das englische übersetzt werden. Der Dialekt auf dem Lande ist, so viel ich bemerkt, im Ganzen mehr pfälzisch als schwäbisch. — Es herrscht überhaupt, so auch unter den Deutschen, eine völlige Toleranz und Glaubens-Freyheit. Ein jeder kann glauben was er will, zu einer andern Kirche übergehn, seine Kinder in jeder beliebigen taufen lassen. Alle Secten werden geduldet und geachtet. Man disputirt, aber verfolgt und haßt sich nicht wegen eines verschiedenen Glaubens, und doch hängt ein jeder mit warmer Liebe an seinem eigenen. Alle christlichen Secten zählen einzelne Deutsche unter sich; allein im Ganzen halten sie fest an dem Glauben ihrer Väter, und mehr die Lutheraner als die Reformirten. — Alle Anhänglichkeit der Deutschen an das Land ihrer Geburt oder Abstammung erkaltet, alle vaterländische Erinnerungen verlöschen. Mit der größten Gleichgültigkeit begegnen sie dem neuankommenden Landsmann. Wenn in Europa außer ihrem Vaterlande sich einzelne Deutsche treffen, so freuen sie sich dessen, ein eigenes Gefühl kettet sie an einander, das Vaterland ist noch nahe, die Bande mit ihm sind noch nicht gelößt. Aber hier ist es anders, wer es verließ um hier zu leben, hat ihm gewöhnlich auf immer entsagt; er fand sich dort nicht wohl und fand hier was er suchte. Wenn die Deutschen hier zusammen halten, so ist es mehr aus einem äußeren Bedürfniß oder aus Nothwendigkeit, als aus einem Rest von Vaterlandsliebe. Selbst bei den Ehen zeigt sich diese Anziehung nicht mehr, da wo bei geringerer Anzahl der bey einander wohnenden es nicht die Nothwendigkeit erheischt. Mißtrauen, Kälte und Entfernung herrscht unter den Deutschen in Amerika, vor andern unter den Gebildeten in den großen Städten. Der Deutsche, vorzüglich auf dem Lande, zeigt sich von einer Seite, von welcher er in dem Lande seiner Abstammung nicht gekannt ist, und für welche man ihn dort nicht geschaffen glaubt, er zeigt sich als eifriger Demokrat und doch als ruhiger Bürger. Ich muß aber hinzusetzen, daß dieses neue Gepräge seines Characters bey der Fortdauer alter unvergänglicher Züge desselben, ihn nicht liebenswürdiger macht. Auf eine eigene Art sollen sich in dieser Hinsicht die Hessen, welche in dem Revolutions-Krieg in der

englischen Armee dienten und deren größter Theil in Amerika blieb, neben einem vorzüglichen demokratischen Sinn, durch Derbheit, Härte und Halsstarrigkeit auszeichnen. — Mit großen Mitteln und Erwartungen hat sich im vorigen Sommer eine neue Colonie von Franzosen in dem Alabamaterritorium zwischen dem Flusse gleichen Namens und dem Tonibigby gegründet. An der Spitze derselben stehen der Marschall Grouchy, der General Lefebre des Nouettes, Clausel und die Gebrüder Lallemand. Mehrere bedeutende französische Häuser in Philadelphia haben Actien in dem Fond derselben, sie hat dort von dem Gouvernement eine ganze Townships von 100,000 Ackers theils baar, theils auf 15 jährigen Credit ohne Interessen gekauft, und sich anheischig gemacht, Oel, Baumwolle und Wein zu bauen. In Rücksicht der Lage, zwischen zwei schiffbaren Flüssen, welche sich in den Mericanischen Meerbusen ergießen, und sie mit den westindischen Inseln in eine leichte Communikation setzen, in Rücksicht der Fruchtbarkeit des Bodens und der Gesundheit des Climas, ist die Wahl der Gegend die vortheilhafteste. Allein der größte Theil, sowohl der Häupter als der Colonisten, besteht aus Soldaten, denen man weder große ökonomische Kenntnisse, noch große Arbeitslust zutrauen kann. Sie haben dort eine völlige militärische Disciplin und Subordination und eine Vertheilung des Eigenthums und der Arbeit nach den verschiedenen Abstufungen des frühern Grades eingeführt. Es läßt sich nicht viel von einer solchen Einrichtung erwarten, und schon jetzt sollen Uneinigkeit und Unzufriedenheit unter ihnen herrschen. — Alles trägt in Amerika noch das Gepräge der Neuheit. Bei großem Nationalgeist, bei aller Einförmigkeit in Leben, in Sitten, bei einem gewissen, alle Classen beherrschenden und nivellirenden allgemeinen Ton, hat das Volk doch keinen distinktiven Character, keine ächt nationelle Bildung, keine von jenen großen hervorstehenden Zügen, welche den Nationen der alten Welt ein eigenes Gepräge aufdrücken. Es verräth noch in allem seinen neuen und gemischten Ursprung. Es besitzt nicht jenen Reiz, welchen Natur, Alterthum und Geschichte einem Volke leihen. Es ist ein Volk ohne Jugend; und was auch einst seine hohen Bestimmungen seyen mögen, unter welchen noch neuen Formen sich in ihm die Menschheit einst ausbilden mag, dieser Mangel muß sich in allen seinen Bestrebungen zeigen, in Politik, im Leben, Wissenschaften und Kunst, und allem Großen was dieselbe ehrt und ziert.

Neue Schauspiele.

Glück muß auch der beste dramatische Dichter haben, wenn ihm sein Recht wiederfahren soll. Lebt er nicht an einem Orte, wo ein gutes Theater ist, werden seine Stücke entweder gar nicht, oder schlecht aufgeführt; trommeln die Tagesblätter seinen Nahmen nicht aus; gehört er zu keiner Klique; hat er keine Mäcene u. s. w., so werden seine Werke zwar in der Sündfluth, die jährlich zweimal von Leipzig aus uns überschwemmt, nicht untergehn — denn das Gute geht nie unter — aber sie werden doch lange auf den Wogen schwimmen, lange nur an einzelnen Inseln aufgefischt werden, und der große Theater-Continent wird keine Notiz von ihnen nehmen. Diese Betrachtungen drangen sich uns auf, da wir das so sehr verschiedene Loos von zweien unserer neusten und besten dramatischen Dichter überschauten; wir meynen Grillparzer und Raupach. Beide leben in Kayserstädten, der Eine in Wien, der Andere in Petersburg; aber Jener sitzt im Schooße eines deutschen gebildeten Publicums und eine treffliche Bühne steht ihm zu Gebote; dieser bewohnt eine Stadt, in welcher die deutsche Sprache ein Fremdling ist, die zwar auch ein deutsches Theater besitzt, allein gerade nicht ein solches, welches die höheren Kunstschöpfungen lebendig darstellen könnte, und wenn auch Einige seiner Mitglieder das vermöchten, so würden sie schwerlich ein Publicum finden, dessen Geschmacke jene Schöpfungen zusagten. Wir kennen von Herrn Grillparzer noch weiter nichts als die Ahnfrau — allerdings ein vielversprechender Debüt — seine Sappho soll, wie man sagt, jene weit übertreffen, und die eigentliche Ahnfrau seines Ruhmes seyn. Wir glauben das gern. Indessen machte doch schon die Stammmutter des Hauses Borotin großes Aufsehen, während Raupach's weit höher fliegende Kunsterzeugnisse noch am Pulte schlummerten, und keine deutsche Bühne sich damit zierte. So lange wir die Sappho nicht kennen, werden wir uns nicht herausnehmen, eine Parallele zwischen Grillparzer und Raupach zu ziehen, sondern blos bemerken, daß es uns scheint, der Erstere sey dem Letzten vielleicht an Glut der Phantasie, der letztere dem erstern aber an Tiefe des Geistes u. Gemüths überlegen. Beider Sprache hat eigenthümliche Schönheiten. Raupach errinnert oft an Schiller — zum verwechseln — mehr läßt sich wohl nicht zu seinem Ruhme sagen. Lebte Raupach in Wien, die guten beweglichen Wiener hätten ihn längst bis in die Wolken erhoben.

Digitized by Google

Unter dem Titel Dramatische Dichtun-

gen, sind seine Werke nun kürzlich gedruckt worden. Sie enthalten: Timoleon, der Befreyer — Lorenzo und Cecilia — die Fürsten Chawansky. Timoleon ist eine alte ehrwürdige Halle, Lorenzo eine herrliche aber düstere Felsengegend, Chawansky eine rauchende Brandstätte. Timoleon's antike Einfachheit eignet sich nicht für unsere Bühne; der Versuch, den griechischen Chor auf derselben einzuführen, ist doch im Grunde auch Schiller'n mißlungen, und würde im Timoleon nicht günstiger aufgenommen werden, obgleich dessen Chöre denen in der Braut von Messina wenig nachstehn. Wir belegen unser Urtheil durch einige Stellen:

Ewig herrscht der Wechsel auf der Erde,
Eins zerstäubt, damit das Andre werde;
Tödten muß was Leben bringt;
Rastlos wirkt die Zeit von Licht zu Lichte,
Treibet immer Blüthen, reifet Früchte,
Die sie gierig selbst verschlingt.
Doch von allem Wechsel abgeschieden
Leben über uns die Uraniden.

Mag auch Helios die Erd' umkreisen,
Nimmer, nimmer fliehet er den Weisen
Mit unwandelbarem Sinn;
Einmal lockt ihn von der Bahn des Rechten
Ehrsucht oder Sinnenlust zum Schlechten,
Oder glänzender Gewinn.
Doch im Sternenzelt, dem Freudevollen,
Thronen die, die ewig Gutes wollen.

Darum soll der Mensch den Göttern trauen,
Wie Gewitter auch mit Nacht verbauen
Seines Lebens Sonnenlicht.
Standen wir doch schon an Hades Thore,
Wähnten nahe schon die düstre Hore,
Die den Kranz aus Eppich flicht.
Aber herrlich hat es Zeus gewendet,
Und den muth'gen Retter uns gesendet.

Nicht minder schön hat uns der folgende Chor erschienen:

Wohl glücklich ist der Mann, dem reiche Haabe
Geschenkt der Götter unverdiente Gunst:
Denn was sein Herz erfreut und seine Sinnen,
Das bringen ihm für Gold die Charitinnen,
Die Weisheit selber dient ihm und die Kunst.

Wohl glücklich ist der Mann, der seinen Nahmen
Durch kühne That ans Sterngewölbe schreibt:
Er lebt in der Bewunderung Opferkreise,
Zur Lyra tönt von ihm des Sängers Weise;
Ob er auch hingeht, sein Gedächtniß bleibt.

Wohl glücklich der, der auf dem Throne waltet:
Des Lebens bange Kleinheit endigt dort;
Gefeyert ist er wie ein Gott auf Erden;
Was er ersinnt, ja träumt, kann Wahrheit werden,
Denn wie Kronions Donner wirkt sein Wort.

Doch seeliger wer durch des Lebens Schönheit
Der Brüder Herzen hin zu Liebe riß:
Das Glück ist unterthan den grausen Mächten,
Die neidisch lauren in des Orkus Nächten;
Der Liebe nur droht keine Nemesis. —

Auch sind zahlreich in dem Munde Timoleon's Stellen wie folgende:

— Denn der verdient des Lebens reichsten Kranz,
Der Großes thut in seinem Wirkungskreise;
Wer aus den Schranken tritt, wie Riesenhaftes
Er auch beginnen mag, ist niemals groß. —

Nur selten hat der Verfasser kleine Nachlässigkeiten sich zu Schulden kommen lassen. Wir rechnen dahin den Reim denkt und hängt; das um des Reimes willen gebrauchte befohl statt befahl; und die Zeilen: „gesprengt sind unsere Bande und die Tyranney gefällt" wo offenbar ein Doppelsinn entsteht, weil das sind nicht auf Tyranney bezogen werden kann, man folglich nicht an fällen sondern an gefallen denken muß. Doch das sind nur angeflogene Stäubchen.

Auch die Fürsten Chawansky eignen sich schwerlich zur Darstellung auf der Bühne, weil sie von Anfang bis zu Ende das moralische Gefühl empören und zerreißen, weil man sich für den Helden des Stückes nicht recht interessiren kann, und weil Sophia (die Schwester Peter des Großen) wider des Dichters Willen, nur Abscheu, nicht Mitleid einflößt. Auch ist wohl vieles, wenigstens für die Bühne, zu lang und zu breit. Aber an trefflichen Stellen fehlt es auch hier nicht. „Wie gier'ge „Wölfe" spricht Sophia, als sie ihre Gefangung zum Throne beschreibt:

„Wie gier'ge Wölfe fielen sie mich an.
Sich neben mich auf meinen Thron zu setzen
War, wie des Größten, so des Kleinsten Ziel.
Um eines Einz'gen Habsucht zu vergnügen
Hätt' ich mein ganzes Reich verpfänden müssen;
Haß lohnte mich für jede meiner Gnaden:
Haß Aller, gab ich einem Einzelnen,
Haß jedes Einen, wenn ich Allen gab.
Des Ganzen Zweck fand jeder in sich selbst."

Der jüngere Chawansky, von seinem Vater abgemahnt, spricht:

— — Der muß nicht erndten wollen,
Der Großes unternimmt, denn groß ist das,
Was ganz nur ist in der Unendlichkeit.

Und als sein stolzer Wahn schwindet, preßt ihm sein Gewissen die große Wahrheit ab:
— Denn predigt nicht mit tausend — tausend Zungen

Die Weltgeschichte, daß bis diesen Tag
Noch jede Krone blutig ward errungen,
Die nicht schon auf des Trägers Wiege lag? —

Wir beschränken uns ungern auf diese wenigen Stellen, um Raum für Lorenzo und Cecilia zu gewinnen, ein Gemählde, in welchem die Wuth sinnlicher Leidenschaft mit der Glorie himmlischer Liebe im schneidendsten Contraste erscheint. Sicher wird dieses Trauerspiel, gut besetzt, auch auf der Bühne alle Herzen erschüttern, so wie es schon im Lesen unwiderstehlich fortreißt. Meisterhaft sind die Scenen im zweiten und fünften Act zwischen Lorenzo und Cecilia. Das himmlische Mädchen spricht:

Kennst du das Land des ew'gen Frühlings nicht?
Das Mutterland der Geister und des Schönen,
Deß Harmonie kein Mißlaut unterbricht,
Wo selbst die Lüfte wehn in Harfentönen;
Wo Palm- und Myrthenwald melodisch rauscht,
Wo jede Rebe ihre Ulme findet,
Wo jede Nachtigall ein Herz belauscht,
Und Leben jeder Sonnenstrahl entzündet;
Wo ew'ger Tag nur Glückliche bescheint
Und jeder Erdenschmerz sich ausgeweint?
Dort wo den Seeligen der Freude Rosen,
Die unverwelklichen, die Dornenlosen
In immer heitrer Jugendfarbe blühn,
Wo Liebe sich im Anschaun Gottes reinigt,
Und Herzen rein wie junge Sonnen glühn;
Dort, in dem Lande überm Strom der Zeiten,
Wo Schwester und Geliebte gleich bedeuten,
In neuer Kindesunschuld heil'gem Seyn, —
Dort — dort Lorenzo bin ich ewig dein.

Für die Bühne müßte dieses Stück freilich hie und da abgekürzt werden, denn der Dichter hat auch hier nicht immer Maaß und Ziel gehalten und manchen Gedanken wiederhohlt, manchen zu sehr in die Breite gezogen. Auch wollen wir nicht leugnen, daß es uns geschienen, Cecilie hätte früher den Todt wählen sollen, ehe sie den stürmischen Wünschen des Geliebten als Gattin sich hingab; denn ihren Zweck würde sie auch durch den frühern Todt erreicht haben und noch makelloser vor uns stehen. Doch es widert uns, an einem so trefflichen Gemählde den einzigen Flecken aufzusuchen. Lieber wollen wir statt dessen noch das Vaterunser mittheilen, welches Cecilia in ihrem Zufluchtsorte betet,

Vater unser, Unendlicher!
Der du thronst in himmlischer Ferne,
Dein Nahme werde geheiligt, Herr,
Geheiligt von Sterne zu Sterne.
Zu uns komme dein Reich: jede Kreatur
In deiner prangenden Weltenflur
Erkenn' und ehre dich gerne.
Dein Wille geschehe in der Sterblichkeit,
Ihn lehr' uns halten und lieben;
Wie erhaben über die Aengste der Zeit
Die seeligen Geister ihn üben.
Was unser irrdisches Leben nährt,
Von deiner Güte sey's uns bescheert.
Vergieb uns des Herzens unsägliche Schuld;
Barmherziger Vater, habe Geduld
Mit deinen strauchelnden Kindern.
Wir wollen auch, was er an uns verbricht,
Dem Bruder erlassen sonder Gericht,
Nicht rechten Sünder mit Sündern,
Wann listig uns der Versucher umstrickt,
Laß unsre Kraft nicht erlahmen;
Vom Uebel das uns zu Boden drückt
Erlöß' uns Allmächtiger; Amen!

Wir zweifeln nicht, daß wenigstens in dem kunstreichen Berlin dieses Trauerspiel werde aufgeführt, und der hohe Rang, welcher Herrn Raupach unter den dramatischen Dichtern gebührt, laut anerkannt werden.

Naturkunde.

Georg Makenzie, derselbe der eine berühmte Reise nach Island herausgegeben, schreibt in einem Briefe an den Professor Pictet zu Genf: „Ich kenne kein Phänomen in der Naturgeschichte, welches beweisender für die ungeheuern Revolutionen unsers Erdballs wäre, als die versteinerten (fossilen) Ueberreste organischer Körper, welche sich auf der Oberfläche der Erde wie in deren Tiefe finden, so weit der Mensch hat dringen können. Unter den mannichfaltigen Thatsachen, welche die Mineralogie uns darbietet, giebt es Räthsel, die das Genie des Menschen wohl nie auflösen wird. Dahin gehört, was ich erst seit kurzem erfahren und gesehen. Versteinerungen aus dem Pflanzenreiche in tiefen Erdlagen zu finden, ist nichts neues, doch nie habe ich gehört, daß man sie anders als aus ihrer ursprünglichen Lage verrückt, und fast immer nur in Bruchstücken angetroffen hätte. Die, von der ich jetzt reden will, gehört nicht zu dieser Gattung. Nicht weit von der Papiermühle des Dorfes Pennieuck, 10 Meilen von Edinburg, finden sich in und an dem Strome, der Nord-Esk heißt, jene steinigen Erdlagen, welche in diesem Theil von Schottland gewöhnlich Steinkohlen andeuten, und hier ist es, wo am Ufer des Stromes ein dicker Baumstrunk einige Fuß hoch sich erhebt,

der seine Wurzeln nach verschiedenen Richtungen in jenen Boden getrieben hat, und folglich an dem Orte selbst, wo er steht, gewachsen zu seyn scheint. Er hat ungefähr vier Fuß im Durchmesser, und dieser vormalige Baum ist jetzt ein Sandstein. Was ihm von der Rinde übrig blieb, gleicht der Steinkohle. Der Eigenthümer von Pennicuck, Baronet Clark, ein Mann der die Wissenschaften liebt, hat beschlossen, ihn gegen die Angriffe des Stromes zu schützen, und ich hoffe, daß kein Mineralogist, der dieses außerordentliche Denkmal besucht, seinen Hammer daran legen werde; denn jener Steinbaum gehört zu den Dingen, die nur an Ort und Stelle und in ihrer Ganzheit ihren Werth haben. Man wird nächstens den Lauf der Wurzeln durch die Lagen von Schiefer so weit als möglich verfolgen und von dem Ganzen eine genaue Beschreibung bekannt machen." — Vorläufig zeigen wir denen, die die Sache interessirt, an, daß im Julyheft der Genfer Bibliothek sich eine Abbildung in Steindruck von diesem merkwürdigen Ueberreste grauer Vorzeit befindet. —

In dem englischen Philosophischen Magazin hat Sir Joseph Banks aus einer alten Schrift die Beschreibung eines merkwürdigen Orkans mitgetheilt, der am 20. May 1729 in der Grafschaft Sussex wütete. Er begann am Meeresufer bei Berhill und machte mit gleicher Heftigkeit einen Weg von ungefähr 12 Meilen, war aber in der Breite sehr scharf begrenzt und nahm einen Raum von nicht mehr als 30 Rod's ein, den Rod zu etwas über 15 französische Fuß gerechnet. In einer Secunde durchlief er 42 Fuß und fegte Bäume und Häuser vor sich her. Wundersam anzuschauen war es, als er seinen Weg durch einen Wald nahm, daß er gleichsam nur eine breite gradlinigte Straße bildete, auf der die stärksten Bäume durch- und übereinander lagen, während die, welche dicht darneben standen, nicht berührt wurden. Es gab dabei auch keinen andern Wind als den, der in dem Orkan selbst sich befand. Eine Hütte wurde unter andern durch einen dicken Apfelbaum umgeworfen, der über drei Hecken passirt war, und nun mit seinen Wurzeln und aller daran hängenden Erde die Hütte bedeckte. Manches riß der Sturm so weit mit sich fort, daß man es nie wieder gefunden hat. (Wir erinnern uns in Ehstland, auf dem Gute welches wir bewohnten, einst einen ähnlichen Sturm erlebt zu haben, der in sehr geringer Breite über unser Feld hinwegzog und das Strohdach einer Scheune hoch in der Luft mit sich fort führte, während auf der Landstraße dicht darneben gänzliche Stille herrschte und Gäste, die uns eben verlassen hatten, nichts davon bemerkten.

Notizen aus der französischen Literatur.

Eins der lehrreichsten und interessantesten, von den vielen über Ludwig XVI. erschienenen Werken, sind die mémoires particuliers von Bertrand-Moleville, einem eben so geist- als kenntnißreichen und seinem Könige treu ergebenen Staatsmann. Schon 1797 kam in London eine englische, nach der französischen Handschrift gemachte Uebersetzung heraus, die nun erst vermehrt und verbessert, in der Ursprache mitgetheilt wird. Es ist ein treffliches, in jeder Hinsicht nicht genug zu empfehlendes Werk. Der Verfasser, ein Vertrauter des unglücklichen Königs, zeigt, daß Ludwig durch sein persönliches Benehmen durchaus nicht Schuld an der französischen Revolution, noch weniger an ihren schrecklichen Folgen war, sondern daß der eigentliche Grund in dem fehlerhaften Benehmen der Parlamente, der états généraux und der Minister, besonders Necker's und noch früher Maurepas, allein lag. —

Der Baron Camezan hat ein verbündetes Deutschland (allemagne fédérative) in seinen Beziehungen zu Europa betrachtet, geschrieben, welchen Betrachtungen über den jetzigen Zustand des Gemeingeistes in Deutschland angehängt sind. Hier sticht die, vielleicht und leider nicht unwahre Behauptung hervor: daß, jetzt wie vormals, man ein österreichisches, ein russisches, ein englisches, aber nirgend ein verbündetes Deutschland findet, wenn gleich der Nachsatz großem Zweifel unterworfen seyn möchte. Er lautet wie folgt: „Dieser Zustand der Dinge setzt die Unabhängigkeit und das Glück von Deutschland um so mehr in Gefahr, da Frankreich mit seinem erhaltenden Gewicht auf diesem Schauplatz allgemeiner Entzweyung nicht mehr erscheint, und nicht einmal ein gewisses Gleichgewicht unter die einander entgegen gesetzten Interessen zurück führen kann, indem es, durch Beschützung eines Nachbars und natürlichen Allirten, zugleich für seine eigene Unabhängigkeit eine Bürgschaft erhält." (Das klingt recht schön, aber Frankreichs Schutz ist uns so theuer zu stehn gekommen, daß wohl Niemand sich nach Erneuerung desselben sehnen wird.)

Der Verfasser meint: wenn überhaupt noch einiger Einklang in dem jetzigen politischen System von Europa zu bemerken sey, so sey es blos gegen Frankreich, und Deutschland, sein National-Interesse immerfort vergessend, sey genöthigt, diesem heillosen Impuls zu folgen, da doch Frankreich der einzige Staat vom ersten Range sey, dessen jetziges System (ja wie lange wird es dauern?) Deutschlands Bedürfnissen zusage. Letzteres begebe sich auf solche Weise nicht allein in die Abhängigkeit von dem Stärkern, sondern werde auch unter allen Umständen dem Sieger huldigen müssen, dieser möge aus Asien oder Afrika kommen; ja, Deutschland könne leicht sogar der Feuerheerd einer neuen Unterdrückung von Europa werden, statt, seiner natürlichen Bestimmung gemäß, der Mittelpunkt und das Land aller europäischen Interessen zu seyn. — Von der berüchtigten Wartburgsfeyer sagt der Verfasser: „sie könne nicht anders betrachtet werden, als der unzweideutige Ausdruck des Nationalgeistes (!) und als ein Zeichen, daß dieser Geist in dem politischen System von Europa gegenwärtig sey." (!!!) — Diese wenigen Stellen werden hinreichen, den Geist eines Werkes zu characterisiren, dem wir übrigens alle Verdienste, die es sonst haben mag, keineswegs absprechen wollen.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 47. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Reisen.

So eben ist in französischer Sprache erschienen: des Abbé Georgel Reise nach Petersburg in den Jahren 1799 und 1800 mit der Gesandtschaft des Maltheser-Ordens an den Kayser Paul. Der Verfasser, der noch als Greis von 70 Jahren diese Reise von 1600 (?) Meilen unternahm, hatte seine Brille nicht zu Hause gelassen, man wird aber finden, daß sie nicht auf alle Nasen paßt. Die Nahmen aller Poststationen abdrucken zu lassen, hätte er (oder vielmehr der Neffe des Verstorbenen) sich wohl ersparen können, da Reichard sie weit richtiger liefert, denn hier sind sie oft gewaltig verstümmelt. So nennt er z. B. Hilchersfehr unweit Riga, Stilsgenser, Engelhardshof, Enjelhandshof, Igafer, Igaster, und macht Narva zur Hauptstadt von Ehstland. Wolmar ist bei ihm Wokmery, und den Peipus-See verwandelt er in lac Piebus. —

Der Zweck der Reise ist folgendergestalt kurz angegeben: „Die Einnahme von Malta zog unvermeidlich den Sturz des Ordens nach sich. Das Schweigen des, nach Triest geflüchteten Grosmeisters v. Hompesch und seine halsstarrige Weigerung sein Betragen zu rechtfertigen, bewogen das Gros-Priorat von Rußland, dem Kayser Paul die Grosmeister-Würde anzutragen, der, indem er sie annahm, den seit Jahrhunderten mit Ruhm bedeckten Orden vom Schiffbruch rettete. Die Böhmischen, Bayerischen und Deutschen Gros-Priorate belgten das Beyspiel des Russischen und mit der Gesandtschaft der letztern ging der Abbé Georgel, der bis dahin zu Freyburg still gelebt hatte.

Eins seiner ersten falschen Urtheile ist das über den General Korsakoff (der bei Zürich von den Franzosen geschlagen wurde) den er einen unerfahrnen Höfling nennt, vermuthlich weil er ihn mit seinem Bruder verwechselt —

Vom Grafen Montgelas erzählt er: derselbe sey als Haupt einer Illuminaten-Loge vom Churfürsten Carl Theodor aus Bayern vertrieben, und Secretair des Abbé Salabert, Ministers des Herzogs von Zweybrücken, geworden. Während der Gefangenschaft Salaberts bei den Oesterreichern, die ihn beschuldigten, die Einnahme von Mannheim durch Pichegrü begünstigt zu haben, wurde Montgelas dem Herzog näher bekannt und, bey dessen Nachfolge im Churfürstenthum, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Hier regierte er unter Maximilians Nahmen. „Man hat mich versichert, daß er den Illuminatismus wieder einführte, den Carl Theodor fast ausgerottet hatte, indem er die abscheulichen Grundsätze und die höllischen Manövers dieser zerstörenden Secte aufdeckte." (?) — Vom Deutschen Kayser rühmt Georgel, er sey ohne Widerrede der zugänglichste Monarch in Europa; Güte und Leutseligkeit wären von jeher das Erbtheil der österreichischen Prinzen gewesen. —

Die Reisenden durch Polen warnt er folgendergestalt: „Wir hatten es in Wien nicht glauben wollen, aber jetzt wurden wir überzeugt, daß man, in einigen Städten ausgenommen, weder Zimmer, noch Betten, noch Brodt, noch Fleisch, weder Tischwäsche noch Löffel, Gabeln und Teller, ja nicht einmal Gelegenheit findet, das Essen selbst zu bereiten; daß es in ganz Polen, Litthauen und Samogitien weder Chausseen noch unterhaltene Wege giebt. Wir mußten uns in Cracau mit allem versorgen. Unser Tischgeschirr und Kaffeetassen waren von Blech. Wir nahmen einen Vorrath von Suppentafeln, Kaffee, Zucker, Reis, Wein, Kalbfleisch und gebratenem Geflügel mit uns. Man versicherte uns, wir würden auch in den schlechtesten Wirthshäusern wenigstens Feuer, Hühner, Eyer und Milch finden, aber Niemand der kochen könne; wir würden mit sämmtlichen Reisenden untereinander auf der Erde, auf Stroh, selbst auf dem Ofen schlafen müssen. Leider hatte man uns nicht zu viel gesagt. Glücklicherweise hatte ich ein Rennthierfell bei mir, welches mir auf dem Stroh statt einer Matratze diente; meinen Redingot und meine Kleider brauchte ich als Betttücher, und mein Muff, in eine Serviette gewickelt, war mein Ohrkissen. Diese verfluchten polnischen Kneipen werden von Juden gehalten, die zwischen 50 und 100 Ducaten jährlich Miethe zahlen. Es giebt da nur Eine Stube, die den Reisenden mit der Judenfamilie gemein ist —

In Mietau wartete die Gesandtschaft dem Könige Ludwig dem XVIII. auf, der damals in

dem dortigen Schlosse eine Freystatt gefunden hatte. Georgel erzählt, daß Kayser Paul sich den Lazarus-Orden vom Könige ausgebeten, und, nachdem er ihn empfangen, ihn einem seiner Vertrauten mit den Worten gezeigt: „Dieser Orden ist für mich ein beständiges Andenken an einen unglücklichen Freund.“ Eine Aeusserung, fügt der Reisende mit Recht hinzu, die dem gefühlvollen Herzen Pauls I. Ehre macht. —

Von der griechischen Religion sprechend, nennt der Verfasser als einen der Hauptirrthümer derselben: daß sie des Papstes Ober-Herrlichkeit und allgemeine Jurisdiction über alle Kirchen nicht anerkenne. (Was hat denn das mit der Religion gemein?) — Bei Erwähnung der Fasten, die bekanntlich von den Russen sehr streng beobachtet werden, erinnert der Herausgeber in einer Note: daß selbst in Frankreich die russischen Soldaten, zu großer Zufriedenheit ihrer Wirthe, regelmäßig gefastet haben. —

Bei dem Artikel: Sitten, hat der Verfasser ganz vorzüglich seiner Brille sich bedient. Quid mores sine legibus? hebt er an, (als ob es in Rußland keine Gesetze gäbe? als ob Peter der Große nicht auch Gesetzgeber gewesen wäre? als ob die Gesetze, welche Catharina II. gegeben, nicht unter die vortrefflichsten gehörten? als ob Alexander I. nicht fortwährend, durch eine Gesetz-Commission, mit diesem wichtigen Zweige der Staatsverwaltung sich beschäftigte?) — „Wo soll man Sitten suchen, fährt er fort, unter einem Volke, das keinen Unterricht empfängt, und wo es keine Gesetze giebt, welche die Laster des Herzens und der Seele unterdrücken? — Man darf ungestraft ein Säufer, ein Dieb, ein Lüderlicher seyn, wenn man nur vorschriftmäßig gefastet und Kniebeugungen gemacht hat. (Gerade das, was man der katholischen Religion so oft mit Recht vorgeworfen, will der Herr Abbé hier auf die griechische anwenden, wobei er, wie so viele andere, immer nur nach dem urtheilt, was er vielleicht hie und da in der Hauptstadt gesehen. In das Innere von Rußland muß derjenige reisen, der die Russen kennen, hochachten und lieben will, und wir verpfänden ihm Ehre und Leben, daß er diese Empfindungen mit zurückbringen werde.)

„Nach dem, was ich in Petersburg gesehen habe“ heißt es weiter, „kann man sagen, daß Trunkenheit, Diebstahl und Lüderlichkeit National-Laster sind. (!!!) Die Weiber erröthen nicht, Schaamlosigkeit zu affischiren. Man gehe in die russischen Bäder, man wird da beide Geschlechter nackend unter einander finden.“ (Das lügt der Hr. Abbé. Vermuthlich ist er selbst nicht darinn gewesen.) — „Unter der Regierung Catharina II. war die Unenthaltsamkeit der Weiber eine Mode-sache, und Frauen vom höchsten Range berühmten sich damit“ — (Wir sind selbst so glücklich gewesen, unter der sanften Regierung Catharinens II. mehrere Jahre in Petersburg zuzubringen, wir haben viele Damen von hohem Range gekannt, und wir können versichern, daß die Behauptung des Hrn. Abbé eine unverschämte Lüge ist. Freylich gab es der galanten Damen manche, der verliebten Abentheuer viele, auch der scandalösen Beyspiele einige, aber durchaus nicht mehr als an andern Höfen, und in andern großen Städten; und wenn wir vollends in dieser Hinsicht Petersburg mit Paris unter Ludwig XIV und XV. vergleichen wollten — ! —

Was Georgel von den Damen unter Paul I. sich zu sagen erlaubt, mögen wir gar nicht wiederhohlen. Es wird nicht wieder gut gemacht durch das Lob der Gastfreiheit und Tapferkeit, welches er den Russen beilegt. Die letztere betreffend, gesteht er, es gebe kein Volk in Europa, welches tapferer wäre. Der Herausgeber macht eine spitzige Note dazu.

Einer von denen, gegen welche der Verfasser am heftigsten erbittert zu seyn scheint, ist der Graf Rostopschin, und es ist fürwahr nicht artig, daß man dieses Buch in Paris erscheinen lassen, gerade zu der Zeit, wo auch der Graf sich dort aufhält. Georgel gesteht ihm viel Feinheit und List, aber wenige Kenntnisse zu, und sagt, er sey blos durch Geschmeidigkeit zu dem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gelangt, den er gar seltsam verwalte, indem er für die fremden Gesandten stets unsichtbar sey, und sie immer an den Vice-Kanzler verweise, vermuthlich weil er fühle, daß er einer solchen Unterhaltung nicht gewachsen sey. Indessen besitze er doch das große Talent, die Menschen auszupumpen, um ihre Geheimnisse zu erfahren, wobei er denn keine Verstellung spare. Diese Erfahrung habe besonders Dumourier gemacht, dessen Vertrauter der Verfasser war, und dessen Begebenheiten zu Petersburg er folgender Gestalt erzählt:

„Das Ende des Feldzuges in der Schweitz 1799 war nicht glücklich gewesen; General Dumourier entwarf einen neuen Plan und bat den Kaiser Paul schriftlich um Erlaubniß, ihm denselben mitzutheilen. Er erhielt sie. Rostopschin empfing ihn sehr zuvorkommend und suchte auf alle Weise das Geheimniß seines Planes ihm zu entlocken, was ihm auch fast gelungen wäre; doch zeitig gewarnt, gab ihm Dumourier nur im Allgemeinen eine Skizze seines Entwurfes. Indessen mochte

Rostopschin das übrige wohl errathen haben, und man bemerkte, daß er Dumourier's Einfluß und den Erfolg einer Audienz fürchtete. Das System des Ministers war dem des fremden Generals gerade entgegen, denn es war Rostopschin gelungen, den Kaiser gegen die Höfe von Wien und London aufzubringen, und er hoffte eine Annäherung an die Franzosen zu bewirken, die Paul bisher verabscheut hatte. Die russischen Truppen zogen heim und der Kaiser war entschlossen, sich von der Coalition zu trennen. So gelang es derjenigen Parthey, die dieser siegenden Meynung war, den Kaiser zu bewegen, daß er Dumourier nicht sah.

Sobald dieser wichtige Punct erreicht war, wurde Dumourier vernachläßigt; man lud ihn nicht mehr zum Essen, der Minister beantwortete seine Briefe nicht mehr, und nach zwey Monaten schickte er ihm tausend Ducaten, mit der Anzeige: der Kaiser wolle nicht, daß ein Mann der auf seinen Befehl nach Petersburg gekommen, Reise-Unkosten tragen solle. Hierauf antwortete Dumourier mit größter Feinheit: er wünsche vor seiner Abreise nur noch Seiner Majestät vorgestellt zu werden, ohne von Politik mit dem Kaiser zu sprechen. Rostopschin, der Dumourier's Feder fürchten mochte, bewirkte diese Vorstellung auf der Parade, die im Winter in einem großen Gebäude gehalten wird. Als Dumourier erschien und der Kaiser ihn erblickte, ging er auf ihn zu, sagte ihm einige höfliche Worte, und ließ ihn wieder stehen. Der General meynte, damit sey alles vorbei. Als aber der Gouverneur, Graf Pahlen, ihm den Wink gab, daß er näher zum Kaiser treten dürfe, wagte er es, und bald rief ihn auch der Kaiser und fragte ihn über seine Meynung von den Truppen. Nun entspann sich ein unterhaltendes Gespräch, welches eine Stunde dauerte, und welches den Monarchen so für ihn einnahm, daß er ihn einlud, täglich auf die Parade zu kommen. Dumourier ließ sich das nicht zweymal sagen. Alle seine Hoffnungen erwachten. Schon das Zweytemal sprach der Kaiser von seinem gerechten Mißvergnügen gegen die Höfe von Wien und London, Dumourier gab ihm zwar Recht, doch auch zu bedenken, daß Rußlands Unthätigkeit nicht die Folge davon seyn dürfe. Er setzte das Für und Wider so geschickt auseinander, daß der Kaiser ihn ersuchte, es auch schriftlich zu thun, und ihm selbst diese Schrift zu schicken. An diesem Tage sprach er mit Enthusiasmus von Dumourier, schrieb ihm auch ein eigenhändiges Billet, in welchem er unter andern sagte: „Sie müssen der Monk von Frankreich werden." Der General antwortete: „wenn Ew. Majestät mir die Mittel dazu geben, so werde ich denselben Zweck erreichen." Ich habe (fügt Georgel hinzu) diese Correspondenz selbst gelesen. — Rostopschin, nicht wenig erschrocken, setzte Alles in Bewegung, um Dumourier's Einfluß zu vernichten, während er ihn mit Liebkosungen überhäufte.".

„Die dritte Periode schien noch günstiger für Dumourier, der unterdessen die beiden ersten Paragraphen seines Für und Wider dem Kaiser geschickt hatte. Paul ließ die Trommeln schweigen, übergab die Leitung des Exercitiums dem Großfürsten Alexander, und sprach länger als eine Stunde mit Dumourier. Die Einzelnheiten dieser Unterhaltung sind kaum glaublich. Trotz mancher Ungleichheiten im Betragen besaß Paul eine schöne Seele, und entwickelte ein Genie und Tugenden, die des Thrones würdig machen. Dumourier hat mir gestanden, daß er tief davon ergriffen wurde. Es war die Rede von dem jetzigen Zustande der Kriegführenden Mächte, von den unzuberechnenden Gefahren der französischen Revolution, von den Fehlern des letzten Feldzuges und den Mitteln sie zu verbessern. Der Kaiser sagte endlich: „Sie haben „mir Vertrauen eingeflößt, und ich bevollmächtige „Sie, mit England wegen der Subsidien zu unter„handeln, wozu Rostopschin Ihnen eine förmli„che Autorisation ausfertigen soll. Schicken Sie mir „nur so bald als möglich den dritten Paragraph." Dumourier kam nach Hause entzückt von den trefflichen Eigenschaften des Monarchen, und von dessen Herzensgüte. Ich war trotz des glänzenden Erfolgs nicht ganz ruhig, sondern warnte den General, sprechend: Sie gehn auf glühenden Kohlen. Ihre Feinde werden ihre Thätigkeit verdoppeln, und haben den großen Vortheil den Kaiser täglich zu sehen, den günstigen Augenblick erlauschen zu können. — Dumourier achtete diese Warnung nicht. Unglücklicher Weise war, wegen heftiger Kälte, drei Tage lang keine Parade. Wie schlau die Gegner diese Zeit benutzt hatten, wurde schon klar, als Rostopschin dem General erklärte, der Kaiser habe, wegen der Begebenheit von Ancona, die Unterhandlung mit England verschoben, bis eine categorische Antwort aus Wien erfolgt sey, die in 14 Tagen eintreffen werde. Das schien ein schlimmes Zeichen. Indessen wurde der dritte Paragraph immer noch mit vieler Hast begehrt, der General schickte ihn; er war vortrefflich geschrieben. Allein der Kaiser empfing ihn an demselben Tage, wo er die Capitulation des Großveziers mit den Franzosen in Egypten erfuhr. Er war äußerst unzufrieden mit diesem Tractat, glaubte, Sir Sidney Smith und der englische M.

nister zu Constantinopel hätten ihn vorbereitet und begünstigt, und in diesem Augenblicke des Unwillens entschied man ihn für das Abtreten von der Coalition. Der Minister schrieb an Dumourier: der Kaiser habe den dritten Paragraphen gelesen, habe aber nichts darauf zu antworten, und, da die Gegenwart des Generals anderwärts nothwendig seyn könne, so fänden Sr. Majestät dessen Aufenthalt in Petersburg von nun an überflüssig. Das war das Ende dieser vielversprechenden Unterhandlung."

„Dumourier bat noch um eine Abschiedsaudienz und Rostopschin gab ihm die schmeichelhaftesten Versicherungen, allein er erlangte diese Audienz nicht, und wurde sogar, um seine Abreise zu beschleunigen, von der in Petersburg gewöhnlichen Förmlichkeit dispensirt, sie dreimal in der Zeitung anzuzeigen. Vom Grafen Strogonoff erfuhr er jedoch, daß der Kaiser ihn gelobt und gesagt habe: „er hatte „mich electrisirt; ich fühlte mich fortgezogen; aber „das Nachdenken hat mich zu dem Plane zurückge„führt, der mir in der jetzigen Lage der Dinge ge„ziemt. Ich habe genug gethan, und würde noch „mehr gethan haben, ohne die Machiavellische Poli„tik meiner Alliirten." — Graf Strogonoff selbst hat diese Antwort dem Verfasser mitgetheilt.

„Rostopschin überhäufte den General noch vor seiner Abreise mit falschen Liebkosungen. Wenn aber jemals Dumourier seine Mission nach Petersburg herausgiebt, so wird er uns ohne Zweifel in seinem männlichen, kräftigen Style den Minister mit den ihm gebührenden Farben schildern. Dumourier's Plan war übrigens folgender: Die Russen, ohne sich von der Coalition zu trennen, sollten abgesondert operiren. Eine russische Armee von 50000 Mann sollte durch Franken vor Maynz rücken, während die Oesterreicher in Italien, in der Schweiz und am Rhein die Franzosen beschäftigen würden. Unterdessen sollten 24000 Russen und 18000 Dänen in englischem Solde plötzlich in der Normandie landen, wo Alles für Ludwig XVIII. gestimmt war, sollten schnell nach Paris marschiren und die Contrerevolution bewirken. Dumourier wollte nicht commandiren, sondern nur Führer und Rathgeber seyn." (Welche andere Gestalt würde jetzt die Welt haben, wenn dieser Plan wäre ausgeführt worden?)

Den Vice-Kanzler, Grafen Panin, rühmt der Verfasser als einen graden, freimüthigen, rechtlichen, für den Ruhm seines Herrn höchst eifrigen Mann, der oft einer andern Meinung war als Rostopschin, und der bei einer Gelegenheit, welche der Verfasser aus guter Quelle zu kennen versichert, die seinige mit eben so viel Gradheit als Festigkeit durch zu setzen wußte. Als Untergebener des Ministers durfte er sie dem Kaiser nicht unmittelbar vortragen; allein er gab seinen Abschied, trat dadurch in die Reihe der gewöhnlichen Unterthanen und erhielt so das Recht, an den Kaiser zu schreiben. Auf diese Weise erfuhr der Monarch, was er wissen sollte, wurde überzeugt, rühmte das gebrauchte Mittel und nahm den Abschied nicht an.

Vom Grafen Pahlen sagt Georgel: „Er be„hauptet auf seinem wichtigen Posten den Ruhm ei„nes rechtlichen Mannes, der jedes Unrecht lieber „verkleinert als vergrößert, und unfähig ist, seinen „Credit zu mißbrauchen, um irgend Jemanden zu „schaden."

„Als ich zu Petersburg war, verlohr der Herzog von Richelieu sein Kürassier-Regiment und wurde des Dienstes entlassen, weil er einem Befehl nicht gehorcht, den er gar nicht empfangen hatte. Der Sohn des Grafen Pahlen erhielt das Regiment. Jener Befehl hatte durch den Großfürsten Constantin übersandt werden sollen, welcher hinwiederum glaubte, dem Grafen Pahlen den Auftrag gegeben zu haben, und auf diese Weise war er ganz vergessen worden. Der Graf nahm die Schuld auf sich, bekannte dem Kaiser seine Nachlässigkeit, sagte, er sey der einzige Strafbare, und bat, dem Herzoge das Regiment wieder zu geben, weil er unmöglich zugeben könne, daß sein Sohn von einer Ungnade Nutzen ziehe, die er, der Vater, allein veranlaßt habe. Der Kaiser freute sich über diesen Schritt des Grafen, gab dem Herzoge das Regiment zurück, und entschädigte den jungen Grafen Pahlen."

Georgel spricht mit Achtung von der russischen Literatur. Er hat die große Aehnlichkeit bemerkt, die in den lateinischen und russischen Constructionen herrscht. „Ein Mann von Verdienst, der beide Sprachen besaß, hat mir viele Verse eines russischen Dichters Wort für Wort ins Lateinische übersetzt. Diese Uebersetzung bildete, in reichen Ausdrücken, eine Construction wie nur der vollendetste Lateiner sie hätte machen können" —

Die verwittwete Kaiserin nennt der Verfasser: „eine durch ihre Tugenden und durch ihre Schönheit „interessante Fürstin, eine von ihren Kindern ange„betete Mutter, so wie von Allen, die so glücklich „sind, sich ihr zu nähern. — Der Großfürst Alexan„der besitzt seiner Mutter Wuchs, Schönheit, Sanft„muth und Wohlthätigkeit, auch ist er in Petersburg „angebetet; aber weise Betrachtungen haben ihn be„wogen, sich wenig mitzutheilen."

Es ist ein Irrthum, wie der Verfasser sagt: der Balletmeister Chevalier (der gefällige Gatte der

beläufigen Modearzt [Theodiker] sey russisches Major von der Infanterie, und Direktor des französischen Theaters gewesen. Er hatte den Titel als Collegien-Assessor, der mit dem Range eines Majors verknüpft ist: Auf diesen Umstand sich stützend, mag er sich wohl bisweilen für einen russischen Major von der Infanterie ausgegeben haben. Freilich hat er mit seiner Infanterie große Dinge verrichtet, aber das ganze Regiment bestand nur aus seiner Frau.

Folgende Stelle hat uns um so mehr angezogen, da wir von der Wahrheit derselben innig überzeugt sind: „Eine unzufriedene Feder hat, in den geheimen Memoiren über Rußland (von Masson) die Galle der Satyre und das Gift der Verleumdung über das Leben und die Handlungen Paul des Ersten ausgegossen. Dieser Monarch hatte seine Fehler, und wer hat sie nicht? aber das Talent, gut darzustellen, mißbrauchen, um sich für eine Verfolgung zu rächen — selbst wenn sie ungerecht war — den Pinsel in gehässige Farben tauchen, um den Ruhm und die Regierung eines Fürsten zu verdunkeln, der, trotz jener Fehler, Epoche in den Annalen des Jahrhunderts machen wird, heißt die öffentliche Meinung insultiren und die Majestät der Geschichte herabwürdigen. Es ist wahr, Paul scheint die Wissenschaften und Künste nicht zu lieben, aber die Regierungskunst und das Geheimniß, seine Macht auf einen respectabeln Fuß zu setzen, beschäftigen ihn ausschließlich. Mäßig bey der Tafel und in seinen Vergnügungen, einfach in seiner Kleidung, kennt er Pracht und Luxus nur bey feyerlichen Gelegenheiten, wo die Kaiserliche Majestät sich in ihrem Glanze zeigen muß. Durch eine treffliche Erziehung hat er sich Kenntnisse erworben, die ihn in den Stand setzen, die Menschen und den Gebrauch ihrer Talente richtig zu beurtheilen. In seinen vertrauten Gesellschaften zeichnet er sich durch Reiz und Lieblichkeit seiner Unterhaltung aus. Ich habe eigenhändige Briefe von ihm gelesen, in welchen Geist, Scharfsinn und edler Ausdruck herrschten." (Mit wahrem Vergnügen haben wir diese Stelle übersetzt, und fügen, Pauls geistreiche und liebenswürdige Unterhaltung im kleinen Cirkel betreffend, noch das Zeugniß einer, leider verstorbenen, sehr geistreichen Dame, der Frau v. Schröder gebohrne v. Prizbuer, hinzu, die, als Hofdame der Prinzessin von Würtemberg (Mutter des jetzigen Königs) oft Gelegenheit hatte, solchen Cirkeln beizuwohnen, und die noch viele Jahre nachher mit Entzücken von des Kaisers hinreissender Liebenswürdigkeit sprach.) —

Das folgende, [illegible] muß man dem royalistischen Franzosen zu gute halten: „der Jacobinismus hat Mittel gefunden, sich bis in die Häuser der Großen zu schleichen. Der Illuminatismus ist bis zu den Stufen des Thrones und in die Cabinette der Minister gedrungen. Ich glaube die Hand zu erblicken, welche den Ring dieser fatalen Kette hält. Der Heerd des Illuminatismus, welchen Carl Theodor zerstört zu haben glaubte, hat nach seinem Tode in Bayern sich wieder entflammt; Graf Montgelas ist Einer seiner eifrigsten Verbreiter. Mit Hülfe seiner officiellen Verbindungen mit dem Ministerium zu Petersburg ist es ihm gelungen, Funken dorthin zu werfen, die unter der Asche glühen und einst einen traurigen Brand verursachen können."

Auf der Heimreise nennt der Herr Abbé die erste Preuß. Station Nimmersatz und bemerkt den Unterschied zwischen bonne croche (soll heißen guter Groschen) et croche ordinaire. In Memel wundert er sich, daß Rußland, besonders bey der letzten Theilung von Polen, Preußen keinen vortheilhaften Tausch gegen Memel vorgeschlagen habe, weil es dort für seine Flotten einen weit vortheilhaftern Hafen als den von Cronstadt finden würde. (Sehr wahr.) — Dann empfiehlt er das Wirthshaus zum weißen Roß in Memel, warnet aber sehr, bei Herrn Braun neben der Post abzusteigen; wenigstens soll man Alles zuvor bedingen, denn ihm und seiner kleinen Gesellschaft, schlecht logirt und schlecht gespeist, war am 5ten Tage eine Rechnung von 46 Ducaten präsentirt worden. Er nennt das mit Recht eine Schinderey, und es ist wahr, daß die Klagen über dieses Wirthshaus allgemein sind.

Von dem preußischen Ministerium sagt der Reisende: „man habe es stets für machiavellistisch gehalten, trotz Friedrich des Zweiten Antimachiavel. Dieser Monarch sey in seinen Schriften rechtschaffen und tugendhaft, aber in der Praxi ein Machiavellist gewesen. Das Berliner Cabinet kenne nur eine Berechnung, die seines Vortheils — (ein Cabinet soll auch keine andere kennen) der sey das Ziel, auf welches alle Operationen, Bündnisse, Intriguen und Kräfte gerichtet würden. (Wir wünschten, der Verfasser hätte uns ein Beyspiel von einem Cabinet geliefert, welches bei allem diesem seinen Vortheil nicht im Auge gehabt hätte. In seinem Vaterlande würde er dieses Beispiel wenigstens nicht gefunden haben.)

Noch auffallender ist uns gewesen, daß Georgel den jetzigen König der Sucht, Schätze zu sammeln, beschuldigt. Wo und wann hat Friedrich

Wilhelm Veranlassung gegeben, das von ihm zu glauben?

Von Berlin giebt der Verfasser folgende Beschreibung: „Ein Fremder, wenn er keine interessanten Geschäfte hat, wird sich in Berlin nicht gefallen. Diese große und schöne Stadt ist, was Gesellschaft anlangt, gar nichts. In zwei oder drei Häusern giebt es Assemblern, wo man sich von 6 Uhr bis 8 Uhr Abends sehr förmlich langweilt, spielt, Thee trinkt, und zum Abendessen traurig nach Hause schleicht. Man hat keine andere Zuflucht als das Schauspiel, welches sehr mittelmäßig seyn soll.: (Wir versichern dem 70 jährigen mürrischen Reisenden, daß nicht allein das Schauspiel nicht mittelmäßig ist, sondern daß es auch zu derselben Zeit Gesellschaften in Berlin gab, die für geistreiche Unterhaltung nichts zu wünschen übrig ließen. Hätte er zum Beyspiel das Glück gehabt, in dem Hause des leider verstorbenen Ministers v. Schrötter eingeführt zu werden, so würde sein Urtheil ganz anders ausgefallen seyn. Aber welche Brille er in Berlin trug, beweißt auch folgende Stelle:)

„Man kann, ohne Furcht widersprochen zu werden, Berlin als ein Muster von Immoralität darstellen. Die Gesetze begünstigen (!) dort die Ausschweifungen; Mädchen und unverheyrathete Mägde rühmen sich ihrer Mutterschaft, und werden für gute Bürgerinnen gehalten, wenn sie dem Staate auf diese Weise Unterthanen verschaffen. — Die Französische Revolution wird dort laut gepriesen, und wenn der Wind derselben auf diese Funken bläßt, so wird der Brand schnell und allgemein werden. Der Nahme, der Ruf des großen Friedrich, der leidende Gehorsam seiner zahlreichen Soldaten, unterdrückten die Gährung der erhitzten Köpfe. Seine Immoralität begünstigte die Ausgelassenheit der Sitten; er konnte ungestraft der Freiheit zu denken und zu reden den Zügel schießen lassen; da aber seine Nachfolger in ihren so ansehnlich vergrößerten Staaten weder sein Uebergewicht noch seine Hülfsquellen haben, so sollten sie eilen die traurigen Grundsätze zu unterdrücken, und einer Seuche ein Ziel zu setzen, die, wie man mir sagt, sogar das Militär angesteckt hat." (Wie würde der Herr Abbé sich geschämt haben, wenn er im Jahr 1813 noch gelebt hätte.)

In Wittenberg spricht er von dem Ketzer Luther und wiederhohlt das alte Mährchen von der Eifersucht der Dominikaner und Augustiner, aus welcher die Reformation entsprungen seyn soll. Also habe ein abtrünniger Mönch die Welt mit Blut getränkt, indem er den Geistlichen die Pforten der Liederlichkeit geöffnet habe. (!)

Bei einer Schilderung des jetzigen Königs von Sachsen hat der Verfasser seinen Pinsel in treuere Farben getaucht, wenn gleich seine Triebfedern nicht die reinsten gewesen seyn mögen. „Dieser Fürst" sagt er, „der durch seine Talente, seine ausgebreiteten Kenntnisse und die seltenen Eigenschaften seines Geistes und Herzens, so wie durch seine Einkünfte und die Bevölkerung seiner Staaten berufen schien, eine ausgezeichnete Rolle in den Kriegen zu spielen, welche Europa seit 10 Jahren erschüttert haben, hat eine dunkle Neutralität vorgezogen, blos beschäftigt seinem Volke eine Ruhe zu erhalten, die es vor der Geißel schützt, welche Deutschland verwüstet. Auch ist er der Gegenstand der Verehrung und Liebe seiner Unterthanen, obgleich er eine andere Religion bekennt. Er ist ein Muster der Tugend und Erbauung mitten in seinen lutherischen Staaten. Es giebt keinen Sachsen, der nicht täglich für die Erhaltung des Lebens seines angebeteten Fürsten heiße Wünsche zum Himmel sendete."

Magnetismus.

Uns ekelt fürwahr vor dieser losen Speise, die wir so oft aufzutischen gezwungen sind; und wenn wir nicht überzeugt wären, Gutes, dadurch zu stiften, indem doch hie und da ein vernünftiger Mensch unsere Warnungstafel beachten, auch wohl mancher schon Befangene, seiner Leichtgläubigkeit sich schämen wird, wir würden längst die ganze Materie den Staubwolken überlassen haben, in welchen sie sich jetzt, zum Schaden so vieler sonst gesunden Augen, herum wirbelt. Nach unserer innigsten Ueberzeugung ist die Vernunft des Menschen selten auf eine so tiefe Stufe herabgesunken, als diejenige ist, welche das magnetische Baquet bildet. Die Nachwelt wird es mit eben dem Erstaunen und Mitleid lesen, welche wir Alle jetzt empfinden, wenn man uns die abgeschmackten Gespensterhistörchen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erzählt. Auch diese wurden damals eben so fest geglaubt, als jetzt die Wunder des Magnetismus; auch die damaligen Augenzeugen waren sehr oft eben so ehrenwerthe Männer, als diejenigen, auf deren Zeugniß man jetzt pocht, und fast immer waren die Personen, welchen die Gespenster erschienen, über allen Verdacht des Betrugs erhaben. Dennoch zweifelt nun kein Mensch mehr an der Albernheit der Gespenstermährchen. Warum legt man denn jetzt so hohen Werth auf solche Zeugnisse? Wir er-

klären im Nahmen der Nachwelt — und fürchten keinesweges, daß sie uns einst Lügen strafen werde — daß alle die Gläubigen an die Wunder des Magnetismus partiell verrückt sind, und wenn sie auch übrigens die klügsten und redlichsten Männer wären. Will man diesen harten, aber wahrhaften Ausspruch widerlegen, so erkläre man uns zuvor, wie es zugegangen, daß die gescheitesten Leute vor 100 Jahren Gespenster gesehen haben? kann man das nicht, so bekenne man, daß Alles, was für die Wahrheit der Wunder des Magnetismus spricht, auch den Gespenstern zu gute kommt, und vollende dadurch die Thronbesteigung des crassesten Aberglaubens.

Einer von den tollsten unter den vielen Tollen ist Hr. von Ehert, nicht einmal ein Arzt, wie es scheint, sondern Commissair des Königs von Holland im Departement des Cultus, der im neusten Hefte des Archivs für den thierischen Magnetismus folgendes erzählt: Madam Millet, 19 Jahr alt, wurde von ihm magnetisirt. Ihr schmeckte das magnetisirte Wasser „wie Seltserwasser, aber noch „viel angenehmer; schöner als der beste Kaffee," auch roch es wie Rosen, Nelken, Reseda und Rosengeranium. Die Ursache ihrer Zufälle war ein kleines, blutrothes Knötchen oben am Herzen, welches in Folge eines Schreckens sich gebildet haben sollte. Hr. v. Ehert konnte diese Zufälle durch seinen bloßen Willen so stark hervorbringen, daß drey Menschen die arme Frau kaum halten konnten. Seit zwey Jahren schon bedient er sich der Manipulation nicht mehr, sondern fixirt blos mit den Augen, muß aber dabey bisweilen seine Brille ablegen. Madam Millet sagte voraus, daß sie sich an den rechten Arm stoßen und ihn vielleicht gar zerbrechen würde. Sie stieß sich auch würklich, zerbrach aber den Arm nicht.

Das Knötchen am Herzen verschwand sehr bald, aber das rothe Fleckchen wurde größer, weil sie sich mit Jemanden gezankt hatte. — Ihre Schwester sah sie, mit dem Magen, spazieren gehen in einem neuen gelben Kleide. Hr. v. G. nahm eine Prise und Madame Millet nieste. Er nahm ein Pfeffermünzkügelchen in den Mund, und alsobald saugte sie daran und sagte: das ist ein angenehmes Pfeffermünzkügelchen. Er räusperte sich, sie hustete. Er trank ein Gläschen bittern Wachholderbrantwein, der schmeckte ihr schlecht. Sie sah nicht bloß mit dem Magen, sondern auch mit der Schulter. Er wurde beym Ohr gezogen, sie klagte, daß man sie in die Ohren kneife.

Er setzte ihr die Spitzen der Finger auf beide Schultern, trieb seinen Willen bis in ihr Rückgrat, und siehe, nach zwey Minuten konnte sie weder selbst sich rühren, noch der stärkste Mann sie vom Stuhle aufheben. Wollte er haben, daß ihr die Schweißtropfen von der Stirne träufeln sollten, so durfte er seinen Willen nur auf ihre Schweißlöcher richten.

Ein anderes Frauenzimmer stellte sich neben Madame Millet, roch viele Blumen und mußte schlafen. So ging es mehreren. Dann lagen sie schlafend beysammen, und alle rieben sich die Nasen und klagten über Jucken, wenn Hr. v. G. Tabak schnupfte, (was sehr komisch ausgesehen haben muß) und Alle schmeckten mit, was er verzehrte. — Trat ein Spötter unten ins Haus, so merkte Madame Millet es gleich oben auf dem Zimmer, schimpfte auf ihn und rief: „kommt er her, so bekommt er eins." (Man sieht, mit dieser Somnambüle war nicht zu spaßen.) — Die Mundklemme curirte Hr. v. G. augenblicklich durch Anhauchen. —

Musik hörte Madame M., wenn eine Schnur von ihr zu dem spielenden Frauenzimmer lief, aber die Würkung des Magnetismus lief auch an der Schnur mit hinüber und der Spielenden wurde schlimm. Wenn hingegen eine Kranke die Schnur hielt, so konnte Madame M. auch sagen, was ihr fehle. Allein der Aerger über jenen Spötter verursachte noch zwey Tage später eine Verminderung ihres Hellsehens — (ein sehr schlechtes Zeugniß für die moralische Reinheit und Erhabenheit des Magnetismus, wenn er nicht einmal im Stande ist, eine unbedeutende Spötterey zu ertragen und wenn sie sogar ihn seiner Kraft beraubt. Das muß eine miserable Kraft gewesen seyn.) —

Einmal biß Madame Millet ein Glas in Stücken, ob es gleich magnetisirtes Wasser enthielt, welches wie der schönste Kaffee schmeckte und wie die schönsten Blumen roch. Natürlich blutete ihr Mund, und es war gar nicht artig vom Hn. v. G. daß er in diesem Augenblicke einen bittern Schnaps trank, der sogleich in dem Munde der Madame M. die verwundeten Stellen gewaltig biß. Allein verdient hatte sie reichlich diesen Schmerz, denn die Gewissenlose war bald nachher so unverschämt, bey Gelegenheit einiger kleinen Diebstähle, ein Dienstmädchen als die Thäterin anzugeben, auch das Gestohlene selbst aus einem dunkeln Winkel des Kellers hervorzuholen, worüber männiglich erstaunte, was uns aber blos beweist, daß sie die Sachen vorher selbst dahin gelegt hatte, um durch ein überraschendes Kunststückchen Staunen zu erregen. Das arme Dienstmädchen soll Theilweise bekannt haben,

und kurz, sie wurde aus dem Dienst gesagt. Duldet die Obrigkeit solchen schändlichen Mißbrauch? die Erklärung dieses Wunders ist vollends lächerlich. Das gestohlene Tuch nemlich war dasselbe, womit Madame M. sich die Augen verbunden hatte, folglich war sie mit dem Tuche in Rapport getreten, und deswegen wußte sie, was damit geschehen war.

Als sie guter Hoffnung geworden war, konnte Hr. v. G. sie nicht mehr in Schlaf bringen, hingegen war gleich eine Demoiselle K. bey der Hand, die nicht minder artige Kunststückchen machte, Personen in der Ferne sah und beschrieb, sogar wußte wie sie hießen, daß sie Ringe am Finger trugen und lustige Gesellen waren; die ferner eine Orgel auf der Straße hörte und dabei den Hn. v. G. für eine Orgel ansah u. dgl. m. Sie und Madame H. (auch eine Somnambüle) brauchten von einer fremden abwesenden Kranken nur ein Tuch in die Hand zu nehmen, so wußten sie gleich, daß sie 30 Jahr alt sey, am Schwindel leide, in's Wasser oder von einer Leiter gefallen sey ꝛc. Bisweilen hatten sie aber auch ihre Rollen nicht gut einstudirt, gaben manches falsch an, und wenn man ihnen sagte, das sey nicht wahr, so antwortete Demoiselle K. „nicht? das wundert mich." Uebrigens mußte Madame H. Gurgelwasser gebrauchen, als Hr. v. G. Halsschmerzen hatte.

Eine andere junge Dame hatte eine gelähmte Zunge. Als Hr. v. G. seine Gedanken auf sie richtete, zogen sich nach einigen Minuten ihre Augen krampfhaft zusammen, die Zunge zitterte und schlug dermaßen an den Gaumen, daß man es in einiger Entfernung hören konnte, während Madame H. ganz sprachlos wurde. (!) — So weit von diesem schelmischen Kleeblatt, welches mit dem Hn. v. G. so lange seinen Spaß trieb.

Er hat aber auch noch andere, nicht minder gewaltige Dinge erlebt. Ein junger epileptischer Mensch konnte Andern die Kopf- und Magenschmerzen mit der Hand wegnehmen, und in seinen Arm ziehen. Wenn nun der Arm sich recht voll gesogen hatte, so schlenkerte er die Schmerzen wieder zu den Fingern hinaus. — Ein Bauermädchen war mit einem Knötchen am Kinne gebohren. Als Hr. v. G. seine Gedanken darauf richtete, gerieth das Knötchen in Bewegung, entzündete sich, wurde mit magnetischem Wasser befeuchtet und löste sich durch Eyterung gänzlich auf. (Ein neues Schönheitsmittel.) — Ein magnetisirter Knabe gab 5 Nummern an, die im Lotto heraus kommen würden, es kam aber keine heraus. — Ein junger Mensch fühlte fremde Krankheiten, wenn ihm nur aus fernen Gegenden Bücher zugesendet wurden, die der Kranke einige Tage lang auf dem bloßen Leibe getragen. Dadurch erfuhr er auch, daß der Kranke eine Brille gebrauchte, einen steifen Finger hatte u. dgl. — Bey einer gewissen Kranken konnte Hr. v. G. blos durch die Richtung seines Willens ein solches Jucken im rechten Arme bewürken, daß sie sich die Haut aufkratzte. — Ein anderer hatte ein krankes Bein, von welchem sich eine Muskel tactmäßig bewegte, so oft in der Nachbarschaft Musik gemacht wurde. — Ein Anderer las mit der Herzgrube Gedrucktes, wenn es auch in eine Tabaksdose verschlossen war. —

Bey einer Kranken, die vermuthlich die Geduld verlohr, oder der längeren Alfanzerey sich schämte, bemerkte Hr. v. G., daß sie allmählig und absichtlich ihren Schlaf abkürzte, ob sie gleich während dieses Schlafes immer versichert hatte, der Magnetismus werde sie heilen. Ein sehr merkwürdiges Bekenntniß! Also können die Somnambülen ihren Schlaf allmählig und absichtlich abkürzen? also ist der ganze Schlaf Verstellung oder Selbstbetrug, den sie, wenn sie wollen, aufheben können? wo bleibt denn da die Herrschaft des Magnetiseurs? wo bleibt die Behauptung: die Kranke müsse schlafen, könne sich dessen gar nicht erwehren? —

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Der Soldat in Hinsicht seiner Pflichten und Moralität zu seiner bessern Würdigung, von Christian Hahn, ist ein empfehlenswerthes Büchlein, dessen Zweck sich schon durch den Titel ausspricht. Der Verfasser war selbst Soldat und behauptet, aus Erfahrung zu wissen, daß der größte Theil der bürgerlichen Stände den Soldaten gering achte und ihn alle mögliche unverdiente Härte fühlen lasse. Es gelang dem Verfasser, Einigen seiner Freunde bessere Begriffe beyzubringen, und dasselbe hofft er nun vom Leser. — Uns ist besonders folgende Note auszufallen: „Hier sey es mir erlaubt, eine Strafe zu erwähnen, die bey den Franzosen mit vielem Erfolg angewandt wurde. Sie hieß Coups de Savate, Schuhhiebe, und wurde bey kleinen Dienstvergehungen, schlechtem Benehmen gegen den Wirth u. dgl. gebraucht, und auf folgende Art vollzogen: Die Compagnie marschirte auf, der Strafbare stand vor der Fronte. Einer aus der Compagnie, der die schwersten und stärksten, mit Nägeln beschlagenen Schuhe hatte, mußte sie ausziehen, dann der zu Bestrafende sich auf den Bauch legen, und nun Mann für Mann mit jenem Schuh die Coups de Savate ihm auf den Hinteren aufbauen, bisweilen 2, 3, auch 4 Hiebe. Ein Unterofficier stand dabey und gab Jedem, der nicht tüchtig aufhaute, einen derben Hieb. Diese Strafe machte solchen Eindruck, daß bey dem bloßen Nahmen derselben die Soldaten erschraken, und die Ungehümsten dadurch gebessert wurden." (Wir hatten nie zuvor davon gehört, können aber nicht begreifen, wie Leute, die unter solchen Schuhhieben standen, die Cockpfügel ehrenrührig finden konnten.) —

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 48. — Rede wahr, scheue Niemand. — 2r. Band.

Magnetismus. (Beschluß.)

Auch ein Bekenntniß des Herrn Kieser, Mitherausgeber des Archivs, dürfen wir nicht übergehen. Es lautet wie folgt:

„Wir wissen recht gut, daß hier dem absichtlichen Betruge und selbst einem frevelhaften Mißbrauch ein weites Feld geöffnet ist, und daß Betrug und Mißbrauch hier auch häufig gespielt und vollführt werden, wovon wir ebenfalls furchtbare Beyspiele angeben könnten." — Warum führt er sie denn nicht an? was hält ihn zurück? wäre es nicht sehr nützlich, auch diese bekannt zu machen? müssen denn immer nur Beyspiele, die in den Kram dienen, erzählt und die übrigen verschwiegen werden? warum? — heißt das unpartheiisch prüfen? heißt das jüngere Aerzte in den Stand setzen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden? — Wir nennen eine solche Zurückhaltung Gewissenlosigkeit. Will Hr. Kieser von seiner Redlichkeit uns überzeugen, so erzähle er in einem der folgenden Hefte die furchtbaren Beyspiele mit den kleinsten Umständen. Thut er das nicht, so scheut er sich, dem lieben Magnetismus Schaden zuzufügen, und diese Scheu würde beweisen, daß die furchtbaren Beyspiele von der Art sind, eine Menge anderer Beyspiele zu erklären, die man gern für ächt uns aufbinden möchte. Am Vornehm thun läßt es überhaupt Hr. Kieser nicht fehlen. Er erklärt es „für eine höchst „unnütze Arbeit, den Einwürfen der Gegner Rede zu „stehen." (Das ist eine bequeme Art zu widerlegen.) „Die That selber mache am leichtesten alle „Gegner zu Schanden." Wohlan! jene furchtbaren Beyspiele sind auch Thatsachen, machen diese auch die Gegner zu Schanden? — Er nennt die Gegner Wegelagerer, die nur auf ihren Beutel bedacht und Jedem feil wären. — Ey, ey, Hr. Kieser, wer gewinnt denn bey dem Magnetismus? die, die ihm widersprechen? oder die, die ihn treiben? — das sind elende Fechterstreiche! die treffen warlich nicht!

Zum Beschluß noch ein herrliches Mittel gegen Schlaflosigkeit. Der englische Major Pittmann ließ, als er nach Calcutta schiffte, einem Frauenzimmer ein weißes magnetisirtes Schnupftuch zurück, um jeden Abend zu schlafen, während er sich in Gedanken mit ihr beschäftigen werde, und siehe, obgleich der Hr. Major jetzt schon jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung seyn muß, so schläft die Dame doch jeden Abend zwey Stunden, und befindet sich sehr wohl dabey. — Auch die wichtige Frage dürfen wir nicht übergehen: „ob ein Hund, der „seinen somnambülen Herrn anbellt, wohl von dem„selben gehört werden würde?" Eine herrliche Preißfrage für irgend eine Academie. — —

Endlich hat der Hr. Doctor Fleischmann im Huselandschen Journal sein Mährchen geendet, und wir wollen es denn auch so schnell als möglich enden, indem wir alle Wiederholungen übergehen, und nur noch einige Variationen anführen. Einmal wurde die Kranke sehr heiter und sprach drey Viertelstunden lang das Wort Ja aus, dann eine halbe Stunde mit kindisch fröhlicher Stimme: Ja, ich bin vergnügt, ja ja ich bin vergnügt, ich bin vergnügt! uns fiel dabey das Märchen in einer Oper von Göthe ein, welches beständig singt: ich bin verdrüßlich, bin verdrüßlich, bin verdrüßlich.

Ein anderes Mal schrie sie: mich hungert, mich hungert, mich hungert! geht mir zu essen Preßsack und Bier! und dann fraß sie so gierig, als wolle sie die Haut von der Preßwurst mit verschlingen. Aber das hatte die üble Folge, das sie behauptete, der Hr. Doctor Fleischmann sey ein Jude.

Einmal erschien ihr in der Nacht ein helles Licht, wobey es ringsum finster blieb. Sie wollte es haschen, aber es schwebte vor ihr her bis zum Fenster, drang durch das Fenster hinaus und als sie solches öffnete, fand sie, daß der Fensterladen zu gewesen. Sie legte sich wieder zu Bett, und da kam der Lichtschein wieder, um Versteckens mit ihr zu spielen. — Die Erscheinung der weißen Frau erklärte sie uns selbst für Phantasie, und sagte: jede Somnambüle habe irgend eine solche Erscheinung, sonst würde sie nicht in die höhern Grade des magnetischen Schlafs übergehen können. (Ein sehr merkwürdiges Bekenntniß, denn wenn das Eien

Phantasie ist, warum nicht auch das Andere?) Indessen blieb die Kranke doch bey der Unverschämtheit zu behaupten: der Chorgesang, den ihre Freundinnen gehört hatten, sey wirklich von Engeln gesungen worden, um sie selbst und jeden Andern zu überzeugen, daß sie von Gott zu höhern Zwecken bestimmt und Alles wahr sey, was sie gesprochen. (O du für die Ruthe überreife Gaucklerin!)

Bekanntlich hatte sie versprochen, am 23. Febr. große Dinge zu entdecken, als aber dieser Tag sich näherte, zog sie ihr Wort zurück und versicherte, Gott erlaube es ihr nicht; sie könne zwar sprechen, möchte sprechen, wollte sprechen, aber dürfe nicht.

Einmal, als sie allein zu Hause war, wurde stark an die Hausthür geklopft. Es war ein Weib, welches vor ihr stehen blieb, sie lange ansah und endlich sagte: „Ja, du bists, die ich gesehen, du „kannst mir helfen. Ich habe an Gott verzweifelt ꝛc." Dann ging sie mit den Worten: in zehn Jahren seheich dich wieder; woraus der gläubige Hr. Doctor Fleischmann den Schluß zieht, daß vielleicht nach zehn Jahren die Zufälle der Kranken wiederkommen werden.

Der wackere Hufeland hat zu dieser Geschichte Bemerkungen geliefert, die von seiner hellen Ansicht zeugen, denn er erklärt die ganze Krankheit für nichts weiter als eine hysterische Nerven-Krankheit, „wie man sie schon hun„dertfältig beym weiblichen Geschlechte beobachtet „hat und in den Schriften der Aerzte beschrieben „findet." Wir wundern uns nur, daß er die innere Wahrheit und Glaubwürdigkeit der handelnden Personen gar nicht in Zweifel zieht: es wäre denn, daß er unter dem innern blos verstünde, die Personen selbst seyen von dem was sie zu sehen und zu hören glaubten, überzeugt gewesen. Das mag seyn, beweißt aber nichts für uns übrige, die wir nicht partiell verrückt sind. Wir erinnern unsern edlen Freund an den verstorbenen Kanzler Schmidt zu Weimar, der, als wir noch Knaben waren, so oft Gespenster sah und hörte. War er nicht ein Gelehrter, sehr verständiger und eben so braver, keiner Unwahrheit fähiger Mann? was ließe gegen sein Zeugniß sich einwenden? und doch hat ihm Niemand geglaubt. Eben so mag der Hr. D. Fleischmann ein sehr gelehrter, verständiger, braver und Wahrheit liebender Mann seyn, allein warum sollten wir als reife Männer ihm mehr glauben, als wir dem Kanzler Schmidt als Knaben geglaubt haben?

Hufeland beweißt nun an mehreren der angegebenen Wunder, daß sie sehr natürlich zugegangen seyn können; nur das scandalöse Empfinden der dem Magnetiseur durch einen nächtlichen Zufall entzogenen Kraft weiß er nicht zu erklären, und betrachtet es als einen andern Beweiß, daß die Zeugungskraft im Magnetismus eine große Rolle spiele, (leider ja!) setzt jedoch mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit hinzu: man müsse nicht Sinnlichkeit oder Geschlechtslust darunter verstehen, sondern eine reine Potenz. Er zweifelt, daß ein Castrat magnetische Würkungen hervor zu bringen vermöchte, und schließt mit folgender trefflichen Bemerkung, die das ganze Geheimniß des Magnetismus enthält:

„Sehr lehrreich ist das Geständniß der Kran„ken, daß Eigendünkel, Stolz und der Glaube einer „höhern göttlichen Auszeichnung — kurz Eitel„keit — sich in ihre Seele eingeschlichen habe. „Gewiß eine der gefährlichsten Klippen, besonders „für das weibliche Gemüth, und ein Punkt, auf den „wir die Magnetisirer nicht genug aufmerksam ma„chen können. Ohne es zu wissen oder zu wollen, „erzeugt das durch diesen Zustand erhöhte Selbstge„fühl, das Interesse, das sie andern einflößen, in „ihnen selbst die Idee einer höhern Wichtigkeit und „Würde ihrer selbst; dies fließt unvermerkt auf „ihre Denk- und Handlungsweise ein, und ohne „es zu wissen oder zu wollen (?) täuschen sie sich „und andere — es wird eine Rolle daraus und „die Komödie ist fertig, in der der Magne„tismus nur noch eine mitspielende Person, wohl gar „nur das Theater ist. — Nicht der Magnetiseur „hat sie, sondern sie haben ihn." Wir weichen von dieser höchst verständigen Erklärung nur in dem einzigen Puncte ab, daß wir auch glauben, sie wollen ihn haben, und daß, wenn nur irgend ein Fürst Zuchthausstrafe auf solche Komödien setzte, in seinem Lande auch keine mehr gespielt werden würde.

Politik.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung hat der Freyherr von Gagern ein Bändchen drucken lassen, aus welchem wir erfahren: daß er zu der Bundesacte und ihrer Entwicklung wesentlich beygetragen; daß er Kenntnisse habe, die dahin gehören; daß die Herren zu Marburg ihn mit dem Doctorhute beschenkt haben; daß er Glied und Vorsteher der Reichs-Ritterschaft gewesen; daß er Frankreich und den französischen Hof in der Nähe gesehen; daß er auf dem Congreß zu Wien die Kaiserwürde auf das Nachdrücklichste behauptet; daß er an den Grafen Münster ein nicht sanftes Sendschrei-

den ergehen lassen; daß er Preussen und Bayern angekündigt, sie würden ihre natürliche Rolle und Haltung verlieren; daß er unter allen Deutschen zur Beobachtung dem rheinischen Bunde am nächsten stand; daß, wenn er in vorgerückten Jahren sich je wieder entschließen könnte, Dienstverhältnisse einzugehen, er nirgends lieber dienen würde als in Preussen; daß er gleich anfangs sich bestrebt hat, eine Seele in den Bund zu bringen; daß er Glauben und Gehör verdiene, wenn er von unsern Fehlern, Anmaßungen ꝛc. spricht; daß er bey der Mediatisirung mildernde Hände im Spiel hatte; ꝛc.

Alles das folgt nicht so auf einander, wie hier, sondern ist durch das ganze Büchlein zerstreut, weshalb nicht geleugnet werden kann, daß das ganze Büchlein vor allen Dingen von dem Verfasser selbst handelt. Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß es nicht außerdem noch viele merkwürdige Dinge enthielte. Wir wollen Einiges mittheilen:

„Wo immer Annalen sind, sächsische, böhmische, bayrische, würtembergische, hessische, man soll nachsehen, ob man nicht ehedem die Stände berief und hörte. — Es ist die Frage, ob die Fürsten das Recht hatten, nach Franz des Zweyten Niederlegung der deutschen Kayserkrone und ohne die Völker zu befragen, die alten Formen dieses Reichs ganz umzuändern?" Hr. v. G. spricht Nein, und beruft sich auf die Geschichte. (Es möchte, bey Beantwortung dieser Frage, blos darauf ankommen, aus welchem Gesichtspuncte man den Fürstenstand betrachtet? sind und waren die Fürsten nicht bloß Regierer; sondern auch Repräsentanten ihrer Völker, so mochten sie jenes Recht wohl haben. Wir vermuthen, daß Hr. v. Gagern, nachdem er aufgehört hatte, Reichsritter zu seyn, die neuen Verhältnisse seiner Güter wohl auch als Repräsentant seiner Unterthanen und ohne sie zu fragen, bestimmt haben wird. Betrachtet man aber die Fürsten als bloße Regierer — nun freylich, dann wären sie Beamte, die nicht weiter gehen dürfen als ihre Instruction vorschreibt.) —

„Wenn Oesterreich und Preußen standhaft, fest und wahr bleiben — meynt der Verfasser — so begegnen wir ruhig jeder Gefahr. Nur muß man auch Andern freyen Spielraum lassen. Nimmermehr wird es der Eiche und der Buche gelingen, der Birke, dem Ahorn, der Erle, dem wilden Rosenstrauch zu beweisen, daß sie nicht gleiche Berechtigung haben, in der Waldung ihren Platz einzunehmen."

Sehr war ist folgendes: „Die öffentliche Meynung soll man sicher niemals vernachlässigen, sondern sorgfältig hören, aber eben so sicher ihr niemals blindlings Weyhrauch streuen." (Zumal wenn sie blos durch einige Menschen sich ausspricht, welchen man nicht einmal die Erziehung eines Kindes, viel weniger die Bevormündung eines Volkes anvertrauen möchte.) —

Nicht minder wahr ist: „wenn ich höre, daß wir zu allem großen Politischen reif, tüchtig und rüstig seyen, und besonders von der Besonnenheit der Nation, als ob das so natur- und weltkundig wäre, so bin ich nicht sehr gläubig und vermisse das historische Fundament." (Ja wohl!) — „Und frage ich mich unpartheyisch, ob welche unter uns zu revolutionären Greueln fähig wären? leider muß ich antworten: ganz und gar!" — Ein merkwürdiges Bekenntniß eines der wärmsten Constitutions-Freunde. Er erinnert unter andern an Eulogius Schneider, der ein Dichter, angeblicher Weltweiser und sogar deutscher Priester war. Er hätte die Beyspiele auch unter lebenden auf gewissen Universitäten wählen können. —

Hr. v. G. beklagt, daß Elsaß nicht an Deutschland zurückgegeben worden, und ist überzeugt, daß der Herzog von Richelieu weit mehr Talente, Tugenden und persönlichen Einfluß haben mußte, um Elsaß zu behaupten, als der Cardinal Richelieu deren bedurfte, es zu erwerben. —

Unter die Attribute der Bundesmacht zählt Hr. v. G. allerdings auch die Leitung derselben, „aber nicht die zu Wien beabsichtete, auch nicht die durch Ohrengeflüster, Argwohn, Verübeln der einen, wenn die andern ihr eigenthümliches Interesse verfolgen." Da er sich über diese Aeußerungen nicht näher erklärt, so bleiben sie räthselhaft.

„Zur Befestigung im Innern, heißt es weiter, sey vor allen Dingen erforderlich Achtserklärung, wenn Eyd und Bund gebrochen würde, Entsetzung von Land und Leuten, Aenderung der Dynastie, Ausstreichen des Volks aus unserer Reyhe, wenn es an der Treulosigkeit Theil genommen. Bey dieser Frage sey die Bundesversammlung bisher leise und schonend aufgetreten, und habe wohl daran gethan, weil sich alles das allmählig entwickeln müsse. Wer den Bund nicht beständig zu halten vermöge, müsse für immer davon entfernt werden. In Zeiten der Gefahr und Bedrängniß werde jenes Grundgesetz die Fürsten selbst gegen Zudringlichkeiten und Lamentationen sicher stellen, wenn etwa in den Hauptstädten Friedens- oder Neutralitäts-Tractate gegen das allgemeine Interesse, lärmend gefodert würden. Alles das ist sehr wahr allein mit der Execution gegen mächtige Abtrünnige

wird es immer bedenklich aussehen, zumal da solch ein Abfall immer während eines Krieges zu geschehen pflegt, wo der Feind es hindert, den abtrünnigen Freund zu züchtigen.

Welche Gegenstände soll der Bundestag verhandeln? „vor Allem alles was Deutsch ist. Deutsche Sachen sind sicher erst die unsrigen, ehe sie europäische Gegenstände werden. Ohne das kein Bundes-System, nicht Macht und nicht Reich, keine Gleichheit der Berechtigung, kein Vertrauen, ja kein Daseyn und kein Deutschland, sondern ein Blendwerk und, was ärger ist, eine Abhängigkeit vom fremden Willen ohne Erwiederung!" Zu solchen deutschen Gegenständen rechnet Hr. v. G. in diesem Augenblicke die Fragen: „Ist die deutsche Schifffarth sicher? wer führt den Barbaresken Munition und Kriegsschiffe zu? Wer ist der Graf von Hochberg? was ist in den Badenschen Successions-Angelegenheiten Drohendes? wer ist der Papst in Deutschland? sind die deutschen Grenzen überall hin regulirt? und wie?

Bey Betrachtung der innern Ruhe bemerkt der Verfasser: „Verdrängung des Adels würde eine wahre und heftige Revolution hervorrufen, keineswegs aber eine Composition, denn der Adel sey viel zu stark und eingewurzelt, als daß ohne blutigen Kampf entschieden werden könnte. In England sey der Adel mit großem Nutzen geblieben, in Frankreich wieder hergestellt worden, er sey überall um uns her, gegen Osten bey weitem der stärkste. Hr. v. G. fragt: „ob es denn wahrscheinlich sey, daß unsere Kronprinzen, Erzherzoge ꝛc. sich künftig Herr Habsburg, Herr Hessen, Herr Sachsen nennen würden? Ob die Prinzeß Charlotte von Großbrittanien sich mit dem Bürger Salfeld vermählt habe? mit welcher Billigkeit man jene Opfer der Zeit, die Leiningen, die Hohenlohe, die Solms, die Schwarzenberg, ihrer Ebenbürtigkeit, ihrer Ansprüche auf gerechte und schonende Behandlung verlustig erklären wolle? ob die unter uns aufgenommenen Herzoge von Reichstadt und von Leuchtenberg, Herr Buonaparte und Herr Beauharnois heißen sollen? ob Frankreich glücklich gewesen sey, als der Herzog von Orleans Citoyen Egalité hieß? ob die Hardenberg, Metternich, Blücher und Wrede die fürstliche Würde wieder ablegen sollen, weil es einer Faction so beliebe? der Rang solcher Edlen sey den Gewerben und Künsten förderlich; durch ihn würden die Gradationen hergestellt und ausgefüllt, ja man könne sich nicht verbergen, daß der Adel am geeignetesten sey, im Fall der Noth der obersten Gewalt nachdrücklich Widerpart zu halten."

„Niemand werde leugnen, daß das allgemeine Staatsrecht in die höchste Verwirrung gerathen sey. Was hindere z. B. die Fürsten zu Waldeck und Reuß, Herzoge und Markgrafen zu creiren? wodurch werde ein Staat verpflichtet, Standeserhöhungen eines anderen anzuerkennen? was sey die Ebenbürtigkeit? wo höre sie auf? — Mit der Ritterschafft — das sey ihre alte ächte Benennung — habe es eine andere und eigene Bewandniß. Das Wort Adel sey neuer, und die Benennung niedrer Adel sey den Ohren des Verfassers immer so übellautend und mißfällig gewesen wie alles was niedrig ist. Zu Freyherren und Baronen hätten die Reichsritter sich doch nur selbst gemacht, und dürften auch eigentlich (?) nicht behaupten, von besserm Schroot zu seyn als andere Edelleute. — Was das Wort von auf sich habe, könne man schon in Wien lernen. Und wo wären denn noch unleidliche Privilegien? oder worin bestünden sie? — Denn (so schließt der Verfasser) Alles was des Besitzes überhaupt empfänglich ist und dahin gehört, auch Jurisdiction und Patronat soll uns Niemand nehmen." —

„Dem Tanz der Mediatisirung" hat der Verfasser in Paris beygewohnt; er hat „die macbethschen Damen ganz nahe singen hören;" er wird vielleicht einst, in den Denkwürdigkeiten der Zeit, „das Boudoir — jedoch nicht in Paris — nennen können, wo durch leichtfertiges Weibergeplauder die Sache zuerst angesponnen worden." Er wünscht, daß man den Mediatisirten eine Collectiv-Stimme bey der Bundesversammlung einräumen möchte, da ja doch die ganze rheinische Bundesacte ein ununterbrochenes Spolium gewesen, durch welches kein Dominium übertragen werden könnte. Der Congreß zu Wien habe es freylich dabey gelassen, aber auch das sey nur Gewalt gewesen. Hier liegt meine Börse auf dem Tische" ruft er aus; wenn irgend ein Richter sie mir abspricht, „aus Motiven und „Titeln, die das Dominium ergreifen können, so „werde ich mich dem ruhig unterwerfen. Wenn aber „alle Mächte der Erde entscheiden: Sintemal diese „Börse dein war, sie dir aber durch die schreyendste „Ungerechtigkeit, und ohne daß du im Mindesten „widerstehen konntest, genommen worden ist — so „— soll sie nun und nimmermehr dein seyn; — so „würde ich an Gott, Natur und Sittlichkeit appelliren. Und wenn es denkbar wäre, daß solch ein „Herr sich nachdrücklich zur Wehre setzte, so würde „man ihn freylich einen Rebellen, Jacobiner und „eingefleischten Revolutionair nennen; wenn er aber

„etwa siegte und den mediatisirten Staat selbst „mediatisirte, so würde die Geschichte es den ge„rechtesten aller Kriege und Eroberungen nennen." —

„Es giebt kein leereres, unbestimmteres, mißbrauchbareres, dem Partheygeist und der Schmeicheley zugleich diensameres Wort als Souverainität. Wir scheuen uns es zu übersetzen und zu commentiren, und lassen es in seiner Dunkelheit. Entweder heißt es Allgewalt, das ist baarer Despotismus, oder es heißt etwas weniger, dann kommt es auf den Grad an." —

„Ist eine Constitution auch nur Geschenk, Gabe und lautere Gnade des Fürsten, so kann sie doch, ihrer Natur nach, nicht mehr einseitig widerrufen werden; sie nimmt nach der Entstehung die Natur des Vertrags an." (Man könnte antworten, jede Constitution sey ein Gesetz, und jedes Gesetz könne widerrufen werden. Warum hat denn der Kronprinz von Bayern die bayrische Constitution bekräftigen müssen, wenn sie ohnehin unwiderruflich war?) —

Bey Erwähnung der gerechten Forderungen für vorige Lieferungen von Privat-Personen an das Reich, wundert sich Hr. v. G. „daß die Kabinette nicht alsobald großmüthiger waren, und vor Allem wundert er sich über die Herren zu Hannover, die in besserer politischer Schule gelernt haben sollten. Es sey eben so viel als wenn ein Handlungshaus Peter und Paul seine Zahlungen deshalb versage, weil es eine andere Firma gewählt, und sich künftig Paul und Peter und Compagnie nennen wolle. Ob auch nun ein Schatten von Politik darin sey, diejenigen so zu behandeln, die in den bösesten Momenten dem Reiche oder dem Bunde Hülfe geleistet? ob man nicht Andere dadurch warne, in künftigen Bedrängnissen sich wohl zu besinnen?" —

Ein paar drollige Ausdrücke müssen wir noch in dieser Schrift bemerken. Des Einen bediente sich der Herzog von Danzig Lefebre, als er, auf Elsassisch-deutsch, die Ideologen Itlocken nannte; des andern bedient Hr v. Gagern sich selbst, indem er sagt, der Graf v. Reigersberg habe den cammergerichtlichen Personen eine Hülfe geleistet, die ihnen zur Lebsucht nothwendig gewesen. Also hatten diese Personen eine Sucht zu leben? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nagelneuer Plan zur Umgestaltung von Europa.

Vor wenigen Tagen (im November) ist eine dickleibige französische Saalbaderey in Paris erschienen unter dem vielversprechenden Titel: Considérations u. s. w. (Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Gesellschaften in Europa, nebst Bemerkungen über die geheime Note, über das letzte Werk der Frau v. Stael und über das von Montlosier; nicht weniger als 486 Seiten groß Octav hat ein gewisser Hr. Masuyer hier voll geschrieben. In der Vorrede macht er uns bekannt, daß er auch schon einen Versuch über eine neue Polnische Constitution und einen Cursus der philosophischen und medicinischen Chemie geliefert hat, in welchem letztern er im Vorbeigehen bewiesen, „daß die Politik die Aufmerksamkeit der Philosophen nicht verdiene." Er muß also wohl kein Philosoph seyn, denn er hat sich dennoch stark damit abgegeben. Am merkwürdigsten ist derjenige Paragraph, welcher die Ueberschrift führt:

„Von den neuen Umgrenzungen der Staaten, „die für die allgemeine Ruhe, oder das so „eifrig gesuchte Gleichgewicht von Europa „nothwendig sind"

den wir unsern Lesern im Auszuge mittheilen wollen. Erstens: Frankreich. Es kann den fremden Mächten keinen Argwohn mehr einflößen, denn es hat nie, weder vormals noch in unsern Tagen, Eroberungs- und Herrscher-Projecte gegen seine Nachbarn genährt; (!) was geschehen ist, war immer nur das Verbrechen eines Einzelnen. (Sehr drollig! würde nicht (sans comparaison) eine Räuberbande mit demselben Rechte sagen können: wir haben nie einen Reisenden berauben wollen: an Allem was geschehen, ist nur unser Hauptmann schuld?)

„Die Franzosen können Ausschweifungen begehen, die ihr Herz einen Augenblick nachher mißbilligt; wie jener Grenadier, der in einem Hause 10 Thaler geraubt hatte, und sie gleich darauf einer armen Frau schenkte, der man ihre Kuh genommen." (Ein herrlicher Trost für den Beraubten!) „Manche haben es vielleicht noch ärger gemacht als dieser Grenadier, aber nur wenige, (!) die von ihren Kameraden verachtet werden." (Sind Davoust und Vandamme verachtet worden?) Aus alle dem wird nun gefolgert „daß die Franzosen sich nicht in die Angelegenheiten anderer Nationen mischen werden, wenn man sie nicht durch Ungerechtigkeiten dazu reizt. Ungerecht wäre es aber vor allen Dingen, ihnen alle ihre Eroberungen zu rauben, und ihnen den König von Preußen mit seinen überrheinischen Besitzungen zum Nachbar zu lassen. Die Nationen, gerechter gegen Frankreich, müssen ihm wiedergeben, was im Geist der Plünderung, der Rache u. s. w. trotz aller hochtönenden Versprechungen ihm entrissen; ja, es ist für die Si-

cherheit von Europa nothwendig, daß Frankreich das Land zwischen dem Rhein und der Mosel zurück erhalte. Nur wenn das geschieht, wird es das Königreich Holland und der Niederlande gern anerkennen." (Das wurde zu Paris in dem nemlichen Augenblicke gedruckt, wo die alliirten Mächte die Occupationstruppen zurück zu ziehen beschlossen.)

Des Verfassers Drohungen gehen noch weiter: „wenn man Frankreich nicht eine, der Majorität beliebige, Constitution giebt, oder, wenn es der Minorität gelingt die jetzige Constitution mit Füßen zu treten, so wird vielleicht ein neuer Buonaparte auftreten und Europa noch mehr seufzen müssen als zuvor. Das wird sich besonders dann ereignen, wenn man nicht an Frankreich zurück giebt, was es mit so vielem Rechte reclamirt. (Nemlich das Land zwischen dem Rhein und der Mosel.)

„Will man das Königreich Sardinien auf dem festen Lande erhalten, und ist Savoyen mit seinem Loos zufrieden, so wird Frankreich sogar Verzicht thun (wie großmüthig!) auf den Theilungs-Punct der Gewässer, die gegen Westen der Alpen in die Rhone und in den Var fließen. Soll jenes Königreich aber nicht bestehen, so wird Frankreich gern Corsika an Sardinien abtreten als Ersatz für jene Alpengewässer. — Die Grenzen gegen Spanien bleiben dieselben, aber die, zum Hohn der Proclamationen, ihm entrissenen Festungen müssen zurückgegeben werden."

„2. Die vereinten Königreiche von Belgien und Holland sind Frankreichs Alliirte, wegen der Colonien und des Handelsinteresse. Belgien muß Luxenburg besitzen und den Lauf der Mosel bis zum Rhein zur Grenze haben. Denn Herr v. Pradt hat schon bewiesen, daß es ein Unglück für Preußen wie für ganz Europa seyn würde, wenn es etwas jenseits des Rheins besäße. Die Ruhe und die Ehre Frankreichs hingegen erheischen, daß man ihm diesen kleinen Theil seiner blutigen Arbeiten, das Land bis Coblenz, zurückgebe."

3. „Das Land zwischen der Elbe und Oder bis Hamburg wird einen Staat ausmachen, der, wie man will, Sachsen oder Preußen zugehören wird. Unter seinem und Dänemarks Schutz bleibt Hamburg frey. Dänemark erhält das Land zwischen der Elbe und Weser bis Magdeburg, als Ersatz für Norwegen und Schwedisch-Pommern. Holsteins Grenzen bleiben unangetastet."

4. „Da England nichts auf dem festen Lande besitzen darf, so werden die Ueberreste von Hannover, Berg, Hessen, die andern kleinen, dort eingeschlossenen Staaten und Sachsen diesseits der Elbe vereinigt, an Preußen abgetreten, und aus den andern kleinen Fürstenthümern bis zum Mayn wird ein neues Königreich Westphalen gebildet, welches entweder von Preußen, oder Sachsen, oder Hessen beherrscht wird. Frankfurt, Lübeck, Hamburg und Danzig bleiben freye Städte."

5. „Frankfurt muß aber den Kanal graben, den Carl der Große angefangen, um den Rhein mit der Donau zu vereinigen. Dafür erhält es die Abgaben und die Strandwege auf beiden Seiten des Kanals 100 Klafter breit. Frankfurt soll aber auch noch einen andern Kanal graben zu Vereinigung des Rheins mit der Elbe durch den Mayn und die Salza. Würtemberg und Baden sollen die Länder zwischen dem Rhein und dem Mayn besitzen bis zum Costanzer-See und bis in die Schweitz, zur linken der Donau. Besser wäre es aber, wenn Würtemberg und Baden vereinigt würden, was vielleicht bald geschehen kann."

6. „Das Land zwischen der Elbe und dem Mayn-Kanal, also ein großer Theil von Böhmen und Würzburg, erhält der Grosherzog von Würzburg, und Bayern wird entschädigt durch das österreichische Tyrol bis zum Po, soll auch herrschen bis Linz."

7. „Italien, welches seine Unabhängigkeit nur durch ein tiefes Vergessen aller Schicklichkeiten, aller Gerechtigkeit und Billigkeit einbüßen konnte, wird in Nord- Süd- und Mittel-Italien getheilt. Nord-Italien, begreifend Venedig, Parma, Piacenza und den ganzen Lauf des Po bis Ravenna u. s. w. soll entweder die Königin von Hetrurien oder das Haus Savoyen beherrschen. Geht aber dieses nach Sardinien zurück, so bekommt es zur Entschädigung Corsika und die Insel Elba. Genua wird wieder frey. Mittel-Italien, bis zur Tiber und noch 3 Meilen weiter, ist das Patrimonium Petri, wenn der heil. Petrus doch einmal ein Patrimonium haben soll, wird aber in eine Republick umgewandelt, deren Haupt der Pabst mit einer Civilliste seyn wird. — Neapel bleibt und behält Sicilien, bekommt auch Maltha. — Sollte die Königin von Hetrurien Nord-Italien nicht erhalten, so kann man sie durch Portugal entschädigen."

8. „Für alle Abtretungen, welche Oesterreich auf diese Weise gemacht haben wird, liefern ihm die übrigen europaischen Mächte so viele Truppen als nöthig sind, um in einem einzigen Feldzuge, und

ohne einen Schuß zu thun, sich des ganzen Laufes der Donau bis zum schwarzen Meere zu bemächtigen. Dazu können auch die 700 Millionen angewandt werden, welche Frankreich verurtheilt ist derjenigen Armee zu zahlen, die es so mal à propos bewachen soll. Da aber diese 700 Millionen nicht in Einem Jahre bezahlt werden können, so müssen die Fürsten das Geld so lange vorschießen. Die Länder von der südlichen Mündung der Donau bis Varna werden die Apanage der Erzherzogin Marie Luise und ihres Sohnes ausmachen, der gar nicht so genau bewacht zu werden braucht, da sein Vater zu großes Unglück unter uns verursacht hat. — Diejenigen Länder, deren Ströme nach dem mittelländischen Meere und nach Thessalien sich ergießen, von Constantinopel bis Illirien, folglich auch Griechenland und der Rest der europäischen Türkey, bilden neue Staaten, deren Einen ein russischer Prinz beherrschen, und dessen Hauptstadt Constantinopel seyn wird. Das Haus Oesterreich nimmt Griechenland, den classischen Boden der Freiheit in Besitz. — Auf solche Weise wird die traurige Verbindung zwischen Oesterreich und England zerrissen werden, welches letztere alle Quellen der Industrie des festen Landes zerstört; eine Lage der Sachen, die besonders Rußland nicht dulden kann. — Ich weiß, daß es Leute giebt, welche ein solches Project mißbilligen, aber es ist gerecht und für die Ruhe und Civilisation von Europa unerläßlich, wird auch sicherlich ausgeführt werden, ob ich gleich den Zeitpunct nicht bestimme."

9. „Dieser Kreuzzug gegen die Türken ist gerecht, denn erstens kann Eroberung nie ein Recht verleihen." (Und doch nimmt Hr. Masuyer dieses Recht der blutigen Arbeiten in Anspruch, um das Land zwischen dem Rhein und der Mosel zu reclamiren.) „Zweitens sind die Türken keine Europäer. Drittens unterdrücken sie die Europäer. Viertens würde sonst das classische Land der Freiheit stets unterjocht bleiben. Fünftens muß Europa Land haben um Colonien anzulegen, und diejenigen zu entschädigen, welche Opfer bringen. Der ganze Peloponès, nebst Corinth und seiner Landenge, wird zurück behalten, um Lykurg's Gesetze mit einigen Modificationen wieder aufleben zu lassen. Entweder wird daraus das Vaterland aller derer, welche die Republick lieben, oder der Prinz Eugen findet dort eine neue Quelle von Ruhm und Ersatz, wenn man ihn der Liebe der Italiäner nicht wiederschenken will."

10 „Rußland bekommt ganz Polen, muß aber einen eignen Staat für Einen seiner Prinzen daraus bilden. Ein anderer russischer Prinz wird in Constantinopel und in Thracien etablirt. Der Kaiserthron bleibt aber jenseits der Dwina, des Dnieper und des Vereinigungs-Kanals zwischen diesen beiden Flüssen. Dorthin wird man eine Säule stellen, welche auf einer Seite die Inschrift trägt: Hier endigt Europa; und auf der andern: Hier fängt Asien und das mächtige Reich der Russen an, welches so lange dauern soll, als die Gerechtigkeit in den Herzen der Menschen herrschen wird, weil es vor 100 Jahren noch barbarisch, nur in Europa erschienen ist, um dasselbe auf den Gipfel der Civilisation zu tragen, und weil es, nachdem es den Westen durch die Gerechtigkeit und Mäßigung Alexander des Ersten erobert hatte, sich in diese Grenzen zurückzog, da sein Fürst überzeugt war, daß der Ruhm, Königreiche zu erlangen, durch den Ruhm, deren Grenzen zu bestimmen, und Zufriedenheit und Frieden allen Herzen zu schenken, ausgelöscht wird. (Ohne Zweifel hat der Verfasser sich auf diese Phrase recht viel zu gute gethan. Im Grunde will er durch Schmeicheley das nemliche erlangen, was Napoleon durch Gewalt der Waffen erlangen wollte.) — Herr Masuyer fährt fort: „unter dieser Bedingung mag Rußland sich gegen Osten ausbreiten, fleißige Colonisten von uns aufnehmen, und europäische Künste und Civilisation bis nach Thibet und China bringen. So wird auch der Fehler verbessert werden, den Oesterreich und Preußen begingen, als sie Rußland den Fuß über die Dwina und den Dnieper setzen ließen. Glücklicherweise befindet sich Rußland in den Händen eines Fürsten, der, wenn er wollte, Europa eben so viel Böses zufügen könnte als Buonaparte, der in einem einzigen Feldzuge Preußen und im zweiten Oesterreich wegnehmen könnte, der aber den unsterblichen Ruhm vorzieht, allgemeines Glück, allgemeinen Frieden herzustellen. Denn ganz Europa könnte in diesem Augenblicke kein Gegengewicht gegen Rußland bilden, u. s. w."

11. „Schweden und Norwegen haben nichts zu wünschen als die Freiheit der Meere, zu der sie aus allen Kräften beitragen müssen."

12. „England muß durchaus sein Universal-Monopol und seine Herrschaft über die Meere aufgeben. Alle Nationen vereint müssen es dazu zwingen."

13. „Spanien muß einsehen lernen, daß

Digitized by Google

es gegen seine Colonien vergebens kämpft. Es hat vom übrigen Europa nichts zu fordern, als Achtung für seine Unabhängigkeit. Portugal darf weder von England noch von Brasilien sich Gesetze vorschreiben lassen. Wenn die Königin von Hetrurien es nicht erhält, so kann es eine Appanage für den spanischen Prinzen werden, der die Prinzessin von Brasilien geheyrathet hat."

14. „Die Schweitz kann bleiben wie sie ist; aber die Berner Aristocratie wird stets ein großes Hinderniß der Verbesserung ihrer Constitution seyn. — Ein Congreß soll von Zeit zu Zeit alle diese Verfügungen erneuern und bekräftigen, und wenn irgend einmal ein verblendeter Fürst dagegen handeln wollte, so sollen alle Honnêtes gens denken: pro rege saepe, pro patria semper." (An dieser Probe des Unsinns werden unsere Leser ohne Zweifel genug haben.)

Aphorismen über Religion, Kirche und Staat.

Ein Rechtsgelehrter, Nahmens Wilhelm Meier, ist der Verfasser derselben. Ein Mann, der allen gebildeten Deutschen längst werth ist, Bouterweck, hat sie durch eine Vorrede in's Publicum eingeführt, und sagt in derselben, „daß er „die Reflexionen des Verfassers in jeder Hinsicht der „Mittheilung an das Publicum würdig halte, ob „er sie gleich nicht alle unterschreiben könne." Das wäre wohl schon genug um das Büchlein zu empfehlen. Wir wollen aber auch, um den Ton des Verfassers anklingen zu lassen, einige seiner Aphorismen ausheben.

„Wer bloß verständig ist, ist nicht viel mehr, als ein lebendiges Ein-mal-eins. Wer nicht verständig ist, nähert sich, trotz aller seiner Anschauungen, dem Wahnsinne. — Die Religion ist die liebevolle Richtung des menschlichen Gemüths zu dem lebendigen Gott. — Es ist bemerkenswerth, daß unsere herrliche deutsche Sprache die Andacht von Denken benennt. Es wird bei uns also schon durch das Wort die Dumpfheit eines gedankenlosen Gefühls vom Begriffe der Andacht ausgeschlossen. Eine gute Lehre für gewisse Schwärmer, wenn sie eine gute Lehre vernehmen könnten. — Die wahre Mystik ist das Vertrauen auf die Anschauungen der Vernunft. Ist nicht der Glaube an unsere Sinne eben so mystisch, als der an etwas Uebersinnliches? — Die Kirche ist ein Baum, dessen Wurzeln auf einem dem Staate nicht gehörigen Boden stehen, und dessen Krone in den Himmel reicht. Nur in der mittlern Region tritt ein Theil des Stammes und der Zweige in das Gebiet des Staats hinein. Mag der Staat um die ehrwürdige Eiche seine Bürger versammeln, mag er Blätter und Blüthen, welche der lebendige Hauch der Luft herabwirft, sich zueignen, mag er in ihrem Schatten Feste feiern und zur Arbeit neue Kraft sammeln lassen; allein er darf nicht die Aeste auslichten, um Aecker und Höfe damit zu verwahren, oder den Stamm abhauen, um sich Winters an seinem Feuer zu wärmen. — Die Duldung der Quäker, welche den Staat nicht nach außen durch die Gewalt der Waffen vertheidigen wollen, kann auf keine Weise vor der Philosophie und Critik des Rechts bestehen. Eben so wenig die Duldung der Klöster und der Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen. Diese beiden Institute sind der Staatsabsicht durchaus entgegen. Wer sich dem Staate entzieht, verdient dessen Schutz nicht; er muß dessen Gebiet also verlassen, oder zu seinen Zwecken beitragen."

Gemäßigte Meinung über die Turnkunst

(gezogen aus dem Buche Regent und Volk.)

„Ob die körperliche Bildung der Nation so viele Rücksicht verdiene, als die eifrigen Anhänger des Turnwesens ihr gern gewidmet haben möchten, ist eine Frage, die sich mir hier aufdrängt. Die alten Nationen mußten dabei andere Rücksichten nehmen. Der Krieg bestand vorzüglich in persönlichem Handgemenge, wo Stärke und Gewandtheit mehr als jetzt den Sieg entschieden. Das griechische und morgenländische Klima verlangten mehr Leibes-Uebungen, um nicht in Weichlichkeit zu erschlaffen, gegen die uns ein rauheres Klima schon abhärtet. Die Strapazen, die unsere nicht in Turnübungen erzogene Jugend in den Jahren 1813 und 1814 ertrug, beweisen, daß starke und gewandte Krieger auch noch anders woher, als aus der Turnschule, herkommen können; des künftigen Feldherrn Bildung insbesondere muß eben so sehr, wo nicht mehr auf geistige, als auf körperliche Eigenschaften berechnet werden. Der lahme Tyrtäus verschaffte durch die Begeisterung seiner Lieder Karthago den Sieg, und Torstenson, von der Gicht an seine Sänfte gefesselt, flog dennoch siegend in wenigen Monaten von der Donau bis an das baltische Meer. Die Turnschulen erscheinen mir daher nicht als ein so unerlaßliches Erforderniß der National-Bildung für eine Nation, die durchaus zur Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Nationalität sich geschickt machen soll, daß ich ihren Besuch, als einen wesentlichen Bestandtheil der Nationalbildung festsetzen würde. Demohnerachtet halte ich sie für so nützlich, daß sie, wenn sie auch Privatanstalten bleiben, doch vom Staate Begünstigung, Aufmunterung, Unterstützung und Aufsicht verdienen. Von dieser geleitet, werden sie meines Bedünkens Vortheile hervorbringen, die die Arm- und Beinbrüche und Schwindsuchten, die daraus, aller Vorsicht des Lehrers unerachtet, hervorgehen können, überwiegen, und die Vorsehung wird diesen Stoff, wie die Philantropine und die Salzmann'schen Jeremiaden (?) dergestalt verarbeiten, daß zwar nicht die übertriebenen Erwartungen der ersten Jünger gerechtfertigt werden, wohl aber eine Ausbeute daraus hervorgehe, die den Urhebern Ehre und dem Staate Nutzen genug verspricht."

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 49. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Politik. (Fortsetzung.)

Unter dem Titel: Regent und Volk, oder welche Constitution muß der Preußische Staat haben? ist ein Buch erschienen, welches viel Gutes, aber wenig enthält, was nicht schon hundertmal theils behauptet, theils bestritten worden wäre. Dabei ist nicht zu leugnen, daß das ewig wiederhohlte: „ich würde das so machen; ich entscheide so oder so; diese Frage muß durchaus bejaht oder verneint werden;" oft sehr anmaßlich klingt. Eine bescheidene, mehr in Zweifel gehüllte Form würde der guten Absicht des Verfassers förderlicher gewesen seyn, zumal da er, als ein Ungenannter, auf kein besonderes Vertrauen Anspruch machen darf.

Der Verfasser versichert gleich in der Vorrede, er habe blos seine eigenen Meinungen vorgetragen, und in seiner isolirten Lage nicht einmal gelesen, was die neusten Schriftsteller geäußert haben; diese Versicherung ist aber unwahr, denn schon auf der 9. Seite nimmt er Parthey für das Oppositionsblatt gegen den Herausgeber dieser Blätter, betreffend die Behauptung des letztern, daß der Wunsch nach Constitution gar nicht so allgemein sey, als man vorgebe. Eine Abstimmung über diesen Gegenstand würde (so meint der Verfasser) zum Nachtheil des Herausgebers ausfallen, „wenn man sie auf diejenigen „Individuen beschränke, die über dergleichen zu denken vermögen und also auch einzig und allein ein „Stimmrecht haben könnten." Das ist freylich eine bequeme Manier, einem Jeden das Stimmrecht abzusprechen, der anderer Meinung ist, denn man darf immer nur sagen: er vermag nicht über solche Gegenstände zu denken. Das ist eine Floskel, deren sich eben so wohl die eine als die andere Parthey bedienen kann.

Die Ursachen, warum der Wunsch nach Constitutionen jetzt mehr als jemals rege sey, findet der Verfasser in der amerikanischen und französischen Revolution; in der Verarmung fast aller Staaten und Vermehrung der Abgaben; endlich in dem Bewußtseyn, durch Thaten Belohnung verdient zu haben. Uebrigens gesteht er ein, daß auch in uneingeschränkten Monarchien Volksglück gedeihen, unabhängige Rechtspflege, Preßfreiheit, mäßige Abgaben, blühende Künste und Wissenschaften vorhanden seyn können, und zwar das letztere vielleicht noch mehr als in Republiken; aber es sey doch nichts dauerndes ꝛc. Darum fordere die allgemeine Stimme aller Deutschen, die in dieser Hinsicht stimmfähig genannt zu werden verdienen, Repräsentation, Steuerbewilligung, Verantwortlichkeit der Minister, Unabhängigkeit der Gerichte und Preßfreiheit. (Da haben wir's, wer alles das nicht fodert, der verdient nicht stimmfähig genannt zu werden. Auf diese Art ist freylich die allgemeine Stimme sehr leicht zu erlangen.) — Daß Alles gut ablaufen, daß die Leidenschaften kein ähnliches Unglück als in Frankreich nach sich ziehen werden, dafür bürgen dem Verfasser der National-Character, der Zeitpunct und die Umstände. (Lauter wurmstichige Bürgschaften.) Freilich würden anfangs Mißgriffe verschiedener Art, ungerechte Angriffe auf Beamte, Gekrächze unberufener Politiker häufiger als nachher vorkommen, aber zu französischen Freveln werde sich der kältere Deutsche doch nicht hinreißen lassen. (Sehr wohl! aber wenn wir auch nur anfangs die Mißgriffe und Angriffe zu fürchten haben, warum sollen wir uns dem aussetzen, wenn es uns sonst wohl geht?)

Durch Repräsentation, heißt es weiter, werde die Macht des Fürsten nicht beschränkt; sie diene wenigstens dazu, ihm andere Ansichten als die seiner Räthe vorzuhalten. (Andere — aber auch bessere? Gehört der Verfasser auch zu den albernen oder boshaften Menschen, die immer voraussetzen, die Räthe eines Fürsten müßten Schurken oder Dummköpfe seyn? Wir halten die Minister in der Regel wenigstens für kluge Leute, und, wenn sie auch nur klug sind, so verdienen sie, nach ihrer Stellung, mehr Vertrauen als ein Repräsentanten-Neuling, der auf dem Teiche seiner Theorien herum rudert, während der Minister auf dem Ocean der Erfahrung schwimmt. Andere Ansichten kann der Fürst, wenn er will, auch auf andere Weise erlangen, und, wenn er nicht will, so wird er sein Parlament auch eben so gut zu stimmen wissen, als der König von England.)

Der Verfasser selbst gesteht schon auf der nächsten Seite zu, Einmal, daß die Repräsentation den

Vorschlägen des Fürsten selten ihre Zustimmung versage, und zweitens, daß der Fürst auch auf andere Art die Stimme der Nation hören könne. Aber es sey doch „ein unschätzbares Glück für ein zartes Regentengewissen, keine Verantwortlichkeit auf sich laden zu dürfen. Was die blinde Macht scheinbar „verliere, gewinne die Ruhe der Seele doppelt und „dreifach." (Uns dünkt, bei der Ueberzeugung, redlich gewollt und reiflich überlegt zu haben, könne das zarteste Regentengewissen sich beruhigen.)

Die Provincialstände sollen in Preußen aufhören, sobald die allgemeine Ständeversammlung eingerichtet ist. Man soll aber, nach Frankreichs Beispiel, Departemental- Districts- und Municipalräthe einführen, um die Lasten auf die Provinzen zu vertheilen. Die Constitution selbst soll freylich vom Regenten ausgehen, weil es doch einmal nicht wohl möglich sey, das Volk in Masse abstimmen zu lassen. (Welche ungeheure Inconsequenz! gegen den Fürsten und seine Räthe soll nur die Constitution schützen, dieselbe Constitution, welche der Fürst und seine Räthe machen sollen. Entweder der Fürst macht sie so, wie das Volk es wünscht — und dann würde er auch ohne Constitution eben so regiert haben, weil er doch wohl nur seine Grundsätze in derselben ausspricht — oder er macht sie nicht nach Wunsche, und dann ist auch nichts dadurch gewonnen.)

Jeder volljährige Bürger soll wahlfähig seyn. Auch die Juden will der Verfasser von keinem Bürgerrecht ausgeschlossen wissen, vorausgesetzt, daß sie sich allen Verbindlichkeiten des Bürgers ohne alle Ausnahme unterziehen. — Der Staatsbeamte soll, so lange er Repräsentant ist, vom Staatsdienst dispensirt seyn. — Die Zahl sämmtlicher Repräsentanten setzt der Verfasser in Preußen auf 135, nemlich 5 für jedes Regierungsdepartement. In das Oberhaus, welches halb so viel Mitglieder zählen soll als das Unterhaus, nimmt der Verfasser auf: die Königl. Prinzen, die Chefs der mediatisirten Fürstlichen Häuser, und die vom Könige dazu ernannten Mitglieder, welche alle den Titel Pair führen, und wenigstens 15000 Thaler Einkünfte haben sollen. — Die Repräsentanten sollen auch Besoldungen empfangen, und zwar 10 Thaler Diäten und 2 Thaler für jede Postmeile der Entfernung von Berlin. — Abstimmung durch Acclamation soll nicht gestattet werden, denn — „die Repräsentanten sollten freilich über alle Rücksichten erhaben seyn und blos von ihrem Gewissen und Ueberzeugung sich leiten lassen, aber die Erfahrung „lehrt das Gegentheil. (Hört ihn!) Besorgniß die Gunst des Hofes oder des Volkes zu verlieren u. s. w., reißt viele hin, eine Stimme zu geben, „die sie nie würden gegeben haben, wenn sie nicht „öffentlich sie hätten geben müssen." (Aber um's Himmelswillen! wie kann man so nach Repräsentanten schreien, und zugleich eingestehn, daß viele nichts taugen? daß sie nicht so sind wie sie seyn sollten? daß sie um die Gunst des Hofes oder des Volkes buhlen? und solche Menschen sollen die Minister controliren!) —

Der Preußische Herr Finanzminister soll vor allen Dingen die ganze Lage der Finanzen der Nation offen darlegen, damit man erfahre, wozu die so sehr vermehrten Abgaben, die französische Contribution, die englischen Subsidien verwendet worden. Dann legt der Verfasser einen Plan vor, wie die Preußische Staatsschuld, vorausgesetzt, daß sie 400 Millionen Gulden groß sey, in 36 Jahren getilgt werden könne. Wir müssen die Beurtheilung dieses Planes Kunstverständigen überlassen. — Die jetzigen Abgaben, obgleich sie manchem unerträglich scheinen, können — nach der Meinung des Verfassers, noch eine Zeitlang ertragen werden.

Wir übergehen was von der Preßfreiheit, der Juri u. s. w. gesagt wird; es enthält nichts neues. Für die Preußische Armee fodert der Verfasser 4 Procent der Bevölkerung, also von 11 Millionen 440000 Mann, die aber nicht immer beisammen und besoldet seyn dürfen. Auch die Hälfte der Officiere soll, außer der Exercierzeit, mit halbem Solde beurlaubt werden. Ob sie vom halben Solde leben können, darum bekümmert sich der Verfasser nicht. Jeder Bürger soll dienen, aber nur 3 Jahre im stehenden Heere und 3 Jahre in der Landwehr. Um die Verschmelzung der Armee mit der Nation zu vollenden, soll kein Unterschied mehr zwischen bürgerlicher und Militär-Jurisdiction statt finden; die Bewaffneten sollen sich keine Brutalitäten gegen die Unbewaffneten erlauben, und die Ehre des Bürgers soll eben so viel gelten, als die des Soldaten.

(In diese frommen Wünsche wird wohl Jeder mit dem Verfasser einstimmen, zumal da ziemlich allgemein verlautet, daß die Ansprüche des Militärs und die Art, wie es dieselben durchsetzt, an vielen Orten schon wieder unleidlich geworden sind.) —

Mit dem Adel soll wie in England verfahren, der Bauer nicht besonders repräsentirt werden.

(Das Buch enthält sonst noch vieles, was besonders den Preußen interessant seyn wird.) —

Das zweite und dritte Heft der Waage, (in der nicht selten das Züngelchen fehlt) sind uns zuge-

sendet worden. Diese Schrift, deren Ankündigung mehr versprach als gehalten wird, sucht hie und da durch kecke Aeußerungen aufzufallen, und wird ihren Zweck, wenigstens in Frankfurt, wo sie erscheint, nicht verfehlen. Für auswärtige Leser möchte der lange, unbedeutende Theaterartikel abschreckend seyn. Wir begnügen uns, einige von jenen Knallfidibus mitzutheilen.

„Oesterreich ist die einzige reine Monarchie in Europa." —

„Der Geist dieses Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben — der Magen. (So ist's überall.) Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit worin der Geist der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sclaverey der Presse, die Quarantaine, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugnisse — Alles dieß war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam — Daß das Oesterreichische Volk mit innigerer Liebe an seinem Fürsten hängt, als irgend ein anderes, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwaltung. — Oesterreich ist das europäische China, ein still stehender ausgewachsener Staat. (Was Oesterreich für Wissenschaft und Kunst geleistet hat, und noch immer leistet; welche ausgezeichnete Männer in allen Fächern es hervorgebracht hat, davon scheint der Verfasser nichts zu wissen oder nichts wissen zu wollen)

Im Streite des Kopfes mit dem Herzen, siegt das letztere; darum wird auch Oesterreich, kalt, besonnen und lieblos wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet. Aber so mußte Oestreich beschaffen, und mit diesen Fehlern mußte es begabt seyn, um Europa's Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wie viel, ja daß sie Oesterreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte 25 Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter — man nannte es die Ruhe der Welt — und hat unter der Miene bequemen Thuns mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geschäftigkeit. — Preußen kann in seinem lang gestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Gränzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder, es muß und wird durch Wachsen sein Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen sie einverleibt worden sind, wohlthätig würken, indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen neuen und heilsamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man sich aber dieser Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, (freilich, weil Jedermann Sclave war) die man schmerzlicher vermißt, als selbst die Freiheit. — Preußen ist keine europäische Macht, aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im Preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund; die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Indem man der Preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht leugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist es, der den Körper regiert. — Die Bande, welche die Herrscherfamilien gegenseitig knüpfen, sind die einzigen, welche die europäischen Völker verbinden, und der europäische Staatenbund ist kein Völkerbund, sondern ein Herrscherbund. Mehr in dem europäischen Staatenbunde zu suchen oder von demselben zu erwarten, als seinem Wesen nach in ihm liegt oder aus seiner Constitution und Natur sich ergiebt, müßte demnach ungereimt erscheinen. Als Hauptitendenz kann demselben nur vorschweben eine wechselseitige Garantie der herrschenden Dynastien zur Erhaltung ihrer Rechte und zur Aufrechthaltung des politischen Systems, auf welches diese sich gründen. — In dem Bunde unter Monarchen, erhielte derselbe auch eine noch so heilige pragmatische Sanction, beruht alles in letzter Instanz auf der Persönlichkeit der Monarchen, mit diesen sind auch die Ansichten der Wandelbarkeit dahin gegeben. Ein höherer Grad von Dauer und Festigkeit konnte nur in den europäischen Staatenbund kommen, wenn neben den monarchischen Herrschern auch die Völker durch allgemeine Einführung eines der Cultur derselben entsprechenden Repräsentativ-Systems an der Conföderation Theil zu nehmen berufen würden" —

Die Göttinger Unruhen betreffend sagt der Verfasser: „Die vaterländischen Grübler werden dabei

bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen; aber darüber zu fordern versäumen, daß die ausgewanderten Studierenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat bestraft, und die durch französisch-westphälischen Witz nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hannövrischen hochadelichen Beamtenschaar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechszehnendigen Hirsche, nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr. Was eine Constitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Socrates auf dem Throne ersetzt werden könne, das mag Euch das hier besprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein schlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach seinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt die Gewalt zu gebrauchen, gegen seine eignen Unterthanen, die er hier gegen schuldlose Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ." —

„Ist es nicht möglich zu tadeln ohne zu spotten, und zu spotten ohne zu verwunden? Müssen Aufklärer den Lichtscheeren gleich seyn, die nur helle machen indem sie schneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit! — Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens. — Warum heißt eine Frau nehmen, d. h. seiner Freiheit entsagen wollen, mit einem das Gegentheil bezeichnenden Worte, freien? — Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beschmutzten Welt. — Der wahre Muth ist nicht blos ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens. — Jean Paul, dieses Harzgebürge und Potosi voll der edelsten Metalle, würde, verarbeitet, die Bijouterieläden aller deutschen Belletristen versehen, und zu Goldschlägerplatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakesspeare gethan. Er würde an einem Mammuthsknochen, einer ihm unbekannten Riesengeisterart, die zierliche Taille eines französischen Marquis abgemessen, und das Uebermaaß des Erstern lächerlich und unnatürlich gefunden haben." —

Aus diesen wenigen Proben wird der Leser, gleich uns, urtheilen, daß der Redacteur der Waage ein kluger und muthiger Mann ist, der Alles sagt, was ihm in den Mund läuft. Da kann es denn freylich nicht fehlen, daß, neben schönen und wahren Gedanken, auch allerley Barockes und Falsches zum Vorschein kommt; aber in die Modefarben gekleidet, und folglich mit einem Paß versehn.

Militair-Miszellen.

Die Oesterreichische militairische Zeitschrift, wovon wir mehrere Hefte aus diesem Jahre vor uns haben, liefert allerley, auch Nicht-Militairs interessirende, Aufsätze, und die Schreibart derselben zeigt von den Fortschritten der Sprachkultur. Wir theilen hier folgendes mit.

1. Im 7 und 8. Hefte beschreibt ein damaliger Officier der spanischen Wallonen-Garde den Feldzug des spanischen Generals Blake im J. 1811, woraus wir wieder bestätigt sehen, wie sehr die Uneinigkeit von Truppen verschiedener Nationen und ihrer Anführer, (Englischer und Spanischer) den Erfolg der Kriegs-Unternehmungen hindere. Ueberdem wird der General Blake der Unfähigkeit, die oberste Befehlshaberstelle zu verwalten, ohne Hehl beschuldigt. Durch seinen fehlerhaften Feldzug ging zuletzt auch die Stadt Valencia verlohren, die etliche Jahre früher (1808) entschlossene Bürger gegen ein Corps des Marschall Moncey vertheidigt hatten. Sie waren durch die Geistlichkeit zur Vertheidigung ermuntert worden, und hatten die anrückenden Franzosen mit Kanonenschüssen empfangen, wobey Mönche die Artilleristen machten und den Marschall verjagten. Auch im Jahr 1811. wurde der Muth der Belagerten in Valencia wenigstens eine Zeitlang durch das wunderthätige Marienbild, Santa Maria nuestra Sennora de los desemperados unterhalten. Sie war die eigentliche Generalissima der Valencianer, war dafür durch den Capitain-General der Provinz, Marquis del Palacio, anerkannt, und führte in allen öffentlichen Blättern den Titel: Generalissima par mar y tierra; auch war sie mit den Dekorationen des Capitain-Generals, und mit der rothen, goldbesetzten Generals-Feldbinde geschmückt (!) (Uns dünkt es ein großer Beweis von der Unfähigkeit des Generals Blake, daß er den crassen Aberglauben seiner Spanier nicht zu einer Begeisterung zu benutzen wußte.) Ein komisches Ereigniß jenes Feldzugs bestand in einer freiwilligen Schuh-Lieferung des Königreichs Merico, wovon etliche 1000 auf die Armee von Valencia kamen. Wahrscheinlich hatte man das Maaß von den Füßen der merikanischen Damen genommen, denn sie waren alle zu klein. (In Deutschland machte man es hie und da mit den Commis-Hemden und andern Monturstücken der armen Soldaten nicht besser, und entschuldigte die Spitzbübereyen von

Seiten der Unter-Aufseher wohl gar noch. (Das wird vermuthlich jetzt anders seyn?

2. Im sechsten Heft befindet sich eine Nachricht über zwey merkwürdige Versuche zur Erfindung und Anwendung eines Steinpapiers, um die Unbehülflichkeit der Steinplatten und das Ausspringen bey feinern Gravirungen, das mit dem Steindruck verbunden ist, zu vermeiden. Ein gewisser Sennefelder in Wien hat eine Steinmasse erfunden, die er auf Papier trägt, um darauf die Lythographie anzuwenden, deren sich die k. k. österreichische Armee bereits in den letzten Feldzügen mit Nutzen bedient hat. Auch hat ein ungenannter k. k. Officier zu diesem Zwecke ein ähnliches Papier erfunden, das er Steinlack-Papier nennt, womit er bereits 30 bis 40 reine Abdrücke der Gravirung erlangt. Diese Erfindung verdient vervollkommnet zu werden, da das Transportiren schwerer Steinplatten oft nicht thunlich ist.

3. Aus dem 7. Hefte. In Rußland zählt man über 150,000 Soldaten-Kinder, die auf Kosten der Regierung unterrichtet werden. Der Kais. Russische General-Major v. Sievers, ein Mann von gelehrter Bildung, der im letzten glorreichen Feldzuge das Ingenieur-Corps der ersten russischen Armee leitete, hat späterhin seine Zeit angewendet, um mehrere der vorzüglichsten Lehr- und Erziehungs-Anstalten in Deutschland, Frankreich und der Schweiz zu besuchen. Bey seiner Rückkunft stattete er dem Kaiser Alexander einen Bericht über diesen wichtigen Gegenstand des National-Wohles ab, in welchem er sein Hauptaugenmerk auf Elementar-Unterricht und Berufs-Bildung der zahlreichen untern Volksklasse gerichtet hat. Auf Befehl des auf alles Gute so aufmerksamen Monarchen, hat er ein neues Reglement für die Erziehung und den Unterricht der zu den kolonisirten Truppen gehörigen Soldaten-Kinder entwerfen müssen, auch ist zu diesem Zweck eine Commission in Petersburg niedergesetzt worden. Wir sind begierig die weitern Erfolge dieses Vorhabens zu vernehmen und zu berichten. Es muß die nützlichsten Folgen für das Wohl kommender Geschlechter vorbereiten; und ist es nicht der edelste Vorzug des Menschen, daß er fähig ist, für unbekannte Nachkommen gnten Saamen auszustreuen?

Hagbarth und Signe,
ein Trauerspiel von Oehlenschläger.

Wir wollen dieses schöne Gebilde nicht entfleischen; das heißt: wir wollen dem Leser keine dürre Skizze von diesem Schauspiel liefern, wie Recensenten wohl zu thun pflegen, und dadurch, so viel an ihnen ist, auch die besten Stücke ermorden. Zwar gehört Hagbarth und Signe zu den wenigen Schauspielen, die ein solches Fleisch-Ablösen noch wohl vertragen können — (denn selbst manches der Schillerschen, z. B. die Jungfrau von Orleans, verträgt es nicht) aber es bleibt immer eine widerliche Operation, mit welcher der Recensent weder beym Verfasser noch beim Leser Dank verdient; denn Ihner hat sein Kind herausgeputzt mit einem selbst gewobenen Kleide, das soll man ihm nicht abstreifen; und dieser ist unwillig, daß man ihm die Ueberraschung raubt. Also nur Ein Wort von der Fabel des Stückes: sie ist ächt-alt-nordisch. Die Königin Bera von Seeland, ihre schöne Tochter Signe und der Seekönig Hagbarth von Drontheim treten darinn auf. Vieles hat uns sehr wohl gefallen; Manches nicht. Von dem Letztern wollen wir zuerst sprechen.

Der häufige Gebrauch der nordischen Mythologie ist freylich kein Fehler, mag sogar als treue Farbe jener Zeit ein Verdienst mehr seyn, stört auch im Lesen eben nicht, allein für die Bühne wird das schöne Stück dadurch, wo nicht unbrauchbar, doch weniger genießbar; denn was soll der Zuschauer sich bey den vielen Götter-Nahmen denken, die an seinem Ohr vorüber rauschen, und die der Dichter oft durch Noten hat erklären müssen? — Es ist freylich eine Schande, daß wir die römische und griechische Mythologie in der Regel kennen, die nordische uns näher verwandte nicht, und mit Recht kann Oehlenschläger sagen: was kümmert mich Eure Schande? ich habe mich des Hebels bedient, den jene Zeit mir darbot; als ich die Leyer ergriff, konnte ich Eure Unwissenheit nicht im Auge haben. Dagegen läßt sich nichts einwenden als — daß ein Botaniker, der die Blumen seines Straußes mit Linnéeischen Nahmen belegt, ihn nicht auf dem Markte verkaufen muß. Für das Schauspiel ist die Bühne der Markt. — Störend ist es auch, und Lachen wirds erregen, wenn Bera zu dem Sohne spricht: „Jetzt zeige dich auf dem Dinge dem Volke.“ Welcher Zuschauer wird sich sogleich erinnern, daß unter dem Dinge der Gerichtstag zu verstehen ist? hat doch der Dichter selbst in einer Note es erklären müssen. — Den oft sehr nachlässigen Versbau wollen wir nur im Vorbeygehen rügen, da er bei der Vorstellung nicht auffallen wird. Hingegen wünschten wir manchen unedlen Ausdruck, manches unedle Bild hinweg, z. B. „wo kriegt wohl Alger solche Waffen her?“ oder: der

„Schwur bei dem Rosse, der des Vaters Sporen in der Erde nagt;" oder: „die Schönheit, die den Helden lockt, wie weiße Leinwand im Gras die Nachtigall". oder: „der Kuckuck, der seine Eyer ins fremde Nest legt" — Ferner hat es uns geschienen, daß, wenn das Kostüm in der Mythologie fast allzutreu beobachtet wurde, es hingegen in den Sitten jener Zeit bisweilen auffallend verletzt worden ist. Sollte wohl Signe sich in Seide gehüllt haben? und paßt es wohl in Hagbarths Mund, zu sagen: Freya habe ihm keine Seide gesponnen? — und die empfindsame Liebe, die ein kleines Blatt von Signe's Kranze im Busen bewahrt — die mit keinem Stricke, keiner Kette, aber mit einer Locke von Signe's Haar sich binden läßt — ziemt sie wohl dem Drontheimer Seekönige? — und die Mondschein-Schwärmerey, ziemt sie der nordischen Jungfrau?

Ein Verstoß gegen die Sprache ist es, wenn Hagbarth spricht: „ich hoffe Deiner Freundschaft nie unwürdig mich je zu zeigen; und ein Verstoß gegen die Naturkunde ist es, wenn er sein still sinkendes Leben mit einer Feuerkugel vergleicht, „die sanft in feuchtem Nebel sinkt und stirbt;" denn Feuerkugeln platzen.

Doch genug der Kritteleyen über kleine Flecken, die durch große Schönheiten aufgewogen werden. Wir danken dem Dichter für den Genuß, den er uns geschenkt hat; wir sind überzeugt, daß dieses Schauspiel — (wenn die nordischen Götternahmen hier und da beseitigt werden) — auf der Bühne treffliche Würkung thun wird, und um wenigstens durch Eine Probe unser Urtheil zu belegen, schreiben wir einen Theil der Scene ab, in welcher der liebende Hagbarth zu der liebenden Signe kommt, nachdem er ihren Bruder erschlagen. Signe sagt, sie habe ihm, der die Sitte befolgt, nichts zu vergeben:

— — Nur schone mein mit deiner Gegenwart
und überlasse mich dem stillen Kummer.

Hagbarth.

Ja, Signe! du sollst nie mich wiedersehen,
warum beweinst du aber deinen Bruder?
Er wünschte sich den Todt, und er ist glücklich.
Ich hab' es ihm versprochen, eine Lilie
aufs Grab zu pflanzen. ich bin in die Bucht
hinaus gewatet; fast wär' ich ertrunken;
der weiße Blumenkelch im Schilfe winkte
so wunderschön! Erlaube mir sein Grab
damit zu schmücken! Sieh dann geh ich wieder
und nimmer siehst du Hagbarth mehr.

Signe.

Verlaß uns!
Die Sorge meiner Mutter ist gefährlich,
sie haßt dich, sie wird dich gewiß verfolgen. —
Geh auf dein Schiff und zieh nach Norweg wieder,
Bleib da bey deiner Mutter, Schwester, Braut,
und mache Niemand mehr unglücklich.

Hagbarth.

Signe!
ich habe keine Mutter!

Signe.

Keine Mutter?

Hagbarth.

Und keine Schwester.

Signe.

Nicht?

Hagbarth.

Und keine Braut.

Signe.

(erröthend.)
Auch nicht?

Hagbarth.

Ich steh allein wie eine Tanne
in Herbstes Sturm an Drontheims nackten Felsen,
in Krieg und Waffen ward ich auferzogen,
ich saß im dunklen stillen Balckenhaus,
und sehnte mich nach Freuden in der Welt;
von Wallhalls Glück hört ich die Skalden singen.
Das wünscht' ich sehr, es drückte mich das Leben,
im Kampfe sucht' ich oft es zu verlieren
um meinen schweren Busen zu beflügeln.
Im Waffensturm vergaß ich meine Sehnsucht,
und nur ein schöner Ruf schien mir der Tod
zu einer Seeligkeit, die ich entbehrte.

Signe.

(wehmüthig.)
So ist es!

Hagbarth.

(mit steigendem Gefühle.)
Nein ich war ein blöder Träumer,
ein blinder unerfahrener Gesell,
der nur verachtete was er nicht kannte.
O Freya, sollt' ich denn das Leben hassen?
Gleich von der Wieg' in meine Gruft nur springen,
Kein Glück genießen, keine Blumen pflücken?
Die Götter lieben, und ihr Werk verdammen?
In Wallhall' die Walkyrie mir wünschen,
mit goldnem Trinkgeschirr bey Odins Gastmahl,
und jeder schönen Wohnung auf der Erde
vorbeygehn, wo die Lieb' und Freude blühn?
Nein, wie die blinde Eule flog ich nur
in grause Finsterniß, die Sonne scheuend.
Jetzt schlag' ich tief die Flügel in dem Staube
vor dir, und hasse meinen Knabenstolz. — —

Beantwortung von Briefen.

1. Mehr als ein Dutzend Buchhändler, und unter ihnen die achtungswerthesten, haben uns mit Zuschriften beehrt, in welchen, theils unsere Berechnung, theils unsere übrigen Bemerkungen, die hohen Bücherpreise betreffend, angefochten und bestritten werden. Wenn diese Briefe in dem Tone eines gewissen Bremer Zeitungsartikels abgefaßt wären, so würden wir uns wohl hüten eine Sylbe darum zu

verlieren — (denn ein quidam, der im Stande ist zu sagen: der Buchhändler müsse von dem kleinen Ueberschuß sich und seine Familie versorgen, während das Honorar für Schriftsteller ein bloser, oft leicht genug erlangter, Nebenerwerb sey, da die meisten besoldet wären, und nebenher in eigenen oder fremden Klatschbuden sich ihre Klopffechtereyen bezahlen ließen — ein leicht zu errathender quidam, der auf diese Weise behauptet, das Schreiben eines Buches sey der leichte, das Verpacken, Verkaufen, Rechnung darüber führen, der schwere Erwerb — ein so erbärmlicher Gesell verdient natürlich keine Antwort, und wir begreifen nur nicht, daß eine verständige Redaction, wie die der Bremer Zeitung, so albernes Gewäsch konnte drucken lassen, auch nicht einmal die Lüge unterdrückte, daß 22 Bogen des literarischen Wochenblattes 4 1/2 Thaler kosten) — aber es giebt Gott sey Dank noch viele sehr wackere Buchhändler, wie Kummer und andere mehr, deren rechtliches Betragen den Stand ehrt, und die Ungezogenheiten ihrer unwürdigen Mitbrüder vergessen macht, und da es lauter solche sind, die an uns geschrieben haben, und da wir durch diese Briefe auf neue Gründe aufmerksam geworden sind, die uns allerdings sehr triftig scheinen, so wollen wir gern unsere vorgefaßte Meinung modificiren. Der Eine sagt von den hohen Bücherpreisen:

„Ganz Unrecht haben Sie freylich nicht; allein „der bessere Theil der Buchhändler thäte doch gewiß „gerade das Gegentheil, davon bin ich überzeugt, „wenn man jetzt nicht aus Furcht vor dem „Nachdruck, hohe Preise machen müßte, um bei „geringem Absatz doch auf die Kosten zu kommen. „Natürlich kann ein Verleger, der 3 Louisdor Honorar gezahlt hat, keine so geringen Preise machen, „als der Nachdrucker, der nichts zahlt."

Dieser Grund leuchtet uns vollkommen ein. So lange das schändliche Gewerbe des Nachdrucks geduldet wird, so lange darf Niemand über hohe Bücherpreise klagen, am wenigsten der, der Nachdrücke kauft. Es ist in der That höchst traurig, daß die Bundesversammlung zu Frankfurt diese ganz Deutschland drückende Bürde, und auf einem großen Theil von Deutschland lastende Schande, noch immer nicht von uns genommen hat.

Ein zweiter versichert, „daß von einem Werke, „von welchem man 1000 Exemplare abzusetzen ge„denke, oft nur 2 bis 300 abgesetzt würden; auch „das beste Buch könne nicht einschlagen; die „Hauptursache der theuren Preise liege an dem ge„ringen Debit und an dem höhern Honorar."

Allein woher rührt der geringe Debit? (wenn er nicht durch den Nachdruck verkümmert worden ist) großentheils wieder von den theuren Preisen. Ein hohes Honorar erhalten doch nur diejenigen Schriftsteller, deren Werke stark abgehen? und dann wird es durch den starken Absatz gedeckt. Das Honorar scheint uns nie zu hoch, wenn es zwei Drittheile des reinen Gewinnes beträgt; denn so viel hat der Verfasser eines Buches doch wohl billig verdient?

Ein dritter braver Mann versichert, kein Buchhändler denke bei Calculirung des Preises an vorhergegangene Verluste, am wenigsten schlage er einen erlittenen Verlust auf eine neue Unternehmung; Erfahrung und gelehrte Kenntnisse wären dem Buchhändler minder nöthig, als kaufmännische Kenntnisse und Glück; die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau habe groß angefangen, und nach einigen Jahren wieder aufhören müssen, obgleich die Unternehmer Gelehrte waren; er selbst habe bei Verlagsartikeln, die von allen Zeitungen herausgestrichen worden, Verlust gehabt, hingegen von einem erbärmlichen, von allen Recensiranstalten herunter gehunzten Buche drei Auflagen machen müssen. Das Calculiren der Preise gründe sich blos auf die angenommene Wahrscheinlichkeit des Absatzes, wobei der Buchhändler ohne seine Schuld sich oft täusche, oft erst im zweiten oder dritten Jahre auf die Kosten käme, oft auch gar nicht. In den 1770ger Jahren habe der seel. Wieland seine Gedichte in 3 Theilen, 50 Bogen stark, für einen Laubthaler Honorar per Bogen verkauft, sie seyen auf Schreibpapier gedruckt worden, und haben nicht mehr als Einen Thaler gekostet, dennoch seyen davon seit 1770 viele Ballen zu Maculatur gemacht worden u. s. w.

Gleichermaßen macht ein anderer sehr ehrenwerther Mann uns drei wichtige Werke namhaft, deren Titel wir nur nennen dürften, um allgemeine Verwunderung zu erregen, die zu drucken ihm 10000 Thaler kosteten und aus welchen er kaum 6000 wiedrum gezogen hat. „Anjetzt," fügt er hinzu, „ist „der Abgang so, daß ich etwa jährlich die Interessen „von den noch darinn steckenden 4000 Thalern ziehe, „allein das Kapital ist für immer verlohren." —

Wir geben alle diese Gründe blos mit der Bemerkung zu — die wir zu machen uns nie schämen — daß unsere geäußerte Meinung irrig seyn kann, daß aber, wie gewöhnlich, die Wahrheit vermuthlich in der Mitte liegt; und hiermit lassen wir diesen Streit fallen, in welchem wir keinem ehrliebenden Buchhändler haben zu nahe treten wollen. —

2. Viele Buchhändler haben uns ihre Verlagsartikel zugesandt, mit dem Wunsche, sie in diesen

Blättern angezeigt zu finden. Wir danken ihnen Allen herzlich für das geäußerte Vertrauen, aber, indem wir uns nochmals auf dasjenige beziehen, was wir in No. 23 des ersten Bandes zu sagen für nöthig gefunden haben, müssen wir nur noch bitten, daß sie uns nicht solche Schriften zusenden, die für dieses Blatt gar nicht passen; z. E. rein juristische oder mathematische, oder abstract philosophische u. dgl.; denn wenn wir auch im Stande wären sie zu beurtheilen — welches der Fall nicht ist — so würde schon die Furcht sie ausschließen, unsern Lesern Langeweile zu verursachen.

3. Dieselbe Antwort müssen wir auch demjenigen braven Mann ertheilen, der uns ein Manuscript zugesandt hat, in welchem, wie er behauptet, ein tausendjähriger mathemätischer Irrthum berichtigt wird. Er mag vollkommen Recht haben, und seine Entdeckung sehr beachtenswerth seyn, allein unsere Leser nehmen keinen Theil daran.

4. Dasselbe müssen wir auch dem Herrn M. K. in A. erwiedern, so gern wir ihm auch Recht geben, und ihm unsere Hochachtung bezeigen.

5. Der ungenannte Russe, der uns von Baden bei Wien mit einem Schreiben beehrt, und uns das Körnige der russischen Sprache so trefflich bewiesen hat, empfange unsern herzlichen Dank. Wir bedauern nur, daß wir keinen öffentlichen Gebrauch von seiner schönen Uebersetzung machen können, da unsere Leser kein russisch verstehn, und die Druckerei, in welcher dieses Blatt gedruckt wird, auch nicht einmal russische Lettern besitzt.

6. Ein Correspondent in D. in Bayern, hat seinen Nahmen zu unterzeichnen vergessen, weshalb wir diesen Weg, ihm zu antworten wählen müssen. Wir erinnern uns nicht, daß der Herr Dr. Pf. jemals mit uns von ihm gesprochen hat, sind auch durchaus nicht im Stande, seinem schmeichelhaften Vertrauen zu entsprechen.

7. Derjenige Ungenannte, der sich, von Charlottenburg aus, erboten hat, uns mit nachtheiligen Anecdoten vom Herrn Hofrath Horn zu versorgen, hat sich eine ganz falsche Vorstellung von uns gemacht. Wir haben es in diesem Blatte blos mit gedruckten Schriften zu thun, und wenn wir dann und wann ungedruckte aufnehmen, so sind es doch gewiß nie ehrenrührige. Wir bitten folglich, uns künftig mit dergleichen Zumuthungen zu verschonen.

Schließlich müssen wir noch bitten, Briefe und Packete an uns — insofern deren Empfang nur den Absender interessirt — zu frankiren; denn es ist uns schon öfter begegnet, daß wir zwei auch drei Mal so viel Porto für ein Büchlein haben geben müssen, als dasselbe uns gekostet haben würde, wenn wir es aus dem Buchladen gekauft hätten.

Literarische Notizen.

In der Einleitung in das Nibelungenlied zum Schul- (!) und Selbstgebrauch bearbeitet von Mone, heißt es: „Es liegt dem Nibelungen-Liede keine Geschichte zum Grunde, und alle Nachweisungen geben nur leere, oft noch bezweifelte Nahmen ohne Thaten, die doch die Hauptsache der Geschichte sind, und verleiten überdieß durch gewaltsame Vermuthungen zu unendlicher Verwirrung und Entstellung der Sage und Geschichte.“ (Es muß gerühmt werden, daß ein Mann, der so verblendet ist, das Nibelungen-Lied zum Schulgebrauch zu empfehlen, doch wenigstens gesteht, daß es keinen geschichtlichen Werth hat.) —

In London kommen jetzt Verhandlungen einer Gartenbaugesellschaft heraus (Transactions of the Horticultural Society) welche wir der Aufmerksamkeit der Gartenfreunde empfehlen. Im zweiten Bande zeichnet sich besonders eine Abhandlung vom Gärtner Brown über die Anwendung des Dampfes in Treibhäusern aus. Brown hat sich zwar vorzüglich des Dampfes bei der Pflege der Ananas bedient, allein die Oefen überhaupt werden in den englischen Treibhäusern bald ganz abkommen, da der Dampf eine weit reinere Wärme giebt, die durch angebrachte Vorrichtungen erhöht oder gemässigt werden kann. Man hat zugleich den Vortheil der Dampf-Beleuchtung, wenn man will, die den Gewächsen unter gewissen Umständen sehr heilsam ist.

In demselben Bande erzählt der Gärtner Macher, daß die Blüthen der Hoya Camosa (vormals Asclepias camosa) die merkwürdige Eigenschaft besitzen, die Insecten vorzugsweise anzulocken, so, daß wenn z. B. die schönsten Trauben oder anderes Obst darneben stehen, die Wespen keines berühren, so lange jene Blüthen vorhanden sind. Es wäre daher eine Art von Schutzpflanze für die Treibhäuser. — Der Gartenfreund wird überhaupt hier noch viel lehrreiches finden. —

Von dem trefflichen Versuche des gelehrten russischen Staatsraths Uwaroff über die eleusinischen Mysterien (in französischer Sprache) ist schon vor zwey Jahren in Paris die dritte Auflage, und nunmehro auch eine englische Uebersetzung von Price mit Anmerkungen von Christie erschienen. Nach Hrn. v. Uwaroff's Hypothese, wie er seine Meynung nennt, sind die eleusinischen Mysterien aus Indien über Aegypten nach Griechenland gekommen. Folglich stammt auch die alte ägyptische Cultur und Religion aus Indien, so wie die Griechische zum Theil aus Aegypten. Die indische Religion wird für ein Bruchstück der Urreligion gehalten, durch deren Ausartung die mancherley Religionen in der Welt entstanden sind. Hr. v. Uwaroff glaubt, daß die sogenannten kleinen Mysterien nur einen vernünftigen Polytheismus, die großen aber die beyden Grundlehren der wahren Religion, Einheit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, enthielten. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 50. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Briefe an eine Dame über Theologische Literatur.

Zweiter Brief.

Der Hofmeister Ihrer Kinder, gnädige Frau, hat ganz Recht gehabt zu sagen, meine Anzeigen theologischer Schriften wären gar zu oberflachlich. Ihm, der selbst ein Theologe ist, müssen sie auch so vorkommen; sie sind aber auch gar nicht für ihn und seines Gleichen geschrieben. Die Damen, und wohl neun Zehntheile der Herren, nehmen wenig Theil an der theologischen Literatur, und wollen höchstens nur soviel davon wissen als hinreicht, um nicht ganz fremd darinn zu seyn, und um bey Gelegenheit, wenn Prediger in der Gesellschaft sind, ein Gespräch zu unterhalten. Größer, und folglich seltener, ist, liebe Freundin, Ihre Wißbegier; allein Sie haben auch gar nicht darauf gezählt, dieselbe durch meine Briefe zu befriedigen; Sie suchen und finden hier blos Andeutungen, um die Wahl Ihrer theologischen Lectüre zu leiten, und darum fahre ich fort, trotz Ihrem und allen Hofmeistern in der Welt, das düstere Gebiet der Gottesgelahrten Schreiberey, wie eine Biene die Cypressen-Bäume, zu umschwirren. Damit Sie mich aber, bey der lakonischen Kürze, deren ich mich befleißigen werde, ganz verstehen, muß ich Sie nothwendig erst damit bekannt machen, daß unsere theologische Literatur jetzt kein Paradies-Garten, sondern ein botanischer Garten ist, in dem jede Pflanze zu einer gewissen Classe gehört und ihre eigne Benennung hat, übrigens eine jede von der Andern glaubt und behauptet, daß sie in die giftige Classe der Nachtschatten gehöre. Also, liebe Freundin, merken Sie sich folgende kurze Characteristik:

Unsere Theologen heißen Orthodoxe, Rechtgläubige, wenn sie die Bibel als unmittelbare göttliche Offenbarung erkennen, nicht weiter grübeln und keinen Buchstaben derselben verrücken. Die dogmatischen Schriften von Storr, Reinhard und Augusti enthalten diese Lehre in ihrer Reinheit. —

Sie heißen Rationalisten, wenn sie annehmen, Gott habe sich durch die Natur, sowohl in als außer dem Menschen offenbart; wenn sie die Vernunft für das Gefäß halten, aus welchem der Mensch die Religion schöpft; wenn sie nur den verschiedenen Grad der menschlichen Bildung als Grund der Verschiedenheit der Religionen angeben; wenn sie die begeisterten Seher blos für ausgezeichnet kluge Männer halten, folglich auch den heydnischen Weisen den Titel der Gesandten Gottes nicht absprechen, und daran erinnern, daß selbst der Kirchenvater Clemens von Alexandrien erklärte: die christlichen Weisen glichen den Bienen, welche aus den Werken der Heyden und Juden den Honig zusammentragen. Ich nenne Ihnen hier besonders den verstorbenen Löffler, der in seinem Versuch über den Platonismus der Kirchenväter viele solche Stellen gesammelt, und in seinem Prediger-Magazin zu beweisen gesucht hat, daß das Christenthum den Glauben an unmittelbare Offenbarung entbehren könne. Ich nenne Ihnen Herder, Wegscheider, de Wette ꝛc., kann Ihnen aber nicht den Verfasser der Briefe über den Rationalismus nennen, der zwar viel Aufsehen gemacht, aber seinen Nahmen verschwiegen hat. Der Professor Tittmann in Leipzig hat zu beweisen gesucht, daß diese Lehre zum Atheismus führe. —

Sie heissen ferner Naturalisten, wenn sie noch weiter gehen, alle göttliche Mitwürkung bey Entstehung der Religionen leugnen, diese blos im Zufall suchen, die Wahrheit der heiligen Geschichte bestreiten. Ich erinnere Sie an die berüchtigten Wolfenbüttelschen Fragmente, an die Harm's und an Mauvillon's System des Christenthums, welcher letztere sogar behauptet, das Christenthum habe die verderblichsten Folgen gehabt. Diese Gattung von Theologen scheint vor der Hand mit Paalzows Hierocles ausgestorben zu seyn. —

Noch andere heißen Philosophen, wenn sie die Religion als Poesie betrachten, und jede Prüfung verwerfen; wenn sie blos die Phantasie für fähig halten, Religion zu erzeugen und aufzunehmen, darum durchaus kein Dogma, sondern neue Symbole, und einen prächtigen, durch die Künste verschönerten Gottes-Dienst begehren. Solche mystische, zum Catholicismus führende Poesie hat besonders Schelling in seinem Buche: Philosophie und Religion gelehrt, auch Horst in seiner My-

strosophie ꝛc. Diese Herren haben siegreiche Widersacher an Tschirner, Krause und Planck gefunden. —

Sie mögen Fanatiker heißen, wenn ihre Mystik noch gröber und folglich verderblicher ist, wie die Secten von Hauge in Norwegen, von Pöschl und Cloos bewiesen haben. Selbst Geistliche und andere Gelehrte sind in solche heillose Irrthümer verfallen. So ein gewisser Friedrich, der über Glauben und Hoffnung des Volkes Gottes zu den Zeiten des Antichrists geschrieben — so Henke, der die Geschichte einer neuen Würtembergischen Prophetin geliefert — so Kanne, der die Lebensläufe erwachsener Christen herausgegeben — so das Baseler Sonntagsblatt, welches unter andern behauptet: ein Mensch, dem sich Gott offenbare, brauche nicht tugendhaft zu seyn.

Endlich giebt es noch eine sechste Classe von Theologen, die ich die Schwankenden nennen möchte, weil sie nicht recht wissen was sie glauben sollen, seitdem die sogenannte Natur-Philosophie die Welt als Gott, die Sünde als leeren Schein und die Menschen selbst als ein Zufälliges der großen Substanz darsteller; seitdem man mit dem Christenthum bald dieses bald jenes philosophische System zu verschmelzen sucht. In Ruperti's theologischen Miszellen finden Sie alle diese Systeme kur dargestellt, auch die poetische Mystik gehörig gewürdigt. Ein Ungenannter hat geschrieben: die neue Kirche oder die Vernunft im Bunde mit dem Glauben, eine achtungswerthe Schrift, in welcher der Einfluß der verschiedenen theologischen Systeme auf den Zeitgeist sinnig entwickelt ist.

Nachdem ich Sie auf diese Weise mit dem Boden, auf welchem wir stehen, bekannter gemacht habe, wende ich mich nun wieder zu der neuesten theologischen Literatur, und hebe an mit der Geschichte.

In einem Büchlein: Der Werth der christlichen Dogmen-Geschichte, hat der Verfasser, Nahmens Illgen, sämmtliche Partheyen gutmüthig miteinander zu versöhnen getrachtet, was doch weder ihm noch Andern jemals gelingen wird. Er zeigt in einem klaren, nur oft zu gedehnten Vortrage, welchen Einfluß Klima, Volkscharacter, Zeitalter ꝛc., auf die Gestalt der Dogmen hatten, und meynt, man werde am Ende den Unterschied zwischen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung ganz aufgeben müssen.

Der Professor Tittmann zu Leipzig hat das Verhältniß des Christenthums zur Entwickelung des Menschen-Geschlechts zu erforschen gesucht, eine Aufgabe, die so schwer ist, daß des Verfassers Streben Dank verdient, wenn er sie auch nicht genügend gelöst haben sollte. Denn bedenken Sie, liebe Freundinn, was Alles erforderlich ist um zu bestimmen, wie viel das Christenthum auf den geistigen und moralischen Zustand des Menschen-Geschlechts gewürkt hat! nicht allein die Geschichte der Völker, sondern, fast möchte ich behaupten, die Geschichte eines jeden einzelnen Menschen muß man studirt haben; nicht allein was das Christenthum in seinem Entstehen war, muß man wissen, sondern auch was es nach und nach durch so mannichfaltige hinzu gekommene Mittel der Cultur geworden ist. Der Verfasser betrachtet freilich die Staaten, die Völker und die Menschen vor Christo durch seine eigene Brille, und findet überall Mängel, wo er sie finden will. Sehr viele seiner Behauptungen widersprechen geradezu der Geschichte. Wenn er z. E. die Abschaffung der Sclaverey und das Aufhören der Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts zu den Verdiensten des Christenthums zählt, so weiß jeder Schüler, daß die Sclaverey Jahrhunderte lang, und sogar bis auf unsere Zeit, neben dem Christenthume bestanden hat, und zum Theil noch besteht; daß erst im neunten Jahrhundert ein griechischer Mönch mit leiser Stimme sich darauf berief, der Sclave sey auch nach Gottes Bilde geschaffen; daß erst im 13. Jahrhundert der Verfasser des Sachsenspiegels seine Gründe gegen die Leibeigenschaft aus der Bibel hernahm, und daß selbst der Apostel Paulus die Sclaverey nicht geradezu verwarf, sondern die Sclaven mit dem Gefühl ihrer innern Freyheit in Christo tröstete. Eben so verhält es sich historisch mit dem Begriffe von der Würde des weiblichen Geschlechts, die das Christenthum, besonders bey den germanischen Völkern, schon antraf. Sehr unhistorisch verfährt Hr. Tittmann ferner, wenn er den geistigen und moralischen Zustand der Welt vor Christo als durchaus bejammernswerth, und den nach Christo als allgemein beneidenswerth darstellt. Er hat auch eine Offenbarungs-Theorie geschrieben, mit der sich aber seine hier geäusserten nachheiligen Begriffe vom Judenthum nicht wohl vereinigen lassen; denn wenn würklich Gott selbst den Juden ihre Religions-Begriffe beygebracht hat, warum nennt er diese verderblich? und warum schildert er sie so abscheulich? — doch verzeihen Sie diesen Seitensprung. Ich will ja nur berichten, keineswegs richten.

Von Gieseler's historisch-kritischem Versuch über die Entstehung und die frühsten Schicksale unserer Evangelien kann ich Ihnen eigentlich weiter nichts sagen, als

daß er nicht für Sie geschrieben ist. Dem Verfasser zufolge brauchte die erste christliche Kirche gar keine schriftlichen Evangelien, sondern hielt sich blos an die mündliche Ueberlieferung. Ich weiß nicht, ob Sie den bittern Vorwurf kennen, den Celsus den Christen machte, daß sie nemlich wie Betrunkene ihre Evangelien drey, vier und mehrere male umgeändert hätten? Dieser Vorwurf steht im Origenes, und Hr. Gieseler sucht ihn zu entkräften. Polykarp war der erste, der in seiner Gemeinde zu Smyrna die heutigen vier Evangelien einführte, worauf sie sich schnell bis nach Rom verbreiteten. — Sie wollen auch etwas von des Grafen Stollberg Geschichte der Religion Jesu wissen? Sie kriecht langsam vorwärts, ist im Dreyzehnten Bande erst bis zum Jahr 395 vorgerückt, bleibt immer nur Chronik und wird sich nie zum Range der Geschichte erheben. Sie können unter andern aus dem letzten Bande lernen, daß der heilige Hieronymus gegen alle unsittliche Begierden das Studiren des Hebräischen und Chaldäischen empfahl; wir wissen aber daß ein unheiliger Hieronymus im Purpur sich daran nicht kehrt. In unsern Tagen hat Timotheus Hermes zu demselben Zwecke die Erlernung des Generalbasses empfohlen. Uebrigens half das Studium jener schweren Sprachen dem heil. Hieronymus auch nicht immer, obgleich seine Begierden, nach unsern Begriffen, keineswegs unsittlich waren; denn er las nur gern die Classiker, bis er einst im Traume vor dem Throne des Weltenrichters stand, der, auf seine Behauptung, er sey ein Christ, ihm antwortete: Du lügst! Du bist ein Ciceronianer! Da ermannte er sich und warf die Heyden in den Winkel. —

Ein Buch, das halb und halb zur Religions-Geschichte gehört, möchte ich Ihnen wohl empfehlen, denn sie werden Unterhaltung und Belehrung darin finden. Es ist die Dämonomagie oder Geschichte des Glaubens an Zauberey ꝛc. auch nebenher vom Hexen-Proceß, und eine Beschreibung des Hexenthurms zu Lindheim in der Wetterau. Der Verfasser ist der hessische Kirchenrath Horst, der selbst darauf rechnet, auch von gebildeten Frauen gelesen zu werden. Jener Thurm, in dessen Nähe der Verfasser wohnt, hat das ganze Werk in zwey starken Bänden veranlaßt, ist auch in Kupfer gestochen davor zu schauen, weil in der Mitte des 17. Jahrhunderts mehreremale Hexen darin saßen, auch wohl in demselben hingerichtet wurden. Im ersten Theile finden Sie eine Parallele zwischen dem Zauberglauben der Heyden und dem der Christen, wobey keine Parthey der andern vorwerfen kann, daß sie die tollste wäre. Der zweite Band enthält die Geschichte der eigentlichen Hexerey, und wenn Sie trotz ihres Reichthums an Geiste, etwa noch Geister citiren wollen, so finden Sie hier auch Beschwörungs-Formeln und Charactere und die sogenannten 7—9 Siegel. Der Verfasser hat leider Recht zu glauben, daß ein solches Werk Zeitgemäß ist, weil so viele Menschen jetzt gleichsam nach Wundern schmachten; darum scheint mir aber auch die Verbreitung dieses Buches in mancher Hinsicht bedenklich, so gut es der Verfasser auch immer gemeynt hat; denn es wird ihm gehen wie jenem Prediger, von dem neulich im literarischen Wochenblatte die Rede war, der über die geträumten Lotto-Nummern warnend und spottend predigte, beyspielsweise einige Nummern nannte, und erfahren mußte, daß manche aus seiner Gemeine gleich nach der Predigt hingelaufen waren, sie zu besetzen. So möchte ich fast darauf wetten, daß manche Leser dieses Buches die Kraft der Beschwörungs-Formeln versuchen werden, wenn sie nicht etwa kurz zuvor des Predigers Cleymann ersten Unterricht im Christenthum gelesen und beherzigt haben; denn da heißt es von den Dämonen: „die Juden glaubten (also die Chri„sten nicht?) daß einige dieser höhern Wesen gesün„digt haben und von Gott verstoßen worden seyen. „Diese gefallenen Engel nannten sie Teufel. Sol„che Teufel konnten, nach ihrer Meynung, die Men„schen zum Bösen verführen, und auf mancherley Weise „plagen. Sollte Gott, der gütige Vater, dies wohl „zugeben können?“ — Das Austreiben der Teufel erklärt der Verfasser: Jesus habe die Menschen von gewissen schrecklichen Krankheiten geheilt. Sie sehen, der Mann ist ein Rationalist, oder gar ein Naturalist. Der Glaube an die Dämonen stützt sich doch immer auf die Bibel, und so möge mein Bericht hier einen schicklichen Uebergang von der Geschichte zur Bibel finden.

Welche Anfechtungen die Altonaer Bibel erlitten, wissen Sie, obgleich der Pastor Funk sie mit Zustimmung des gelehrten Superintendenten Adler herausgegeben. Das wissen Sie aber nicht, daß schon 1808 Münscher zu Marburg die lutherische Bibel berichtigte und erklärte, daß diese in ganz Kurhessen verbreitet und gelesen worden, und daß weder Huhn noch Hahn darnach gekräht hat. Wieder einmal ein Beyspiel von der unbegreiflichen Albernheit oder Bosheit der Menschen, dieselbe Sache verschieden zu beurtheilen, weil sie von verschiedenen Personen herrührt. Der Pastor Dirk hat belehrende Warnungen an die Leser der Altonaer Bibel geschrieben, und sucht zu

beweisen, daß Funk Eine Bibel-Wahrheit nach der andern vertilgen wolle. Ich will Sie nicht mit diesem Streite behelligen, obgleich Hr. Dirk die Königin von Dännemark damit behelligt hat, denn ihr ist sein Werk zugeeignet.

Die Bibel-Gesellschaften bleiben auch nicht ohne Anfechtung. Schröter wünscht, in zwey gedruckten Briefen, daß sie auch biblische Gesellschaften werden möchten, nemlich solche, die durch ihr Leben und Streben den Geist der Bibel, den Geist des Christenthums unter den Menschen verbreiten; wovon freylich, unter uns gesagt, noch wenig zu merken ist. Im Ganzen werden noch viele Zweifel gegen die Bibel-Verbreitung aufgeworfen: ob sie auch zu einem allgemeinen Hausbuche sich eigne? ob sie ohne Erklärung für Verstand und Herz genießbar sey? ob es nicht voreilig sey anzunehmen, daß Mahomedaner, Perser und Indianer durch das bloße Lesen der Bibel in ihrer Muttersprache sich zum Christenthume neigen würden? ob nicht durch die Bibel-Gesellschaften die Bibliolatrie befördert werde? Alle diese Zweifel hat der Antistes Heß in Zürich beantwortet in einer Schrift, welche den Titel führt: Das Vorsehungsvolle der immer weitern Bibel-Verbreitung in unsern Tagen, eine Schrift, die schon als das Wort eines denkenden und gelehrten Greises, der sein ganzes Leben der Bibel gewidmet hat, der Aufmerksamkeit würdig ist. — Hingegen hat ein Ungenannter Luthers Geist zu den protestantischen Fürsten reden lassen. Er äussert seinen Unwillen darüber, daß die Bibel-Gesellschaften die unvollkommene lutherische Uebersetzung aufs neue verbreiten, und verlangt, man solle die Bibel-Gesellschaften sistiren, bis eine bessere Uebersetzung vorhanden sey. — In Wachlers theologischen Annalen steht eine freymüthige Erklärung, die Bibel-Anstalt im Grosherzogthum Hessen betreffend, in welcher es heißt: die Brod-Noth sey größer als die Bibel-Noth; der gemeine Mann lese selten in der Bibel, und wenn er sie lese, so verstehe er sie nicht; daraus entstünden Schwärmer, Wundergläubige, Verrückte, deren der Verfasser in seiner 34jährigen Amtsführung viele gekannt haben will. Gute Lehr-Anstalten fehlten mehr als Bibeln, und wir würden jetzt schon nahe am Ziele stehen, wenn nicht ein Buchstaben-Geist aus England herüber geweht wäre. — So verschieden sind die Ansichten der Geistlichen! —

Auch von Predigten und Erbauungs-Büchern halte ich mich verpflichtet Ihnen kurze Notizen vorzulegen. Wenn Sie über moralische Gegenstände etwas recht sinniges lesen wollen, so lesen Sie Löfflers nachgelassene Predigten. Vielleicht werden Sie sich aber an ein Vielleicht des Verfassers stoßen, wenn er im zweiten Bande sagt: Kaiphas war vielleicht ein wohlwollender aber irrender Patriot.

Das neuste Magazin von Predigten, welches Hanstein, Eylert und Dräseke herausgeben, empfehle ich Ihnen besonders wegen Dräseke's herrlichen Gelegenheits-Reden. Derselbe hat uns auch mit drey vortrefflichen Predigten beschenkt, über die wichtige Frage: „Ordnet sich das Leben nach unserer Freyheit? oder nach höherer Bestimmung?" Da heißt es unter andern: „Kein Mensch kann weiter gehen als er soll. Die Ziele sind gesteckt, die Schranken gemessen, die Kräfte gewogen, die Mittel verglichen. Der Ruf ertönt, wir treten ins Leben, und unser Theil wird uns vom Herrn gegeben." Mit Recht versichert dieser treffliche Redner, wenn man seine Lehren wohl erwäge, „so werde Alles heilig was uns angehört, theuer was uns wohl thut, leicht was uns obliegt, sanft was uns schmerzt, willkommen was uns erwartet." Was sich nur immer über die schwierige Materie von der menschlichen Freyheit von der Kanzel sagen ließ, finden Sie hier auf die anziehendste Weise vorgetragen.

Natter's Predigten über Todt und Grab werden Ihnen nichts neues darbieten. Der Gegenstand ist bekanntlich schon sehr oft abgehandelt worden, unter den Katholiken von Feder und Werkmeister, unter den Protestanten von Ammon, Marezoll, Troschel, Reinhard u. a. m. Allein auch diese Predigten verdienen einen Platz unter den genannten. Auch Useners Lehre und Trost der heil. Schrift für Kranke und Sterbende ist eines der besseren Erbauungs-Bücher. — (Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Herr von Lasberg hat eine Sammlung altdeutscher Gedichte herausgegeben, welche sehr verdienstlich seyn soll, da keine deutsche Geschichte, besonders keine Bildungs- und Kunstgeschichte, möglich sey, bevor nicht der unermeßliche Reichthum unserer alten Dichtung gründlich erforscht und bearbeitet worden. Wir bekennen in Demuth, daß der Himmel uns keinen Sinn für diesen Reichthum verliehen hat, sondern daß er uns vorkommt wie eine alte Plunder-Cammer von lauter abgelegten und abgenutzten Sachen. Wir haben

auch noch keinen einzigen Mann von Geschmack gefunden, der solche Sammlungen hätte lesen können oder mögen. Manche Eltern pflegen die kleinen Schreibereyen aufzubewahren, die ihre Söhne in der Kindheit verfertigt haben, aber nicht um sie, wenn jene zu reifern Jahren gekommen, als köstliche Machwerke anzupreisen; sondern zur angenehmen Erinnerung, und um zu zeigen, daß die Knaben auch damals schon Talent verriethen. So, meynen wir, sollte man es auch mit den altdeutschen Liedern machen, deren bey weitem größter Theil doch gar zu kindisch ist. Indessen, wer anders fühlt — oder vielmehr es dahin gebracht hat sich einzubilden, daß er anders fühle — dem gönnen wir von Herzen sein Vergnügen.

Der Doctor Schmitz, Lehrer der englischen Sprache zu Frankfurt am Mayn, hat die Stadt zum neuen Jahre mit Sinngedichten beschenkt, in welchen er versichert, daß auf Frankfurts göttlichen Fluren Kunst und Natur sich ein Eden erbaut habe. Die Hexameter und Pentameter fließen ihm dermaaßen, daß sogar der Titel seines Werkleins auf seine Manier darinn abgefaßt ist:

„Sinngedichte zum Neujahrs-Geschenk für die freye Stadt Frankfurt,
„von Doctor Bernhard (oder Blasius) Schmitz, Lehrer der englischen Sprach." —

Der Herr Professor Rhesa in Königsberg hat das Jahr in vier Gesängen, ein ländliches Epos, aus dem Litthauischen des Christian Donalritis in's Deutsche übertragen. Dieser Donalritis wurde 1714 gebohren, und war ein Tausend-Künstler, denn er machte Thermometer und Barometer, schliff optische Gläser, baute Fortepiano's, spielte auch darauf, war ein tüchtiger Gärtner und ein tüchtiger Poet. Er hat Gedichte in hebräischer, griechischer, lateinischer, französischer und deutscher Sprache hinterlassen, correspondirte auch mit seinen Freunden in Versen und starb 1780. Die, hier zum Erstenmal abgedruckten, vier Jahreszeiten sollen sein Meisterwerk seyn, ein bleibendes Denkmal der litthauischen Sprache, ein Muster litthauischer Dichtkunst und Beredsamkeit. Ueberdieß hat er in reinen Hexametern gedichtet, zu einer Zeit, als er von dem erst aufblühenden Klopstock gewiß noch nichts gehört hatte. Herr Rhesa hat ihm das in deutscher Sprache nachgethan, aber nicht mit gleichem Glücke. —

Kämpfe der Zeit in zwölf Gedichten von Ludwig Robert sind erschienen. Wenn wir mit einem alten Sprüchwort sagen: sie sind nicht Fisch nicht Fleisch, so wollen wir damit eben noch keinen besondern Tadel aussprechen, denn etwas kann nicht Fisch nicht Fleisch, und doch eine recht gute Speise seyn; wir wollen nur dadurch andeuten, daß nichts eigentlich hervor schmeckt, nicht Ode, nicht Ballade, nicht Lehrgedicht ꝛc. Zur Ode rechnet z. B. der Verfasser seine Morgenglut, die den Brand von Moscau verherrlichen soll. Da heißt es:

Ja, ihr Völker, ja!
Staunet, jubelt! eine That,
Eine Wunderthat geschah,
Wie die Welt sie nimmer sah,
Ja, die sie unmöglich dachte,
Eh' in heilger Leidenschaft
Eines reinen Urvolks Kraft
Heldenmüthig sie vollbrachte!
Wo beginnen?
Wie vollenden?
Welche Rednerblume spenden?
Welches Bild ersinnen?

Den Volks-Balladen-Ton hat der Verfasser folgendermaaßen zu treffen geglaubt:

Ist es denn wahr, was man sich sagt,
Und was man nicht zu glauben wagt,
Weils gar zu glücklich wäre;
Nemlich, man spricht, Napoleon
Sey auf dem vollen Rückzug schon
Mit dem gewaltgen Heere. — —

Die Leipziger Literatur-Zeitung liefert eine interessante Uebersicht der vaterländischen Dichtkunst, aus der wir einiges pikante ausheben. Herr von Hundt (in seinen Gedichten Harfe und Speer) hat Buonaparte'n herausgefordert, und behauptet:

Hätte Gott noch keine Hölle,
Schaffen müßt er sie für Dich!

Welche Hyperbel, so wie überhaupt das viele Rachegeschrey und Fluchen auf anders meynende vom Recensenten ihm verargt wird.

Aber Herr Müller in seinen Patriotischen Kriegs- und Sieges-Liedern ist auch ein wenig derb, wenn er St. Cyr einen Schuft nennt; wenigstens ist das keine Poesie. Ueberhaupt findet der Recensent, daß Italiäner und Franzosen den Kriegerisch-verhöhnenden Ton lange nicht so in ihrer Gewalt haben, als die Deutschen; ein sehr zweydeutiger Vorzug, um den uns Jene schwerlich beneiden werden. Das Ausland kennt weit weniger diese Aftergeburt politischer Poesie, die im Schimpfen besteht, und doch immer irgend einer Gewalt schmeichelt.

In des Grafen Stollberg vaterländische Gedichte hat sich folgendes saubere Epigramm verirrt:

Du wähnst, es hätten Freyheit die Franzosen?
Kehr's um, die Freyheit jener Ohnehosen
Hat die Franzosen.

Ein Herr Schröer, der zur Erinnerung für seine Waffenbrüder gedichtet hat, giebt den Rath, alle französisch Gesinnte aus Deutschland zu jagen, meynt aber, dann bliebe uns nichts übrig, als was auf Vieren krieche (Man könnte daraus folgern, daß der Dichter selbst entweder französisch gesinnt ist, oder auf Vieren krieche.) — Göthe wird arg von diesem Dichterling mitgenommen. Götz von Berlichingen schreibt an Göthe eine Strafepistel, weil er nie auf die Franzosen geschimpft hat und sagt unter andern:

— Mehr als todt, unwerth der Leyer
Ist, wer zur Deutschen Siegesfeyer
Ein Barde — nicht die Deutschen ruft.

Dagegen hat ein Anderer gemeynt: ein Welt-Friede wäre zu theuer erkauft, wenn dadurch auch nur ein Blättchen von Göthe's Lorbern welken könnte. (Welche Extreme!)

Das neue Deutsche Commers- und Liederbuch liefert, neben manchen alten, guten und feinen, auch manches neue, schlechte und grobe, unter andern das sogenannte Verschißlied, womit die Jugend sich anmaaßt einen Bannfluch über Bursche und Nicht-Bursche auszusprechen, und welches vermuthlich bei der neusten Göttinger Begebenheit gesungen worden ist. Aber alles das wird heilig gesprochen durch ein gesungenes Fechten fürs Vaterland, durch „dem Deutschen Treu, dem Franschen Haß." Das ist die Cardinal-Tugend, die alle Lüderlichkeit versöhnt.

Ein besserer Geist, eine reinere Vaterlandsliebe weht in den Poetischen Versuchen von Wünning und in den Liedern aus der Fremde, von sächsischen Kriegern während ihrer Trennung vom Vaterlande gesungen.

Kaltschmidts Gedichte sind vorzüglich den Schicksalen der Hanseestädte gewidmet.

Kanngiessers Oden verherrlichen (oft ohne Ramlers Talent) die Kriegsthaten der letzten Jahre, lassen den König von Preussen „fürchterlich aufsteigen und muthige Helden mit Engelseelen (?) zur Schlacht führen."

In Max von Schenkendorfs Gedichten finden sich zwar auch alle Gemeinplätze der neudeutschen Dichtkunst, und manches durch übertriebenes Loben und Hassen versalzen, hingegen auch manches durch feine, dichterische Züge ausgezeichnet. Des leichten Reimes ist der Dichter mächtig, und die Sprache sinkt nie in's Unedle herab.

Wie viel auch sind der Stufen?
Am Thron der Ewigkeit,
Ein Volk ist hoch berufen
Vor Allen weit und breit:
Das ist das Volk im Herzen
Der heilgen Christenwelt,
Das fester alle Schmerzen
Und alle Freuden hält.
Das ist ein Volk der Treue,
Der Demuth und der Kraft,
Das ist die Gottes-Weyhe,
Die Deutschlands Würde schaft.

Von Seume's Gedichten dürfen wir nur erwähnen, daß Clodius die vierte Ausgabe besorgt hat. Manche ältere würksamere Lesart ist wieder hergestellt, manche kleine Dunkelheit weggeschaft worden.

Der Medicinal-Rath Wendelstadt hat ein Heldengedicht in vier Gesängen, die Völker-Schlacht von Leipzig gesungen, hat sich dazu in Kupfer stechen lassen, und ein Professor Abel hat Anmerkungen und Erläuterungen dazu geliefert. Dieser Herr Abel erzählt: Göthe habe dem Wunsche nicht entsprochen, ein solches Gedicht zu schreiben, allein wir könnten uns kühn durch Hrn. Wendelstadt dafür entschädigt halten, denn wir hätten noch kein würdigeres Gegenstück zu Homer's Iliade (sage Homers Iliade) als dieses Wendelstädtische Werk, diese Lipsiade, gegen welche alle Messiaden, Henriaden, Aeneiden und Noachiden verschwinden. Hier zur Probe eine Stelle, in welcher die bei Leipzig zusammen gedrängten Völker aufgezählt werden:

Aus Tobolsk, Irkuztk, Belohamskoy, Indinskoy Yeratschin,
Tschelesinska, Ostrog, Jumeen, Humari, Naunkoton
Totminisky, Conga, Müngassza Turuchan, Bilschezs,
Tshatzky, Casanow, Ubolitz, Bikkatun Woskeseneskoy.
Hörst du die Nahmen gereiht, so hörst du die Russen auch reden.

(Die Russen werden hier viele Orte finden, die sie in ihrem Leben nicht haben nennen hören)

Bisweilen hat sich auch Satyre in dieses Epos gemischt, denn für etwas anders als Satyre kann der Herausgeber dieser Blätter die folgenden Zeilen unmöglich halten:

„Lächelt uns doch, wie heitere Sonne, der Vorschlag des Mannes,
Welcher das Herz der Deutschen mit ihrem Geiste gewonnen,
Sophokles huldigt er, wie Shakespear, der tragischen Muse,
Aristophanes-Scarron wenn er den Komus verherrlicht,
Xenophon-Hume, wenn er im Tage schwelgt und der Vorzeit,
Kotzebue kennst du und liebst den launigen Dichter."

Uebrigens erzählt uns Hr. Abel, daß Herr Wendelstadt seine Hexameter mit platt auf den Tisch gelegter Hand verfertigt, und dabei mit den

Fingern gleichsam die Tasten eines Klaviers eindrückt.

Auch der Prediger Schmidt im Rübenlande Teltow hat die Völkerschlacht bei Leipzig, aber nur in Einem Heldengesange, nach seiner bekannten Weise, recht leicht versifizirt.

Hingegen hat Hr. Hempel sich den Spas gemacht, Napoleon den Großen in nicht weniger als 28 Barden-Gesängen zu schildern, die also schließen:

Er kam sich Ruhm zu holen,
Doch das gelang ihm schlecht,
Der zweite Krieg in Polen
Hat uns an ihm gerächt.
Er kam uns heim zu suchen,
Von Stolz und Geitz geweckt,
Ihm wird noch Deutschland fluchen,
Wenn Staub ihn länast bedeckt.

Zu rühmen ist an diesem Dichter, daß, wenn die Begeisterung ihm etwa hinreißen will, er plötzlich ruft:

Doch Muse schweig! du kommst in Hitze.

Das Morgenlied der freyen Deutschen in sechs Gesängen von Oelsner, ist gut gemeynt und weiter nichts. Das Herrmannsfest von Förster, ist ein grüner Eichenzweig, auf Theodor Körner's Grab niedergelegt. Dieses Grab findet man hier auch von Veith in Kupfer gestochen.

Die alten Sagen zu Fallrum am Teutoburger Walde, die Herrmanns Schlacht betreffend, hat der Freyherr von Hammerstein gesammelt und dadurch, obgleich in Prosa, mit einer wahren vaterländischen Poesie uns beschenkt. —

Der heilige Kilian und das Liebes-Paar ist ein schlüpfriger, sonst aber mit Humor und Witz reich ausgestatteter Nachlaß von Thümmel, dem noch als 73 jährigen Epicuräer seine Muse ein Schäferstündchen verwilligte.

Beym Erdbeben von Messina fanden Ritter Wolf und die schöne 15 jährige Agnese sich plötzlich in einem Weinkeller zusammen, in den beide hinabgestürzt waren:

Wenn der Erstarnten Wange brennt,
Die Brust sich hebt, die Augen funkeln,
Sie dem Tyrann zuletzt bekennt
Was Er nur will — sagt, welch Talent
Mahlt solche Scenen wohl — im Dunkeln?

Thümmel mahlt sie aber doch, und — wie nicht zu leugnen ist — mit den lebhaftesten Farben. — Vier schöne Kupfer zieren das Ganze, dem noch einige Jugendarbeiten Thümmels angehängt sind, die wir gern entbehrt hätten. —

Mit typographischem Schmuck nicht minder reich verziert sind die Gedichte von Merkisch, besonders merkwürdig dadurch, daß der deutsche Dichter ein Engländer ist, der aber zu Weimar im Umgange mit Wieland, Göthe, Herder und Schiller alle Geheimnisse unserer Sprache ihnen abgelauschte. Die zweite Hälfte des Büchleins füllen Uebersetzungen aus dem Deutschen in's Englische, nach Hölty, Matthison, Göthe, Schiller, Bürger, auch englische Originale, (die wir zu beurtheilen uns nicht herausnehmen) und Uebersetzungen aus dem Deutschen in's Lateinische u. s. w. Wir geben hier zwei Proben aus der ersten Hälfte, nemlich aus dem ursprünglich in deutscher Sprache verfaßten Gedichten:

Die drey Lehren. Freie Nachahmung von Schillers: drey Worte.

Drey Lehren nenn ich Euch inhaltsschwer
Die sinkende Menschheit zu heben,
Von edlem Gemüthe rühren sie her,
Sie zieren, beglücken das Leben;
Dem Menschen ist nimmer der Seegen geraubt,
So lang er noch an die drey Lehren glaubt.

Den geraden, muthigen Biedersinn,
Den Stempel der ewigen Tugend,
Der das Unrecht haßt und den schlechten Gewinn
O diesen lehret der Jugend;
Denn die Lehre, die der Politiker lehrt
Die raubet dem Menschen den ganzen Werth.

Die Bildung des Geistes, der edlen Vernunft,
Die Weisheit zeuget und Wahrheit,
Die den Menschen trennet von der Thiere Zunft,
Die die Seele durchströmet mit Klarheit:
Sie breitet umher ein unsterbliches Licht,
Sie leuchtet der Welt und entzündet sie nicht.

Und was ist das dritte bedeutende Wort,
Die schönste, die schwerste der Lehren?
O pflanzt sie von Munde zu Munde fort:
Die goldene Kunst zu entbehren,
Denn wer das Unnütze entbehren kann,
Der bleibet der einzige freye Mann.

Die drei Lehren bewahret Euch inhaltsschwer,
Vermacht sie den spätesten Erben;
Denn da sie nicht stammen von außen her,
So können sie nimmermehr sterben:
Dem Menschen ist Seegen und Ehre geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Lehren glaubt.

Auf die sogenannte Fichtesche Philosophie.

Deine Lehre, o Fichte, hat manches Neue und Wahre;
Nur ist das Wahre nicht neu, nur ist das Neue nicht wahr.

Das Manuscript von der Insel Elba

ist zu London im Druck erschienen, soll durch Bertrand bekannt geworden seyn, und selbst in Paris wird eine gewisse Authenticität ihm nicht abgesprochen. Diese besteht doch wahrscheinlich nur in der Uebereinstimmung der hier geäußerten Gesinnungen und Grundsätze mit denen, welche Buonaparte wirk-

lich hegt. Der Herausgeber erzählt: Am 20sten Februar 1815 um 2 Uhr Nachmittags habe Napoleon ihn rufen lassen und ihm ein mit Bleystift geschriebenes Blatt eingehändigt, um es in's Reine zu schreiben, wozu er drei Stunden gebraucht habe, weil vieles darin ausgekrazt gewesen. Dieses Blatt habe die Inhaltsanzeige der hier gelieferten Kapitel enthalten. Am 22. um 2 Uhr Morgens sey er geweckt und abermals zu Napoleon gerufen worden, den er im Schlafrock und Schlafmütze auf seiner Terrasse gefunden, und der ihm bis 10 Uhr Morgens diese Schrift, so geschwind als man spricht, dictirt habe. Drey Mal habe der Schreiber seinen Fingern Ruhe gönnen müssen, denn Napoleon habe in jeder Stunde 20 Octavseiten dictirt. Am 26sten schiffte er sich bekanntlich ein, vergaß das Manuscript und es blieb in den Händen des Schreibers, der, indem er es drucken läßt, in Napoleons Sinn zu handeln glaubt.

Das erste Kapitel besagt: wie im XVI. Jahrhundert der Pabst, Spanien und die Sechzehn vergebens versuchten, eine vierte Dynastie auf den Thron von Frankreich zu erheben, wie Heinrich IV ihn bestieg, die Ligue besiegte, allein nur regieren konnte, indem er sich ehrlich an die Majorität der Nation anschloß. — II. Kapitel: die Rechte der dritten Dynastie waren 1800 erloschen. Die Republik wurde eine gesetzliche Regierung durch den Volkswillen, die Religion, den Sieg und die Zustimmung der europäischen Mächte. — III Kapitel. Die Revolution machte aus Frankreich eine neue Nation und schuf eine neue Ordnung der Dinge. — IV Kapitel. Das Volk gründete den Kayserthron. Diese vierte Dynastie succedirte nicht unmittelbar der dritten, sondern der Republik. Dreymal wurde Napoleon vom Volke proclamirt, er wurde vom Pabste gekrönt und von den europäischen Mächten anerkannt. Er sah unter seinen Befehlen die Armeen aller Mächte des festen Landes marschiren. — V Kapitel. Das Blut des Kayserl. Hauses mischte sich mit dem aller Mächte von Europa. — VI Kapitel. Das Bündniß von 1813 hatte das Interesse der Bourbons nicht zum Gegenstande. Die Alliirten schoben den jetzigen König erst dann vor, als Napoleon sich weigerte, die Zerstückelung und die Schande des Reichs zu unterzeichnen. Sie triumphirten durch die Verrätherei der Marschälle Marmont und Augereau und des Prinzen von Benevent. Sie demüthigten und schwächten Frankreich. — VII. Kapitel. Die alliirten Mächte hatten und gaben kein Recht auf Frankreich. Ludwig ist illegitim. Hätte er seine Krone von der Nation empfangen und einen constitutionellen Vertrag mit ihr abgeschlossen, so würde er das legitime Haupt der fünften Dynastie geworden seyn. — VIII. Kapitel. Ludwig behauptet seit 1794 regiert zu haben. Er erkennt also nicht den Tractat von Fontainebleau; die Republik und die vierte Dynastie sind ihm illegitime Regierungen. Folgen dieses Grundsatzes sind die Emigrirten, die alte Geistlichkeit und die alten Privilegien. — IX. Capitel. Fernere Folgen desselben für die Gesetzgebung, die neue Geistlichkeit, den neuen Adel, die Armee, das Volk. — X. Kapitel. Ludwig, indem er den Thron der dritten Dynastie besteigen will, setzt sich auf einen Aschenhaufen, ist der Nation fremd, ist ohne Recht und ohne Gewalt. In den innern Gemächern der großen Pyramide stand seit mehreren Jahrhunderten die Mumie eines Abkömmlings von Sesostris, mit allen Zeichen der Königswürde geschmückt; als aber die Priester von Memphis sie der Verehrung der Aegyptier aussetzen wollten, zerfiel sie in Staub, weil sie weder die Wärme der Luft noch das Licht der Sonne ertragen konnte. —

Das ist der Hauptinhalt der 10 Kapitel, durch den sich die ganze wüthige Tendenz des Büchleins schon genugsam ausspricht. Der europäische Censor (im neuesten Bande) hat es nicht der Mühe werth gehalten, das Büchlein zu widerlegen, und „den Herrn Engländern zu beweisen, daß Bo„naparte's Raisonnements eben so wenig taugen „als seine Politik." Wir glauben dasselbe, und wollen nur noch ein paar lächeln erregende Stellen anführen. In einer Note pag. 17 sagt der Herausgeber:

„Ich bin Augenzeuge gewesen von dem Wider„willen, welchen Napoleon gegen den Krieg mit „Preußen hatte, und wie ungern er ihn anfing. Er „war geneigt, dieser Macht Hannover zu lassen, und „einen Norddeutschen Bund anzuerkennen. Er „fühlte, daß Preußen, da es von Frankreich nie „weder geschlagen noch gedemüthigt worden war, (auch „nicht bei Gelegenheit des Marsches durch das Anspa„chische?) kein Interesse hatte, welches dem seinigen „zuwider lief. Aber Einmal überwunden mußte es „auch vernichtet werden."

Die zweite Stelle: „Indem die Alliirten den „Franzosen eine verhaßte Familie aufdrangen, zer„störten sie bis in ihre Quelle jene großmüthi„gen Gesinnungen, welche seit dreißig Jahren „die Franzosen beseelt hatten." (Unglaubliche Unverschämtheit!)

Dem jetzigen König von Frankreich wird unter andern vorgeworfen, daß er das große Band der Ehrenlegion nie trage.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 51. Rede wahr, scheue Niemand. 2r. Band.

Briefe an eine Dame über theologische Literatur.

Zweiter Brief (Beschluß)

Ich weiß, Sie zürnen seit meinem letzten Briefe auf den Diaconus Harms in Kiel. Nun ja, er ist ein Zelote, und meist ein blinder Zelote; allein Sie müssen doch annehmen, daß er seine Ueberzeugung ausspricht, folglich es ehrlich meynt, und eine ehrliche Meynung sollte nie angefeindet werden. Der Mann hat zwey Reformations-Predigten drucken lassen, die viel schönes enthalten, wenn gleich die erste den so leicht zu mißbrauchenden Satz predigt, daß wir allein aus Gnaden seelig werden, und unsere Werke, folglich unser Wandel, nichts dazu beitragen. Erfreulich war es mir zu finden, daß Hr. Harms doch nebenher auch der Vernunft mit einiger Achtung erwähnt, indem er behauptet: nicht sie stehe im Wege um zum Glauben zu gelangen, sie weise, treibe und dränge vielmehr da hinan, man solle sie nur nicht selbst in den Weg stellen. Wen und was er unter dem man versteht, sagt er nicht; allein bemerken Sie, liebe Freundin, das Drollige in den Darstellungen solcher Eyferer: sie haben es erstens mit der Vernunft zu thun, und zweytens mit einem Jemand, der die Vernunft gebraucht oder mißbraucht. Dieser Jemand kann aber wieder kein anderer seyn als die Vernunft selbst, und drum hatten Sie nicht Unrecht, neulich zu sagen: die guten Leute wissen nicht recht was sie wollen.

Der Dom-Prediger Kottmeier in Bremen hat eine Säcular-Predigt gehalten, in welcher „die Jubeltöne wie Geisterstimmen durch die Lüfte „ziehen und die Seelen sich in unsichtbare Strömungen des geistigen Lebens eintauchen." Trotz aller dieser Jubeltöne und Strömungen sucht der Mann durch diese Predigt die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen in Bremen zu hindern, weil Luther nur Einigkeit, nicht Einheit gewollt habe. Dräseke hingegen hat, auch in Bremen, eine treffliche Predigt über den Confessions-Unterschied gehalten, und — es ist ihm von manchen Theologen verdacht worden, daß er diese Materie auf die Kanzel gebracht hat; ob auch von seiner Gemeine? weiß ich nicht.

Auch mehrere katholische Geistliche haben durch gute Vorträge sich ausgezeichnet. Der Kreuz-Weg, vom Erzpriester Müks gehört unter diejenigen katholischen Erbauungs-Bücher, die sich fern von schwärmerischen, roh sinnlichen, abergläubigen Vorstellungen halten, und deren Sprache einfach, rein und edel ist. So sind auch Gehrig's, des katholischen Pfarrers zu Ingolstadt, Predigten in einem so löblichen Geiste der Duldung geschrieben, daß man kaum merken würde, welcher Gemeinde der Verfasser angehört, wenn nicht einige dieser Predigten an Festen katholischer Heiligen wären gehalten worden. Leider nimmt Herr Gehrig mit dem 12ten Bande Abschied für immer von seinen Lesern, doch nicht ohne manche treffliche Ermahnung für junge Prediger, wie sie aus folgendem Beyspiele schließen mögen:

„Geh mit offenen Augen durch die Welt. Ohne „Welt- und Menschen-Kenntniß würckest du mit „wenig Vortheil. Du hast die Welt um dich und „die Menschen vor dir. Lerne dich selbst kennen, mit „dir kennst du auch die Menschen. Sey Freund der „Philosophie; sie ist deinem Geiste, was deinem „Körper das rechte Auge ist; sie lehrt dich Schein „von Wahrheit scheiden; sie zeigt dir die Grenze „des menschlichen Wissens und macht dich demüthig. „Durch sie kommt Leben und Ordnung in deine Vor„träge; ohne sie wirst du nur ein fader Schwätzer. „Bessere täglich an dir; eine einzige Leidenschaft „giebt eine schiefe Richtung. Bilde deine Sprache; das „Wahre, schön gesagt, würkt dreyfach. Die Men„schen kommen zu dir im Feyerkleide. Feyerlich sey „auch deine Rede; doch hüte dich vor dem Gezier„ten ꝛc." — Nicht wahr, Sie empfinden, gleich mir hohe Achtung für diesen wackern Mann? — Seine Lehren hat Herr Zenger, auch ein Katholik, in seinen Homilien nicht befolgt. Der sagt: die Wolken hätten den Herrn Christus herabgeregnet und die Erde hätte die längst gewünschte Frucht, Christum, hervorgetrieben — (Die Wolken müssen also nicht herab, sondern in die Erde hinein geregnet haben.) — Der sieht zwey Wunder in der Geburt Christi, nemlich Erstens: das Wunder der Liebe Gottes, und Zweitens das

Wunder der Blindheit der Menschen. Der erzählt: „Weil Maria durch die Würkung des „Heil. Geistes empfangen hatte, so war sie von dem „Fluche der Eva frey und den gemeinen Regeln „nicht unterworfen; sie konnte darum, sobald ihr „göttliches Kind gebohren war, demselben sogleich „alle mütterliche Dienste ohne einen fremden Beystand erzeigen." Die unbefleckte Empfängniß Mariens erklärt Hr. Zenger durch das Bild eines Sonnenstrahls, der durch ein Glas geht ohne es zu hemackeln. Ferner erzählt er: der Stall, in welchem Christus gebohren worden, sey halb zusammen gefallen gewesen. Christus habe in einer hölzernen Viehkrippe gelegen, in verächtlichen Windeln, zwey unvernünftige Thiere, nebst Joseph und Maria, hätten seinen ganzen Hofstaat ausgemacht, Frost und Kälte hätten ihn gepeinigt, Stroh und Stoppeln seine zarten Gliedmaaßen verlezt, die Viehkrippe selbst sey eine Art von Folter gewesen. Durch die beyden unvernünftigen Thiere seyen die zwey Mörder am Kreuze vorbedeutet worden, zwischen welchen Christus habe hängen wollen. Sehr weitläuftig beschreibt auch Hr. Zenger, wie Maria und Joseph nach Bethlehem gekommen, aus einer Gasse in die andere gezogen, die Stadt auf und abgezogen, gebeten, gefleht und nirgend eingelassen, sogar von ihren Freunden zurückgewiesen worden; wie die Nacht eingebrochen, das Getöse der vielen Fremden ihre Verlegenheit vergrößert und sie endlich in eine Berghöhle getrieben habe. Schade nur, daß von alle dem im neuen Testamente nicht ein Wort steht.

Ein würdiges Seitenstück zu diesen Homilien hat der Weltpriester Münster geliefert in seinem frommen Christen im Gemüthe, und Glauben zu Gott. Da heißt es unter andern: „Euch, ihr glücklichen Eltern, du heiliger Joachim „und du heilige Anna, die ihr wegen eures seeligen „Lebenswandels gewürdigt war, der Welt ihr Un„schätzbarstes zu geben, empfiehlt mich Eurer „himmlischen Tochter ꝛc." — Auch der Vicar Ganz mit seinen Predigten über freygewählte Texte gehöret hieher. Er war in seiner Jugend zum Schneiderhandwerk bestimmt, und hätte in Gottes Nahmen ein Schneider werden sollen. Statt dessen zog er mit der Frau v. Krüdener herum, und ließ Predigten drucken, in welchen es heißt: die Apostel hätten versucht, mit dem Dünger des Evangeliums Jesu das jüdische Volk zu retten. So wurden einst die Apostel mit Hunden verglichen, welche die Gewissensschwären der armen Heyden leckten, gleichwie die Hunde die Schwären des Lazarus geleckt haben. — Dahin gehören ferner Zängel's christliche Reden, so wie seine vertrauten Reden an junge Diener der Kirche, wo von derben Faustschlägen, die man der Wahrheit giebt, gesprochen wird, und wo Paulus, vor seiner Bekehrung, des Pharisäischen Hochmuths, des Brodneides, der Mordsucht ꝛc. beschuldigt wird; da Paulus doch von sich selbst sagt: ich that es aus Unwissenheit. —

Damit Sie jedoch nicht glauben, ich spürte nur bey Katholiken dem Unschicklichen nach, so eile ich, noch ein lutherisches Bild in dieser Gallerie aufzustellen. Die Dänischen Predigten von Grundtwig haben einen Mann zum Verfasser, der mit Zeitalter und Zeitgenossen gewaltig unzufrieden ist; der, wie er sagt, seine Predigten fünf Jahre lang gehalten hat, ohne daß ein Einziger sie ernstlich zu Herzen genommen. Darum will er nun schweigen und zu Gott seufzen, denn es könne doch nichts nützen, wenn er wiederhohle, was Niemand hören wolle. „Was sollte Gottes Reich dabey gewinnen, daß ich „alle meine Tage allein stehe und in die Wüste rufe?" — Der Verfasser sollte bedenken, daß die Leute wohl hören wollen, was gepredigt wird, daß es aber darauf ankommt, wie gepredigt wird. Ihm fehlt es an Pastoral-Klugheit, Sanftmuth und Billigkeit; er übertreibt, und so verscheucht er selbst die Zuhörer aus der Kirche. Ist es denn zum Beyspiel wahr, daß Jesus nie so verachtet und vergessen war als jetzt? ist es wahr, daß wir einer noch größern Reformation bedürfen, als in Luthers Tagen vorging? ist es schicklich, ist es klug, in einer Predigt gewisse Ausdrücke, durch welche Teufelszungen Christum beschimpft haben sollen, auf der Kanzel zu wiederhohlen? Ausdrücke, die so entsetzlich blasphemisch sind, daß ich sie in diesem Briefe nicht einmal nachschreiben mag. Würde Hr. Grundtwig solche gemeine Schimpfreden von der Kanzel zu wiederhohlen sich erlauben, wenn sie von dem Könige von Dänemark gesagt worden wären? und gilt Christus ihm weniger als der König? —

Um den Artikel von Predigten und Erbauungsschriften auf eine freundlichere Weise zu schließen, zeige ich ihnen an, daß von Ehrenberg's vortrefflichen Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlecht die dritte Auflage erschienen ist, die der Verfasser mit einer Rede über die, aus weiblicher Religiosität entspringende Zuversicht vermehrt hat. Um dieser Rede willen, die das schöne, im ganzen Werke aufgestellte Ideal der Weiblichkeit vollendet, rathe ich Ihnen, die neue Ausgabe zu kaufen, und die ältere, welche Sie besitzen, zu verschenken.

Wenn Sie dieses Geschenk einer Frau machen, die das Buch nicht kaufen kann, so thun Sie ein gutes Werk an sich und an ihr. Wenn auch gleich, wie Sie mir einmal sagten, der Styl des Verfassers nicht zu den anziehendsten gehört, so kann man doch fürwahr ihn auch nicht unter die Abstoßenden zählen. Die Frucht ist so reif, so süß und so würzig, daß einige Flecken an der Schaale billig übersehn werden. —

Ich gehe nun zu theologischen Miscellen über, und da stoße ich zuerst auf den Papst. Aus einer kleinen Schrift, des auch von Ihnen hochgeschätzten Wessenberg, über die Freyheiten der gallikanischen und deutschen Kirche, hebe ich Ihnen folgende treffliche und treffende Stelle aus: „Freilich schleichen in unserm Vaterlande römische Miethlinge umher, die sich's zum schimpflichen Geschäfte machen, die geachtetsten Männer unserer Nation, die für die deutsche Kirchenfreyheit kämpfen, oder sonst durch edle Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe sich auszeichnen, in Rom verdächtig zu machen; Sclavenseelen, denen es nur in römischen Fesseln wohl ist. Man schreibt nicht nur, man läuft auch nach Rom; Mönche mit und ohne Mützen, Juden, Prinzen und Schwächlinge aller Art, die in ihrem Vaterlande nicht empor kommen können, suchen durch andächtige Grimassen, durch bösartige Denunciationen, sich in Rom Gunst und Ansehn zu verschaffen."

Auch Luthers Geist, in der oben erwähnten Schrift eines Ungenannten, begehrt sehr ernstlich, daß die protestantischen Fürsten sich mit den katholischen vereinigen sollen, um die päpstliche Macht zu schwächen, und nach dem Tode des jetzt lebenden Papstes, das Papstthum ganz aufzuheben, denn es sey ein unverbesserliches Reich der Finsterniß. — Selbst der katholische Pfarrer Frey in der Schweiz bekennt in einer Leichenrede: „Suchet keine Heilige in unserm Stande, wir sind auch Söhne Adams." Der Papst wohl nicht minder. Hingegen wird in einem andern Schriftchen: Der Papst im Verhältniß zum Katholicismus (welches die dritte Auflage erlebt hat!) der Papst ein bleibendes Sprachorgan Gottes genannt. Freilich ist dieß Organ bisweilen sehr schmutzig gewesen, allein was schadet das? Kaiphas war auch ein böser Bube, und prophezeyte dennoch. Das bleibende Sprachorgan Gottes war nicht selten ein Knabenschänder, ein Giftmischer, ein Meyneidiger; aber was hat das zu bedeuten!

Geschwind von etwas freundlicherem. In Ammon's Magazin für christliche Prediger hat Dräseke eine Auflösung des Kriegs unternommen. Die Idee eines ewigen Friedens wird von ihm als keineswegs unerreichbar dargestellt. Wahrscheinlich wird er alle Damen und besonders alle Mütter auf seiner Seite haben; hingegen darf ich Ihnen auch nicht verhehlen, daß es ganz gescheite Männer giebt, welche meinen, der Krieg lasse sich gar wohl mit dem Glauben an Gottes Walten und an die Vervollkommnungs-Fähigkeit des Menschengeschlechts verbinden. —

In einer sogenannten Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit, von Schröter und Klein, beklagt der würdige Gabler mit tiefem Schmerz die Erscheinung unserer Tage, daß so viele, und meist junge Theologen sich als hyperorthodoxe Eiferer geltend zu machen suchen, wie Calov und Quenstädt zu sprechen affectiren, und von einer verständigen Behandlung der Theologie zu einer wahrhaft unverständigen, von Vernunft zu Unvernunft übergehen. Der Grund davon liege entweder in der Sucht etwas Neues und Frappantes zu sagen, oder in der Bequemlichkeit des blinden Glaubens, oder in einem verirrten religiösen Bedürfnisse nach Art der Quäker, Pietisten u. s. w. Statt auf Gründe, stützen sie sich auf Machtsprüche, verachten oder lästern die entschlafenen großen Männer Ernesti, Semler, Jerusalem, Herder u. s. w. Der wackere Gabler rühmt den lieberalen Geist, der seit 40 Jahren in Jena geherrscht, die Hallische Literaturzeitung fügt aber hinzu: es habe sich dort jetzt auch ein Häuflein Finsterlinge eingenistet.

Merkwürdig ist, daß selbst in dieser Zeitschrift, gleich hinter Gabler, ein Mann auftritt, welchen, nach diesen Prämissen, der Vorwurf, ein Finsterling zu seyn, nothwendig treffen muß. Es ist der Professor Baumgarten Crusius, der bittere Bemerkungen über den berühmten (rationalistischen) Theologen Wegscheider und seine Zeit geliefert hat, der aber mit sich selbst im Widerspruche steht, indem er die Lehren von der Erbsünde und vom Satan für vernunftwidrig erklärt, ohne zu fühlen, daß er mit diesem Bekenntniß das ganze alte System zu einem widervernünftigen macht. Doch ich verschone Sie mit solchem eitlen Wortkram.

Der Prediger Lange, in seiner Würdigung einiger Gegenstände in Hinsicht auf die protestantische Religion, behauptet, der hartnäckigste Unglaube sey der Geist unserer Zeit. Gerade das Gegentheil wird von vielen andern, und vielleicht mit mehrerem Rechte behauptet. Der Ver-

fasser meynt, im Vergleich mit der jetzigen Welt erscheine Sodom und Gomorrha im goldenen Zeitalter; (!) Wer seinen Spott mit der Religion treibe, der gelte für einen Gelehrten; durch die neuen Schulverbesserungen würden die Menschen nicht besser, sondern von Jahr zu Jahre schlechter. Die Turnkunst gebe Anleitung zum Stehlen, sey sogar eine Feindin der Religion; der Comödiant habe es besser als der Prediger, denn, sagt er: „Ist der Prediger Tabakraucher, so muß er sich des schlechtesten Tabaks bedienen, anstatt des Kaffee das wohlfeilste Surrogat wählen u. s. w." — Daß dieser zweite Grundwig, den Sie mit mir bemitleiden werden, den Bannstrahl in der evangelischen Kirche einzuführen anräth, ist wenigstens consequent. — Ueber die Armuth der Geistlichen wird auch in einem zu Berlin gedruckten Hefte über christliches Kirchen- und Schulwesen geklagt, und mit Recht bemerkt, es werde von großem Einfluß auf die Religion seyn, wenn die äußere Lage des Geistlichen so beschaffen wäre, daß er auch uneigennützige Gastfreundschaft üben könnte; durch die Operationen einer seelenlosen Finanz werde der Wohlstand der Geistlichen zu Grunde gerichtet, und ihre Gastfreundschaft werde sich bald auf ein Kartoffelgericht, einen Krug schlechtes Bier und eine Pfeife Tabak reduciren müssen. Mit Recht eifert der Verfasser auch gegen die weltlichen Publicanda auf der Kanzel, (die mir gerade so vorkommen, als ob man fürstliche Decrete etwa mit angehängter Fleischtaxe publicirte) und gegen die Organisten, welche die Orgel durch Tanz und Opern-Musik entweihen. Aber auffallen wird Ihnen folgende Stelle: „Man kann „ein rechtschaffener Mann, kann tadellos im öffent„lichen und Privatleben seyn, und ist dennoch kein „Christ."

Vielleicht noch auffallender hat Baden, in seinem Beweise, daß alles Kirchenregiment und Kirchenzucht gegen die sanfte Lehre Jesu streite, bezweifelt, ob Christus daran gedacht habe, aus seinen Anhängern irgend eine religiöse Gesellschaft zu bilden, oder eine neue positive Religion zu stiften. Mit ähnlichen Gesinnungen hat ein Ungenannter über den Glauben an Offenbarung, in Form eines Briefwechsels, geschrieben, und wie er sich einbildet, bewiesen, daß wir im Felde des Ueberfinnlichen nichts erkennen, daß es gar keine sichere Kennzeichen einer Offenbarung gebe u. s. w. Das Ansehn, welches sie noch immer in ganzen Ländern behaupte, gereiche der Menschheit zum größten Schaden. — Jesus selbst habe nur eine Vernunftreligion stiften wollen. — wer anders lehre, sey ein Seelenmörder. Die Prinzipien, welche der Verfasser zum Grunde legt, sind die der kritischen Philosophie; er bedenkt aber nicht, daß Kant selbst es nicht auf sich genommen hat, die absolute Unmöglichkeit einer übernatürlichen, und noch weniger aller und jeder Offenbarung zu beweisen.

Aber Sie wollen auch wissen, was ich über diesen Gegenstand glaube? — Ich glaube, daß Gott für solche Menschen, die mit kindlicher Vernunft beobachten, sich täglich in der Natur offenbart. Da es aber Millionen Menschen giebt, die ihre Vernunft nicht kindlich, oder auch gar nicht gebrauchen, so möchte ich diese Menschen mit schwachen Augen vergleichen, deren Pupille sich erweitern oder zusammenziehen muß, um da zu sehen, wo das ganz gesunde Auge keiner Erweiterung oder Zusammenziehung seiner Pupille bedarf. Mir, und Vielen gleich mir, scheint die Offenbarung in der Natur schon übernatürlich, und wir ahnen, ja wir fühlen die Gottheit; jene aber bedürfen der Lichtstrahlen mehrere, um die Schrift der Natur zu lesen, und erbarmend hat Gott dieses Licht ihnen gesendet, damit auch sie, denen die Natur keine Wunder bietet, der Wohlthat des Wunderglaubens theilhaftig werden möchten. Auf welche Weise das geschehen ist? darüber liegt ein Schleier; genug, es ist geschehen, und — wir glauben Alle an Einen Gott! Können wir noch hinzufügen: wir lieben uns untereinander, ohne Rücksicht auf Stärke oder Schwäche der Augen, so haben wir Christi Gebot erfüllet. Diese Liebe kann aber nicht bestehen, wenn nicht Einer des Andern Ueberzeugung ehrt. Wer Beruhigung in der seinigen gefunden, der ist glücklich, und wer andere bei der ihrigen auch ruhig sieht, der freue sich des Glückes seiner Brüder und hüte sich ihnen aufdringen zu wollen, was vielleicht ihre Ruhe nur stören würde.

Das ist mein Glaube. — So ernst mag ich aber diesen Brief nicht schließen, und darum mache ich Sie nur noch mit Felder's Gelehrtenlexicon der deutschen katholischen Geistlichkeit bekannt, aus welchem Sie lernen werden: daß der Pfarrer Jung seinen 9 Kindern 1200 Gulden hinterließ; daß der Prämonstratenser Clier einen wohlgebohrnen Amtsschreiber zum Vater und eine Baronesse von Hannakamb zur Mutter hatte; daß der heilige Donatus ein Schutzpatron gegen die Gewitter ist. — daß der päpstliche Nuntius in der Schweiz einen gewissen Dereser absetzen wollte, weil er seinen Schülern verbot, die Prote

Digitized by Google

kanten Ketzer zu schelten, und weil er das Unkraut in dem Evangelium Matthäi nicht auf die Protestanten, sondern auf lasterhafte Menschen aller Confessionen deutete. Sie finden da auch eine Lichtputze zur Beleuchtung des Uebergangs des Grafen Stolberg zur katholischen Religion. Von einem Geistlichen, Nahmens Monner, berichtet Felder, er habe vierzig Jahrgänge Predigten hinterlassen; und von der Kantischen Philosophie sagt er, sie sey keine Vernunftlehre, sondern eine Teufelslehre.

Um die Seele des ehrlichen Kant aus dem Fegefeuer zu erlösen, vereinigen Sie, liebe Freundin, Ihr Gebet mit dem

Ihres gehorsamen Dieners.

Ueber das Innere von Afrika.

Der ganze große Welttheil, von welchem der bei weitem kleinste Theil, den wir kennen, die allerältesten und bewundernswürdigsten Denkmäler des Menschengeschlechtes enthält, stellt noch jetzt, seinem ganzen übrigen, unermeßlichen Umfange nach, auf unsern Charten eine weiße Fläche dar, oder, was noch ärger ist, große Strecken desselben sind mit Flüssen, Seen und Gebirgen angefüllt, die nirgends anders existiren, als in der Phantasie der Charten-Verfertiger. Unsere Kenntnisse von diesem Welttheile haben nicht nur nicht gleichen Schritt mit unserer immer fortschreitenden Bekanntschaft mit den übrigen Welttheilen gehalten, sondern man kann auch in der That sagen, daß sie rückwärts gegangen sind. Den äußern Umriß der Küsten kennt man zwar heutzutage etwas genauer, (obgleich auch hierin noch große Lücken sind:) als er den Egyptern, Griechen und Römern bekannt war, allein von dem Innern des Landes besaßen die Letztern aller Wahrscheinlichkeit nach weit größere Kenntnisse; denn es kann nicht geleugnet werden, daß sich unter den vielen fabelhaften Nachrichten, die von den Ländern jenseits der großen Wüsten in Afrika verbreitet worden sind, doch auch manche wichtige Thatsachen befinden, die sich durch neuere Entdeckungen als völlig richtig bestätigt haben. Man hat sich in den neuern Zeiten zwar sehr viele Mühe gegeben, den dichten Schleier zu lüften, der das Innere von Afrika bedeckt, und nähere Kenntnisse von diesem merkwürdigen Continent zu erlangen; allein alle bisherigen Anstrengungen einzelner unternehmender Reisenden, wovon sogar die meisten, z. B. Mungo Park, unser Landsmann Hornemann u. a. ihre Wißbegierde mit dem Leben bezahlen mußten, haben nur sehr unbedeutende Resultate hervorgebracht, und die große volkreiche Stadt Tombuctu ist uns immer noch ein Canaan, auf das wir hinblicken, ohne es betreten zu können.

Unter den Strömen, die aus dem Innern von Afrika herkommen, und sich in den atlantischen Ocean ergießen, zeichnet sich vor allen übrigen der Zaire oder Congo aus. Er hat einen solchen reißenden Fall, daß kein Schiff anders als dicht an der Küste, wo die Strömung weniger stark ist, auf demselben hinauf fahren kann, und daß er noch auf 80 Seemeilen hin sein süßes Wasser beibehält, ohne den Salzgeschmack des Oceans, zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit unter denselben, anzunehmen. An seiner Mündung ist er bei fünf teutsche Meilen breit und hundert Faden tief, und nach einer sorgfältig angestellten Berechnung, soll er in jeder Secunde zwei Millionen Cubikfuß Wasser ins Meer gießen. Hiernach übertrift er also, ob er gleich mit dem Amazonenfluß, dem Oronoko, dem Missisipi und dem St. Lorenzfluß in Amerika noch nicht verglichen werden kann, doch alle Flüsse in Afrika, ja sogar auch den Indus und den Ganges, welcher letztere, als der größere von beiden, nicht viel mehr als ein Fünftheil von dieser Wassermasse in das Meer ergießt. Da nun auch der Congo in allen Jahrszeiten einen solchen hohen Wasserstand hat, so muß er schlechterdings nicht nur durch sehr weite Länder hindurch fließen, in denen er eine Menge andere, mehr oder weniger große Flüsse, die von verschiedenen Seiten herkommen, in sich aufnimmt, sondern viele von diesen müssen auch durch Länder fließen, wo die sonst in Afrika herrschende, alles vertrocknende Dürre nicht statt hat, sondern durch öftere Regen gemildert wird. Man hat ihn daher sehr häufig mit dem Niger, dessen Mündung, so wie dessen Ursprung bis jetzt völlig unbekannt sind, für einerlei Fluß gehalten, und so starke Einwendungen auch hiergegen gemacht werden konnten, so hat man doch durch Thatsachen noch nicht zur völligen Ueberzeugung vom Gegentheil gelangen können.

Um nun diesen wichtigen geographischen Gegenstand möglichst aufzuhellen, hat im Jahr 1816 die Admiralität von England, die sich schon so viele und große Verdienste um die Länder- und Völkerkunde erworben hat, mit allen möglichen Vorsichts-Maßregeln und mit einer ruhmwürdigen Freigebigkeit eine besondere Unternehmung ausgerüstet, die den Congo hinauffahren, unterwegs alle an beiden Ufern desselben wohnenden Völkerschaften genau kennen lernen, und so weit als möglich ins Innere vordringen sollte. Der Instruction zufolge war der Hauptzweck dabei, durch das Innerste von Afrika

bis an die Gebirge, welche die östliche Küste dieses Welttheils bedecken, zu gelangen, um dadurch eine Verbindung zwischen dem südlichen atlantischen Ocean und dem Indischen oder östlichen Ocean zu eröffnen; ein Gegenstand, der für den Welthandel von der höchsten Wichtigkeit gewesen wäre. An der Spitze der Unternehmung stand der Capitain Tuckey, ein vielfältig erprobter Seemann, der sich durch seine Dienste in allen Welttheilen rühmlichst ausgezeichnet hatte. Außer ihm und einem Lieutenant bestand die Mannschaft des in dieser Absicht besonders erbauten Schiffes aus 54 Personen, die größtentheils von dem Capitain selbst als zuverlässige und geschickte Leute ausgewählt waren, und unter welchen sich auch vier Gelehrte, Professoren der Botanik, der Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie, so wie auch ein königlicher Gärtner von Kew befanden. Aus den Papieren dieser letztern, so wie aus dem Tagebuche des Capitains, ist nun ganz neuerlich, auf Befehl der Admiralität, eine sehr ausführliche Beschreibung der ganzen Unternehmung, in einem dicken Quartbande mit vielen Charten und Kupfern zu London durch den Druck bekannt gemacht worden. Das Werk führt den Titel: Beschreibung einer Reise zur Untersuchung des Flusses Zaire, gewöhnlich Congo genannt, in Süd-Afrika, im Jahr 1816, unter Anführung des Capitains Tuckey; nebst dem Tagebuche des Professors Smith und einem Anhang über die Naturgeschichte des Landes. Unglücklicherweise ist es aber wie alle englische Reisebeschreibungen durch die Menge oft höchst unbedeutender Bilderchen so theuer, daß es im Original schwerlich in Deutschland sehr bekannt werden wird, und deshalb eine baldige Uebersetzung davon zu wünschen ist.

Das Resultat dieser unter so günstigen Auspicien unternommenen Reise war jedoch um nicht viel besser, als das aller frühern ähnlichen Unternehmungen, und endigte ebenfalls auf eine höchst tragische Art. Der Capitain Tuckey segelte wohlgemuth den Congo hinauf, und gab sich nebst seinen Gefährten die lobenswertheste Mühe, die Eingebornen, die auf beiden Ufern wohnen, nach ihrer politischen Verfassung, ihren Sitten und Gebräuchen aufs genaueste kennen zu lernen, und auch in jeder andern Rücksicht den Zweck seiner Reise aufs vollständigste erfüllen. Allein ein bösartiges Fieber, das unter der Mannschaft ausbrach, vereitelte in kurzer Zeit alle mit so vielem Recht gehegten Hoffnungen, und schon nach drei Monaten waren 21 Personen eine Beute des Todes. Unter diesen befand sich der wackere Capitain Tuckey selbst, sein Lieutenant, der Prof. Smith, und die drei andern Gelehrten, und nur aus den von diesen thätigen Männern geführten Tagebüchern ist die vor uns liegende Reisebeschreibung zusammengetragen worden. Diese große Sterblichkeit ist aber um so auffallender, da nach dem Tagebuch des Capitains T. das Clima äußerst angenehm und milde ist; der Thermometer stand des Nachts niemals unter 60° Fahrenheit, und bei Tage selten höher als 76°; die Luft war auffallend trocken und während der ganzen Reise fiel nur einige wenigemal ein gelinder Regen; ja die Sonne schien zuweilen 3 bis 4 Tage hinter einander nicht helle genug, um astronomische Beobachtungen anstellen zu können. Der Schiffschirurgus hat jedoch mehrere Ursachen angegeben, denen dieses verheerende Fieber zugeschrieben werden müsse, und unter diesen nehmen die Ausschweifungen mit dem andern Geschlechte die oberste Stelle ein. Es wurde nähmlich der Mannschaft sehr häufig erlaubt an's Land zu gehen, und sich länger und kürzer daselbst aufzuhalten; bei allen diesen Gelegenheiten beeiferten sich aber die Eingebohrnen, den Leuten ihre Schwestern, Töchter, ja sogar ihre Weiber anzubieten, und gewissermaaßen aufzunöthigen, um nur von ihnen ein kleines Geschenk von Brandewein dafür zu erhalten. Hierzu kam nun noch das schlechte Flußwasser und die fauligten Ausdünstungen der mit Sümpfen und 12 Fuß hohem Schilfrohr bedeckten Ufer des Flusses.

Von den in dem Werke befindlichen zahlreichen Beschreibungen und Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, wollen wir nunmehr einige im Auszuge mittheilen, die uns neu waren, und manche interessante Aufschlüsse über diese, durch den verworfensten aller Handlungszweige so höchst unglücklichen Völker enthalten. Zu Embomma, der Residenz eines eingebohrnen Fürsten, wird täglich ein Markt gehalten, auf dem sich jedesmal wenigstens 2 bis 300 Menschen einfinden, und wo große Vorräthe von Ziegenfleisch, Geflügel mancherlei Art, Eiern, Vegetabilien, Fischen, Salz ꝛc. zum Verkauf ausgeboten werden. Dieß ist aber auch der Hauptstapelort für den Sclavenhandel auf dem Congo, und diese Unglücklichen werden aus allen Gegenden im Innern Haufenweise dahin gebracht. Die gewöhnliche Bevölkerung des Dorfes, belief sich jedoch nicht über 600 Seelen, und der Fürst war im Stande, 200 streitbare Männer aufzustellen, wovon die Hälfte mit Flinten bewaffnet werden konnte; mit dieser Macht hält er sich aber für den Schrecken seiner Feinde. Die Würde aller dieser kleinen Fürsten ist erblich, jedoch nur in der weiblichen Linie;

weil nun viele Prinzessinnen an Privatpersonen verheurathet werden, die auf die Erbfolge Anspruch machen, so giebt dieses Veranlassung zu häufigen innern Kriegen, die sich niemals anders als mit der gänzlichen Ausrottung der schwächern Parthei endigen. Diese Fürstentöchter haben das sonderbare Vorrecht, daß sie sich selbst einen Ehemann wählen dürfen, und dem Manne, auf den sie deshalb ihre Augen werfen, ist es nicht verstattet, die Ehre abzulehnen; dieß ist aber eine sehr gefahrvolle Ehre, denn die Prinzessin besitzt auch das Recht, ihn späterhin, wenn er ihrer Erwartung nicht entspricht, als Sclaven zu verkaufen. Aus Furcht vor diesem Schicksal sucht er ihr nun häufig zuvorzukommen, und sich durch ein Gift, auf dessen Mischung sich die Einwohner von Congo sehr gut verstehn, von seiner Furcht und seiner Frau zugleich zu befreien.—Wenn ein Fürst sich auswärts sehen läßt, so wird ihm stets von einem vornehmen Staatsbeamten ein Scepter vorgetragen, das in einem ohngefähr einen Fuß langen Stabe von schwarzem Holze, inwendig mit Blei oder Kupfer ausgefüllt, besteht. Hier ist also ein bleiernes Scepter wirklich das Emblem des Despotismus! Die Löwenhaut, worauf er sich gewöhnlich zu setzen pflegt, ist eine heilige Sache, und wer das Unglück hat, sie mit dem Fuße oder sonst zu berühren, wird unausbleiblich als Sclave verkauft. Embomma ist noch nicht der Ort, wo dieser Menschenhandel am stärksten getrieben wird, und doch lagen, als unsere Reisenden hinkamen, drei portugiesische Schoner und vier Pinassen in dieser Absicht daselbst. Auch mit ihnen waren der Fürst und sein Finanzminister, der übrigens fast keine andere Finanzen zu verwalten hat, als die von dem sehr einträglichen Sclavenhandel herrühren, gleich bereit sich in ein Handels-Verkehr einzulassen, und auf das erste Gerücht, das ihnen von der eigentlichen Absicht der Unternehmung zu Ohren kam, konnten sie sich gar keinen Begriff davon machen. Als der Minister zum erstenmal an Bord kam, so erkundigte er sich sehr genau, ob die Schiffe des Handels oder des Krieges wegen gekommen wären? und als man ihm bestimmt versicherte, daß weder das eine noch das andere die Absicht wäre, so sagte er: „Warum seyd Ihr denn gekommen? blos um spazieren zu fahren und ein Buch zu machen?" — Der Sclavenhandel ist übrigens so tief auf die innerste Verfassung aller dieser Negerstaaten gegründet, daß unsere Reisenden die gänzliche Abschaffung desselben für durchaus unmöglich halten, denn wenn auch alle Mächte in Europa und Amerika darin übereinstimmten, so würden ohne allen Zweifel die Muhammedanischen Mächte in Egypten und dem nördlichen Afrika ihren Handel in das Innere dieses Welttheils sogleich weiter ausbreiten. Wirklich hat auch dieser Handel während der bisherigen blos dem Namen nach ausgeführten Abschaffung des Sclavenhandels schon ausserordentlich zugenommen. Die inländischen Fürsten würden diese Sclavenhändler mit der größten Freude aufnehmen, und die ganze Sache würde keine andere Folgen haben, als daß die unglücklichen Sclaven auf dem unermeßlich weiten Marsch zu Lande durch die brennend heißen Sandwüsten von Afrika, und alsdann durch einen noch grausamern und unmenschlichern Transport über den atlantischen Ocean noch weit größere Qualen auszustehen haben würden.

Die Einwohner aller dieser Länder im Innern von Afrika sollen gute, fröliche, sanfte, wohlwollende Menschen seyn, und nicht eine Spur von dem grausamen, rachsüchtigen Character besitzen, der den Wilden auf den Inseln der Südsee und besonders denen auf Neu-Guinea eigenthümlich ist. Sie sind mit sehr wenig Nahrung zufrieden, und ihr höchstes Glück besteht in einer gänzlichen körperlichen Unthätigkeit, aus der sie jedoch durch den ersten Ton ihrer rauhen Musik sogleich herausgerissen werden, denn zum Tanzen sind sie zu jeder Stunde bereit. Indolenz ist der Haupt-Fehler der Neger und wenn sie nicht durch irgend eine starke Erschütterung daraus aufgeschreckt, und von der Nützlichkeit der Arbeit zur Verbesserung ihres physischen Zustandes lebendig überzeugt werden, so ist nicht die entfernteste Hoffnung vorhanden, daß selbst auch in dem Fall, wenn eine gänzliche radicale Abschaffung des Negerhandels wirklich zu Stande gebracht würde, Afrika jemals civilisirt werden könnte. Wie wenig die christliche Religion dazu beygetragen hat, beweisen die zahllosen Schaaren von katholischen Missionarien, die im 16 und 17. Jahrhundert aus Italien, Spanien und Portugal, in mehrere von diesen am Congo gelegene Länder gekommen sind, und doch nicht um einen Schritt weit die Civilisation der Eingebornen befördert haben. In den Ländern zunächst an der Küste trifft man eine empörende Mischung von katholischem und heydnischem Aberglauben an, und dies ist die einzige Spur vom Christenthum, die nach dreihundertjährigen Arbeiten dieser frommen Väter daselbst bemerkt wird. Alle diese sogenannten christlichen Volksstämme, sind die schmuzigsten, geizigsten und in jeder Rücksicht schlechtesten am ganzen Flusse. Ein Priester unter ihnen, der von den Capucinern zu Loando ordinirt worden war und sein desfallsiges Certifikat bei sich führte, besuchte unsere Reisenden auf

dem Schiffe. Er konnte gerade nur seinen Nahmen und den des heiligen Antonius schreiben und die lateinische Litaney lesen, ohne jedoch ein Wort davon zu verstehn. Er war so wenig Katholik, daß er mit seinem Rosenkranze, seinen Reliquien und seinen Kreuzen zugleich auch seine Fetische oder Götzenbilder bei sich trug; er war aber auch so wenig Christ, daß er sich selbst rühmte, nicht weniger als fünf Weiber zu haben. — Nur allein durch Anlegung und weise Verwaltung von Colonien, glaubt der Capitain Tuckey, könnte vielleicht der bürgerliche und moralische Zustand dieser Völker verbessert werden. Ob, und wie weit er aber glücken werde, wäre noch sehr die Frage, da die Erfahrung schon vielfältig gelehrt habe, daß der Anlegung von Colonien bei wilden und halb civilisirten Völkern die Ausrottung der letztern auf dem Fuße nachgefolgt ist. — Wir bedauern sehr, daß wir des engen Raumes wegen nicht im Stande sind, noch mehrere neue Ansichten und interessante Schilderungen aus diesem empfehlungswerthen Buche mittheilen zu können; wir glauben aber unsern Zweck, die Leser aufmerksam auf dasselbe gemacht zu haben, schon durch diese wenigen Auszüge erreicht zu haben.

Anzeige.

Die Herzogl. Nassauische Brunnen-Verwaltung zu Selters hat es sehr übel genommen, daß wir bekannt gemacht haben, sie lasse ihre Krüge schlecht verkorken. Die Korkstöpsel, heißt es, werden nach Probe-Mustern geliefert; das Verstopfen der Krüge geschicht durch verpflichtete Personen; die Korken wären von Catalonischem Holz, 14 Pariser Linien lang, gegen 10 Linien dick, das sey die durch Erfahrung erprobte Größe, um die Krüge hermetisch (!) zu verschliessen; ein weiteres Verschneiden dieser Korken sey absolut unmöglich (?) mehrmalige Visitationen hätten Alles pünktlich und richtig befunden, auch steige der Absatz jährlich, betrage jetzt anderthalb Millionen Krüge, und noch habe kein Käufer geklagt. Höchstens könnte in alten Krügen, welche aufs neue zu füllen den Eigenthümern bisher erlaubt gewesen, das Wasser schlechter seyn, weil, sobald das nicht mit der gehörigen Vorsicht geschehe, und z. B. nur ein Stückchen Strch sich beimische, Schwefelleber und Schwefelgas dadurch erzeugt werde. Solcher Krüge wären in diesem Jahre über 220,000 Stück gefüllt worden. Daher könnte es wohl geschehen, daß bei Zwischenhändlern und in Gasthöfen Krüge mit verdorbenem Wasser angetroffen würden, und man müsse sich daher, um des reinen, wohlverschlossenen Wassers gewiß zu seyn, direct an die Brunnen-Verwaltung wenden; zumal da es am Rhein noch mehrere ähnliche Brunnen gebe, aus welchen Krüge mit dem Selterser Brunnenzeichen versehen, gefüllt und untergeschoben werden könnten. Aus alle dem folge nunmehr, daß die Klage über schlechte Verkorkung des Selterser-Wassers eine der verächtlichsten Verleumdungen sey, und sich blos durch pöbelhafte Grobheit auszeichne.

Wir haben die Gründe sowohl als den Geyser der Herzogl. Nassauischen Brunnen-Verwaltung getreulich mitgetheilt. Aus dem ganzen Aufsatz geht hervor und wird eingestanden: daß beynahe eine Viertel Million Krüge nicht unter Aufsicht der Brunnen-Verwaltung gefüllt werden, und daß zu vermuthen steht, daß viel anderes Wasser von ähnlichem Geschmack für Selterser-Wasser verkauft wird. Auf diese beyden Entschuldigungs-Gründe hätte die Brunnenverwaltung sich beschränken, nicht aber von groben Verleumdungen sprechen sollen; denn — der Staatsrath und Leibarzt Hufeland hat zuerst in seinem Journal eine bittere Klage über schlechte Verkorkung verlautbart, und der Herausgeber dieser Blätter hat sie wiederhohlt, weil er, einen ganzen Winter hindurch, wo er fast täglich einen Krug Selterser-Wasser trank, durch die Erfahrung überzeugt wurde, daß der Staatsrath Hufeland eine ganz gerechte Klage erhoben.

Das Factum ist und bleibt folglich wahr,

so übel sich auch die Brunnenverwaltung geberden möge. Der Herausgeber hat seine Krüge aus keinem Gasthofe, sondern von einem ehrlichen Kaufmanne erhalten, und von dem Staatsrath Huseland steht zu vermuthen, daß er, als Arzt, nicht allein in seinem eignen Hause, sondern auch in den Häusern vieler Kranken die Erfahrung wiederhohlentlich gemacht haben werde, ehe er sich entschloß, so eindringlich darüber zu klagen. Die Brunnen-Verwaltung kann folglich nichts besseres thun, als schweigen und ihre Krüge künftig sorgfältiger verkorken, oder, wenn sie durchaus nicht Schuld daran seyn will, keine alten Krüge ohne besondere Aufsicht mehr füllen lassen. Da dieser Umstand mit den alten Krügen dem Publikum bisher unbekannt war, so konnte dasselbe den Grund der schlechten Verkorkung nur in schmutziger Habsucht finden.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 52. Rede wahr, scheue Niemand. 2r Band.

Bayern und Baden.

Seitdem die bekannten Werke von Bignon, dem Staatsrath Klüber und dem Baron Drais erschienen sind, mehren sich die Flugschriften über einen Streit, auf welchen ganz Europa die Augen geheftet hat. Vor wenigen Tagen sind uns anonym zwey in Germanien gedruckte Bogen zugesandt worden, betitelt: Bemerkungen über Bignon's Coup d'oeil ꝛc.; auf einem beiliegenden Zettel ohne Unterschrift war hinzugefügt: „Statt Bemerkungen lies Andeutungen — weder aus dem lom„gobardischen noch germanischen Lehnrecht, weder „aus der Wahl-Capitulation noch aus der Lehre de „matrimoniis ad morganat: sondern aus dem „Menschenverstande; und daß unser Wissen — Mr. „Bignon nicht ausgenommen — Stückwerk sey; „an's Licht gestellt von Thaddäus Leimsieder, der „weder Bayer noch Badenser, nicht einmal Ritter „vom Verdienstorden in Y ist."

Ohngeachtet der vorgenommenen Maske der Unpartheylichkeit, ist der Verfasser doch ein sehr heftiger Gegner von Baden, sagt, es habe sich blos durch Napoleon, auf Unkosten gleich berechtigter, von 400,000 Seelen bis zu einer vollen Million aufgeschwungen, und, so wie der Großherzog jetzt an die öffentliche Meynung appellire, eben so hätten auch Breisgau und die Rheinpfalz, unfreywillig abgetreten, an dieselbe appelliren können — die vier großen Mächte hätten das Recht gehabt, ihn eben so zu behandeln wie den Fürsten von Isenburg, in dessen Lande, trotz der ewigen Kriege, die Steuern nie erhöht worden — mit dem Untergange des Usurpators und des Rheinischen Bundes wären auch alle daraus hergeleitete Rechte erloschen. Wahr sey freylich was Bignon sage: „die schwachen Staaten wären sehr zu beklagen, wenn, nachdem sie durch den Zwist der großen Mächte gequetscht worden, (froissés) sie nun auch noch die Opfer der Vereinigung dieser Mächte werden sollten; „Ganz recht" — fügt der Verfasser hinzu: „so lange solche schwache Staaten sich nicht in die „Händel der Großen mischen. Aber sie führten ja „Krieg gegen Alles, was nicht die Kniee vor ihrem „Götzen gebeugt; und warlich an ihnen lag es nicht, „daß Preussen noch existirt, Rußland nicht „in die Steppen von Sibirien zurückgedrängt „ist; Joseph nicht in Spanien, Bartholdi „nicht in Portugal, Hieronymus nicht in „Cassel herrscht, und hätten sie Schiffe gefunden, „so würde auch John Bull seine blauen Wun„der erfahren haben." (Das ist freylich nicht unwahr, so bitter es auch ist, aber sie waren ja doch nur Werkzeuge in Napoleon's Hand, und zwar Werkzeuge, die sich dieser Hand nicht entziehen konnten; wenigstens nicht wenn die Fürsten in ihren Staaten Fürsten bleiben wollten. Freylich wäre es größer und hochherziger gewesen, die Staaten lieber zu verlassen, wie der Churfürst von Hessen, lieber dem Thron zu entsagen, als sich der Nothwendigkeit auszusetzen, ein Werkzeug der Unterdrückung zu werden; aber — ist denn Baden allein in diesem Falle? haben denn Bayern, Würtemberg, Darmstadt ꝛc., anders gehandelt? was folglich diesen nicht mehr zugerechnet wird, warum soll es Baden allein noch zugerechnet werden? Alle Vergrößerungen von Bayern und Würtemberg, fließen sie nicht aus derselben Quelle wie die Badenschen? — Der Verfasser mag diese Einwürfe wohl selbst voraus gesehen haben, darum faßt er plötzlich die Sache bey einem andern Ende, wie folgt:)

„Wenn bey der Vertheidigung Deutschlands, gegen doch wohl mögliche Angriffe von Westen her, Preußen am Unter-Rhein den rechten, Oesterreich am Ober-Rhein den linken Flügel zu bilden hat, Bayern mit Landau im Centrum stehet — so fragt es sich wahrlich nicht mehr um die Ebenbürtigkeit der Grafen von Hochberg, noch um die Erbfolge-Rechte der badenschen Prinzessinnen, sondern das Höchste gilts, daß den Franzosen, die mit minder mächtigen Staaten, wie Baden und Würtemberg, gar leichtes Spiel haben möchten, nicht die Brücke in den Süden von Deutschland gebaut, und, da die Schweitz dem deutschen Bunde entfremdet, mithin von dieser Seite die Gefahr gesteigert worden, nicht das unselige Divide et Impera recht con amore getrieben werde. Um diesen Zweck mit Sicherheit zu erreichen, kann die Linie von Basel bis Mannheim unmöglich einem Bundes-Staate anvertraut wer-

ben, wo nicht Menschen genug, um ein vollständiges Armee-Corps zu bilden, und keine einzige Festung zu befehligen hat, wohl aber dereinst in die Versuchung, statt kräftigen Widerstandes, mit dem Feinde zu capituliren und sich zu neutralisiren fallen und der Versuchung unterliegen könnte. Dagegen wird, wenn Oesterreich wieder sein Breisgau mit Rellenburg, und den Gebieten am nördlichen Ufer des Constanzer Sees zurück erhält, an Bayern die Rheinpfalz wiederkehrt, der doppelte Zweck erreicht, daß nicht nur Baden und Würtemberg, sondern auch Bayern, eingeengt zwischen Preußen und Oesterreich, dem deutschen Vereine als Genossen erhalten werden, die zur Vertheidigung des gemeinschaftlichen Vaterlandes kräftig beyzutragen im Stande, aber doch nicht mächtig genug sind, sich zur Zeit der Noth zu isoliren, und mit Frankreich in Negoziazionen einzulassen."

Ob diese Ansicht die richtige sey, mögen Militairs und Staatsmänner beurtheilen. — In einer Note wird der Großherzog von Baden gefragt: warum er nicht Deutsch geschrieben habe? die französische Antwort des Königs von Bayern klinge wenigstens Deutsch. (Allerdings wäre sehr zu wünschen, daß, wenigstens in deutschen Unterhandlungen immer Deutsch geschrieben würde. Denn wodurch kann es ein deutscher Fürst rechtfertigen, wenn er in solchen Fällen französisch schreibt? wird er sagen: ich verstehe diese Sprache am besten? unmöglich! er ist ja ein Deutscher. Oder: man kann, was ich zu sagen habe, besser in französischer Sprache ausdrücken? unmöglich! unsere Mutter-Sprache ist bekanntlich weit reicher als die französische. Oder: ich verachte die Sprache? unmöglich! ein deutscher Fürst kann seine Mutter-Sprache nicht verachten.) —

Nach manchem herben Ausfall gegen die Bundesversammlung und Seitenblicke auf die Juden, Patricier, Nachdrucker und auf Massenbach, schüttelt der Anonymus am Schluß den Herrn Bignon, weil er zu verstehen gegeben, daß, wenn Frankreich sich erhohlt habe, es sich wiederum als großmüthiger Beschützer der Schwächern, in die innern Angelegenheiten Deutschlands mischen werde. Die Prahlerey von Großmuth macht er in der That auffallend lächerlich, indem er aufzählt, was Frankreich nach und nach dabey gewonnen, nemlich — ohne zu rechnen was den Spaniern und Pimontesern abgenommen worden und sonst noch, seit der Revolution, für geleistete und nicht geleistete Dienste den Franzosen verblieben — Metz, Toul, Vaudün, Elsaß, Sundgau, Straßburg und Lothringen. „Wie übel würde es vom edlen Frankreich einem deutschen Publicisten gedeutet werden, „der, so wie Bignon in Bezug auf Deutschland „thut, sich erlauben wollte, in die innern Angelegenheiten von Frankreich sich so vornehm zu „mischen, und so unberufen zu hofmeistern." — „Wir, „diesseits des Rheins, dürfen es nicht wagen, unser „Haus selbst zu bestellen — gleich kömmt der Herr „Nachbar und weis Alles besser, was und wo es „uns Noth thut, und wie wir uns zu benehmen haben, damit, wenn dereinst die Dictatur wieder an „Frankreich gekommen ꝛc." (Alles das ist sehr wahr, und, gleichwie Cato in jeder Versammlung des Senats jede Rede mit den Worten schloß: Uebrigens bin ich der Meynung, Carthago sey zu vertilgen; eben so sollte jeder deutsche Schriftsteller, der es mit seinem Vaterlande redlich meynt, unaufhörlich wiederhohlen: Traut der französischen Politik nicht! sie war stets für Deutschland verderblich.) —

Von der gehaltvollen Schrift des Freyherrn v. Drais: über den Badenschen Besitz der Rheinpfalz ꝛc., ist schon eine zweyte, verbesserte Auflage erschienen, in welcher eine neue Vorrede noch manches wichtige nachholt, und besonders die, vom Staats-Rath Klüber mitgetheilte Urkunde gründlich beleuchtet. Uns scheint daß — wenn nicht die von jenem Anonymus für ganz Deutschland wichtige Ansicht aufgestellt, und durch diese, allein durch diese, Bayern's Anspruch gerechtfertigt wird — sich gegen die Gründe des Hrn. v. Drais nichts erhebliches einwenden lasse. —

Der Badensche Historiograph, Hr. Hofrath Schreiber, hat auf indirecte Weise versucht, Oesterreich zu gewinnen, indem er dessen Dankbarkeit in Anspruch nimmt, in einer Schrift, betittelt: Die Verdienste des Hauses Baden um das Oesterreichische Kayserhaus. Schon 1316 focht ein Markgraf Otto von Hochberg in der berühmten Schlacht bey Sempach, und fiel an der Seite Leopolds von Oesterreich. Im 15. Jahrhundert widmete Markgraf Wilhelm sein ganzes thätiges Leben Oesterreichs Angelegenheiten.

Fugger, im Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich, ertheilt dem Markgraf von Baden, Friedrich II. folgendes rühmliche Zeugniß: „man pflegt im „Sprichwort zu sagen: Freunde und Fliegen kommen im Sommer und fliegen davon im Winter. „Nachdem Kayser Friedrich von Oesterreich gegen „Ludwig den Bayern den Kürzern gezogen, da fielen alle Städte am Rhein von ihm zu Kayser Ludwigen, ungeachtet Friedrich jetzt am meisten Hülfe

„bedurfte; gleichwohl blieben noch beständig die „Markgrafen von Baaden und Hochberg."

So werden nun noch eine Menge dieser wackern Ritter und Fürsten nahmhaft gemacht die, länger als ein halbes Jahrhundert, treu an Oesterreich hingen und, im Felde wie im Kabinette, die wichtigsten Dienste leisteten. Wer kennt z. B. nicht den großen österreichischen Feldherrn Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baaden-Baaden? der 26 Feldzüge, 25 Belagerungen und 13 große siegreiche Feldschlachten vollbrachte: er der den nachmals so berühmten Prinzen Eugen von Savoyen auf diejenige Bühne führte, auf der er, zu Oesterreichs Glück, so herrlich glänzen sollte.

Der Abbé Galiani.

Vielleicht erinnert sich die vornehme Welt dieses geistreichen Neapolitaners noch aus der Correspondenz des Baron Grimm, worinnen einige witzige Briefe von ihm aufgenommen sind. Da wir jetzt unsern Lesern die Nachricht von der Herausgabe seiner Correspondenz mit Madam d'Epinay und andern berühmten Personen mittheilen wollen, so halten wir es nicht für überflüssig, das Andenken an Galiani und seine Schriften überhaupt kürzlich zu erneuern. Galiani war 1728 zu Chieti im Königreich Neapel geboren u. st. 1787. Die Vorsorge seines Oheims, des Erzbischofs von Tarent, für seine Erziehung, der Aufenthalt in dessen Hause, wo er mit einer großen Anzahl von Gelehrten bekannt wurde, trug viel zur frühzeitigen Ausbildung seines fähigen Kopfes bey. Ein großes Werk über das Geld (Sulla moneta) (1749.) dessen Principien die Regierung annahm, verschaffte ihm schon in jungen Jahren ein Ansehen. Er kam als Gesandschafts-Secretär nach Paris, wo er die Bekanntschaft mit den berühmtesten Männern und Frauen jener Zeit anknüpfte; zu deren Früchten auch diese Correspondenz gehört. In Frankreich schrieb er die Dialogen über den Getraidehandel, die so viel Lärmen gemacht haben und deren wir unten besonders gedenken wollen. Er bekam nachher ansehnliche Stellen und Pfründen im Vaterlande, aber man sieht aus vielen Briefen, daß die reiche physische Nahrung im Vaterlande ihn nicht für den Verlust der geistigen in Paris entschädigen konnte. Er hat nachher einen Commentar über den Horaz, er hat über den Neapolitanischen Dialect, über die Pflichten neutraler Fürsten und anderes mehr geschrieben, was grossentheils noch ungedruckt ist, und überall blickt Welt- und Menschenkenntniß, (die er auf verschiedenen Reisen zu sammeln Gelegenheit hatte,) hervor, verbunden mit gründlicher Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Originalität und scherzhaftem Naturell. So sandte er z. B. dem Pabst Benedikt XIV eine gelehrte Abhandlung über den Vesuv, nebst einer Sammlung der vulkanischen Produkte, der ersten in ihrer Art, und schrieb auf die eine Kiste: „Heiliger Vater, schaffe, daß diese Steine „Brodt werden!" was ihm ein Canonicat zu Amalfi mit 400 Dukaten Einkünfte zuwege brachte. Die jetzt vor uns liegende Correspondenz besteht aus zwey Theilen, worin die allermeisten Briefe an Madame d'Epinay, die übrigen an den Baron Holbach, den Baron Grimm und andere berühmte Personen gerichtet sind. Im Anhange befindet sich der nur wenig bekannt gewordene Dialog über die Weiber wieder abgedruckt*). Viele dieser Briefe enthalten nicht bloß Schäkereien und Muthwillen; man stößt vielmehr oft auf tiefgehende Bemerkungen der Staatskunst, auf weise Grundregeln der öffentlichen Verwaltung, und zuweilen auf eindringende Lehren der Moral. Selbst in witzigen Paradoxien findet sich reicher Stoff zum weitern Nachdenken.

Wir wollen unsern Lesern Einiges mittheilen, wie es uns aufstößt. Zuerst etwas Ernsthaftes, das auch jetzt noch nützen kann. Im J. 1773 erschien von dem Verf. des famösen Systems der Natur, dem Baron Holbach, ein Systeme social, worin er beweisen wollte, daß eine Regierung nothwendig und unvermeidlich vollkommen werden, und alle Individuen glücklich machen muß, wenn die Nation von allen Irrthümern und Vorurtheilen entfesselt worden ist. Hierüber theilt Galiani seine Kritik der Madame d'Epinay mit. Er sagt: das sehr gut geschriebene Buch enthalte keine neue Idee, und wenn des Verfs. Ideen nicht falsch wären, so stünden sie doch eine Linie unter der Richtigkeit und Genauigkeit; und selbst eine wahre Idee, wenn man sie gezwungen ausdehne, werde falsch. Das belegt er mit folgenden Sätzen aus der Holbachischen Schrift. „Man macht aus dem Menschen, was man will." Wahr, von einer Masse Menschen überhaupt genommen. Aber nachher heißt es: „Der größte Böswicht hätte ein braver „Mann werden können, wenn er von tugendhaften Eltern, unter einer aufgeklärten Regierung gebohren worden „wäre ꝛc. Und der große Mann, dessen „Tugenden wir bewundern, würde ein

*) Der franz. Titel heißt: Correspondance inedite de l'abbé Ferdinand Galiani Conseiller du Roi de Naples etc. à Paris chez Treuttel et Würz 1818.

„Spitzbube, ein Räuber, ein Mörder zu „werden seyn, wenn er keinen andern Um„gang gehabt hätte, als Leute dieses Ge„lichters.“ Das ist nicht mehr wahr, sagt G. Der Mensch modificirt sich unfehlbar, aber die Grundlage seiner Natur bleibt doch, und wenn ihn die Umstände im Leben eine tugendhafte Richtung geben, so wird er abwechselnd tugendhaft und lasterhaft seyn. Das ist eben der Schlüssel zu allen Inconsequenzen und Widersprüchen, die man an der Menschenart bemerkt, und wovon kein Individuum frei ist. Das Natürliche ist im steten Kampfe mit den Modificationen der Umstände. „Aus dem dummsten und feigsten „Bauerbölpel läßt sich in 6 Monaten ein „tapfrer Soldat machen, der dem Tode „heiter entgegen geht.“ Das ist wieder nur im allgemeinen wahr; nicht in der Anwendung auf jedes Individuum; sonst gäbe es keinen Poltron mehr. Der Vers. des Systems scheint zu glauben, daß den Menschen weiter nichts fehle, um vollkommen glücklich zu werden, als aufgeklärt zu seyn. Der Fehler kommt aus dem Generalisiren der Ideen. Es ist schon gut, daß man den Leuten predigt sich von ihren Vorurtheilen und Irrthümern loszumachen, und die Erziehung zu vervollkommnen; allein zu glauben, daß die aufgeklärten Menschen dadurch gleich besser und vollkommen werden, oder daß sich die Leidenschaften jedes Einzelnen blos durch den mächtigen Einfluß des Vernunftlichtes unter philosophisches Speculiren beugen würden, das ist eine schöne Chimäre, gleich den Declamationen unserer philosophischen jungen Gesellen. Diese werden doch nie beim Anfang anfangen. Hier kömmts drauf an, den Menschen in seiner Natur zu prüfen, und sich zu sagen, so war er, so wird er seyn; und hernach die Natur einer Menschenmasse, (d. h. das Resultat alles dessen, was den Nationalcharakter wesentlich bestimmt, mit Einfluß des Locals ꝛc) von der Natur des Individuums wohl zu unterscheiden. — Sie aber machens wie jene Anwaldsfrau, die von ihrem Dorfe den Schluß auf Paris machte. — Will man von den Vorzügen einer Regierung reden, so muß man sein Absehen auf die oder jene Nation richten. Wer sich herausnimmt, die vollkommenste Regierung für die Menschen überhaupt zu verfertigen, der spricht ins Blaue hinein, mit schwankenden Ideen, die nirgend hin passen. Ja, gesetzt, sie hätten das Kunststück erfunden, so müßten sie auch das Talent Josua's haben, um den Lauf der Ereignisse, wie die Sonne, zum Stillstand zu bringen. „Unser Betragen, das gute oder schlimme, hängt immer von „den wahren oder falschen Ideen ab, die „wir uns machen, oder die uns andere „beibringen.“ „Nein, sagt G.; unser gutes oder schlimmes Betragen hängt vom Temperament und von dem mehr oder weniger starken Anreiz ab, der uns zu etwas hinreißt; nur das Bewußtseyn unsers Betragens hängt von jenen wahren oder falschen Ideen ab.“ —

Ueber die Erziehung bemerkt G. folgendes: „Meine Abhandlung über die Erziehung ist ganz fertig. Ich beweise, daß sie für Menschen und Thiere die nämliche sey, und sich auf die zwey Punkte zurückführen lasse: die Ungerechtigkeit ertragen und die Langeweile ausstehen lernen. Was läßt man dem Pferde in der Reitbahn machen? Von Natur geht es Schritt, Trott, Galopp, aber nur wenn und wie es ihm gefällt. Jetzt lehrt man ihm Gänge wider seinen Willen, wider seine Vernunft, (da haben wir die Ungerechtigkeit;) man läßt sie ihm zwey Stunden lang fortsetzen, (da haben wir die Langeweile.) So gehts dem Knaben mit dem Latein, mit dem Griechischen. Ist er daran gewöhnt, den Willen des Andern zu thun, alsdann ist er abgerichtet, gesellig. Er tritt in die Welt, achtet die Behörden, die Minister, die Könige, (ohne sich zu beklagen.) Er treibt seinen Beruf, im Sessionszimmer, oder auf der Hauptwache, oder auf dem Schlosse; er gähnt, aber er hält aus und verdient sein Brot. Wenn er das nicht thut, taugt er nichts für die Gesellschaftsordnung. Mithin ist die Erziehung nichts anders als das Ausmerzen der natürlichen Anlagen, um den gesellschaftlichen Pflichten Platz zu machen. Wo sie die Talente nicht beschneidet und ausmerzt, da bekommen wir den Dichter, den Maler, den Lustigmacher, das Original, das unterhält und Hungers stirbt. — Die moderne Theokratie fängt damit an, daß sie die Menschen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Ist man an das Höchste von Leiden und Langerweile gewöhnt, dann wird der Papst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem so zahmgemachten Wesen kann er alles machen, was er will. (Dieß ist 1770 geschrieben, aber 1818 noch ziemlich eben so; nur subtiler behandelt.) —

Nun etwas Scherzhaftes. „Bei Gelegenheit der Auflage auf den Branntewein in Rußland sagt G.: Die Auflagen sind die Schnupfen der Staaten, die Krankheit der alten nämlich; die jungen Nationen wissen davon nichts. Diese sind heftigern Uebeln, Kriegen, Aufruhr, Feudalrechten, Sclaverey ꝛc. unterworfen. Das giebt sich im Alter; nun

kommt der Auflagestaat, man hustet, hustet wieder und spuckt Doppelfeuern, Stempelpapier, Fleisch-Injekt ꝛc. aus ꝛc. Schlechtes Gespucke! Endlich wird der Husten zur Gewöhnung und man hustet ohne zu spucken, indem man die Auflagen vervielfältigt, ohne größere Einnahme davon zu erlangen; man stirbt vor Schwäche und Auszehrung." — Ferner: „Ich habe ein Buch im Kopfe, das meiner Einbildungskraft ziemlich warm macht. Es soll den Titel führen: „Moralischer und politischer Unterricht einer Katze für ihre Jungen. Aus der Katzensprache ins Französische übersetzt, von Herrn Kratze-Gern (d'Egratigny). Dollmetscher der Katzensprache an der Königl. Bibliothek. Da ich keine andere Gesellschaft habe, als die meiner Katze, so denke ich den ganzen Tag an dieses Originalwerk. Zuerst lehrt die Katze ihren Jungen die Furcht der Gott-Menschen *), dictirt ihnen die Moral, den Krieg gegen die Ratten, Sperlinge ꝛc. spricht von der himmlischen Katzenstadt im andern Leben, wo die Mauern aus Parmesankäse, die Säulen aus Aelen, die Dielen aus Schöpsenlunge bestehen, und wo die Ratten zum Spielzeug dienen. Sie prägt ihren Kleinen Respect für die kastrirten Katzen ein, **) welches Katzen sind, prädestinirt, in dieser und jener Welt glücklich zu seyn, wie ihre Fettigkeit beweißt. Deswegen sind sie von der Arbeit des Mäusefangens befreyt ꝛc. — Doch wir brechen ab, da unser Blatt nur einige Proben der Fülle von Scherz und Ernst geben kann. Nächstens noch etwas über seine Dialogen.

Magnetismus.

Aus den Zeitungen ist bekannt, daß der blinde Tüncher-Meister Auth in Heidelberg für seinen Magnetiseur, den Doctor Schelver, ein lebendiges Arzneybuch geworden; daß er, durch Hühnerkoth (!) Urin (!) und dergleichen, wunderähnlich heilt, und nahmentlich durch ein solches medicamentum urinoso — excrementitium den Veitstanz geheilt hat; daß die jämmerlichsten Kranken haufenweis zu ihm strömten, und daß endlich, auf Anzeige des Heidelberger Stadt-Physicat's das Grosherzogl. Badensche Ministerium sich bewogen fand, zu Untersuchung der Sache eine Polizeiliche und Aerztliche Commission zu ernennen. Diese Commission fand denn auch, was jede vernünftige Commission gefunden haben würde, daß die Geschichte nur eine elende Gaukeley sey — und alsobald protestirte Hr. Professor Schelver gegen die ernannten Commissarien; und alsobald trat ein Hr. Doctor Göntgen, den wir die Ehre haben nicht zu kennen, in den Zeitungen für ihn auf, versicherte, daß dessen „liebevolle Gattin eine überraschende Geschicklichkeit besitze" daß Schelver selbst „uneigennützig wohlthätig würke;" daß die sogenannte Dreckapotheke gar nicht zu verachten sey; daß doch wohl Dinge „die hinter jedem Zaune und auf allen Gassen liegen, eine größere Heilkraft enthalten könnten, als die hochweisen Herren Aerzte je zu ahnen vermöchten;" machte die Commissarien (lauter ehrenwerthe Männer und geachtete Aerzte) tüchtig herunter; warf dem Einen vor, er habe selbst gestanden, daß er nie magnetisiren gesehen, (was dieser gradezu Lügen straft); dem andern, er sey schon lange ein Feind des Magnetismus, dem dritten, er sey Schelvers Schüler gewesen; berief sich auf Friedrich Schlegel, der mit seinem Leben dafür bürgen wolle. Der Schlafredende sey kein Betrüger: klagte, daß man den Kranken von seinem Magnetiseur getrennt, in strenge Verwahrung gebracht und dadurch großen Gefahren ausgesetzt, ja wohl gar in Lebensgefahr gebracht habe; erzählte, daß Frau v. Krüdener aus Rußland und Frau v. Oehlenschläger aus Frankfurt förmliche Beschwerde deshalb an das Ministerium nach Karlsruhe gesandt, mit beigefügten Zeugnissen bereits Geretteter; hoffte, daß auch Heidelberger Bürger kräftige Schritte deshalb bei der Stadtobrigkeit thun würden, und schloß mit einem Weheruf! wenn unterdessen ein Kranker, durch die Trennung von Auth, stürbe.

Dieses Manifest ließ der berühmte Herr Dr. Göntgen am 9. August d. J. ergehen. Am 22. fügte er hinzu: die Commissarien hätten den Somnambülismus durch eine wahrhaft magnetische Folkerung zerstört, und zwar durch gewaltsames Eingreifen eines, auf den Kranken nachtheilig und gefährlich würkenden, fremden Magnetiseurs. Schließlich überläßt er Sachkennern, das Benehmen dieser deutschen Aerzte mit dem ränkevollen, verkehrten Verfahren der französischen Aerzte gegen Mesmer zu vergleichen. (Also Franklin, der an der Spitze jener Commission stand, war ränkevoll und verkehrt! also Lavoisier, ein Mitglied derselben, war ränkevoll und verkehrt! Freilich ist es sehr bequem, alle diejenigen auf solche Weise abzufertigen, die nun einmal nicht mit Hühnerkoth curiren wollen.)

*) Es scheint die hohe Clerisey gemeint.

**) Die ehelosen Geistlichen und Mönche.

Am 25. August erschien eine Antwort vom Dr. Grieselich aus Schwetzingen, welcher zwar zugesteht, daß Auth stockblind, aber nicht, daß er clairvoyant sey; denn an dem Verfasser dieses Aufsatzes habe er vergeblich herum gerathen; die Rückkehr seiner Sehkraft habe er für den Monat May prophezeyt, und noch im August klage Herr Göntgen, daß Auth blind bleiben werde; der Frau v. Krüdener habe der Hellseher am 30. April Gesundheit in 8 Tagen verkündet, und doch gesteht Hr. G., sie sey des Magnetisirens noch immer bedürftig; Alles was Auth von Kranken sage, habe man zuvor in ihn hinein geflüstert; kurz Herr Grieselich erbietet sich, vor einer Commission Sachkundiger Gelehrter an einer beliebigen Anzahl von Kranken zu beweisen — daß Auth nichts sehe, und vergebens bewarf Hr. Göntgen die Commissarien mit dem, in der Authschen Dreckapotheke, angehäuften Kothe.

Der wackere Streiter Göntgen ließ sich dennoch nicht abhalten den Kampf fortzusetzen, und das verständige und umsichtige Verfahren der Commissarien als höchst frevelhaft zu schildern. Indessen war es doch gerade dieß Verfahren, durch welches der kluge Hellseher zu dem Bekenntniß gebracht wurde, es sey aus mit seiner Kraft, weil der, zuvor bewußtlose, Geist nun zum Bewußtseyn gekommen sey. (Armer Geist! der nur bewußtlos Gutes würken konnte!) Am Schluß fällt Hr. G. nochmals über die französische Commission in der Mesmerschen Sache her, und sagt, es sey nun erwiesen, (wodurch denn?) „daß sie durchaus mit vorgefaßter Meynung, auf „die verkehrteste Art, ja mit niederträchtigen „Kabalen, ihren mißgünstigen Bericht abgestattet „habe." (Liebes Publicum! hier stehen Franklin und der Doctor Göntgen gegen einander, und ein Franklin (!) wird von einem Göntgen (!) der niederträchtigen Kabale angeklagt! richte du!)

Hierauf wiederhohlte der Doctor Grieselich, daß er, nachdem er den Auth beinahe sechs Stunden beobachtet, sehr deutlich bemerkt habe, wie man ihm auf die Spur geholfen, durch Einflüsterungen, Andeutungen, Sinn- und Wort-Erklärungen, Fragen, welche die Antwort auf die Zunge legten u. s. w., ja, daß er, (Grieselich) schon im April und May vorausgesehen, „daß die Authsche hellsehende Psyche vor einer nüchternen rigorosen Untersuchungs-Commission sich flüchtig machen werde."

Die Commission, die sich durch alle jene nöthigen Angriffe nicht hatte irre machen lassen, hielt, nachdem sie ihr Geschäft nämlich vollendet, doch für nöthig, dem Grosherzogl. Ministerium zu berichten, mit welchen Verleumdungen sie heimgesucht worden, und anzufragen, was dagegen geschehen solle? — Das Ministerium trug ihr auf, blos eine kurze Gegenerklärung in die Zeitungen rücken zu lassen, mit dem Bemerken, „daß nächstens eine ausführliche Darstellung des ganzen „commissarischen Benehmens, so wie auch des Erfund's der Sache selbst, öffentlich nachfolgen „werde."

Dieser Befehl erging am 17. September. Wir schreiben heute den 12. November, und Freunde und Feinde des Magnetismus hoffen noch immer vergebens auf die, nächstens versprochene, ausführliche Darstellung. Möchte es dem Grosherzogl. Ministerium gefallen, sein Wort recht bald zu lösen, da sowohl die Ehre der Commissarien als die Beruhigung so vieler Zweifler es zu fodern scheinen. Dieser Wunsch ist um so dringender, seit dem es bekannt geworden und niemand mehr zweifelt, daß auch die berühmte Stuttgarter Prophetin eine, vom Herrn v. *** gemißbrauchte, Betrügerin war. Die Vermuthungen, welche der Herausgeber dieser Blätter über jenen Hergang geäußert hat, werden von einem großen Theile des dortigen Publicums für sehr gegründet gehalten, und der sogenannte Triumph des Magnetismus hat sich in Gestank aufgelöst. Wenn nun auch dieser Auth noch vollkommen entlarvt würde, so sollten wir meynen, daß, wenigstens in Süd-Deutschland der Wunderglaube nicht lange mehr eine bedeutende Rolle spielen könne.

Politik.

Wenn die alliirten Mächte zu Aachen mit alle dem sich hätten beschäftigen wollen, was man von allen Seiten, berufen und unberufen, ihnen zu unterlegen versucht hat, so würde der Congreß ein ewiger geworden seyn. Da ist z. B. eine französische Broschüre erschienen, betitelt: Aachen, seine Reliquien und der Congreß, oder Register der Materien, über welche die Monarchen zu Aachen hätten unterhandeln können; da heißt es: als vorläufige Grundsätze hätten sie zu bestimmen: 1) die Gleichheit vor dem Gesetz. 2) Alle Gattungen von Freiheit, nämlich des Glaubens, Gewissens, der Cultur, der Presse, der Person und des Eigenthums. 3) Einführung der Bell- und Lancasterschen Schulen. — 4) der Kuh-

pocken. — 5) Fortpflanzung der classischen Sprachen, besonders der französischen (!) — 6) Abfassung von Elementarwerken. — 7) Mitwürkung bei der Gesetzgebung 8) Auflegung und Vertheilung von Steuern. — 9) Das Recht Waffen zu tragen für jeden Bürger. 10) Errichtung von Nationalgarden, — 11) einer Jury. — 12) Einheit, Oberherrlichkeit (Suprématie) (nicht Souverainität), Neutralität und Unverletzlichkeit der executiven Gewalt, als königliche Gewalt betrachtet; aber Verantwortlichkeit aller ministeriellen Gewalt. — 13) Feierliches Verzichtleisten der Völker und ihrer Fürsten auf alle Eroberungen und alles Einmischen in innere Angelegenheiten eines Dritten. — Wenn nun die Monarchen mit allen diesen Kleinigkeiten fertig geworden, dann kömmt es erst an die großen politischen Fragen, von welchen wir nur einige, Deutschland betreffend, ausheben wollen. — 1, Welche Glieder sollen zum Deutschen Bunde gehören! haben Holland, die Schweiz, Polen und Dännemark nicht gleichen Ursprung? (Polen?! gleichen Ursprung!) Verwandtschaft der Sprache? (Polen! Verwandtschaft der Sprache! drollige, aber sehr gewöhnliche französische Unwissenheit.) Gleichheit der Sitten? (!) und doch wäre es lächerlich, sie dem Bunde einzuverleiben. — 2, Soll der Bund ein Ganzes bilden, und in Süd und Nord getheilt werden? — 3, soll nur Ein Protector seyn? oder zwey? oder soll das Protectorat wechseln zwischen Preußen und Oesterreich? — 4, wäre es nicht besser kein mächtiges Haus dazu zu wählen? und sollte nicht die erste Handlung der conföderirten Fürsten die seyn, Oesterreich auszuschließen? (!) — 5, wird Oesterreich das nicht übelnehmen und des Bundes Feind werden? — 6, In jedem Falle wird nichts geschehen seyn, wenn Deutschland nicht zuvor zu religiöser Einheit zurückgeführt wird. (Hört ihn!) Dieses Land ist der classische Boden der Secten, die Pflanzschule der Ketzereyen, und aus ihren Banden recrutiren sich die politischen Factionen ꝛc. — 7, wer wird alle die Hindernisse heben, die das Interesse von allen Seiten aufstellt? Antwort: ein aufgeklärteres Interesse und die Zeit, die Alles an ihren Platz stellt ꝛc. — Eine Bundes-Armee findet der Hr. Verfasser unnöthig; im Frieden sey sie Null, und auf den Kriegsfuß beibehalten könne sie gefährlich werden. (Hört den Franzosen!) „Würde die Gräfin von der Lippe Feindseligkeiten „gegen ihren Vetter, den Fürsten von Detmoldt an„gefangen haben, wenn nicht eine Armee von 127 „Mann ihr zu Gebote gestanden hätte?" — Dann nimmt der Verfasser Parthey für Baden gegen Bayern — schwatzt noch über manches andere, und geht dann auf England über, dessen Patriotismus er eine permanente Conspiration gegen Europa nennt, die unterdrückt werden muß. — Zwey Gefahren bedrohen Preussen: seine ungeheure Ausdehnung und die Gährung im Innern. Es sollte sich fein in seine natürlichen Grenzen zurückziehen, und eine Constitution geben. — Rußland wird, wie gewöhnlich, als Gefahr drohend dargestellt; wenn Polen und die Türkey nicht unabhängig bleiben, so sey es um Deutschlands Freyheit geschehen. — Italien könne unmöglich ruhig bleiben, da es, seit der Occupation der Franzosen, einen entschiedenen Hang zur Einheit behalten habe. — Aus diesen Proben wird der Leser hinlänglich erkennen, weß Geistes Kind der Verfasser ist. —

Einige Curiositäten.

Die Bibliotheque historique, indem sie die Feyerlichkeiten erzählt, die zu Aachen am 18. October statt gefunden, sagt: „die Truppen schlossen ein Viereck um einen Altar, auf dem ein Kreuz stand, zuwider den Gebräuchen der Protestanten." (Der gute Mann, der das berichtet, muß wohl nie in einer protestantischen Kirche gewesen seyn.) „Die Franzosen, die sich zu Aachen befanden, hatten die Stadt verlassen, ausgenommen der Herzog von Richelieu und die zu der Gesandtschaft gehörigen Personen. Es ist ein Greuel! — schrieen die Franzosen — unter den Augen des Repräsentanten von Frankreich einen Tag zu feyern, der die erste Quelle ihres Unglücks war!"

„Einige behaupten, der Herzog von Richelieu habe selbst den Ceremonie beygewohnt. Wenn das wahr ist, so muß es ihm sehr schmerzlich gewesen seyn, den Marsch von der Einnahme von Paris spielen zu hören."

„Fürsten, die sämmtlich der protestantischen Religion zugethan sind" — (also auch der Kayser von Oesterreich? also auch der Kayser von Rußland?) — „stellen sich um einen Altar, auf welchem ein Kreuz steht! — man muß bekennen, dieses Schauspiel bietet etwas Bisarres und Unerklärbares dar." (O du heilige französische Unwissenheit!) — —

Ein Portrait von dem General la Salle ist in Paris in Kupfer gestochen worden, welches nicht allein dessen Gesichtszüge, sondern auch eine seiner Thaten verewigen soll, die unglaublich klingt. Er soll nämlich am 29. October 1806. blos mit zwey

schwachen Husaren-Regimentern Stettin aufgefodert, und Stettin soll sich ihm mit 6000 Mann Garnison und 100 Kanonen ergeben haben. Da steht er nun auf dem Kupferstich, die linke Hand an den Säbel gelegt, mit der rechten die der Festung zugestandene Capitulation haltend, ihm zur Seite links die Deputation der Stadt, die ihm die Schlüssel bringt, und rechts erblickt man die sechshundert Bräven, welchen Sechstausend mit hundert Kanonen hinter tüchtigen Wällen sich ergäben. — —

Aus Nantes wird geschrieben, daß der Pfarrer von St. Nicolas und dessen Geistlichkeit erklärte Feinde der Bell- und Lancasterschen Schulen sind, und daß sie den Kindern, welche dieselben besuchen, das heil. Abendmahl verweigern. Nur zwey Geistliche desselben Kirchspiels, Estevan und Marechal machen eine Ausnahme, und wurden deshalb von den übrigen so lange geneckt, bis sie ihren Abschied verlangten. Nun legte sich das Kapitel der Cathedrale ins Mittel, und veranstaltete eine Zusammenkunft der zwistigen Geistlichkeit, um die Gemüther zu besänftigen. Allein hier kam es bald von Vorwürfen zum Schimpfen, vom Schimpfen zu Thätlichkeiten. Stühle, Meßbücher, Kappen wurden zu Waffen in den Händen der frommen Eyferer, die, weil sie die zahlreichern waren, ihre gemäßigten Gegner dermaßen durchprügelten, daß Einer derselben das Bett hüten muß. —

Ein Pair von Frankreich, Erbprinz und Beherrscher einer unbeschränkten Monarchie in einem kleinen Winkel von Europa, (vermuthlich ist der Prinz von Monaco gemeynt) bedient sich eines Wappens, welches von zwey Dominicanern gehalten wird, deren Jeder ein flammendes Schwerdt trägt, Sinnbild der Inquisition und zugleich jener antisocialen Lehre, die sich auf die berüchtigte Allegorie von den zwey Schwerdtern gründet. Das ganze, schon zu klare Bild wird noch durch die Umschrift deo juvante erklärt. Dieß Wappen fällt jedem auf, der den eleganten Wagen des Fürsten durch die Straßen von Paris rollen sieht, oder das jetzt erscheinende Wappenbuch der Pairs von Frankreich durchblättert. Mönche, die so ungeziemend zu Wappenhaltern gemißbraucht werden! ꝛc. (Es wird noch gewaltig viel darüber gesaalhabert, und sogar den Fürsten, die den heiligen Bund geschlossen, zugemuthet, alle dergleichen Wappen zu verbieten.) —

Die Bibliotheque historique liefert einen Brief von Ludwig XVI an den Baron Breteuil, vom 17ten December 1791, durch welchen er ihn bevollmächtigt, bey den auswärtigen Mächten Alles anzuwenden, was dazu dienen könne, die rechtmäßige königliche Gewalt wieder herzustellen — und einen andern an den König von Preußen, in demselben Monate und Jahre geschrieben, in welchem er klagt, daß die Aufrührer die Monarchie zertrümmern wollten, und einen, durch bewaffnete Macht unterstützten, Congreß vorschlägt. Der Redacteur macht dabey die Note: „es scheint, daß die erste Idee einer Occupations-Armee nicht von den verbündeten Mächten ausgegangen ist.“ —

Eine wenig bekannte Anecdote von Ludwig XIV. ist aus Duclos Handschriften gezogen. Zu St. Germain war eine große Jagdpartheie. Einige Höflinge verirrten sich, es wurde Nacht, sie wußten nicht wo sie waren. Endlich erblicken Sie ein Licht, reiten darauf zu, und kommen an eine Art von Schloß, wo sie lärmend anklopfen, ihre Nahmen sagen und um Gastfreundschaft bitten. Es war im Herbst, zwischen 10 und 11 Uhr Abends. Man thut ihnen auf, der Herr des Schlosses empfängt sie sehr gastfrei, läßt ihre Pferde in den Stall ziehen, giebt ihnen warme Kleider, und macht schnell Anstalten zu einem Abendessen, dessen die Hungrigen sehr bedürftig waren. Durch trefflichen Wein und ungezwungene Höflichkeit des Wirths wurde dieses Souper gewürzt. Die Herren erfuhren, daß er Farguet heiße und hier sehr einsam lebe. Sie schliefen in guten Betten, frühstückten reichlich, schwangen sich auf wohlgefütterte Rosse, waren entzückt von der gastfreien Aufnahme, und boten beim Wegreiten dankbarlich dem bescheidenen Wirth ihre Dienste an. Bei Hofe hatte ihr Ausbleiben Aufsehen erregt; Alle waren Günstlinge des Königs, daher umringte man sie bei ihrer Wiederkunft, es wurde viel gefragt, und sie mußten dem Könige selbst ihr Abenteuer erzählen. Als Ludwig den Nahmen Farguet hörte, sagte er: wie? ist der hier so nahe? weiter ließ er sich nichts merken; aber mit der Königin Mutter sprach er von der Kühnheit des Mannes, in solcher Nähe des Hofes seine Wohnung aufgeschlagen zu haben; denn er war Einer von denen, der an allen Bewegungen in Paris zwischen dem Hofe und dem Cardinal Mazarin lebhaften Theil genommen; man hätte ihn damals gern aufgehängt, allein er wurde von einer Parthey geschützt, und in die Amnestie förmlich einbegriffen, worauf er, um Alles Unheil zu vermeiden und gar nicht mehr von sich reden zu machen, Paris für immer verließ, sich auf jenes Schloß zurückzog, und um so ruhiger lebte, da Mazarin todt, und von jenen Begebenheiten gar nicht mehr die Rede war. Allein der König und die Königin Mutter hatten ihm nur mit Widerwillen verziehen. Jetzt ließ der König den Präsidenten Lamoignon rufen, und trug ihm auf, irgend ein juristisches Mittel ausfindig zu machen, um den verhaßten Farguet Trotz der Amnestie zu verderben. Lamoignon, ein gieriger Höfling, wußte ein solches Mittelchen bald zu finden, Farguet wurde arretirt, in den Kerker geworfen, und trotz der Amnestie, trotz der Fürsprache seiner Gäste — schnell enthauptet. Seine confiscirten Güter erhielt der Herr Präsident. — —

Digitized by Google

Verzeichniß aller Schriften

welche im zweyten Bande des literarischen Wochenblatts angezeigt, oder aus welchen Auszüge geliefert worden, wie auch Anzeige der in demselben vorkommenden Original-Aufsätze.

Die erste Zahl ist die No. des Stücks, die zweite ist die pagina.

1. Arzneikunde.

Allgemeine medizinische Annalen 27, 214.
Archiv für medizinische Erfahrung 27, 213.
Bartels Rechtfertigung des D. Horn gegen Kohlrausch 34, 266.
Beobachtung über die Kuhpocken in England 18, 143.
Berliner Charité, mangelhafter Zustand derselben 12, 91.
Coopers Versuche über die Verdauung 27, 215.
Döhne's Milch- und Molkenkuren 13, 101.
Graumanns Wirkungen der Heilquellen zu Eger 18, 143.
Gräfe Rhinoplastik 15, 119.
Grohmann über die Träume des schlafenden und wachenden Zustandes 18, 143.
Dr. Greiner über den Traum und das fieberhafte Irreseyn 45, 354.
Haas Besuch des Alexanderbrunnens am Caucasus 18, 143.
Iphofen, Cretinismus und Ursachen der Kröpfe 7, 50.
Kiesers System der Medicin nach philosophischer Ansicht 18, 142.
Knox über den Puls nach den Tageszeiten 13, 101.
Kopp's Jahrbuch der Staatsarzneikunde 45, 353.
Kreysigs Krankheiten des Herzens 13, 101.
Landpfarrer dürfen sie auch Aerzte seyn 18, 102.
Leroux journal de medicine 27, 215.
Lübecks Schönheitsfreund oder die Toilette der Gracien 6, 45.
Merkel's Archiv für die Physiologie 13, 101.
Pazzen, die, Blätter zur Beförderung der Aufklärung, der Gesundheit und des Frohsinns 28, 218.
Reil über die Erkenntniß und Kur der Fieber und Kuhpocken-Impfung 13, 101.
Richerand's wundergleiche Operation 33, 264.
Die Sackgeschichte in der Berliner Charité 12, 89. 13, 97.
Bering, über die Wechselwirkung zwischen Seele und Körper im Menschen 33, 263.
Verrücktheit und lichte Augenblicke 28, 219.
Ueber den Weichselzopf 39, 312.
Dr. Wolf Anfangsgründe der naturwissenschaftlichen Systeme der Medicin 33, 263.
Zeitschrift für psychische Aerzte 27, 211. 28, 220.

2. Bekanntmachungen.

Ankündigung der dritten Auflage dieses literarischen Wochenblatts 39, 312.
Anzeige neuer Romane 28, 224.
Anzeige einer Intelligenz-Redaction 39, 312.
Unpartheiische Bemerkungen zu der weimarischen Ober-Appellations-Gerichtsordnung 33, 264.
Das Bertuchsche Modejournal und die Wiener Damen 34, 272.
v. Hornthal ist für von Massenbach und Oken 33, 264.
Jagemann für Kupfer- und Stein-Nachdrucker 36, 288.
von Kotzebue, in welchem Verhältnisse er mit Herrn Lindner stehe? 39, 312.
— — Nachricht von einem Urtheil wider ihn 40, 313.
— — vermittelnder Vorschlag an Herrn Hofrath Luden 44, 345.
— — Protestation gegen Theaterstücke, die unter seinem Nahmen gegeben werden, deren Verfasser er jedoch nicht ist 15, 120. 31, 248.
von Kotzebue, über die hohen Preise der Bücher, 34, 272. 49, 390.
— — was er in diesen Blättern liefern will 41, 328.
Kunst, Bücher im Superlativ bekannt zu machen 31, 247
Den Dr. Lindner betreffend 32, 256.
Maubreuil's Protestation zu London 45, 360.
Müllers Portraite von Wieland und Göthe nach Jagemann 27, 216.
Poppe Wand- Stand- und Taschen-Uhren 45, 360.
Die Wage, eine neue Zeitschrift 16, 127. 27, 213.

3. Biographie.

Alexanders des Gr. Itinerarium von Mai in der ambros. Bibliothek aufgefunden 20, 159.
Biographie des Prinzen Heinrichs von Preußen 23, 189.
Bonaparte, Lucian, geheime Memoiren aus dem Leben desselben. 2 Bde. 18, 137. 19, 145.
Bonaparte, Gregor VII. u. Karl der Große 41, 325.
— Mscpt. von Elba 50, 399.
— Napoleon peint par lui même, par un Americain. 7, 49.
— spielt vingt et un 7, 54.
— erklärt was Trauringe bedeuten 7, 53.
— legt großen Werth auf alle Hofetikette 7, 53.
— ein Naumburger Jüngling sucht sein Vaterland von ihm zu befreien 7, 54.
— anecdotes sur la cour et l'interieur de sa famille 20, 153. 21, 161. 22, 169.
von Bülow, Dietrich, Nachrichten von ihm 23, 188.
Las Casas und Napoleon 37, 292. 46, 361.
Coxe aus Marlboroughs Leben 35, 273. 36, 281.
Cor Melanchtons Leben 28, 221.
Galiani Leben und Correspondance inedite 1818. 52, 415.
Erziehung der Menschen 52, 412.
Krieger, Leben und Thaten Friedrichs des großen in 887 Kupferstichen 20, 159.
Lavalette und Drouet im Kerker 41, 325.
Ludwig XVI. durch sich selbst geschildert und durch Eckard, 41, 328.
Manso's Leben Constantin des Gr. 20, 160.
Müllers, (Prediger) Ulrich Zwingli, Zürchs Reformator 36, 286.

4. Freimaurerei.

Freimaurer-Lexicon von Gädicke herausgegeben 20, 157.
Freimaurer vor dem Inquisitions-Gerichte 25, 195.
Aus Llorente Geschichte der spanischen Inquisition 4r Bd. Wörtlich ausgezogene Geschichte eines solchen Processes 25, 196. Noch zwey merkwürdige Processe dieser Inquisition 26, 205.
Wedekind, das Johannisfest in der Freimaurerei, mit Anmerkungen für nachdenkende Brüder 30, 240.

5. Gedichte.

Almanach für die israelitische Jugend, von Heinemann 1818. 12, 92.
Boileau, Roms Weiber 23, 192.
Burdach Cos, Musenalmanach 19, 149.

Digitized by Google

Brockmüllers dichterische Anklänge 5, 35.
Byrons, Lord, Belagerung von Corinth 14, 105. 15, 116.
Christianis Uebersetzung von Oehlenschlägers Axelersp. Hugo von Rheinberg 5, 36.
Das neue deutsche Commers- und Liederbuch 50, 398.
Cornelia Taschenbuch für deutsche Frauen 29, 232.
Die germanische Edda oder deutsche Götterlehre in Gedichten 19, 148.
Frauenzimmer-Almanach von 1817 u. 1818. 5, 36.
Greverus Sammlung vermischter Gedichte 19, 149.
Gubitz, Schriften. 2 Bde. 12, 96.
Grote münsterländisches poetisches Taschenbuch 35, 280.
von Hammersteins alte Sagen die Hermanns-Schlacht betr. 50, 399.
Hanhartz, Pfarrer in Winterthur, Gedichte 19, 148.
Hempel, Napoleon der Große in 28 Barden-Gesängen 50, 399.
Hundt's Harfe und Speer 50, 397.
Junkers Gedichte 5, 36.
Juvenal übersetzt von Otto v. Haugwitz 23, 192.
Kaltschmidts Gedichte 50, 398.
Kanngiesers Oden 50, 398.
Kuffners Gedichte 5, 35.
Lasberg Sammlung altdeutscher Gedichte 50, 396.
von Mellish Gedichte 50, 399.
Müllers patriotische Kriegs- und Siegslieder 50, 397.
Oelsner Morgenlied der freyen Deutschen 50, 399.
Pythagoras Taschenbuch 14, 110.
Rhesa, das Jahr, in 4 Gesängen aus dem Litthauischen 50, 397.
Rheinisches Taschenbuch 5, 35.
Robert's Kämpfe der Zeit, in 12 Gedichten 50, 397.
von Schenkendorfs Gedichte 50, 398.
Schmidt, (Pred. in Teltow) die Völkerschlacht bey Leipzig 50, 399.
Schmiedels Versuche in Gedichten 5, 35.
Dr. Schmitz Sinngedichte 50, 397.
Schorch, Luthers Entscheidung, ein dramat. Gedicht 12, 96.
Schreibers (Aloys) poetische Werke 12, 95.
Schröder Erinnerung für seine Waffenbrüder 50, 398.
Sturmes Gedichte von Clodius 4te Ausg. 50, 398.
Stollbergs vaterländische Gedichte 50, 397.
Thümmel, der heilige Kilian 50, 399.
Urania Taschenbuch 5, 34.
Wellentreter, gesammlete Blätter 14, 109.
Wendelstadt, die Völkerschlacht bey Leipzig in 4 Gesängen 50, 398.
von Wessenbergs Blüthen aus Italien 11, 83.
Wünning poetische Versuche 50, 398.

6. Geschichte.

de Bray's critischer Versuch über die Liefländische Geschichte 9, 71.
Buonaparte (Joseph) sein militärischer Character 13, 102.
Dodds Schönheiten der Geschichte 37, 296.
Fox, Parlaments-Reden in 6 Bdn. 9, 71.
Glinka's Briefe zur Geschichte d. J. 1812 bis 1814. 9, 71.
Kaidanow's Grundzüge der Universalhistorie 9, 71.
Karamsins Geschichte Rußlands 9, 71.
Köthe's historisches Taschenbuch, von 1817. Europa vor dem dreyßigjährigen Kriege 17, 135.
Millots allgemeine Weltgeschichte, fortgesetzt von Hormayr 17, 133.
Orlow's Begebenheiten in der Kirche und im Vaterlande 9, 71.
Streyband Versuch über die Mythologie der russischen Slaven 9, 71.

7. Länder- und Völkerkunde.

Africa, mangelhafte Kenntniß von dem Innern dieses Erdtheils. Unternehmung der Admiralität von England, diesem Mangel abzuhelfen 51, 406.
Bertolacci's Uebersicht von Ceylon. Wunder der Baukunst und Industrie daselbst 9, 72.
Bramsens Spaziergänge durch Europa, Asia und Afrika. Ist kein Seume 38, 299. 39, 305—309.
Brun, Neapel, Sitten- und Landschaftsstudien von Neapel 14, 108.
Darstellung aus den Ritterzeiten 28, 224.
Von der Decken, der englische Nationalcharacter 11, 81.
Von Freygang über den Kaukasus und Georgien 20, 160.
Von Gagern, der Deutsche in Nordamerika 46, 362.
Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten 28, 224.
Golownin über Japan 9, 71.
Guerilla's in Spanien 13, 102.
St. Helena, Beschaffenheit und Clima dieser Insel 1, 7.
— — Bonaparte daselbst 3, 19.
Heß, (Dav.) die Badenfahrt (die Heilquellen zu Baden in der Schweitz) 24, 186.
John Irwitt, Nachricht von Noalka-Sund 41, 325.
Julien's Topographie aller bekannten Weinberge 16, 128.
von Kotzebue's (Moritz) Nachrichten von Imeretien 43, 337.
Miniaturgemählde aus der Länder- und Völkerkunde 28, 223.
Neu-Seeland, Colonisirung desselben 40, 319.
Polen. Schluß des polnischen Reichstages. Auszüge aus der Addresse des Senats an Kaiser Alexander. Der Deputirten-Kammer und der Rede des Monarchen selbst 3, 19.
Raffles über Java, Geschichte dieser Insel 20, 159.
Rußland. Der Kaiserin Mutter wohlthätige Anstalten daselbst 10, 79.
Sartory, (Fr. v.) kleines Gemählde von Paris 1818. Einige Anecdoten daraus von Buonaparte 7, 53.
Schreibers, Aloys, Handbuch für Reisende am Rhein. Mit Auszügen 39, 305.
Steffens die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden 41, 83.
Stork's Darstellungen aus dem preussischen Rhein- und Mosellande 37, 289. 38, 297.
Swinjin's Beschreibung von Petersburg 9, 71.
Timor, die Einnahme dieser Insel 4, 25.
Tuckey's Beschreibung einer Reise zur Untersuchung des Flusses Zaire oder Congo 1816. 51, 406.
Statistischer Versuch über Neufschatel 44, 352.

8. Magnetismus.

Annales du magnétisme animal 28, 218.
Archiv für den thierischen Magnetismus mit Auszügen interessanter Geschichten 28, 217.
Meister Auth, Magnetiseur in Heidelberg, Doktor Göttgen vertheidigt ihn 52, 413.
Damen, warum sie so große Anhänglichkeit zu ihren Magnetiseurs haben? 13, 101.
Demschick über den thierischen Magnetismus 16, 128.
Dreckapotheke, der Magnetismus bringt sie wieder zu Ehren 52, 413.
Dr. Fleischmann fernere Wundergeschichte seiner Somnambüle 35, 275.
Von Ghert curirt eine gelähmte Zunge, durch seine Gedanken, die er darauf richtet 47, 376.

Digitized by Google

Ohne Kenntniß des Gebrauches in einer Tabaksdose mit der Herzgrube 47, 376.
Magnetismus, Urtheile darüber aus den Heidelberger Jahrbüchern 9, 66. Etwas Belustigendes davon 17, 134. 22, 174.
— — was er ist nach der Jenaer Literatur-Zeitung 11, 100.
— — mit Gespensterglauben und Gespensterhistorie verglichen 47, 374.
— — der, als ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der Aufklärung 28, 218.
Madam Millet 19 Jahr alt, sieht mit dem Magen auch mit der Schulter 47, 375.
Samain de Montferrier neue Hypothese über die Natur des Magnets 24, 192.
Wo der sechste Sinn der Magnetiseurs zu suchen sey? 24, 192.
Somnambüle: Unterschied deutscher und französischer Somnambülen 28, 218.
— — alte sechzigjährige Männer sollen keine Wirkung auf sie haben 35, 276.
— — stehen auf der Stufe des Instinkts 35, 280.
Tische und Stühle können Gedanken haben 28, 218.
Warnungstafel vor der Tollheit des Magnetismus 48, 377.
Wellentreter Rede über Magnetismus im Frauenzimmer-Almanach 1818 35, 280.
Daß die Zeugungskraft eine große Rolle im Magnetismus spiele 48, 378.

9. Militärische Schriften.

Ein Paar militärische Anecdoten à la Münchhausen 40, 320.
Blick auf das deutsche Kriegswesen 35, 278.
Bomsdorfs Mittheilungen aus dem russischen Feldzuge 35, 278.
Catel's neue Vertheidigungs- und Befestigungs-Kunst 35, 279.
Dictionnaire des batailles, die während der französischen Revolution statt gefunden haben 26, 208.
Eloquenze militaire, oder die Kunst die Soldaten zu bewegen 26, 201.
Verschiedene militärische Gegenstände 41, 328.
Hahn's Soldat in Hinsicht seiner Pflichten. — Schuhhiebe! 47, 376.
de Rayles Memoiren über den Krieg in Spanien 13, 102.
von Plotho's Krieg gegen das verbündete Europa 35, 279.
Ribbentropp's vollständige Sammlung aller Vorschriften, welche auf die preußische Militärökonomie Bezug haben. 19, 150.
Smitson Wehr- und Schirmanstalt 16, 128.
von Thiebaut Darstellung der Feldzüge der Franzosen in Portugall 10, 76—78.
Venturini's Befreiungskrieg 35, 279.
Volksbewaffnung in der Vendee 36, 285.
Oesterreichische militärische Zeitschrift 36, 285.

10. Miscellen.

Goldene Aepfel in silbernen Schalen 36, 288.
Beantwortung von Briefen 26, 208.
Bemerkung des Herausgebers über das Oppos. Blatt No. 133. 9, 72.
Beobachter der Moden, wer sie studieren müsse? 46, 357.
Berichtigung eines vorteiligen Berichtes über Göthe und Kotzebue 21, 168.
Brockhaus gegen Maklot über Nachdruck 23, 186.
Kleiner Katechismus der Lehre vom Bücher-Nachdruck 36, 288.
Darf man jede Wahrheit sagen? 41, 325.
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber; Bedenklichkeiten bei dieser herculischen Unternehmung 23, 185.
Herr Regierungs-Rath von Grävell 39, 309.
Hazzi über Theurung und Noth der Vergangenheit und Gegenwart 38, 304.
Houwald und Conteffa romantische Accorde 35, 280.
Kammermädchen (Pariser) ihre Verschlagenheit 7, 56.
Kellner, Begleiter und Apostel der Frau von Krüdener ist kein Betrogener 13, 100.
Klaglieder über Gegenstände der Zeit 39, 312.
von Krüdener gute Handlung derselben 29, 232.
Laun's gesellige Abende 35, 280.
Lenormand, (Madem.) Prophetin zu Paris erhält Besuch von Staatsmännern und Freigeisten 7, 54.
Löben, Graf, Spaziergang in einem Rosengarten 35, 280.
Maklot, der Nachdrucker an den Herausgeber, mit einigen nicht verwerflichen Gründen 27, 209.
Ein siebenjähriges wundergutes Mädchen 28, 221.
Martens, Recueil de traités d'alliance — nouveau Recueil 26, 208.
Mone's Einleitung in das Niebelungenlied zum Schul- und Selbstgebrauche 49, 392.
Ob Zeitschriften die öffentliche Meinung machen und ausdrücken? 33, 264.
Orellius und Heumann über die Disputationen des Arnobius 24, 188.
Ueber das Perpetuum mobile 28, 222.
Schlichtegroll über eine ägyptische dreyfache Inschrift 28, 223.
Selters, Unfug der dortigen Brunnenknechte 13, 102. Endlicher Bescheid darüber 51, 408.
Ueber die Göttinger Studenten-Unruhen 34, 265.
von Textor's sonderbare Schicksale 29, 229.
Ueber eine Tonnen-Fabrik 20, 160.
Ueber den jetzt herrschenden Geist der Unzufriedenheit unter den Völkern Europas 33, 264.
Umaroff über die eleusinischen Mysterien 49, 392.
Verhandlungen einer Gartengesellschaft 49, 392.
Die Wallfahrtspflichten, zu Skutari gedruckt 37, 296.
Wer sind Licht-Pachter? 10, 80.
Wibeking über den Einfluß der Baukunst auf Civilisation 24, 188.
Witzfunken und Lichtleuchter 35, 280.

11. Naturkunde.

Alix neues System des Welt-Alls, übersetzt von Burhard 19, 151.
Joseph Bank (aus dem philosoph. Magazin) merkwürdiger Orkan 46, 368.
Erneuerte vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat 17, 131.
Bode's astronomisches Jahrbuch 1820 37, 296.
Wichtige Fehler bei Erlernung der Naturgeschichte 30, 239.
Thomas Forster über die Phänomen der Atmosphäre 20, 160.
Fray, über den Ursprung der organisirten und unorganisirten Körper 37, 296.
Gasbeleuchtung gegen Wachslichter berechnet 22, 176.
Hunters landwirthschaftliche Versuche 22, 176.
Kaleidoskop (Schönjucker) Nachricht davon und Einrichtung desselben 24, 185.
Neumann von der Natur des Menschen 37, 296.
Ueber die eßbaren Nester der Java-Schwalbe 30, 237.
Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft 38, 304.

Die Spinnen als Wetterpropheten 32, 253.
Steinhäuser über das Innere der Erde 7, 51.
Verstandesfähigkeit eines Orangutang nach Kuvier in den Annales du musée d'histoire naturelle 40, 317.
Merkwürdige Versteinerungen auf Island aus Gr. Makenzie's Reise 46, 367.
Vieth über Kalender-Formen und Reformen 38, 302.
Voigts Grundzüge einer Naturlehre 19, 152. 20, 158.
Ritter, die Weinlehre, oder Grundzüge des Weinbaues 41, 327.
Wirkungen und Eigenschaften der Kälte 45, 358. Während des Feldzuges in Rußland 45, 359—360.

12. Philosophie.

Das goldne Buch 33, 261.
Buquoy Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur 28, 222.
v. Calker über die Bedeutung der Philosophie 41, 327.
Erhardts Antrittsrede über Begriff und Zweck der Philosophie 24, 189.
Eschenmayers Psychologie 13, 103.
Thomsons Annalen der Philosophie 27, 215.

13. Politik.

Ueber die Ansprüche des deutschen Adels 15, 115.
Bayerns Constitution, nebst einer Critik über uns Alle 27, 210.
Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Gesellschaften in Europa 48, 381.
Bignon, Klüber und Drais Streit zwischen Baiern und Baden 52, 409.
Böhmer, Deutschlands magna charta aus dem 15. Jahrhundert für den geistlichen und weltlichen Stand 2, 14.
Bund, der heilige, von K. Alexander gestiftet 3, 23.
Ueber den deutschen Bund 15, 114.
Ueber deutsche Bundes-Interessen 43, 343.
Constitutionen, ihr endliches Schicksal 25, 194.
Ueber Constitutionen pro und contra 40, 314. 41, 321. 42, 329. 43, 338. 44, 345.
von Drais Geschichte der Regierung und Bildung von Baden 31, 246.
Ueber Einfuhrverbote der englischen Waaren 15, 113.
Ferrand's Theorie der Revolutionen entlarft Bonaparte 5, 39.
Fragment eines Gespräches zwischen zwei alten Freunden 27, 216.
Fievées politische Correspondenz 14, 111.
Forsters Grundzüge der Geschichte des preußis. Staates 36, 288.
von Gagern über Deutschlands Zustand und Bundesverfassung 48, 378.
Neue französische Glückseligkeit 6, 41. 7, 52.
Hüllmanns Urgeschichte des Staates 11, 82.
Ueber den Kornwucher 15, 115.
Krugs Kreuz- und Querzüge eines Deutschen auf den Steppen der Staatskunst und Wissenschaft 42, 333. 43, 339.
Krüger über Constitutionen 32, 255.
Lips, Professor, über den deutschen Bund und noch acht andere Rathgeber der deutschen Bundesversammlung 5, 39.
Lourdoueix über das Wiener Cabinet 33, 260.
Luther an unsere Zeit 3, 24.
Metternich, (Fürst) Schreiben desselben 14, 111.
Müllers Staatsanzeigen (gegen Görres) 17, 136.
Panorama, oder Bemerkungen über die neuen Grundsätze der Staatswirthschaft 14, 112. 15, 118. 37, 296.
Merkwürdige politische Prophezeihung nach Maasgabe Apokalypse und Daniels über Napoleon 3, 17.
Regent und Volk oder welche Constitution muß das preuß. Volk haben? 49, 385.
von Seckendorfs Fürst nach antimachiavellischen Grundsä 20, 159.
von Voß (in der Zeiten 7r Heft) rectifiziret von Gägern 198. wie auch den russischen Kaiser 25, 194.
Was der Congreß zu Aachen alles hätte thun können? 52, 4
Willemer, wie verhält sich die Zeit zum heiligen Bun 32, 254.

14. Reisen.

Bericht über einen zehnjährigen Aufenthalt in Tripolis 6,
von Bülows, Freistaat von Nordamerika 23, 189.
Ellis Journal der Gesandtschaft nach China 6, 46.
Erinnerungen von den antillischen Inseln 44, 349.
Georgel's Reise nach Petersburg 47, 369.
Germar's Reise nach Dalmatien 17, 138.
Hollands Reise nach den jonischen Inseln, Gränelscene be aus 6, 47.
Kephalides Reise durch Italien und Sicilien 29, 225. 3 233. 31, 241. 32, 249.
Kinair's (John Macdonald) Reise durch Kleinasien, Arm nien und Kurdissan 34, 269.
Kosters Reise nach Brasilien 6, 48. 24, 192.
Kotzebue, (Aug. von) Reise der Nase nach. Dritter Brie 1, 5. — Vierter Brief 2, 11.
von Kotzebue, (Moritz) Auszug aus dessen Tagebuch seiner Reise nach Persien 9, 67.
von Kotzebue, (Otto) Bericht von den Begebenheiten de dritten Jahres seiner Seefahrt 21, 165.
von Raumer, Herbstreise nach Venedig 14, 110.
Reise in die Länder zwischen der Mosel und dem Rhein 41, 328.
Scheppards Reise durch Frankreich, Italien, Deutschlan und die Schweiz 40, 319.
Southny's, (Robert) Reise durch England 34, 269.
Spences (Miß) Briefe aus Nord-Schottland 6, 47.
Spikers Reise durch England, Wales und Schottland 23, 189.
Tagebuch einer Reise nach Siebenbürgen, 30, 233.

15. Romane und Satyren.

Der Astrolog nach Walter Scott 19, 148.
Die Deutung der Null 28, 223.
Ferdinand von Felsenthal und Alwine Lindenhain 35, 289.
Friedrichs satyr. Zeitspiegel 27, 216.
von Germar Waldrosen 35, 280.
Haberlands Amtmann zu Rhemhausen 19, 150.
Hougthon, (Miß) die feindlichen Stammhäupter, 35, 280
Lafontaine's neuer Roman, Reinhold 19, 148.
Laun, der Zauberreigen, in den Erzählungen für Winterabende 16, 125.
Laun's drei Tage zu Pferde 19, 148.
Laun, die Kleinstädtereien 35, 279.
L'officieux ou les presens de noces 26, 202.
Schilling, die Bedrängten 5, 36.
von Schlippenbachs Lebensblüthen 16, 123.
Sponagel, Beschreibung seiner Leiden zu Pyrmont 19, 150
von Voß, Geschichte des Herrn von Lütterhof 12, 95.
— — (Julius) und Friedrich parallelisiret 12, 95.
— — Jul., neue dramatische Schwänke 12, 95.
Drei Vorlesungen über Galls Schädellehre 11, 88.
Wahl und Führung, oder Religion und Fanatismus 16, 121
Zschocke, das Goldmacherdorf 12, 95.

16. Schauspiele.

Abraham, ein biblisches Drama 30, 240.
Fualdes auf einem Liebhabertheater 7, 54.
Gubitz, die seelige Frau 12, 96.
Heutige dramatische Kunst 17, 134.
Müllner ist kein Rebellappler, 17, 136.
Oehlenschlägers Hagbarth und Signe, ein Trauerspiel, 49, 389. Darf die nordische Mythologie auf die Bühne gebracht werden? Schönheit dieses Stücks mit Proben 49, 390.
Raupachs dramatische Dichtungen 46, 365.
Reinbecks dramatische Werke 5, 35.

17. Theologie.

M. Aigidius, über den Zustand der Protestanten in Frankreich unter Ludwig XIV. XV, 5, 33. Was sind Concordate 34.
Die Allgegenwart Gottes 11, 84.
Andachtsbuch für gebildete Familien 36, 288.
Bobertags Rede: wie kann der gesunkenen Religiosität wieder aufgeholfen werden? 24, 191.
Briefe an eine Dame die theolog. Literatur betreffend 1 Br. 33, 257. Harms und seine Streitsätze, die vorzüglichsten Gegner desselben 260. 2r Brief Orthodoxen, Rationalisten, Naturalisten, Philosophen, Fanatiker, Schwankende 50, 393. Die Altonaer Bibel von Funk 395. Ueber theologische Literatur 2r Brief. (Beschluß.) 51, 400.
Bruns, Luthers ungedruckte Predigten 28, 222.
Päbstliche Hierarchie in protestantischen Staaten: 4, 29.
Kanne's Leben und aus dem Leben erweckter Christen aus der protestantischen Kirche 11, 87.
von Kempen, Thom., von der Nachfolge Christi, neueste Ausgabe 43, 344.
Der sächsische Fanatiker Kloos 25, 193.
Maier's Aphorismen über Religion, Kirche und Staat 48, 384.
Müllers, (Pfarrers) Busreden 11, 84.
Offenb. Johannis, gedeutete Weissagung daraus 3, 19. 8, 61.
Plank über den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Kirche, über Offenbarung und Inspiration 18, 144.
Religion, Kirchenthum, Concordate und Urtheile über: De la liberté des Cultes et des Concordates 1, 4.
Verwirrende Störungen in Kirche und Staat der Frau von Krüdener 13, 99. Ihr Aufenthalt in Mitau 17, 129.
Theosofon, oder von dem Zustande nach dem Tode 16, 128.
Troll's Leben und Wirken unsrer Schulen, besonders über den Religionsunterricht für das weibliche Geschlecht 11, 85.
Ursache der Irreligiosität, Grenzen der protestantischen Geistlichen 4, 29.
von Wessenberg und das päbstliche Breve von Huber. Ursachen seiner Verfolgungen 11, 84.
Fromme Wünsche eines Catholiken zur dritten Jubelfeier Luthers mit Auszügen und Anmerkungen 4, 28.

18. Turnkunst.

Ascher, Dr. Saul, — Passow und Wachler! 37, 295.
von Diercke's Urtheil über die Turnkunst 11, 88.
Drais, die Laufmaschine, 19, 152.
Hillebrand über Deutschlands Nationalbildung, 30, 237.
Meinung, gemäßigte, über das Turnen aus der Schrift: Regent und Volk 48, 384.
Nicolai, einige Worte zur Empfehlung des Turnwesens 19, 152.
Passow's Turnziel für Turnfreunde und Turnfeinde 1, 1. 2, 10.
Ruckstuhls Prolog auf die Errichtung eines Turnplatzes 19, 152.
Scherers Turnfehde, oder: Wer hat Recht? 30, 234.
Neueste Schrift über das Turnwesen von einem Schulmann 30, 234.
Turnkunst nach Jahn und Passow, Einwendungen gegen dieselbe 1, 3.
— Die Jugend soll das Alter lehren 2, 10.
— Das Turnen reinige die Sprache, kürze die Flegeljahre ab. 2, 10.
— Der Turnwart müsse Oberaufseher der Schule und Stütze des Staates und der Thronen werden 2, 10.
— Urtheil des Herausgebers über diesen Gegenstand und über Herrn Passow insbesondere 2, 11.
— Das Turnen ist der Kern aller Tugenden und Wissenschaften 30, 235.
— Unschuldige aber merkwürdige Geständnisse des Redners 30, 236.
— An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen 30, 236.
— Vorzüge der Pariser Turngesetze vor den Deutschen 30, 236.
Zimmermanns Rede am Tage des Aufrufs zu den Waffen in Hamburg gehalten, das Turnen und Altdeutschthum betreffend 17, 135.

19. Vermischte Schriften.

Empörender Adelsübermuth 24, 192.
Alisons Aesthetik 24, 190.
Archiv des heiligen Bundes. Erstes Heft 3, 24.
Arndts Urtheil über Friedrich den Großen beleuchtet und auch größtentheils heim geleuchtet 34, 267.
Betrachtung über die Freiheit der Presse und Censur 18, 144.
Bibliothéque historique, Curiositäten daraus: Voltaire 5, 36. Die Schweitzer 37. Die Lanzen-Ritter 37. Gastfreundschaft 38. Lebewohl an mein Vaterland 38. Anecdote 39. Schreiben an Laine 6, 41. Klage zweier Kinder wegen ihres ermordeten Vaters 6, 41. Gefahren der Reinlichkeit 42. Der wollüstige Priester 42. Das Pferd Cosak genannt 42. Musterhafte Justiz 43. Löbliche Vorsicht 43. Gütige Vermahnung 43. Brüderliche Aufopferung 43. Attestat der Akademie Bourges 44. Bittschrift an die Pairs-Kammer 6, 44.
Bibliothéque universelle, Auszüge daraus, die Insel Timor betreffend 4, 25.
von Bülow, über das Kirchenwesen in Deutschland 4, 29. Ursache des Verfalls der Religiosität. Was von Generalsynoden zu erwarten sey 4, 30.
Catalani curirt durch Gesang 26, 201.
Durand, Marseille, Nimes et ses Environs, Blut und Fanatismus 10, 78.
Der Feldzug in Meklenburg und Holstein 24, 189.
Försters Beiträge zur neuen Kriegsgeschichte und über Sprachreinigung 7, 51.
Ueber Frauen-Vereine 10, 74.
Freiburg, die Universität 26, 207.
von Göthe, über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden 3s Heft 13, 108.
Gregoire, die Brückenbrüder 20, 156.
von Guckenberger's Vernunftbüchlein für Mütter und Aerzte 16, 128.

Hamann, einige Meinungen desselben 24, 195.
von Hammers Gedichte der schönen Redekunst Persiens 17, 132.
Journale, ob sie die öffentliche Meinung ausdrücken 24, 191.
Kannegießer, die alte komische Bühne zu Athen 24, 190.
von Kotzebue's Geschichten für seine Söhne, ins Französische übersetzt 11, 88.
Kirchhof über die Wiederherstellung der protestantischen Kirche 4, 32.
Lamezan allemagne fédérative 46, 368.
Mai, Angelo, 17, 133.
Die blinde Mac-Avoy sieht mit den Fingern 16, 124.
Memoiren der Mdm. d'Epinay 3, 21.
Menschengeschlecht, ob es fortschreite; auch in der Moral? 24, 190.
Merkel über Deutschland 8, 57.
Das Mittelalter, was es war? 24, 190.
de Moleville, Henry., Memoires particuliéres 46, 368.
Montvéran über englische Preßfreiheit 11, 88.
von Santen, die Größe der Criminal-Verbrechen zu bestimmen 18, 144.
Sintenis Menschenwürde 11, 88.
Sklavenhandel, neue Ursachen von der Abschaffung desselben 11, 88.
Traité du choix des livres 26, 207.
Tychsen über den Gebrauch des Papyrus im Mittelalter. Unglaubliche Dauer desselben 1, 8.
Weingarts Erziehungslehre für gebildete Eltern 16, 128.
Winkelmanns letzte Lebenswoche 24, 190.
Zeitgeist, die Stimme desselben an das deutsche Volk. Was ist Zeitgeist 10, 75. 15, 113.
Zuruf an Deutschland 10, 75.

20. Zeitschriften.

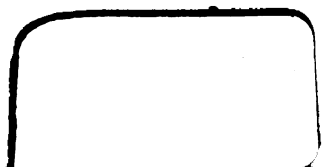
Amerika, dargestellt durch sich selbst 8, 57.
Andre, Hesperus, ein Nationalblatt 17, 133.
Europäische Annalen über Preußens Verfassung 22, 173.
Chronique indiscrète 26, 201.
Bucholz Journal für Deutschland über das Mittelalter und über Mahomed 22, 172.
Edlins freymüthige Blätter für Deutsche 22, 173.
Le conservateur 44, 347. 45, 355.
Nürnberger Handelszeitung über den Buchhandel 17, 133.
L'homme gris 26, 203.
Warschauer Jahrbücher für Freunde der Wissenschaften 39, 312.
Würtembergisches Jahrbuch sehr auffallend berichtiget durch die österreichische militärische Zeitschrift 25, 193.
Das politische Journal 27, 213.
Journal der Land- und Seereisen 24, 188.
Isis von Oken 24, 187.
Leipziger Kunstblatt über Theater und Schauspieler 24, 187.
Merkels deutsches Archiv für die Physiologie 27, 213.
Millins encyclopädische Annalen 18, 144.
Minerva über Maciron 22, 173.
Nemesis Codex apocryphus von preußischen Gesetzen 22, 172.
Oppositionsblatt in Beziehung auf den Hamburger Correspondenten, die Allgem. Zeitung und den Freymüthigen 2, 9.
Le surveillant politique et literaire 26, 202.
Militärisches Wochenblatt, Kriegsscenen 8, 63. 9, 65.
Die Zeitgenossen 7, 56. 8, 63.
Polnische Zeitschriften, ihre Titel 30, 240.
Oesterreichische militärische Zeitschrift 49, 388.
Göttinger gelehrte Zeitungen 24, 190.
Zschocke, Ueberlieferungen 27, 212.
Politischer und literarischer Zuschauer. Die Ermordung des Fualdes 23, 186.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

APR 5 - 1950



Digitized by Google

Digitized by Google